ARCHIV

FÜR DAS

STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN UND LITERATUREN

BEGRÜNDET VON LUDWIG HERRIG

HERAUSGEGEBEN

VON

ALOIS BRANDL UND HEINRICH MORF

LXV. JAHRGANG, CXXVI. BAND

DER NEUEN SERIE XXVI. BAND

BRAUNSCHWEIG

DRUCK UND VERLAG VON GEORGE WESTERMANN

1911

Inhalts-Verzeichnis des CXXVI. Bandes,
der neuen Serie XXVI. Bandes.

Abhandlungen.

Kleinere Mitteilungen.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Verzeichnis der von Mitte Dezember 1910 bis Ende Juni 1911 bei der Redaktion eingelaufenen Druckschriften, mit folgenden kurzen Anzeigen:

Allgemeines.

Neuere Sprachen.

Germanisch.

Deutsch.

Englisch.

Bild des Richard Rolle von Hampole
nach Ms. Additional 37049, fol. 52b, neben v. 306 ff.

(Zu: The desert of religion.)

Herder und Graf Wilhelm von Schaumburg-Lippe.

Handschriftliches zu Herders 'Apostrophe an den Menschen', 'Das menschliche Leben' und 'Brutus'.

Bei der fortschreitenden Neuordnung des Fürstlichen Hausarchivs zu Bückeburg sind in einem Faszikel, der die Aufschrift 'Varia' trägt, in einem besonderen Umschlag mit der von dem Grafen Philipp Ernst (1777—1787), dem Nachfolger des Grafen Wilhelm, herrührenden Aufschrift 'Poesien und Aufsätze vom Regierenden Herrn Grafen von Schaumburg-Lippe' noch einige Handschriften gefunden, die gestatten, die Band 122 (1909), S. 1 f. dieser Zeitschrift gemachten Mitteilungen über Geschichte und Textgestaltung von Herders 'Brutus' zu ergänzen und zugleich in bezug auf zwei Gedichte Herders und ihre Vorlagen Neues zu bieten.

Die Bedeutung der zu besprechenden Dichtungen und Übersetzungen liegt vor allem darin, daſs sie uns einen Einblick in die persönlichen Beziehungen zwischen Herder und dem Grafen Wilhelm gewähren, und zwar in der Zeit, in welcher die beiden hervorragenden Männer, die so viel voneinander erwartet hatten, dann aber in ihrem Verkehr die erhoffte Befriedigung nicht fanden, sich geistig am nächsten gestanden haben. Der Graf Wilhelm war nicht nur ein genialer Kriegsmann von weitschauenden Gedanken und groſsem praktischen Können, sondern auch wie sein Vorbild Friedrich der Groſse ein Philosoph, ein entschiedener Vertreter der Aufklärung im Sinne Christian Wolffs, der sich voll tiefgehenden Interesses mit den groſsen Fragen menschlichen Denkens beschäftigte. In der Allee von Pyrmont unterhielt er sich eines Sonntags unter tausend Menschen zwei Stunden mit dem hannoverschen Leibarzt Zimmermann auf einer Stelle über alle Beweise für das Dasein Gottes, ihre Mängel und wie ihm dünkte, daſs man alle übertreffen könnte. Er, der Reichsfürst, korrespondierte mit dem 'Hochedelgebohrenen, Hochgeehrten Herrn' Moses Mendelssohn: unter den von ihm hinterlassenen Papieren liegt noch ein Quartheft mit vierundzwanzig eng beschriebenen Seiten, die Abschrift einer Abhandlung des jüdischen Philosophen über die Unsterblichkeit der Seele, die die Gräfin Maria eigenhändig aus der dann wieder zurückgeschickten Originalhandschrift genommen hat. Er hatte in dem jungen Thomas Abbt einen Genossen seiner Gedanken gefunden und später Herder berufen, weil dieser wegen seines Verständnisses für den so früh verstorbenen Abbt ein gleich verständnisvoller Genosse wie dieser zu werden versprach. Während jedoch der Graf schon

einen festen Standpunkt gewonnen hatte, seine geistige Entwicklung in allem Wesentlichen abgeschlossen war und es sich für ihn nur noch um den Ausbau seiner Gedanken und ihre folgerechte Anwendung auf die einzelnen an ihn herantretenden Fragen handelte, war der um zwanzig Jahre jüngere Herder noch in brausender Entwicklung, dabei jedoch von vornherein geschaffen und gewohnt, nicht zu hören und zu empfangen, sondern zu lehren und zu geben. Und dazu kam noch ein anderes, Wichtigeres. Herder sagte sich in Bückeburg von der Aufklärung los, der der Graf anhing. Während der Graf auf das geistliche Amt, in das er Herder berufen hatte, als aufgeklärter Philosoph kein Gewicht legte, ging Herder gerade in Bückeburg die Überzeugung von dem einzigartigen, selbständigen Werte des Predigtamts auf, es trat die Wendung in seinem Denken ein, die ihn dem Predigtamte treu bleiben liefs und so bewirkte, dafs er der Theologe unter unseren Klassikern wurde. Beide Männer haben einander achten gelernt, sie sind dann in dieser gegenseitigen Hochachtung nach fünf Jahren voneinander geschieden, aber die Gedankenwelt, in der sie sich bewegten, war zu verschieden, als dafs sie sich in gemeinsamer Arbeit hätten zusammenfinden können. Aber den ernsten Versuch, zusammenzukommen, haben sie gemacht, die Zeugnisse davon liegen uns hier vor. Die Arbeiten, die uns beschäftigen, bewegen sich auf dem Gebiete, in dem sich sozusagen ihre Gedankenkreise schnitten, Gemeinsames hatten und so Anknüpfungspunkte zu geistiger Gemeinschaft und gemeinsamer Gedankenarbeit boten. Was die Aufklärung Positives gab, wird in die drei Stichworte zusammengefafst: Gott, Tugend und Unsterblichkeit. Auf zwei von diesen drei Gebieten sehen wir beide sich zu gemeinsamer Arbeit zusammenfinden. Brutus gilt ihnen wie ihrer Zeit als der Vertreter der *virtus romana*, die 'Apostrophe an den Menschen' bemüht sich um den Nachweis eines bewufsten Schöpfers der Welt, das philosophische Seestück um die Verdeutlichung der Leitung der Geschicke und Gedanken der Menschen durch einen allweisen und allmächtigen Lenker dieser Welt. Dafs sich die christliche Weltanschauung und der Deismus dann dadurch unterscheiden, dafs dieser nur einen Schöpfer der Welt, der die Voraussetzungen des Weltlaufs bestimmt, nicht aber wie jene auch eine fortwährende Weltregierung, eine dauernde Beeinflussung des Geschehens durch denselben lehrt, kommt hier nicht in Betracht, da in dem philosophischen Seestück nur die Lenkung des Geschehens durch eine Gottheit, nicht aber Zeit und Art derselben festgelegt wird. Der ernstliche Versuch einer geistigen Annäherung zwischen dem Grafen und Herder in dem Winter von 1773 auf 1774, in dem auch so mancher herzliche Brief der Gräfin Maria an die junge Frau Herder geschrieben ist, zeigt sich nicht nur darin, dafs Herder zweimal philosophische, in französischer Sprache geformte

Gedanken des Grafen in deutsche Verse umgieſst, der Graf aber einen Abschnitt eines Dramas Herders in das Französische übersetzt, sondern auch darin, daſs Herder dem Grafen direkt Einfluſs auf eine seiner Dichtungen gestattet, indem er, wie es sich aus den neu gefundenen Papieren zweifellos ergibt, nach den Vorschlägen desselben einen Abschnitt des 'Brutus' umgestaltet.

Die 'Apostrophe an den Menschen' wird in einem Briefe der Gräfin vom 16. November 1773, das philosophische Seestück Ende Januar 1774 in demselben Briefe der Gräfin erwähnt, in dem zuerst von der Übersetzung des Grafen aus dem 'Brutus' gesprochen wird, die dann später noch fortgesetzt wurde.

Wir besprechen die Stücke in der Reihenfolge ihrer Entstehung.

1.

Am 16. November 1773 schreibt die Gräfin Maria an Karoline Herder: '... der gantze Abend war Ihnen und Ihren Herder gewidmet. Auch brachte ich die vortrefliche Übersetzung der Apostrophe an die Menschen zum Vorschein, und machte damit groſse Freude, man (Graf Wilhelm) that sich recht (sic!) was zu gute darauf das Herrn Herder der Gedanke gefallen neu geschienen und Er Ihn so vortreflich übersetzt habe —.' Die 'Apostrophe an die Menschen', wie das Gedicht hier genannt wird, ist S. W. S. 29, 736 auf Grund eines Bogens mit Brouillons aus der ältesten Volksliedersammlung abgedruckt. Es hat sich nun ein in der Mitte gefalteter Halbbogen ohne Goldschnitt gefunden, auf dessen erster Seite der französische prosaische Text der Apostrophe, auf der dritten aber die poetische Übersetzung Herders, und zwar beides von der Hand der Gräfin Maria niedergeschrieben ist.

Der französische Text lautet:

Apostrophe bey Gelegenheit einer gewiſsen Conversation.

Animal sans plûme a deux Jambes! (cette Definition de l'Homme est de Platon) est il possible ou du moins probable Lorsqu'on voit de L'Intelligence et de la Raison dans tes chetives occupations, que la Puissance qui t'a fait, qui fait ou reproduit sans cesse tes semblables par Millions, qui anime L'univers et qui meut Les Astres, en soit depourvue?

Tu en doute n'est ce pas parceque tu ne sens pas comme en toi méme L'Intelligence et la Raison qui preside a L'univers? tu conclus pourtant que d'autres Animaux comme toi ont de la Raison parceque tu vois qu'ils te ressemblent, si tu ne peux étre persuadé qu'ainsi Jl te faudroit[1] aussi etre un Univers pour te convaincre que celui qui est, est gouverné par une Supréme Intelligence.

Die poetische Übersetzung Herders auf der dritten Seite hat folgenden Wortlaut:

---

[1] Hinter faudroit steht in dem sonst ohne jede Abkürzung geschriebenen Text noch ein Zeichen, das aussieht wie ein D mit oben angehängtem c (= donc?).

Apostrophe an den Menschen.

Zweibeinig nacktes Thier! stoltz und — nur Federnlos
du selbst bei jedem Tand thust auf Vernunft so grofs
Und Er der dich gemacht, der ohne Kraft zu schonen
wie dich noch augenblicks hervorbringt Millionen
der Stern und Sonnen schuf, nach Zahl und Maas sie regt
des Weltalls grofser Geist! der dich und alles trägt
der hätte nicht, was dir alleinig edles Wesen
zum stoltzen Nichtgebrauch, zum Haben nur erlesen
Vernunft! Verstand! — Warum? Du fühlest den Verstand
des Weltalls nicht, wie den beim Spielwerck deiner Hand!
Und dennoch dörfen ja Geschöpfe die dir gleichen
nur weil sie gleichen dir, dir an Verstand nicht weichen —
Zweibeinig nacktes Thier! so hüll dein Zweiflen ein
Den Geist des All zu sehn, mufst du selbst — Welt-
all seyn.

Herder hat auch in diesem Gedichte, als er es für den Grafen abschrieb, noch mancherlei geändert, so dafs der Wortlaut an zahlreichen Stellen von dem dem Konzept entnommenen Texte S. W. S. 29, 736 abweicht. Um einen Vergleich zu ermöglichen, ist es am einfachsten, den an der angeführten Stelle abgedruckten Text folgen zu lassen und in demselben die abgeänderten Stellen im Druck hervorzuheben.

Zweibeinig nacket Thier! — stolz und nur Federnlos
du thust bei jedem Tand auf Sinn und Absicht grofs!
Und der dich selbst gemacht, der, ohne Kraft zu schonen
wie dich noch Augenblicks hervorbringt Millionen
der Stern' und Sonnen schuff, nach Zahl und Maas bewegt
des Welltalls grofser Geist! der sich in Allem regt
der hätte nicht, was dir, alleinig edles Wesen
zum stolzen Nichtgebrauch, zum Haben nur erlesen —
Verstand! Vernunft! — warum? Du fühlest den Verstand
des Weltalls nicht wie den, beim Spielwerk deiner Hand!
Und dennoch dörfen die Geschöpfe, die dir gleichen
nur weil sie gleichen dir, auch an Verstand nicht weichen —
Zweibeinig nacktes Thier, so hüll dein Zweifeln ein
denn um das All zu sehn, mufst du — ein Weltall seyn!

Diesem Texte fehlt die Überschrift 'Apostrophe an den Menschen', und es sind nur in Vers 9 die Worte 'Verstand! Vernunft!' hervorgehoben, während in unserer Handschrift noch an vier anderen Stellen Worte durch Unterstreichen hervorgehoben sind.

2.

In der Vulgatausgabe von Herders Gedichten findet sich 15, 154 ein Gedicht mit der Überschrift: 'Das menschliche Leben. Ein philosophisches Seestück', zu dem noch die Anmerkung hinzugefügt ist: 'Nach einem französischen Gedicht des Grafen Wilhelm von Bückeburg'. Die Gräfin Maria schreibt in demselben Briefe aus dem Januar 1774, in dem sie die französische Übersetzung des 'Brutus' erwähnt (16, 366) über dieses Gedicht: 'Mein Herr war ausnehmend gerührt über die fürtreffliche Übersetzung der Mariniers. Ich soll, sagte er, Ihnen wieder sagen

oder schreiben: "dieses sey Original und seines nur Übersetzung; es wäre nicht werth, daſs Sie sich die Mühe gegeben hätten; doch haben Sie ihm rechte Freude damit gemacht."' S.W. S. 29, 369 f. ist das Gedicht mit der Überschrift 'Ein philosophisches Seestück. 1773.' abgedruckt. Unter den Handschriften des Fürstlichen Hausarchivs zu Bückeburg befindet sich nun ein in der Mitte gefalteter Halbbogen mit Goldschnitt, dessen erste und zweite Seite, von der Hand eines Schreibers geschrieben, den bisher unbekannten, vom Grafen Wilhelm verfaſsten französischen Text des Seestücks enthalten, und auf dessen dritter Seite dann die Gräfin Maria eigenhändig den Text des entsprechenden Herderschen Gedichts eingetragen hat. Ein Blick in den französischen Text lehrt, daſs Karoline sich der Vorlage nicht genau erinnert, wenn sie 15, 154 bemerkt, daſs Herders Verse nach einem französischen 'Gedicht' des Grafen gemacht seien. Der vom Grafen verfaſste Text ist in Prosa geschrieben und lautet folgendermaſsen:

Les Hommes, leurs Opinions, leurs Travaux, et la Providence.

Allegorie.

Des Mariniers se trouvent sans Boussôles sur une Mer immense couverte d'epais Brouillards, chacun rame dans sa Chaloupe parcequ'un Principe interieur d'Activité ou d'Inquietude le fait ramer, chacun sait à peu près de combien chaque Coup de Rame fait aller sa Barque, aucun ne scait ou ses Coups de Rame le conduisent; dans cet Etat d'Ignorance les uns naviguent isolés dans la Foule, sans Guide et sans pretendre guider, le plus grand Nombre des Mariniers suivent differens Presomptueux dont chacun crie, c'est à moi à vous diriger, les Criailleurs entetés, imperieux, se disputent entr'eux, excitent à la Discorde leurs differens Partis, et la pluspart querellent et frappent méme quand ils peuvent pour le moindre Ecart ceux qu'ils conduisent, d'autres sans Arrogance encouragent et consolent, ou travaillent pour secourir dans les Perils et les Accidents, ils sont suivis de plusieurs et adoucissent leurs Peines. Toutes les Barques varient en leurs Cours, se croisent, se heurtent ou s'embarassent parmi les Ecueuils, les Gouffres et les Courans, les Mariniers differemment inquiets, sont chacun plus ou moins actifs à la Rame, mais tous isolés, Guides et guidés sont insensiblement entrainés par le Mouvement general et propice de la Mer vers la Plage paisible, et remplissent egalement leur Destinée.

Die metrische Übersetzung Herders hat in der Abschrift der Gräfin Maria folgenden Wortlaut:

Das menschliche Leben.

Ein Philosophisches Seestück.

Mit Dämmernacht bedeckt auf wüstem, weiten Meer
ohn Leitstern und Magnet zieht dort ein schwimmend Heer
Sie rudern: jeden treibt Gefahr und Trieb zum Ruder,
und niemand weiſs wohin? und jeder frägt den Bruder
wohin? Sie sehen All', wie weit ein Ruder schlägt
doch wohin Well' und Schlag und Meer sie alle trägt

da blinden, stammeln sie! und Alle streben weiter!
Der — leiten will er nicht und will auch keinen Leiter
und rudert! Heere dort, in Haufen ziehen die
und Schreier ziehn voran und alle ruffen sie
'Mir nach! mir nach allein!' und klopfen wild, und flammen
anmaſsend wild empor: ietzt stürmen sie zusammen
und zwingen, fluchen, drohn und quälen mit sich fort.
Das arme Mitleid folgt und lindert hie und dort
und tröstet wo es kann! Die Schiffe kreutzen, zagen
Wohin hat Strudel dies? wo das der Strom verschlagen?
Auf Klippen? in den Grund? Untiefen? Sand und Strand?
Ach, der sie schiffen hieſs! — Trift Eines, keines Land? —
Sei ruhig! Alle trägt das milde Meer schon weiter,
der keinen Leiter hat und alle blinde Leiter!
Wer schnell und ruhig treibt, wer ächzt und liegt im Sand
sieh dort, lacht Ufer schon — sie kommen All' an Land.

Dieser Text stimmt, abgesehen von V. 12 'sie' statt 'die', in allem Wesentlichen zu dem Vulgattext 15, 154, weicht aber von S.W. S. 29, 369 f. auſserdem darin ab, daſs hier die Hauptüberschrift 'Das menschliche Leben', zu der die Worte 'Ein philosophisches Seestück' nur zur Erläuterung hinzugefügt sind, fehlt, daſs in der vorletzten Zeile 'liegt und ächzt' statt 'ächzt und liegt' steht und in der letzten Zeile an Stelle von 'lacht Ufer schon' sich findet 'den heitern Port'. Da nun C. Redlich S. W. S. 29, 370 zu der letzten Zeile bemerkt: 'Caroline korrigiert: Sieh! dort lacht Ufer schon', so ist der Hergang offenbar folgender gewesen. Herder hat eine Reinschrift des Gedichtes so niedergeschrieben, wie wir es S.W. S. 29, 369 f. wiedergegeben finden. Als er dann aber für den Grafen eine Abschrift herstellte, hat er beim Abschreiben in den beiden letzten Versen noch je eine Änderung vorgenommen und diese Änderungen für so wichtig gehalten, daſs er Karoline beauftragte, sie in den von ihm geschriebenen Text einzutragen. Hat dann Karoline tatsächlich nur die zweite Korrektur eingetragen, so muſs von dem an den Grafen übersandten Text noch eine Abschrift gemacht sein, denn der Vulgattext enthält beide Korrekturen und erweist sich so als eine Wiedergabe der letzten von Herder geschaffenen Redaktion. Einen ähnlichen Hergang finden wir in der Textgeschichte auch anderer Gedichte Herders. Als Herder z. B. das Gedicht 'Eine Dämmerung' in das Buch der Gräfin Maria eintrug, wich er an 38 Stellen von dem früher im Silbernen Buch eingetragenen Text ab, und Karoline hat dann diese Abweichungen in das Silberne Buch eingetragen, wobei sie freilich bei der nicht leichten Arbeit neun derselben übersehen hat. Dies wird eine Ausgabe des wiedergefundenen Buches der Gräfin Maria erhärten, die sich hoffentlich bald ermöglichen läſst. In den Ausgaben von Herders Gedichten müſste das philosophische Seestück in dem Wortlaut der Abschrift der Gräfin aufgenommen werden. Im Vulgattext sind die kleinen Änderungen vorgenommen, die wir gewöhnlich in Abschriften von

Schreibers Hand in den Dichtungen Herders finden: alle Verse beginnen mit grofsen Anfangsbuchstaben, und Orthographie und Interpunktion sind einer Korrektur unterzogen. Die Differenz V. 12 'sie' und 'die' ist nicht aufgeklärt.

3.

In einem Quartheft, das aus sechs in der Mitte gefalteten Halbbogen mit Goldschnitt ohne besonderen Umschlag besteht, befindet sich zunächst eine Abschrift des 'Brutus' in der schönen und klaren Handschrift der Gräfin Maria, der Gemahlin des Grafen Wilhelm. Auf der ersten Seite steht

Brutus.

den 9ten Januar
1774.

In den grofsen Zwischenraum zwischen der ersten und zweiten Zeile hat dann später Graf Philipp Ernst, aus dem früher beschriebenen Originalmanuskript Herders ergänzend, eingetragen: 'Ein Drama zur Musik'. Seite 3—19 folgt dann mit Wiederholung des Titels 'Brutus' — auch hier hat Philipp Ernst 'ein Drama zur Musik' hinzugefügt — eine genaue Abschrift des ursprünglichen, am Geburtstage des Grafen Wilhelm überreichten Textes, also III, 2 und 3, in dem Bd. 122, S. 9 f. mitgeteilten Wortlaut. Auf S. 21—23 hat die Gräfin die französische Übersetzung des Grafen von dem ursprünglichen Texte von III, 2 eingetragen. — Auf S. 21 steht als Titel vom Grafen geschrieben:

Imitation
oder gewagte Probe einer freyen Uebersetzung
der 2ten Scéne
des IIIten Act: von Consistorial Raht Herder's
BRUTUS.

und es folgt dann auf den beiden folgenden Seiten eine Abschrift der Übersetzung auf Grund des einen Halbbogens des Bd. 122, S. 13 f. beschriebenen Konzepts. Es ist dann aber S. 21 nachträglich zwischen 'der 2ten' und 'Scéne' eingefügt 'u. 3ten', unter die Zeile 'C'en est fait' etc. vom Grafen selbst ein langer Strich gezogen und unter diesem vermerkt 'Scène III*', der Text aber unter Radieren und Streichen, durch Über- und Danebenschreiben wieder in ein Konzept verwandelt. Eingelegt sind in das Heft zwei in der Mitte gefaltete, ebenfalls mit Goldschnitt versehene Halbbogen. Die ersten drei Seiten des ersten enthalten eine Abschrift der 'veränderten' Gestaltung von III, 2 und 3, die Herder später geliefert hatte, und die dann an Stelle des ursprünglichen Wortlauts in den Druck aufgenommen wurden, von der Hand der Gräfin Maria mit der Überschrift, die Herder selbst der Umgestaltung vorgesetzt hatte:

Brutus
Act. 3 Sc: 2.
Verändert.

Graf Philipp Ernst hat dann das 'Verändert' gestrichen und dafür links oben 'Verändert' hinzugefügt, über 'Brutus' geschrieben 'Zweite Scene', zu 'Brutus' hinzugefügt 'allein' und unter 'Act. 3. Sc. 2' eingeschoben '(Mitternacht Nachtmusik, die sich endlich verliert.)'. Der zweite Halbbogen enthält eine Reinschrift der französischen Übersetzung von III, 2 u. 3 von der Hand der Gräfin Maria mit der Überschrift

BRUTUS
Act 3. Scene 2.

Während die Abschriften des 'Brutus' nichts Neues bieten, da sie mit den erhaltenen Originalen von Herders Hand übereinstimmen, sind die beiden Abschriften der Übersetzung des Grafen in zweifacher Hinsicht von Interesse: ein Vergleich der ersten und zweiten Abschrift hellt die Entstehung der Übersetzung und zugleich die Geschichte der von Herder veränderten Fassung des deutschen Textes von III, 2 und 3 in erwünschter Weise auf, und es bietet die zweite Abschrift einen vollständigeren und sichereren Text der Übersetzung, als wir ihn auf Grund des Konzeptes gewinnen konnten.

Um einen Vergleich der ursprünglichen und der veränderten Fassung der beiden Szenen zu erleichtern und so das Verständnis der folgenden Ausführungen zu ermöglichen, seien beide Fassungen hier nebeneinander gestellt.

Zweite Scene.

Brutus allein.
(Mitternacht, Nachtmusik, die sich endlich verliert.)

Ursprüngliche Fassung:	Veränderte Fassung:
Sie schlummern! Alle tief in Schlaf und andern Welten! — Auch mein Klitus du!	Sie schlummern! Alle tief in andern Welten! (Klitus auf der Harfe mit Schlummertönen, die auch einschlafen.) Auch mein Klitus!
Der Abendlaute Saiten schlummern dir ein! = = =	Der Abendlaute Saiten schlummern ihm ein! (Nimmt Sokrates Phaedon)
O komm, wie du von hinnen gingst o Sokrates, mich auch in Ruh zu wiegen! Auch Er ging scheiternd unter! und sah nicht Ufer! und Er wie Sonne ging er nieder! = (Der Dämon erscheinet!) Bild!	O komm, wie du von hinnen gingst o Sokrates! mich auch in Ruh zu wiegen! (liest) Auch Er ging scheiternd unter! vom Ufer fern! und Er wie Sonne ging er nieder! — (Geist.) Bild!
Ein Wahnbild meiner Augen! — „Bin „dein Todesdämon, Brutus! „sollt morgen zu Philippen „mich wiedersehn!„ So seh ich dich! — Verschwunden! — Blafs u. grausend! — Wie? —	ein Wahnbild meiner Augen! „Bin „Dein Todes Dämon — Brutus „sollt morgen zu Philippen „mich wiedersehn!„ So seh ich dich! — Verschwunden! — blafs u. grausend! — Brutus

so naht mein Ende? — Wiedersehn?
Auch Cäsar werd' ich wiedersehn
und heiter ihm erscheinen

wie er mir starb!

„Auch du mein Brutus! nun entronnen
„der Trugeswelt
„Getrogen du an Tugend
„wie ich an Ruhm! —
Rings um meine Seele schwimmen
Stimmen! sind es Stimmen?
(Aetherische Musik noch ohne Worte in Melodie, dann mit Worten)
„Arme Schatten hienieden
„webend,
„strebend,
„fanden,
„schwanden, (Pause)
„nun in andre Welt geschieden
„armer Blick zur Erdenwelt!„
(Musik endet)

's ist gestellt!
Ueberwinden
oder edeln Ausgang finden
aus der Welt!
Komm o komm noch Lebens Abendröthe
lächle froh mich an
was ich immer hie gefunden
treue Seelen auch gefunden
die ich froh verlassen kann.
Droben wenn wir uns begegnen
unser Schicksal froh versegnen —
Komm und tödte
Dämon! Hülle
fällt!
Ich trete
Götterwille
in andre Welt
Komm o komm noch etc.

dein Ende naht! — Ihn wiedersehn?
Auch Cäsar wiedersehn? —
(Arioso) Und heiter ihm begegnen
wie er mir starb! — (schläft ein)
(Schlummertöne, die die Erscheinung im Traum bereiten!)

Cäsar. „Auch du mein Brutus! Nun entronnen
„der Trugeswelt!
„getrogen Du an Tugend
„wie ich an Ruhm!

(Aetherische Musik fährt fort, Chor der Geister)
„Arme Schatten die hienieden,
„weben,
„streben

„einst in Frieden
„nun in unsre Welt geschieden
„armer Blick zur Erdenwelt!„
(Die Töne verlieren sich, er erwacht.)

Ist gestellt!
Ueberwinden,
oder edlen Ausgang finden
aus der Welt!

Dritte Scene.

Brutus.

(Nach verlohrner Schlacht. Unter dem Sternhimmel zu Philippi.)

Vollendet Freiheitthat
und Leben! — Armes Vaterland
Verlohrnes Vaterland!
Was seh ich? Liegt Tyrannen unterm Fuſs
Sie fröhnen, quälen, baden dich
im Blute! dich in Flammen! Ich seh
Nordheere! welche Schaaren
auf Schaaren! Vaterland

Dritte Scene.

(Schlachtgetümmel: Zwischenmusik: Ende)

Vollendet Freiheitthat
und Leben! Armes Land
verlohrnes Vaterland
Tyrannen unterm Fuſs!

Gerechtigkeit u. Tugend
zu Boden! — O Tugend wollte Dir
noch Heiligthum
auf Zeiten hinbereiten! — Schwindest! —

in Trümmer! — Rom! was seh ich, Rom?
auf unsern Gräbern gehn vermummt
sind Weichlinge und Priester! — Graun! —
Von Rom auf alle, alle Welt
geht Nacht und Nebel! Wie
die Ketten in der Finsternifs
ertönen! Wie in Höllennacht
die Blitze stäuben! Höllentrident
rückt Kronen! Thronen beben! — Nacht! —
Ah Bild! du bist verschwunden! — — —
und ich steh hier! der Scheiderand
von Frei zu tiefem Elend!
Und sterbe frei und froh
der letzte Römer! — Schöner Tod
auf welch' ein Ehrenleben! — Blau
voll Sterne, du bist schön! Sie ruffen mich
wohin ins schöne Blau der Sterne?
(Er fällt.)

Erlegen! — Auch erlegen noch
Gerechtigkeit
wie edler! Sieg und Gold
und Sklavenwelt und Lorbeer kann
die Schande nicht, Tyrannen nicht
in Tugend wandeln. Wann
ein Herz noch Recht u. Freiheit fühlt,
ans Ende der Aeonen hin
Scheusale, werden sie erröthen! —
Und ich
steh ruhig hier, der Scheiderand
von Frei zu tiefem Elend
und sterbe! frei und froh
ein Römer! — Schöner Tod
auf welch ein Ehrenleben! Blau
voll Sterne schön! Ruffen sie mich
ins schöne Blau der Sterne?

Komm o komm noch Lebens abendröthe
Lächle froh mich an!
Was ich immer hier gefunden,
Treue Seelen auch gefunden,
die ich froh verlassen kann!
Komm o komm noch etc.
(Pause)
Droben wenn wir uns begegnen
Unser Schicksal froh versegnen
Komm und tödte
Geist! ich trete
unter sie. (Er fällt.)

Wenn man sieht, dafs der Graf nur den Abschnitt des 'Brutus' übersetzt hat, der sich auf dem Blatte mit der Überschrift 'Brutus Act. 3. Sc. 2. verändert' findet, und dafs der Anfang der dritten Szene nicht den ursprünglichen, sondern den weit abweichenden Wortlaut der veränderten Fassung wiedergibt, so scheint der Schlufs geboten, dafs der Graf seine ganze Übersetzung nicht nach dem am 14. Januar 1774 überreichten Texte, sondern nach dem Blatte mit der veränderten Fassung übersetzt habe. Es ist aber schon bei der Besprechung des Konzeptes Bd. 122, S. 19 f. darauf hingewiesen worden, dafs zwei Tatsachen die Vermutung nahelegten, dafs der erste Abschnitt der Übersetzung, der bis zu den Worten *Action, Defaite des Trouppes de Brutus* reicht, nach dem ursprünglichen Text, der Rest aber nach der veränderten Fassung übersetzt sei, und dafs, wenn dieses richtig sei, der Schlufs naheliege, dafs der Graf, nachdem er III, 2 übersetzt hatte, den Dichter zu einer Änderung des folgenden Abschnittes veranlafst und nach erfolgter Änderung das

Weitere nach dem veränderten Texte übertragen habe. Die übersetzten Abschnitte III, 2 und etwa zwei Drittel von III, 3 folgen nämlich im Konzept nicht in der Reihenfolge des veränderten Textes aufeinander, sondern es enthält der eine Halbbogen ohne Zwischenraum oder sonstige Kennzeichnung einer Lücke oder eines Abschnitts III, 2 und das zweite Drittel von III, 3, die im ursprünglichen Text in III, 2 unmittelbar aufeinanderfolgen, während ein zweites Blatt das erste Drittel von III, 3 für sich allein enthält; auch ist in der ursprünglichen Fassung der Abschnitt 'was ich immer hie gefunden etc.' nicht durch Wiederholung von 'Komm o komm etc.' in zwei Teile zerrissen. Wir glaubten dann aber doch diesen Schlufs nicht als zwingend und dem tatsächlichen Hergange entsprechend ansehen zu sollen, da bei der Annahme, dafs zuerst das erste Drittel von III, 3 und dann erst III, 2 und das zweite Drittel von III, 3 übersetzt sei, sich ein weniger komplizierter Hergang zu ergeben schien. Die Beschaffenheit der beiden neu gefundenen Abschriften beweist jedoch, dafs der Hergang doch so gewesen ist, wie wir zuerst vermuteten.

Herder hat am 14. Januar 1774 dem Grafen das noch erhaltene eigenhändig geschriebene Manuskript des 'Brutus' übermittelt. Welche Freude der Graf an der Dichtung hatte, zeigt uns schon eine Stelle aus einem Briefe der Gräfin Maria an Karoline Herder vom 10. Januar, in der es heifst: 'bald las er (der Graf) mir seinen Brutus, bald wies ich ihm meine Herrlichkeiten (eine Handarbeit Karolinens).' In einem Briefe noch aus demselben Monat berichtet dann die Gräfin an Herder: 'Wie sehr Ihr Brutus Ihm gefallen und Ihn überrascht hat, wird beikommende Uebersetzung am besten zeigen, die Ihm gestern angenehme Beschäftigung war.' Da die Übersetzung hier dem Dichter als Neuigkeit mitgeteilt wird, so handelt es sich offenbar um die Übertragung von III, 2 nach der ursprünglichen Fassung. Wie gerade diese Szene die Aufmerksamkeit auf sich lenkte, zeigt uns auch eine Mitteilung der Gräfin an Karoline vom 28. Februar 1774: 'Ich melde Ihnen, meine fürtrefliche Freundin, nur durch ein paar Reihen, dafs wir gestern den Brutus gehört. Bach ist sehr glücklich gewesen — besonders die 2te Scene des 3ten Aktes scheint er gantz gefühlt zu haben. Cäsars Zuversicht und Ergebung in der zweiten Handlung dünkt uns fürtreflich.' Die Gräfin schrieb sich den Text des ganzen 'Brutus' in das oben beschriebene Heft und trug dahinter die Übersetzung von III, 2 ein und teilte sie zugleich Herder mit. Dann aber lieferte Herder III, 2 und den Anfang von III, 3 in der veränderten Fassung, und nun begann die Arbeit von neuem: die Gräfin schrieb sich auch diese veränderte Fassung ab, der Graf aber übersetzte den Anfang von III, 3, um ihn in den schon vorher übertragenen Abschnitt einzuschieben. Er fügte in

der Abschrift in dem Heft in der Überschrift zwischen 'der 2ten' und 'Scéne' ein 'u. 3ten', machte an der Stelle, an der das neue Stück eingefügt werden sollte, einen langen Strich und schrieb an der Seite unter denselben 'Scène III*'. Außerdem nahm er aber in dem Wortlaut der Abschrift noch zahlreiche Änderungen vor, die jedoch eine Beziehung auf den veränderten Text nicht erkennen lassen, und fügte auf Grund der veränderten Fassung einige neue szenarische Bemerkungen hinzu. Er setzt dem 'Nimmt Sokrates Phaedon' entsprechend an den Rand *Phaedon, mort de Socrate a la main*, unterläßt aber noch, das einige Zeilen später folgende 'liest' zu berücksichtigen, gibt 'schläft ein' durch *s'endort* und 'Pause' durch *après une longue Pause* wieder. Daß alle die eben erwähnten szenarischen Bemerkungen nicht zu dem ursprünglichen Text der Reinschrift gehören, sondern erst nachträglich hinzugesetzt sind, als die Abschrift wieder in ein Konzept verwandelt wurde, ist an Schreibweise und Tinte mit völliger Sicherheit zu erkennen.

Wenn wir sehen, daß Herder die veränderte Fassung da beginnt, wo der Graf zu übersetzen angefangen hatte, der Graf aber nach Empfang der veränderten Fassung noch genau den veränderten Teil von III, 3 übersetzt, so kommen wir unwillkürlich zu der Vermutung, daß die ganze Änderung auf eine Anregung von seiten des Grafen zurückzuführen sei. Eine Bestätigung dieser Vermutung finden wir in zwei Tatsachen.

Der Graf hatte in seiner Übersetzung zur Verdeutlichung der Situation selbständig die szenarischen Bemerkungen *Simphonie, Songe, Cesar, Choeur, Se reveillant* hinzugefügt. Herder hat nun nicht nur den Namen 'Cäsar' an die betreffende Stelle eingesetzt, sondern auch die übrigen Einfügungen berücksichtigt, und zwar in der Weise, daß er auch noch musikalische Bemerkungen hinzufügt, auf die sich der Graf nicht eingelassen hat: 'Klitus auf der Harfe mit Schlummertönen, die auch einschlafen' für *Simphonie*, 'Schlummertöne, die die Erscheinung im Traum bereiten!' für *Songe*, 'Aetherische Musik fährt fort, Chor der Geister'[1] für *Choeur* und 'die Töne verlieren sich, er erwacht' für *se reveillant.* Es ist auch darauf hinzuweisen, daß die Worte der ursprünglichen Fassung:

Rings um meine Seele schwimmen
Stimmen! sind es Stimmen!

die zu dem Traum überleiten, vom Grafen aber nicht übersetzt sind, sich in dem veränderten Text nicht mehr finden, sondern sich in die dem *Songe* entsprechende szenarische Bemerkung

[1] In der ursprünglichen Fassung steht: 'Aetherische Musik noch ohne Worte in Melodie, dann mit Worten', es fehlt also das charakteristische 'Chor'.

'Schlummertöne, die die Erscheinung im Traum bereiten!' verflüchtigt haben.

Handelt es sich bei dem eben Erwähnten nur um Herübernehmen einiger szenarischer Zusätze des Grafen, die sich jeder Leser leicht hinzufügt, und vielleicht um das Auslassen zweier Verse auf Grund der Übersetzung, so ist die zweite Tatsache von gröſserer Bedeutung.

Von den beiden groſsen Änderungen, durch die sich die veränderte Fassung von der ursprünglichen unterscheidet, besteht die eine darin, daſs der Schluſs der zweiten Szene 'Komm o komm — in andre Welt' in die Mitte der dritten Szene versetzt ist, und zwar an den Schluſs der letzten Rede des Brutus unmittelbar vor dem Todesstreich. Die Versetzung dieser Verse von ihrer ursprünglichen Stelle am Schluſs der Traumszene, also aus der Zeit vor der Schlacht in die Zeit nach der Schlacht, hat nun der Graf in seiner ersten Reinschrift in dem Heft bereits vollzogen, da sich in dieser Reinschrift hinter den Worten *C'en est fait, il faut vaincre, ou mourant s'affranchir* die szenarische Bemerkung findet: *Brutus après l'Action (pret de) se donner la Mort.* In diesen Worten ist dann später vielfach korrigiert: *Brutus après l'Action* ist gestrichen und *La Defaite* darüber geschrieben, aber auch wieder gestrichen, *pret de* steht auf einer Rasur, ist also nicht ursprünglich, *se donner la Mort* ist durch *tuer* ersetzt, so daſs also nur bleibt *pret de se tuer* — das Konzept bietet *Brutus après L'Action pret a se donner la Mort* — aber es ist sicher, daſs die erste Abschrift bereits durch *Après l'Action* und (*pret de*) *se donner la Mort* jene Worte an die Stelle verweist, an die sie dann auch Herder in der veränderten Fassung gesetzt hat. Mit den Worten

> 's ist gestellt!
> Ueberwinden
> oder edeln Ausgang finden
> aus der Welt!

drückt Brutus am Schluſs der Geisterszene den Entschluſs aus, zu siegen oder zu sterben, in dem darauf folgenden Passus der ursprünglichen Fassung 'Komm o komm etc.' passen aber jedenfalls die Schluſsworte

> Komm und tödte
> Dämon! Hülle
> fällt!
> Ich trete
> Götterwille
> in andre Welt.

nur in den Augenblick, in dem sich Brutus anschickt, sich selbst den Tod zu geben. So empfinden wir, und so empfand auch der Graf und fügte jene Bemerkung *Brutus après l'Action etc.* ein, die sich in ihrem ersten Teile an den Wortlaut des Anfangs der Bemerkung anschlieſst, die in der ursprünglichen Fassung an der

Spitze von III, 3 steht: 'Nach verlohrner Schlacht. Unter dem Sternhimmel zu Philippi'. Der Graf wird nach der Übersendung seiner Übersetzung an Herder mit diesem darüber gesprochen haben, und Herder versetzte dann in der veränderten Fassung die Worte in die Mitte der dritten Szene vor den Todesstreich. In der letzten Bearbeitung, die Redlich S. W. S. 28, 66 mit dem Zeichen b angibt, setzt er dann zwar die Worte 'Komm o komm — versegnen' unter Beibehaltung in III, 3 auch noch III, 2 wie in der ursprünglichen Fassung, aber die entscheidenden Worte

Komm und tödte
Geist! ich trete
unter sie.

fehlen hier und stehen nur da, wo sie hingehören: III, 3 vor dem Todesstreich. Das *pret de se tuer* des Grafen schimmert dann auch durch in den Worten, die Herder in der veränderten Fassung an den Anfang von III, 3 gestellt hat: 'Schlachtgetümmel: Zwischenmusik: Ende'.

Ob auch die zweite große Änderung des ursprünglichen Textes, daſs nämlich im Anfang von III, 3 in dem Monolog des Brutus der Ausblick auf das Mittelalter, in dem Barbarenheere das römische Reich überfluten und in Rom der Papst herrscht und seine Herrschaft miſsbraucht, auf eine Anregung des Grafen zurückzuführen ist, läſst sich auf Grund der vorliegenden Handschriften nicht erhärten, da der Graf diesen Abschnitt nur nach der veränderten Fassung übersetzt hat. Bedenken wir jedoch, daſs Graf Wilhelm die Worte, als sie nur in der ersten Fassung vorlagen, nicht mit übersetzt hat, sie dann aber, als sie geändert waren, seiner Übersetzung einfügt, so werden wir es für sehr wahrscheinlich halten, daſs auch hier sich der Rat des Grafen geltend gemacht hat, und daſs die Befolgung desselben den Grafen bewogen hat, seine Übersetzung nachträglich noch fortzusetzen.

Von den mannigfachen Korrekturen, die der Graf dann noch in der ersten Abschrift vorgenommen hat, sei nur noch eine erwähnt, weil sie zeigt, wie sorgfältig er die Situation erwogen hat. Über der zweiten Szene findet sich in der ursprünglichen Fassung die szenarische Bemerkung 'Brutus allein', obgleich die Worte des Brutus 'Sie schlummern! Alle tief in Schlaf' und die Erwähnung des die Laute spielenden, dann aber einschlummernden Klitus die Anwesenheit anderer, wenn auch stummer Personen voraussetzen. Der Graf hat nun zuerst einfach übersetzt *Brutus seul*, und so hat es zuerst noch in der ersten Abschrift gestanden. Dann aber ist hier *seul* ausradiert und rechts oben an den Rand gesetzt *Tente de Brutus, Domestiques, Esclaves.* Da diese Besserung erst nach Empfang der veränderten Fassung gemacht ist, hat sie in dieser keine Berücksichtigung mehr gefunden.

Die Gräfin hat dann eine neue Abschrift der Übersetzung auf einem Blatt angefertigt, in die der neu übersetzte Abschnitt an seiner Stelle eingefügt ist, und auch Herder ist eine Abschrift des neu übersetzten Stückes mitgeteilt worden: das ist das Stück, das S. W. S. 28, 553 abgedruckt ist und im Wortlaut genau mit unserer Reinschrift übereinstimmt. Der Titel *Imitation etc*, der sich in dem Hefte vor der ersten Abschrift, nicht aber auf dem Halbbogen der zweiten findet, ist, wie die nachträgliche Einfügung von 'u. 3ten' zwischen '2ten' und 'Scéne' zeigt, für die ganze Übersetzung bestimmt gewesen, wir müssen sie also auch der folgenden Wiedergabe der zweiten Abschrift voransetzen.

Imitation
oder gewagte Probe einer freyen Uebersetzung
der 2ten u. 3ten Scéne
des IIIten Act: von Consistorial Raht Herder's
BRVTVS.

Act 3. Scene 2.
(Tente de Brutus, Domestiques, Esclaves.)

Brutus
— — — tous livrés au Sommeil! à l'Empire des
Ombres
(Simphonie)
Clitus — repose aussi a ses Sons melodieux. — —
et nous; fermons la Paupière! rempli des celestes Idées
qui eclairoient ta fin o Socrate! — — —
(Phaedon, Mort de Socrate a la Main)
(lit)
toi encore tu peris, eloigné du Rivage — — mais
ainsi qu'un Soleil se perdant dans les Mers — —
(Le spectre paroit)
— — — Ah! — — — Que vois je?
C'est Brutus ton mauvais Genie
à Philippes tu me verras Demain — — —
— — — — — — — — nous t'y verrons — — —
il disparoit, — — — Spectre pâle et funeste, — —
Brutus aux Portes du Trepas? —
revoir? — — — Je te verrai Cesar? — — —
Oui; d'un Oeil assuré et serein, comme
tu recûs la Mort. — — —
(s'endort)
(Songe) Cesar
„à un Monde illusoire, Brutus aussi est il
„donc echappé, vain Jouet de Sa Vertû comme
„moi du Renom?

Choeur.
Ah debiles Mortels
fatigués d'inutiles travaux
transporté aux Regions étherées
vous jettés sur la Terre des Regards de Pitié.

* * *

(Se reveillant)
C'en est fait, il faut vaincre, ou mourant, s'affranchir.
(Action, Defaite des Trouppes de Brutus.)

Scene 3

Brutus seul.

Brutus tes grands Devoirs, et ton Sort sont remplis; — —
Patrie infortunée, sous le Joug des Tyrans!
Ah Justice! Ah Vertu!
Vains efforts pour vous faire un Asyle
vous etes abbattûes! — — —
— — — Ni l'or ni Les Triomphes
ni le Monde dans les Fers n'effaçeront L'opprobre
des oppresseurs victorieux
qu'ils rougissent à jamais a L'Aspect des Justes! —

— — sur le Seuil qui vous divise,
Liberté, Esclavage — mourons d'une
Mort digne de ma Vie, Le Romain
Victime de la Liberté, expire satisfait — —

des Esprits purs qui habitent Le Firmament, j'entends
deja Les Voix qui m'appellent au Sanctuaire de la Vertû — —
— — Lumière de mes Jours parvenûs à leur Terme
ranime tes Raïons en ces derniers momens!

* * *

(après une longue Pause)
Ames genereuses qui m'attachies
ici bas! nous irons nous rejoindre
sous un Ciel epuré benissant le Destin; — —

Frappe Ange exterminateur! je
m'eléve au sublime Sejour.
(Il se frappe.)

Band 122, S. 14 ff. war der Text der Übersetzung von *Action — vertue* und *Ah debiles — pitié* nach S.W. S. 28, 553, das übrige nach dem Konzept wiedergegeben. Die Reinschrift bietet neu die beiden szenarischen Bemerkungen *Phaedon, Mort de Socrate à la Main* und *lit* und dann noch mehrere Besserungen. Es muſs heiſsen *eclairoient* statt *eclairent, nous t'y verrons* gehört nicht zwischen *Spectre* und *pâle*, sondern bildet eine besondere Zeile noch vor *il disparoit*; dieses selbst ist nicht eine dem vorhergehenden *Le spectre paroit* entsprechende szenarische Bemerkung, sondern gehört, dem 'verschwunden' des deutschen Textes entsprechend, zu den Worten des Brutus; das vor *tes Raïons* stehende, in dem Konzept abgebröckelte Wort heiſst *ranime*, ein *de* hat da in der Schluſsredaktion nicht gestanden; statt *attachés* muſs es heiſsen *attachies;* das zum Teil durch Ergänzung gewonnene Wort *epuré* wird als richtig erwiesen. Die Abweichung des Konzepts von dem Zitat im Briefe der Gräfin in der zweiten Zeile des Geisterchors — *fatigués d'inutiles Efforts* und *ici bas sans relache agités* ist auch jetzt noch nicht aufgeklärt. Auch in der ersten Reinschrift heiſst es zuerst *fatigués d'inutiles Efforts,* dann ist aber *Efforts* zweimal durchgestrichen und zuerst mit Bleistift, dann mit Tinte darübergeschrieben *travaux*, und demgemäſs lautet der Vers in der zweiten Abschrift *fatigués d'inutiles travaux.*

Da in der zweiten Abschrift die Stelle *Lumière de mes jours etc.* hinter der letzten Rede des Brutus in III, 3 steht, erschien das *pret de se tuer* überflüssig und ist deshalb weggelassen. Dem *après l'Action* resp. *La Defaite* entsprechend ist nun an den Schlufs von III, 2 gesetzt *Action, Defaite des Trouppes de Brutus* und am Anfang der Szene III, 3 steht jetzt nur *Brutus seul.* Nach Vollendung der zweiten Abschrift hat der Graf dann bemerkt, dafs er im Anfang von III, 2 zwar die Bemerkung der veränderten Fassung 'nimmt Sokrates Phaedon' übersetzt, das drei Zeilen darauf folgende 'liest' aber unberücksichtigt gelassen hatte. Er sucht es in der Reinschrift zunächst dadurch einzufügen, dafs er *a la Main* streicht und durch *lit dans* (*Phaedon, Mort de Socrate*) ersetzt, streicht dann aber das *lit dans* wieder, stellt *a la Main* wieder her und setzt unter die Zeile (*lit*), wodurch freilich die von Herder beabsichtigte Abstufung der Handlung — Nehmen des Buches und Lesen desselben — verloren geht. *Phaedon, Mort de Socrate a la Main* müfste vor *rempli des celestes Idées,* das *lit* aber vor *toi encore* stehen. Auch in der zweiten Abschrift sind die Worte des Geistes *C'est Brutus ton mauvais Genie etc.* nur durch Unterstreichen, nicht aber, wie man erwarten sollte, durch Hinzusetzung einer Bezeichnung des Sprechers aus der Rede des Brutus hervorgehoben. Auch in der veränderten Fassung des deutschen Textes fehlt ebenso wie im ursprünglichen Wortlaut eine Personenbezeichnung; die Worte sind nur durch Anführungszeichen als Rede eines anderen gekennzeichnet.

Dafs aber nicht nur Graf Wilhelm, sondern dann auch sein Nachfolger Philipp Ernst sich die Handschriften mit Interesse und Aufmerksamkeit angesehen hat, zeigt folgender Umstand.

Es ist Bd. 122, S. 5 darauf hingewiesen worden, dafs bei der Einfügung der veränderten Bearbeitung von III, 2 und 3 bei Herstellung des Druckmanuskripts nicht ganz Herders Absicht getroffen ist, indem die Bemerkung 'Mitternacht, Nachtmusik, die sich endlich verliert' im Anfang von III, 2 hinter 'Brutus allein' ausgelassen wurde. Philipp Ernst hat dieses Versehen bemerkt und in der Abschrift, die die Gräfin Maria von der veränderten Fassung genommen hatte, richtig nach der ursprünglichen Fassung nicht nur das 'allein', sondern auch die erwähnte szenarische Bemerkung hinzugefügt.

Bückeburg. Otto Müller.

Neue Gedichte und Übersetzungen Johann Heinrich Mercks.

I.

Die folgenden hier erstmalig gedruckten Gedichte des bekannten Darmstädter Kriegsrats Johann Heinrich Merck verdanken sämtlich ihre Entstehung einer Zeit, die noch die weiche und sentimentale Freundschaftsempfindelei eines Gleim kannte und verehrte und den Merckschen Kreis, die Darmstädter Empfindsamen, zärtlich tändelnd im 'Herrengarten' und im Wald am 'Herrgottsberg' schwärmen sah. Ihren Höhepunkt erreichte diese gefühlübervolle Tändelei, der Merck selbst Weihrauch am Altar der Musen opferte, 1771 bei dem Besuche Gleims und Wielands in Darmstadt.

Merck schwärmte damals für eine Hofdame Fräulein von Ziegler, seine 'Lila'; sie, Fräulein von Roussillon ('Urania') und Mercks Gattin waren die empfindsamen Schönen des Darmstädter Kreises, in dem ein Jahr später der junge Goethe glückliche Stunden verbrachte, Ossian las und seine Lieder sang.

Das erste der folgenden Gedichte ist an den Leibmedikus Leuchsenring, den Bruder des aus 'Dichtung und Wahrheit' bekannten Allerweltfreundes — beide gehörten dem Merckschen Kreise an —, gerichtet und befindet sich im Besitz von Herrn Geheimen Hofrat Prof. Dr. W. Hallwachs in Dresden.

An Herrn Leib Med. Leuchsenring.
den 8ten Jan. 1771.

Freund, Dich trennt Dein Kranken-
zimmer
Viel zu lang von uns; denn Immer
Fehlst Du uns, wir mögen gehn,
Sitzen, liegen oder stehn.
Wir erfahrn's an unsern Leibern,
Unsern Mädgen, unsern Weibern,
Wie Du uns so nöthig bist.
Denn ich, als ein guter Christ,
Mag doch immer proponiren,
Schertzen, lachen, haseliren,
Alles will nicht gehn,
Und wir Männer disputiren
Dinge, die wir nicht verstehn.
Jede sitzt indes gebückt,
Schneutzt sich, macht Filet, und
strickt.
Du in Deinem Zauberkreise
Lachest unsrer Alt und Weise.
Um Dich her versammeln sich
Dicke Generals Personen,
Staats Minister und Matronen,
Wittwen grau und jungferlich.
Auch betreten Deinen Kreis
Unsre Gratien und Musen
(Nicht wie Wielands Gratien
Nur in Schwarz auf Weiſs)
Nein mit blendend weiſsen Busen,
Blauem Aug, und Griechischem Pro-
file,
Engel Seelen von dem zärtlichsten
Gefühle —
Eine nur besucht Dich nie,
Die Uns mehr ist als die Harmonie

Aller Grazien und Musen,
Nenne sie Aspasia,
Nenne sie Diotima,
Nenne sie Urania,
Sie zu schildern wag ich nie;
Plato — Wieland schildert sie.
Doch kommt sie auch nie zu Dir,
O so tröste dich mit mir!
Denn die Wesen höherer Natur
Die besuchen uns im Traume nur.

IHM.

Die nächsten Gedichte Mercks sind 'Lila' gewidmet und ergänzen die bisher bekannten Lila-Lieder. Das erste ist in anderer Fassung abgedruckt im Göttinger Musen-Almanach vom Jahre 1774 auf Seite 83—87; ich teile es mit nach einer Abschrift von der Hand Caroline Flachslands, die sich in Herders Nachlafs — im Besitz der Königlichen Bibliothek zu Berlin — vorgefunden hat. Die beiden anderen Gedichte an 'Lila' stammen ebenfalls aus diesem Nachlafs und liegen im Original, von Merck geschrieben, vor.

An den Mond.

HimmelsKind, wo ist Dein Licht,
Dein Reines Feuer?
Einer ThränenWolke Schleyer
Decket uns Dein Angesicht
Halb in Trauer! An dem Rand
Des Osten wandelstu zu uns herauf!
Sage welches Land
Des fernen Osten trübte Deinen Blick
In Deinem Sternenlauf?
Und von welcher Küste kommtstu itzt zurück?
Sahstu Griechenlandes Hayne,
Wo vor Zeiten einst Dein Altar war,
Wo zum Bad bey Deinem Scheine
Eine Nymphenschaar
Sich den jungfräulichen Gürtel löste,
Und mit hingegofsnem Haar
Sich die Unschuld Deinem Blick entblöfste!
Und das Ideal der ErdeTugend
Wie sie geht, geschmückt mit HimmelsJugend,
Das sie oft gesucht, am Rand
Des SilberSee, in ihren eignen Zügen
Oder im Gesichte der Gespielen fand.
Wo das Auge fern von eitlen Siegen
Gerne in dem Reihentanze
Sich auf eine Grazie verweilt,
Die uns fehlt, und die mit vollem Glanze
Sich dem SchwesterBusen mitgetheilt!
Und den Liebreiz, den im Morgentraum
Eigne Seufzer nicht erflehn,
Den mit trunknem Blicke kaum
Glauben, und doch vor sich sehen
Und mit einer Wollustthräne
Diesen Liebreiz auszuspähen!
Diese leichte TugenScene
Sahstu einst — was hastu jüngst gesehen?
Ich sahe Deinen heilgen Hayn
Entheiligte bey Deinem Schein
Ein Bassah, der gebietrisch drohte
Und Grazien und Amoretten
Nicht in Blumenfesseln, nein in Ketten
Zu erscheinen aufgebot.
Wo er unter Lydischweichen Flöten
Hin auf Persischen Tapeten
Einer trägen Wollust pflegt,
Kommt ein Heer Verschnittner, das mit Bogen,
Pfeil' und Lanzen langsam sich bewegt!
Hinter ihnen hergezogen
Tief im Staub, ein Trupp Cameele.
Und auf seines Winks Befehle
Steigt aus Körben der Cameele
Venus mit den Grazien!
Alle SclavenBlicke sehn
Stumm und steif zur Erden
In den Staub gekehrt,
Und die Wunder, die hier sichtbar werden,
Sind nur seinem trunknen Blick gewährt!
Selbst der nebelleichten Hüll entladen,
Steiget in den Silbersee zum Baden
Der Olymp hinab.
Doch der See wird nicht der Reize Grab!
Bald zeigt sich ein MarmorBusen,
Bald ein Arm der Juno! Bald

Ein Profil der Musen! —
— Halb die reizendste Gestalt! —
Auf der Fluten Höhn getragen
Wie dort Amphydrit auf ihrem Muschelwagen.
Nach dem Wink und nach dem Flötenschalle
Lassen jetzt die Nymphen alle
Bad und See und tanzen in dem Reihn!
Was in niedern Buhlereyen
Je der Orient erfand,
Werden itzt den Bassah zu zerstreuen
Von den Nymphen listig angewandt!
Blicke weg! und sieh dies Auge nicht!
Vor Begierde, wie es bricht!
Die wild erhitzten Wangen!
Wo die Schaam mit ihr im Chor
Früher Tugenden gehangen! —
Diesen Busen, der den Flor,
Und diese Stirne, die den Blick verschmäht,
Diese Stellung, die um Liebe nicht
Um Wollust fleht!
Aber nun verlösche ganz Dein Licht!
Nacht bedecke diese Scene!
Sieh, er wählt als Herr sich eine Schöne,
Und sie kriecht zu seinen Füſsen hin!
Und der Geist der Sappho, der Helene
Stirbt in einer Buhlerin!

[An Lila] den 26ten August (1771).

Lila, warum ist Dein Auge trübe?
Warum trauret dieses Herz voll Liebe,
Und begrüſst mit tiefen Seufzern schwer
Das Gesicht des Menschen und die Sonne,
Alle Stimmen der Natur in Wonne
Jauchzend um Dich her?
Dieses Lamm, das sonst um Deine Winke spielte,
Das auf Deinem Schoose schlief, aus Deiner Hand
Und Deinem Becher Speiſs und Trank erhielte,
Ist in eine Wüste fern von Dir verbannt.
Diese Lieblinge von Deinem Blumenbeete,
Diese Rosen in der Morgenröthe
Unschuldfarbe rühren Dich nicht mehr,
Die Du sonst mit einem Kuſs begrüſsest
Und an Deinem Busen sterben lieſsest,
Sterben itzt den Tod vergeſsner Freunde!
Dieses Auge, das nur Wollust weinte
In der Freundin Arm und bey des Armen Noth,
Bey dem Dank, den es dem Schöpfer brachte,
Bey dem Abend, bey dem Morgenroth,
Wenn die neuerstandene Natur
Rund umher in TugendSchönheit lachte.
Sage, warum schweigt dies Auge nur?
Sieh, es kommt vom fernen Osten wieder
Dein Gedankenfreund, der Mond,
Und er sieht mit ernstem Blick hernieder,
Wo die Unschuld mit der Freude wohnt.
Da wo das gekrönte Laster thront,
Hüllt er sich in Wolken und vergüldet
Nur den Hayn, den die Natur gebildet,
Nur des ungepriesnen Grases Spitze,
Das zum Scherz des Landmanns und zum Sitze
Eines Fests der frohen Einfalt dient,
Nur der Blume Schoos, die in dem Felde grünt,
In der ungekränkten Freiheit der Natur
Ist es, wo er seine Strahlen schiket,
Und den SilberSee besucht er nur,
Wo er ein vergnügt Gesicht erblicket.

Sage nun, wie will von Gram gedrücket
Dies Dein Aug' vor seinem Aug bestehn,
Das er sonst in Wollustthränen
Ihm entgegenschwimmen sehn?
Diese Stirne, die emporgelacht,
Sieht er itzt gehüllt in TrauerNacht,
Sich gebeugt auf Deine Rechte lehnen!
Wie wilstu den Unmuth, der Dich nagt,
Dein Gesicht voll Menschenhaſs beschönen?
Wenn er Dich um Deine Freunde fragt,
Und er nun aus Deinem Munde hört:
Meiner Freunde Anzahl ist vermehrt.

Des Abends nach 11 Uhr, wenn Lila mit ihrem Mädchen allein seyn wird.

Hörst Du den einsamen Ton
Die Harf hinab? —
Wie er endlich stirbt? —

— Wies vor Dir kniet,
Auf deinen Schoos
Sich sanfte niederlegte! —

— Es ist mein Haupt
Und Deine Hand,
Die Hand der Liebe scheut (!)
Des Freundes Locken an!

— Weg ist sein Genius,
Er ist nun weggescheucht,
Und Du, Du bist allein
Und Du entfaltest nun;
Der Haare LiebesNetz,
Des Busens Grazien,
Den Gott von Amathunt,
Der um den Nacken sich
Wie Zephir angeschmiegt
Vor Deines Mädchens Blick,
Der auf den Boden schielt.
Nun wandele dem Spiegel zu
Und streich an Deine Wangen fest
Die wohlgefaltete Dormeuse
Und knüpf mit aller Grazie
Des Bandes Schleife um die Stirn!
Durchsuch mit Selbstgefälligkeit
Nun jede Schleife Deines Busens
Und sieh, ob jede ordnungsvoll
Auch ohne baumwoll, blumenartig
Dem Blick des lüsternen Betrachters
Wie Mädchenbrust entgegenquillt!
Und denn so lege Dich, wie billig,
Die Hände um den Sinn gefaltet,
Wie's einer Dame sich gebührt,
In Dein geräumig Bett!
Und schlaf bis an den späten Morgen,
Von keinem süſsen Traum besuchet,
Das leere Leben der Coquette!

Hätt' aber diese Hand der Liebe
Des Freundes Locke sanft befühlet
Und eine Locke Deines Nackens
Mit seiner unvermerkt verflochten,
Wie bei des ersten Blickes Wechsel
Sich unsre Hertzen fest verflochten!
Dann wären diese Grazien,
Umsonst nicht eines Mädchens Blick
Verschwenderisch entfaltet worden!
Dann hätte sie mein Genius
In Blick und Gang, und Seufzern stumm
Gesammlet, in ein Band gebunden,
Und mir zu langsamem Genuſs
Bey trüben Stunden aufbehalten.

Das folgende Gedicht ist von Interesse für die Darmstädter Ausgabe von Klopstocks Oden, die der Geheimrat Hesse zusammen mit dem ihm eng befreundeten Merck im Auftrage seiner Gönnerin, der groſsen Landgräfin, besorgte. Ein Exemplar dieser seltenen Sammlung: 'Klopstocks Oden und Elegien. Vierunddreyſsigmal gedruckt. Darmstadt 1771' (im Besitz der Groſsherzoglichen Hofbibliothek zu Darmstadt), die in der Offizin der L. C. Wittichschen Hofbuchdruckerei (vgl. meine Abhandlung: 'J. H. Merck in seiner Tätigkeit als Verleger', Darmstädter Tagblatt, 1909, Nr. 288/9) gedruckt ist, enthält eine un-

gedruckte, handschriftlich eingetragene, verzückte Ode Mercks: 'Ode bey Sammlung der Klopstokschen Oden in Darmstadt'. Das Original davon, das sich in Herders Nachlafs (im Besitz der Königlichen Bibliothek zu Berlin) vorfand, teile ich hier mit; es unterscheidet sich von der Abschrift nur durch die Überschrift:

Nachhall vom Bardengesang.
Bey Sammlung der Klopstokschen Oden in Darmstadt
dem HErrn Geheimden Rath Hesse gewidmet.

Geister der Barden!
Die hier im Rebengebirg, einst Eichenhayn,
Mit der Hörner Flug, der Sieger Schreyn
Der Auferstehung warten!
EichenSturz war euer Grab!
Wandelt herab!
Verlafst das Grab!
Es ward bewegt! — Verhauen lang,
Verhauen war der Eichenhayn, verweht der Gesang!
Tugend! und Freyheit! Silberklang!

Horcht! er kommt im Skaldengang!
Wer schiefst seine Pfeile? Wer spannt
Seinen Bogen? Wessen Hand
Ergreift sein Schwerd?
Und wer fährt
Mit seinen Sonnen Rossen?

Horcht! er Kommt im Skaldengang!
Wie des Telynors Lentzgesang
Aus der Kluft zurücke!
Wie Bragas Lied im Sternenklang!

Entnervter Gallier Gesang
Fleuch! Er schiefst Pfeile, wie
Oendurdis Bogen
Sie entflohn! — In der Morgenröthe Wogen
Taucht er sie!
Versuch es nie mit seinen Strahlen!
Und Deinem VettelSpiegel nie!
Luft und Erd und Meer zu mahlen! —
Deine Welt ist Seifengewölk — umspannt —
Geschaffen — und zerstört — von KindesHand!

Horcht Thusneldens Jungfrauen Chor,
Auf seinen Bardengesang!
Keusch und deutsch! Habt acht!
Sey euer Herz und Ohr!

Und kommt der Bard' aus Hermanns Schlacht
Mit Schweis und Römerblute bedeckt zurück,
So empfang' ihn euer Blick!
So empfang' ihn euer Tantz!
Und von Thusneldens eigner Hand
Empfang Er dann den heilgen Eichen Krantz!

Dann im Silbergewand,
Erscheint ihm seine Vater Barden,

Die hier im Rebengebirg, einst Eichenhayn,
Mit der Hörner Flug, der Sieger Schreyn,
Der Auferstehung harrten!

Sagt ihm, es töne sein Lied der Schilf des Rhein
Wie von Armin gekrönt, der Donau Gestade nach!
Gerochen ist die Schmach!
O Vaterland! Dein Mutterheerd!
Der vom Geschwirr der Grill' erklang!
Du Gallier, Dich schlagen wir mit Gesang,
Wie mit dem Schwerd!

II.

Es handelt sich im folgenden um die Übersetzungen dreier Gedichte aus dem Englischen, die in Stück 74 vom 19. September 1776 und Stück 83 vom 21. Oktober desselben Jahres der 'Hamburgischen Addrefs-Comtoir-Nachrichten' erschienen, unterzeichnet 'Claudius'. Schon Redlich hegte Zweifel daran, dafs Claudius der Übersetzer sei, und wollte auf Merck als den Verfasser schliefsen. Seine Vermutung wird sich aus dem Folgenden bestätigen, da es mir geglückt ist, verschiedene Briefe aufzufinden, die, in Zusammenhang gebracht, mit Sicherheit Mercks Autorschaft erweisen.

Ich mufs ausgehen von der Sammlung 'Balladen und Lieder altenglischer und altschottischer Dichtart', herausgegeben von August Friedrich Ursinus im Jahre 1777 (Berlin); schon 1776 hatte sich Ursinus an verschiedene Literaturgröfsen gewandt mit der Bitte um Beiträge für seine Balladensammlung. So richtete er auch an F. W. Gotter folgenden ungedruckten Brief (im Besitz der Bibliothek des herzoglichen Hauses zu Gotha) vom 17. Dezember 1776:

Berlin, den 17ten d. Christmonats 1776.

In der lieben Hoffnung, dafs ich Ihnen mein unbekannter, aber meinem Herzen teurer Freund Gotter, nicht unwillkommen sein werde, meld' ich Ihnen itzt ganz vertraut, dafs ich all' die auf beigelegtem Blatt angezeigten, aus verschiednen Büchern einzeln zusammengesamleten, guten Übersetzungen der vortrefflichen, altenglischen und altschottischen Balladen und Lieder, nebst ein'gen Freundes und eignen Versuchen in der Art, auch mit musikalischen Kompositionen, und dem Originaltext zugleich abgedruckt, herauszugeben gedenke und zur nächsten Ostermesse liefern will. Himburg, mein Nachbarsfreund *Chodiwiecky* und Berger, ein jeder will das seine tun, diesem Bändchen seinen äufsern Wert zu geben; Eschenburg, mein Freund Claudius und Bürger, vielleicht auch noch andere, die ich darum ersucht, werden ihm durch handschriftliche Übersetzungen noch mehr inneren, wahren Wert geben, und ich will — um als Sammler nichts zu unterlassen, was etwas dazu beitragen könnte — auch Sie mein lieber, schätzbarer Mann, den ich aus der trefflichen .... Elegie, auf dem Dorfkirchhof gesungen, als vertrauten Brittenfreund kennen gelernt, hiermit aufs herzlichste bitten: Geben Sie mir doch bei Ihrer Bekanntschaft mit den englischen und vaterländischen Dichtern, noch einige Nachweisungen, Berichtigungen oder Anmerkungen und —

mehr als alles das! — teilen Sie mir doch, wenn Sie selbst einge Übersetzungen altenglischer Stücke fertig liegen haben, gütigst die Handschrift davon mit. Sie werden sie, von Rammler ungeändert, buchstäblich abgedruckt finden; das Publikum wird's laut Ihnen danken und ich im Stillen, bis ich's mit einem Exemplar des Bändchens selbst auch schriftlich tun kann. Hat mein Horst im vorletzten Göttinger und mein Todtengräber im vorletzten Lauenburger Almanach nicht mifsfallen, so werd ich Ihnen auch auf Michaelis, wo ich alle meine poetischen Kinder auf Reisen schicken will, noch wiederholen, was ich Ihnen izt aufs Heiligste versichere, dafs ich Sie als meinen lieben Unbekannten herzlich schätze, gern Ihnen die Hand drückte und mündlich sagte, dafs ich der Ihre bin,

ganz der Ihre A. F. Ursinus.

Einen ähnlichen Brief hatte er auch an Herder schon am 7. Dezember 1776 geschrieben (im Besitz der Königlichen Bibliothek zu Berlin); ich habe den an Gotter bei der Veröffentlichung vorgezogen, weil ihm ein Blatt angeschlossen ist, das ein genaues Verzeichnis der aufzunehmenden Lieder und Balladen enthält. Unter Nummer 6 wird die aus den 'Reliques of ancient Poetry' herübergenommene Ballade 'The lady turned servingman' in einer Übersetzung von Matthias Claudius, herrührend aus dem 83. Stück der 'Hamburgischen Addrefs-Comtoir-Nachrichten', angeführt, die in der gedruckten Sammlung als Nummer 7 auf Seite 78—93 zu finden ist, aber ohne Angabe des Übersetzers. Dagegen findet sich auf Seite 317 der Balladensammlung unter den Anmerkungen folgende Bemerkung: 'Es hat dem Herausgeber der "Hamburgischen Addrefs-Comtoir-Nachrichten" zwar gefallen den Namen Claudius darunter zu setzen, ich weifs aber nicht warum und weifs nur, dafs er seinen Lesern, eine sehr unwahre Addrefs-Comtoir Nachricht mitgeteilt hat. Übrigens würd ich nicht unterlassen haben, den wahren Namen ihres Verfassers hinzuzufügen, wenn ich nicht ausdrücklich den Auftrag erhalten hätte, ihn voritzt noch zu verschweigen.'

Der Schlufs, dafs Merck der ungenannte Verfasser ist, liegt nicht sehr weit, wenn man sich klar macht, dafs Claudius, damals in Darmstadt als Oberlandkommissarius, mit Merck in nahen Beziehungen stand. Claudius hatte wohl ebenso wie Herder, Gotter u. a. von Ursinus einen dem oben mitgeteilten ähnlichen Brief erhalten und den in dem beigeschlossenen Verzeichnis der Balladen durch die 'Hamburgischen Addrefs-Comtoir-Nachrichten' verursachten Irrtum in einem Antwortschreiben berichtigt. Die Antwort von Claudius — dafs eine solche erfolgt ist, müssen wir aus dem Briefe von Ursinus an Merck, d. d. 3. Mai 1777 (vgl. Wagner, Merckbriefe I, S. 114), schliefsen! — enthielt noch eine Übersetzung des 'Junker Waters' von Merck, die aber ebenso wie eine Herdersche Übersetzung (vgl. den folgenden Brief von Ursinus an Herder) zu spät kam, da mit der Drucklegung schon in der zweiten Hälfte des Januar 1777 begonnen worden war. Überliest man danach noch einmal die

Anmerkung in der Balladensammlung und erinnert sich daran, wie Merck mit einem gerade ängstlichen Eifer darauf bedacht war, als Dichter und Schriftsteller ungenannt zu bleiben, so wird man kaum noch Zweifel gegen Mercks Verfasserschaft geltend machen.

Der folgende ungedruckte Brief von Ursinus an Herder (im Besitz der Königlichen Bibliothek zu Berlin) ist darum von Wichtigkeit, weil er über die oben geltend gemachten Beziehungen zwischen Merck, Claudius und Ursinus die nötigen Aufschlüsse gibt; ich teile ihn nach dem Original mit einigen unwesentlichen Auslassungen hier mit:

Berlin, den 26ten April 1777.

Hier haben Sie mein schätzbarer und sehr verehrungswürdiger Mann, die Ihnen vor ein'ger Zeit (am 7. Dezember 1776) angekündigte Sammlung altenglischer und altschottischer Balladen und Lieder. Nehmen Sie sie gütigst auf, und nehmen Sie zugleich meinen innigsten und wärmsten Herzensdank an für die Aufmunterung und Unterstützung, deren Sie mich dabey gewürdigt haben! — Ihre liebe Übersetzung von Sir Patrik Spence kam mir, wie noch eine sehr herrliche Übersetzung von Junker Waters, die mir Herr Hofrat (sic!) Merck durch meinen lieben Claudius schickte und wie noch ein'ge andre liebe Beiträge zu spät in die Hände; ich habe sie also, so weh es mir auch in der Seele tat, vor der Hand zurückbehalten müssen. In den Anmerkungen waren Sie mir nicht gut genug placiert. Finden Sie sonst noch ein'ges abgeändert, z. B. die Kompositionen und ein'ge eigne Versuche in der Art Übersetzungen weggelassen, so werden Sie wohl merken, daſs jenes und dieses geschehen muſste, um den Band nicht zu stark und zu kostbar zu machen, da er so schon auf fein holländisch. Papier 1 Reichstaler 16 Gulden, auf ordinär. holländisch. Papier 1 Rth. 8 G. kostet.

Sie haben zu scharfen Blick, als daſs Sie in meines Nachbarfreundes Chodowiecki Zeichnung nicht gleich in dem jungen, schlanken Mann neben dem Minstrel und seinem Singemädchen: einen Ritter und süſsen Herrn dermaliger Zeit; in dem wohlgenährten Manne mit dem Mäntelchen und Hütchen: einen Ictus, in dem mit dem Degen daneben: einen Staatsmann, in der Frau zur linken Seite des Minstrel: eine ehrbare Bürgermatrone und in dem Volk umher: Rührung und Verwunderung und Entsetzen über die Mordgeschichte sehen sollten und erkennten. Wer indes das altgotische Kostüm nicht so sehr studiert hat, dürfte es nicht gleich merken und so den Gedanken, daſs diese Lieder, weil sie simpel und Natur sind, für alle Stände der Menschen gleich interessant, gleich gut und lieb sind, 'nicht gleich ausgeführt finden; ob er gleich nicht so künstlich versteckt ist als der Kompilator hinter der Plumpe'.

... Auf Ostern künftigen Jahres hoff' ich einen zweiten Teil herauszugeben, und ich habe ein'gen guten Grund das hoffen zu können. Es hangt indes von der Unterstützung gröſserer Männer und besserer Dichter, als ich bin, ab. Auch von der Aufnahme dieses ersten Teils.

Wünschen Sie daher bei einem etwanigen Folgeteile hie und da Veränderungen gemacht, sei's nun im Drucke, in den Anmerkungen — worin es wolle — so haben Sie die Güte und schreiben Sie mir's. Wollen Sie sich aber bei Ihrem Freunde Herrn Merck für mich portieren, und wollen Sie sonst noch ein'ge Nachweisungen, die ich nützen kann, geben, so werden Sie mich unendlich verpflichten. Und können Sie mir von Ihren Eig'nen Arbeiten, die mir doch immer die liebsten sind, ein'ge mitteilen, so bitt' ich herzlich, tun Sie's und schicken Sie sie mir gegen

Michaelis her, damit ich mich danach richten kann. Fehlt es mir denn doch noch an andern Stücken, und ich könnte den neuen Teil nicht liefern, so können Sie auf mein Wort, als auf das Wort eines Biedermanns, sicher bauen, daſs Ihre Manuscripte in keines andern Hände kommen und irgendwo, ohne Ihre volle Einwilligung, abgedruckt werden sollen.

Herrn Bertuch, meinem sehr lieben Unbekannten, empfehlen Sie mich doch bestens; ich werd' ihm nächstens selbst schreiben. Auch säh' ich mich gern Herrn Wieland durch Sie empfohlen, und meine Sammlung sobald als möglich in seinem Merkur angezeigt. Korrekt wird er sie ziemlich finden.

... bin immer mit der unveränderlichsten Hochachtung

Ihr ganz eigner A. F. Ursinus.

(Postscriptum!) Claudius ist vor 8 Tagen mit seinem Weibchen und seiner kleinen Caroline, weil sie das Klima nicht haben gewohnt werden können, wieder von Darmstadt weg und nach seinem Wandsbeck gezogen. Glück und Segen mit ihm!

Ich will noch erwähnen, daſs Merck selbst die Rezension in Wielands 'Teutschen Merkur' (1777, Juniheft, S. 260—262) schrieb nach seinem Dafürhalten, unbeirrt durch Wielands Bitte, mit dem Knaben Ursinus säuberlich zu fahren, da er mit dem Verleger Himburg in einer Art von nexu stehe (vgl. Wagner, Merckbriefe II, S. 92). Vgl. ferner dazu den 'Auszug eines Schreibens des Herrn Prof. Eschenburgs in Braunschweig an Wieland' (1777, August, S. 179—181) mit einer Nachschrift Wielands. Eine zweite vorteilhafte Rezension, die auf den 'Teutschen Merkur' Bezug nimmt, findet sich in Stück 64 und 65 vom 12. und 15. August der 'Frankfurter Gelehrten Anzeigen' vom Jahre 1777.

Wenn man einmal die Übersetzung der schottischen Ballade 'The lady turned serving-man' als Eigentum Mercks anerkennt, so ist es wohl kein gewagter Schluſs, die beiden einzigen ähnlichen Übersetzungen aus den 'Hamburgischen Addreſs-Comtoir-Nachrichten' — zwei schottische Lieder im 74. Stück vom 19. September 1776, unterzeichnet 'Claudius' — für Merck in Anspruch zu nehmen.

Ich lasse nun die drei Übersetzungen folgen in Übereinstimmung mit dem Abdruck in dem seltenen Jahrgang der 'Hamburgischen Addreſs-Comtoir-Nachrichten'.

'Hamburgische Addreſs-Comtoir-Nachrichten'.[1]
74. Stück — 19. September 1776.
X. Vermischte Nachrichten.

Schottische Lieder.

Amor und ein Mädchen, die Clarisse,
Spielten in der Kart um Küsse;
Amor der verlohr, und endlich gar
Setzt er Köcher, Pfeil und Bogen,
Seiner Mutter Tauben Paar,
Und die Spatzen, die am Wagen zogen;

[1] Für die Abschrift dieser Übersetzungen bin ich Herrn Oberlehrer Dr. K. Ridderhoff zu Hamburg zu Dank verbunden.

Und verliehrt auch sie zulezt,
Aber er nicht faul, hurtig her, und
Seiner Wangen Rosen, [setzt
Und das Grübchen in dem Kinn,
Seiner Lippen Rosen:
Und auch das geht hin.

Endlich setzt er seine Augen her.
Sie gewann's. Und siehe, blind
war er.
O Liebe! that sie das an Dir!
Was soll, ach! werden aus mir.

Das Lied vom Amor.

Seht ihr ein kleines Kind,
Ihr Schönen, nackt und blind,
Ein Schelm, bald grausam bald
gut;
So seyd, ich bitt', auf der Hut.
Sagt, steckt er unter Euch schon?
Der Mutter lief er davon.

Dir Schöne, die es entdeckt,
Wo sich der Bube versteckt,
Krigt einen Kuſs in der Still,
Wohin und wie sie ihn will.
Und die ihn der Mutter führt zu,
Krigt den und einen dazu.

Hat einen Haufen Zeichen an sich,
Unter zwanzig ihn kennen will
ich,
Sein Körper ist Feuer und Hitz,
Sein Othem Flammen wie Blitz,
Schieſst er Euch in das Herz —
Die Haut ohne Wunden und
Schmerz.

Hat Flügel bei Euch wenn er liegt,
Von Lippe zu Lippe doch fliegt —
Über Leber und Herz und Lung
Hats überall bald genung;
Und fehlt sein Pfeil einen Schuſs,
Schieſst selbst sich in einem Kuſs.

Trägt seinen Bogen vergüldt
Und seinen Köcher gefüllt;
Die Pfeile Dianens sind
Gegen seine nicht scharf, nicht ge-
schwind,
Den schärfsten schieſst er im Scherz
Selbst seiner Mutter ins Herz.

Badt sich in Liebhaber Blut;
Ihr Herz zur Speise ists ihm gut;
Traut nicht seinen Worten fein;
Das Herz trifft nicht überein.
Sein Betragen ist kein Gesetz,
Jed Geschenk von ihm ist ein Netz.

Kein Kuſs, der nicht giftig wär,
Und Trug und Verrath jede Zär.
Gebt acht in der müſsigen Stund
Da lauert Euch der Vagabund,
Und bringt Euch ein Spielzeug daher
Und beredt Euch: es freute ihn sehr.

Nach dem, was ich Euch gezeigt,
So hoff ich, daſs Ihr'n nicht ver-
schweigt,
Und lüſst's Euch, ihn zu versteck'n,
So werdt Ihr ihn mir doch ent-
deck'n.
Ihr hört, wie er sich aufgeführt,
Und daſs der Kerl desertirt.

83. Stück — 21. Oktober 1776.

Die in einen Diener verwandelte Lady.

Ein schottisches Lied.

Ihr Schönen, höret groſs und klein!
Zum Besten schreib ich Euch allein;
Daſs jede von Euch itzt versteh',
Was mich betroffen hat für Weh.

Ich war ein Fräulein Hochgebohrn,
Zur einz'gen Erbin auserkohrn;
Und als mein Vater starb, so war
Ein junger Ritter und ich ein Paar.

Er baute mir ein Sommerhaus,
Und schmückt's mit schönen Blu-
men aus;
Ein schöner Haus man nirgends
schaut,
Als mir mein Liebchen hat gebaut.

Da lebt ich dann in Freud' und Lust,
Von Kummer hatt' ich nichts ge-
wuſst,
Bis daſs das Glück den Rücken
wandt,
Und Feindesheer kam in das Land.

Zu Nacht da streift es zu uns aus,
Schlug meinen Herrn, verbrannt das
Haus;
Noch glücklich, daſs in Männer-
tracht,
Ich konnt' entweichen bey der Nacht

Und bey des Feindes Überfall
Da flohen meine Diener all;

Da ließs man mich denn ganz allein;
Kalt war mein Herz, als wie ein Stein.

Obgleich mein Muth gesunken war,
Liefs Gott ihn doch nicht fallen gar;
Denn ich verändert meinen Nam,
Statt Clara hiefs ich William.

Da schnitt ich meine Locken kurz,
Und gieng in einem Männerschurz,
In Hosen, Hut und kurz Gewand
Durch ferne Reich' und ferne Land.

Und als ich ware müd und lafs,
Setzt' ich zur Ruh mich an die Strafs;
Von Jammer war mein Herz so grofs,
Dafs Thräne neben Thräne flofs.

Da kam ein König, der alldar
Hin auf die Jagd geritten war;
Und als weinen wahr mich nahm,
Fragt: wer ich wär, woher ich kam?

Ich bin, sagt' ich, Euer Majestät!
Ein Knab', der in der Irre geht,
Obgleich von edelem Geschlecht,
Mufs ich doch dienen als ein Knecht.

Steh', sprach der König, stehe auf;
Ich nehm' in meine Dienst' Dich auf.
Nun sage mir, was Du verstehst,
Damit Du gleich in Diensten gehst.

Sag' mir, willst Du mein Burggraf seyn?
Oder bist Du lieber bey dem Wein?
So sey mein Schenk bey Tafelzeit,
Da wartest Du an meiner Seit.

Oder willst Du seyn mein Kämmerling,
Der aller Orten mit mir gieng;
Oder willst Du bey die Garde gehn?
Da sollst Du auch nicht übel stehn.

Da wähle Dir nun selbst Dein Amt.
Ihr Majestät! Die Dienste sammt
Sind gut und schön, fiel ich ihm ein:
Doch Kämmerling, das möcht' ich seyn.

Mit gnädigem Lächeln sprach er: ja,
Und ich gieng mit bey Hof allda;
Ich denn so schlecht und recht gethan,
Dafs er mich höchlich lieb gewann.

Und siehe, wie die Vorsicht wacht;
Der König, der ritt' auf die Jagd
Mit Rittern und mit Edeln aus;
Der liebe William blieb zu Haus.

Da dacht' ich in der Einsamkeit
Auf einmal an die vorige Zeit,
Sah meine Wangen, mein kurzes Haar,
Dafs ich kein glücklich Weib mehr war.

Ein Frauenmieder traf ich an,
Da nahm ich es, und that es an;
Putzt mich in Frauen-Prunkgewand,
In Seide, Gold und Diamant.

Und eine Laute, die ich fand,
Die nahm ich eilends von der Wand,
Und spielt darauf mit lautem Sang,
Dafs Stub' und Schlofs davon erklang:

'Mein selger Vater war ein Graf,
'Als einer in Europa brav;
'Meine Mutter war von edlem Haus,
'Mein Herr stach alle Ritter aus.

'Und ich, ich war ein glücklich Weib,
'Hatt' Putz und Staat und Zeitvertreib;
'Denn keine war im ganzen Land,
'Der soviel zu Gebote stand.

'Das war ein Leben, lauter Glück,
'Da hatt' ich alle Tag Musik!
'Und hatt' viel Mädchen jung und schön!
'Allstet in meinen Diensten stehn.

'Und ach! nun ist mein Mann dahin!
'Die Freunde und die Feinde fliehn!
'Wie traurig bin ich nun gesetzt,
'Denn selber mufs ich dienen itzt!'

Und ich stiefs manchen Seufzer aus;
Ich glaubt' ich wär allein im Haus;
Das Herz war voll und überley,
Drum flossen nun die Thränen frey.

Dem König war nach manchem Fang
Die Zeit auch bey dem Jagen lang;
Drum wartet' er das End nicht aus,
Und ritt alleine nacher Haus.

Und als er sich nun dem Schlosse näh'rt,
So hört er singen auf dem Pferd;
Da hielt er an und horchte lang,
Wer hier mit soviel Anmuth sang.

Und was ich sprach, hat er gehört,
Und jeder Laut, der mir entfährt.
Mit großsem Staunen fand er denn
Sir William war ein Fräulein schön.

Da sprach er: Fräulein weine nicht!
Und trockene Dein schön Gesicht,
Ich hab gehört Dein Lied und Klag,
Das nicht mehr lange währen mag.

Da ward ich blutroth im Gesicht,
Wußt mich vor Scham zu lassen nicht;
Da macht ich selbst es offenbar,
Und dacht, daß ich alleine war.

Und kurz der König ward am End,
So in mein schön Gesicht entbrennt,
Und bracht mir Gold und Güter her,
Damit ich seine Buhle wär.

Ich sprach, da er die Güter bot:
Herr, ich wähle lieber gleich den Todt,
Ob ich Euch gleich im Herzen trag,
Denkt nicht, daß ich so handeln mag.

Er sprach: verzeihe Fräulein mein,
Die Tugend muß belohnet seyn;
Und da die Deine ist erprobt;
So sey mir heut als Braut verlobt.

Sir William ward sein Gemahl!
Das war wohl eine seltne Wahl!
Die vorhin ein Bedienter war
Die Königin, die ist wohl rar.

Darmstadt. Hermann Bräuning-Oktavio.

Eine Handschrift von Hebbels 'Herodes und Mariamne'.

In dem Nachlafs Ferdinand von Saars hat sich auch eine Handschrift von Hebbels Mariamne vorgefunden. Über ihre Herkunft läfst sich nur sagen, dafs es dieselbe Handschrift ist, die nach Hebbels Brief an Gurlitt am 17. Dezember 1848 längst in Rötschers Händen war (Briefe IV 141 und 144), und die, wie die Bemerkungen auf dem Titelblatt erkennen lassen, auch dem Abdruck des ersten Aktes in Rötschers Jahrbüchern zugrunde gelegt wurde. Am 20. Februar 1849 bittet er den Berliner Dramaturgen, das nun überflüssig gewordene Manuskript der Mariamne an Bamberg nach Paris zu senden, anstatt es ihm selber zu remittieren (a. a. O. 149). Von Rötscher aber erfuhr er zwei Wochen später, dafs sich der Berliner Theaterdirektor Küstner inzwischen für das Stück interessiert habe, dem Rötscher nun offenbar das Manuskript mitgeteilt hatte, denn Hebbel bittet Bamberg, sich noch zu gedulden (a. a. O. 153). Von da ab ist in den Briefen nicht mehr von der Handschrift die Rede; nur so viel ergibt sich, dafs Bamberg die Mariamne erst im Druck, der im März 1850 erschienen ist, kennen gelernt hat (a. a. O. 196 und 211), worauf er dem Dichter seine 'Auffassung' mitteilte (a. a. O. 243). Der Wortlaut des Briefes vom 12. Mai 1850, in dem das geschehen ist, läfst keinen Zweifel darüber, dafs er das Stück früher nicht gekannt, die Handschrift also nicht erhalten hat (Bamberg, Briefwechsel I 327). Ob diese an Hebbel selbst zurückgesandt wurde oder aus Rötschers oder Küstners Nachlafs auf Umwegen in Saars Hände gekommen ist, bleibt unbestimmt.

Die Handschrift hat den Titel: *'Herodes und Mariamne | Eine Tragödie in fünf Acten. | von | Friedrich Hebbel'.* Sie besteht aus 25 Lagen von je zwei ineinandergelegten Grofsquartbogen, also aus 100 Blättern oder aus 200 Seiten; aber nur die Lagen, nicht die Blätter und Seiten, sind mit Bleistift durchgezählt. Sie rührt von einem Abschreiber her, ist aber von Hebbels eigener Hand stellenweise stark durchkorrigiert. Auf dem zweiten Blatt, vor dem Personenverzeichnis, findet sich von seiner Hand der später wieder durchgestrichene Titel: *'Herodes und Mariamne. Eine Tragödie in fünf Akten von Friedrich Hebbel. (Manuscript). Erster Akt'* und ein Verweisungszeichen auf einen später gleichfalls gestrichenen eigenhändigen Zusatz am Fufse der Seite: *'[Der] Anmerk. Der Dichter hat uns ermächtigt, den ersten Akt dieser Tragödie zu veröffentlichen, wofür uns die Leser sicher Dank wissen.'* Diese auf die Veröffent-

lichung des ersten Aktes in Rötschers Jahrbüchern bezüglichen Angaben sind noch, bevor sie in die Hände des Setzers kamen, durch die folgende, gleichfalls eigenhändige Anweisung ganz oben unter dem durchgestrichenen Titel zurückgenommen worden: *'Das beifolgende Blatt wird mit der angegebenen Überschrift der Tragödie selbst vorgedruckt, dann folgt das Verzeichnis der Personen.'* Dieses, nicht mehr vorhandene, Blatt enthielt zweifellos aufser dem neuen Titel die Vorbemerkung, die in den Jahrbüchern vorausgeht (Werner II 415 ff., wo es aber 415, 2 *neuesten,* 416, 34 *politischen* und 417, 1 *dramaturgischen* heifsen mufs), und die Rötscher zum Verfasser hat. Dafs ihr eine briefliche Mitteilung des Dichters zugrunde liege, wie Werner vermutet, ist nicht anzunehmen; denn sie stimmt ja umgekehrt in den Hauptpunkten (415, 38 und 416, 13) mit Rötschers Brief an den Dichter vom 1. November 1848 (Bamberg II 307 ff.) genau überein. Jedenfalls aber wurde der Abdruck in den Jahrbüchern schon bei Hebbels Aufenthalt in Berlin im Sommer 1847 besprochen, wo der Dichter ihm den ersten Akt mitteilte (Briefe IV 66 und 81). Auf diesen Abdruck geht in der Handschrift auch die Durchpaginierung des ersten Aktes (Seite 1—39) und der Vermerk am Schlusse desselben zurück: *'N. B. So weit der Druck für die Jahrbücher.'*

Die Handschrift, die jetzt mit H^3 zu bezeichnen ist, stimmt in den Lesarten des Abschreibers fast immer mit Hebbels eigenhändigem Konzept H^1 überein, natürlich nur in den endgültigen Lesarten von H^1, nicht in den dort schon verbesserten. Mit der gleichfalls aus H^1 geflossenen Handschrift H^2 und den Theatermanuskripten stimmt sie mitunter, aber keineswegs immer überein, namentlich die eigenhändigen Zusätze in H^3 sind oft späteren Datums als die Lesarten in H^2. Dann aber hat Hebbel die Reinschrift des Abschreibers noch einmal vorgenommen, und mit diesen eigenhändigen Lesarten (ich bezeichne sie mit h^3) liegt sie dem Abdruck des ersten Aktes in den Jahrbüchern zugrunde (J) und stimmt sie in den späteren Akten meistens auch mit dem Einzeldruck überein. Die Anzahl der eigentümlichen Lesarten ist nicht grofs; sie wird am deutlichsten heraustreten, wenn ich mich an den Apparat Werners anschliefse und die Lesarten, die mit H^1 oder mit einer anderen Handschrift übereinstimmen, nicht wörtlich mitteile, sondern einfach in den Apparat einreihe. Von der Interpunktion, die Hebbel später gern verstärkt (Ausrufungszeichen anstatt Punktes, Semikolon anstatt Komma) sehe ich ab, aufser wo der Sinn oder der Vortrag davon berührt wird. Alle Korrekturen sind eigenhändig.

Personen wie J; 197, 6. 16 u. ö. in *Galliläer* das zweite *l* gestrichen.

Erster Akt. Nach 2: die Lesart von Th S trotz Werner auch in H^3J nach 65 wie H^1J 72 *Den — Sohn!* wie H^1J 112 wie H^1 137 *wie*] *als* mit Bleistift darübergeschrieben h^3, *als* J 148 *uns!* —

155 h³ über der durchgestrichenen Lesart von Th S, aber *noch*] *auch* 177 wie H¹J 184 f. *bringen, [das ich] dieses*

[Betrachten] Sollt' ich betrachten und ihm darauf sagen [sollte,]

hier gibt h³ die richtige, vom Vers geforderte Lesart 187 *hämisch* h³ 188—192 h³ aus der durchgestrichenen Lesart von Th S 190 fehlt wie in J 201 *will*] *mufs* *Das bedeutet's!* über *Richt's ihm aus* wie Th S 202 durchgestrichen, darüber 203 h³ geschrieben 203—221 Zeile für Zeile über die ausgestrichenen Lesarten von Th S geschrieben, aber zwischen *4 und *5 die Verse, gleichfalls ausgestrichen:

[Durch den ich freilich einen andern höre,
Denn sie hat keinen Grund, ihm gram zu seyn!]

234—240 h³ mit den Lesarten von J über den ausgestrichenen von Th S; die Lesarten von J sind bei Werner nicht genau, sie lauten:

237 *Nun mufst' ichs thun, wenn ich Dir überall*
Was sagen wollte.

Herodes.

Wohl! — Du gehst sogleich

Vor 266 und 266 wie J 276 *so komme ich auch endlich*] h³ über die ausgestrichenen Verse

[und wenn nicht das, als hättest
Du irgend eine Schuld mir zu bezahlen,
So komme ich auch endlich, wie Du siehst,]

285 *Perlen* h³ über *[Korallen]* 286—293 mit den Lesarten von J über die durchgestrichene Lesart von H¹ Th S (aber schreibfehlerhaft *5 *soll er seyn* und *7 *Doch hatt' er Unglück,*) vor 299 (*für sich*) hinzugefügt h³ 306—10 h³ über die ausgestrichene Lesart von H¹ Th S, aber *7 f.

Denn, wenn's sein Loos ist, mit Gefahr des Lebens
Sie in des Meeres Tiefen einzusammeln,

311—343 sind die Lesarten von Th S durchgestrichen, und es war ein Blatt eingeklebt, von dem nur noch ein Rest erhalten ist, das aber offenbar die Fortsetzung des Dialogs in der von J gebotenen Fassung enthielt 386 f. und 425 wie J 427 h³ über ausgestrichenes

[Zum Dolch, zum Gift zwar niemals greifen könnte!]

447 wie J 470—484 findet sich die Lesart von J (*und glaube mir — letzte Mal!*) von Hebbel eingeklammert, mit einem Verweisungszeichen am Anfang und am Ende versehen und mit dem folgenden Vermerk: *Hier folgt das beiliegende Blatt im Druck, an dessen Schlufs sich dann die hier unten folgende vierte Scene knüpft.* Dieses Blatt, mit demselben Verweisungszeichen versehen, liegt bei; es hat die Überschrift *Variante zum Schlufs der 3ten Scene des ersten Akts,* auf welche die Anweisung für den Setzer folgt: *Im Druck reiht sich das Blatt an p. 27 des Manuscripts und zwar an den Schlufs der Scene.* Dieses Blatt wiederholt den Vers 469, offenbar um den An-

schluſs deutlich zu machen; Hebbels Meinung war zweifellos, daſs die eingeklammerten Verse *Und glaube mir — letzte Mal* wegfallen sollten. Der Setzer von J hat aber diese Weisung nicht richtig verstanden, die eingeklammerten Verse beibehalten und erst dann die Beilage folgen lassen, so daſs sich nun auch 469 im Druck J wiederholt. Erst in dem Einzeldruck hat der Dichter dann seine Absicht durchgesetzt. 484 [*ab*] 485 f. späterer Zusatz h^3 491. 496 f. 504 wie J 505 *Himmel,* (auch in J) die zweifellos richtige Interpunktion 516 *böser*] *garst'ger* wie J 521. 537. 566 wie J 663 *ich darin* h^3 aus *ich d'rin*

Zweiter Akt. 684 *stünde* 737 und 784 wie H^1 772 *ausbrechend* fehlt nach 819 zwei Verse, von denen der erste ausgestrichen ist:

> *[Ihm ist die Welt ein Bergwerk, jeder Schacht]*
> *Nur Gold, nur Gold! Das Andre gilt ihm gleich!*

862 *eröffne* (die richtige Lesart) nach 937 (*tritt auf*) wie H^2 983 f. wie H^1 1001 wie H^2E 1011 f.:

> *Hervortrat, die ich selbst, um Dich zu prüfen,*
> *Zurück hielt. War's nicht so?*

1114 *auf Josephs Waffen deutend* fehlt 1119 *Todten* von Hebbel auf Rasur eingesetzt vor 1126 wie H^1 1126 *sicher mit* h^3 auf Rasur 1129 wie H^1 1164 wie H^1 1167 *nur*] *bloſs* 1213 (*zu Joseph*) fehlt 1214 wie H^1 1257 *Dir nur nicht selbst die* 1262 wie Th S H^2 1265 (*für sich*) späterer Zusatz h^3 1281 *abzufordern.* 1289 wie Th S nach 1295 wie Th 1296 wie H^1 Th S 1301 f.:

> *würde, wenn er käme*
> *Und sich das Wiedersehen würzen wollte.*
> *Du kannst nicht wagen, mich sogleich zu tödten,*
> *Ja, wenn Du's wagtest, es mislänge leicht,*

vor 1306 f. die szenischen Anweisungen fehlen 1307 und 1315 wie Th S 1325 wie H^1 1339 wie H^1 Th S vor 1352 (*für sich*) fehlt.

Dritter Akt. Nach 1438 (bei Werner aus Versehen 1138) wie H^1 1439—1448 wie H^1 Th S 1453. 1461. 1495—97 wie H^1 1504 *nicht,* 1510 wie H^1 1552 *mich vom blauen Himmel* (so wohl auch in H^1) 1553 wie H^1 1565 *Herodes zu Sal.* h^3 vor 1600 und 1602 fehlt (*für sich*) 1600 *wissen? Lasset uns allein* 1604 *folgt,* (richtige Interpunktion) 1626 *ausbrechend* fehlt wie H^1 1633 wie H^1 1674 die Lesart von H^1 durchgestrichen und h^3 darüber *was mir bevorstand, als* 1736 *mit,* h^3 über durchgestrichenes *nicht,* 1739 und 1780 wie H^1 1799 f. die szenischen Angaben fehlen wie in H^1 1807 *Bote — Mariamne* fehlt 1816 wie H^1 vor 1822 (*für sich*) h^3 mit Bleistift 1844 und 1847 wie H^1 1849—54 wie H^1 Th S 1867—69 h^3 über die durchgestrichenen Verse:

> *Den stolzen Mund, der dieſs Gelübde that,*
> *Nicht mehr zu küssen, bis er selbst es bricht,*

1892 wie H^1 Th S 1900 *gen Himmel*] *für sich* h^3 mit Bleistift 1906 und 1914—16 wie H^1.

Vierter Akt. Vor 1965 fehlt *Burg Zion* wie H^1 Th S H^2 vor 1987 wie H^1 2121 wie H^1 2128 (*für sich*) fehlt 2149—53 wie H^1 Th S 2157—59 wie H^1 Th S 2167 wie H^1 vor 2168 *tritt — heran* fehlt 2188. 2192. 2196—2200 wie H^1 2204 f. wie H^1, aber *13 *Greuel,* 2230 f. eigenhändiger Zusatz wie in H^2 2235 *fordert,* 2261 *todt!* (*ab.*) vor 2340 *gesammelt.* 2362 und 2431 wie H^1 2453 *Herodes!* 2476 wie H^1 zuerst 2525 wie H^1 2539 *sieht sich um,* 2548 wie H^1 Th S 2582 *nie*] *nicht.*

Fünfter Akt. 2676 f. wie H^1 2698—2744 wie H^1, aber *1 *hat?*, *45 *ich glaub' es nicht,* vor 2745 fehlt durch Versehen *Vierte Scene* 2750 wie H^1 2760 *denn?* vor 2852 *in ein — ausbrechend* fehlt 2853 wie H^1 2854 fehlt

2855 *Mich fürchten liefsen in dem Augenblick*
Wo sie wie ich — (*zu Mariamne*) *Weib! Weib! Diefs steht Dir an!*

2857 *Ruh auch meine Kraft* nach 2872:

An des Gewissens Stelle bei mir tretend,

2874 *diese heil'ge*] *meine* 2876—2919 wie H^1, aber *19 *nur*] *so* und nach *32 *Mariamnen* 2924. 2951. 2953 f. wie H^1 2997 *fordre* 3022 *Was — mich?*] *Was sag' ich da?* 3031 f. wie H^1 3036—42 wie H^1, aber *3 *Nach meinem Dolch,* nach 3111 eigenhändiger Zusatz: *Zum Selbstmord greifen, um den Mord zu meiden?*

3198 *Geht*] *Reicht* 3218 und 3244 wie H^1 3290 *Darum bleib' ich* 3293 wie H^1 3301 *ich*] *und* 3302 fehlt.

Die Handschrift befindet sich derzeit im Besitz des Herrn Hofrats Dr. Rudolf Maresch in Wien, der sie dem Goethe- und Schiller-Archiv in Weimar zum Geschenk machen und sich dadurch neuerdings den Dank der Wissenschaft verdienen wird.

Wien. J. Minor.

Zu den lateinischen Lehnwörtern im Altenglischen.

Es ist bekannt, daſs für die lautliche Ausgestaltung der Lehnwörter aus dem Lateinischen, welche dem Altenglischen in jüngerer Zeit, nach der Christianisierung der Angelsachsen, zuflossen, nicht mehr die klassischen Vokalquantitäten, sondern diejenigen der mittelalterlichen Aussprache des Latein in Betracht kamen und daſs in dieser die kurzen Vokale in offener Silbe nach Maſsgabe bekannter romanischer Vorgänge bereits gelängt waren (Pogatscher, Lehnworte § 12 ff.; Sievers, Zum angelsächsischen Vokalismus 5 ff.). Daher heiſst es trotz *cŏquus, scŏla* im Altenglischen *cóc, scól,* wie durch die Folgeentwicklung zu ne. *cook, school* erwiesen wird. Indessen finden sich gegenüber dieser Regel doch einige deutlich andersgeartete Fälle.

Ae. *calic* 'Kelch' aus lat. *calicem* ist ein jüngeres Lehnwort. Seine Lautgestalt zeigt, daſs es erst nach dem Eintritt des *i*-Umlautes aufgenommen sein kann, wie es ja überhaupt nur eine jüngere Doublette zu dem älteren *celc* bildet: es ist klärlich eines der Lehnwörter, die mit der Einführung des christlichen Kults eindrangen. Pogatscher setzt daher *cálic* an (§ 216). Aber in den Psalmen kommt das Wort im Vers vor, und da weist das Metrum auf Kürze:

Ic hér hǽlu calic hæbbe befanȝen (115, 4).

Die Psalmen sind zwar ein spätes Produkt, aber sie bewegen sich noch durchaus im Fünftypensystem (Sievers, Beitr. 10, 451), so daſs ein solcher Schluſs aus dem Metrum vollwertig ist. Zu *călic* stimmt auſserdem aufs beste die früh-mittelenglische Form *calch,* die sich in Texten findet, welche sonst ae. *á* bereits zu *ō* verdumpft zeigen, wie die Old English Homilies ed. Morris II 215, 24. Es kann daher meines Erachtens keinem Zweifel unterliegen, daſs das Wort *călic* gelautet hat.

Ähnlich verhält es sich mit *lili(ȝ)e* aus dem Plural *līlia.* Späte Entlehnung ist hier nicht so streng zu erweisen wie in dem früheren Fall; doch ist nach der Bedeutung des Wortes wahrscheinlich, daſs es in die Reihe der Pflanzen- und Blumennamen gehört, deren Aufnahme mit der klösterlichen Gartenkultur zusammenhängt. Nun haben wir wieder einen (wenn auch nicht so sicheren) metrischen Hinweis auf Kürze:

þéah þe lilie sý léof moncynne (Räts. 41, 27).

Denn wäre das *i* lang, so würde nach dem Muster heimischer Wörter mit solchem Ausgang sicher auf die Mittelsilbe ein Nebenton fallen: **lī́lìe*, und dies ergäbe eine Versform, die sehr selten ist (vgl. Sievers, Altg. Metr. § 81). Dafs aber etwa die Lautung **līlje* war, ist unwahrscheinlich, da das nicht gerade so selten belegte Wort, soviel ich sehen kann, nirgend in der Schreibung **lilʒe* erscheint. Dazu kommt wieder ein Zeugnis aus dem Mittelenglischen: die nordenglisch-schottische Form *lely* weist auf ae. *ĭ*.

Hierher gehört auch ein Fall, für den schon Sievers (a. a. O. S. 12) wegen des Fehlens der Synkope Kürze angesetzt hat: *fifele* aus *fībula*. Aus demselben Grunde möchte ich anschliefsen: *citere* aus *cithara* und *amul* plur. *amelas* aus *amula*.

Nun ist bereits Sievers zu dem Ergebnis gekommen, dafs 'ursprünglich zweisilbige, bei der Entlehnung zur Einsilbigkeit reduzierte Substrate mit ursprünglicher Kürze in der Tonsilbe bei gelehrter (d. h. späterer) Entlehnung langen Tonvokal zeigen, dafs aber mehrsilbige Substrate, die nach der Entlehnung (abgesehen von etwaiger Flexionsendung) noch zwei- oder mehrsilbig bleiben, sich des öfteren dieser Regel entziehen' (a. a. O. S. 12 f.). Ich meine, wir müssen diesen letzteren Satz noch schärfer fassen und geradezu als Regel aufstellen, dafs bei jüngerer Entlehnung l a t e i n i s c h e P r o p a r o x y t o n a i m A l t e n g l i s c h e n K ü r z e e r h a l t e n, welches auch immer die klassische Quantität war.

Wie ist nun diese Erscheinung zu deuten? Innerhalb des Altenglischen war wenigstens bei den Zweisilblern kein Grund für eine solche Quantitierung vorhanden: **cálic* hätte sich einem durchaus geläufigen Worttypus eingefügt (vgl. *hálіʒ*, *héalic*). Die Ursache mufs also in der abgebenden Sprache liegen, d. h. in der damals in England üblichen Aussprache des Latein: wir werden zu der Annahme gedrängt, dafs im englischen Schul- und Klosterlatein alle Proparoxytona mit Kürze gesprochen wurden. Ich meine nun, dies läfst sich sehr gut als eine Übertragung heimischer Sprechgewohnheiten erklären. Im Altenglischen gab es nach dem Eintritt der westgermanischen Synkope keine dreisilbigen Wörter mit Länge an erster Stelle ohne Nebenton auf der Mittelsilbe: es gab nur Wörter der Form –́ × und ◡́ × × (*hierde, herede*) oder aber solche des Typus –́ x̀ × (*lṓcòde*). Die Angelsachsen waren also gewohnt, in dreisilbigen Formen ohne Nebenton in der ersten Silbe, wenn sie offen war, immer Kürze zu sprechen: es lag gewifs nahe, diese Gewohnheit auch auf lateinische Formen wie *calicem, lilia, fibula* usw. zu übertragen. Diese Aussprache ist im englischen Schullatein — soweit es nicht von den modernen Reformbestrebungen ergriffen ist — noch heute üblich, und an anderem Orte (Anglia 30, 40) glaube ich festgestellt zu haben,

dafs sie schon im 14. Jahrhundert bestanden hat. Es zeigt sich nun, dafs sie noch viel älter ist.[1]

Danach werden auch einige andere Lehnwörter mit Kürze anzusetzen sein, bei denen wir keine so deutlichen Hinweise auf sie haben: *cleric* aus *clĕricus*, *titul* aus *tĭtulus*, *casul* aus *casula*, endlich *predician*, das schon Sievers a. a. O. erwähnt: mafsgebend waren offenbar flektierte Formen wie *praedicat*, das zu ae. *predicað* wurde.

Endlich ist es auch möglich, *butere*, das wegen des Vorwiegens der Schreibung mit mittlerem *e* sicher mit *ŭ* anzusetzen ist, an diejenige lateinische Form des Wortes anzuknüpfen, welche für die Galloromanen allein in Betracht kommt, an *būtyrum*, genauer an den Plural *būtyra*. Bei der Natur der mit dem Wort bezeichneten Sache möchte man ja zunächst an volkstümliche, auf mündlicher Übertragung beruhende Entlehnung denken. Sie müfste sich aber — wegen des unerweichten *t* — noch vor 400 vollzogen haben, und dann wäre es auffällig, dafs das Wort bei den Oberdeutschen erst im Spät-Althochdeutschen und ohne Lautverschiebung auftaucht. Es ist doch äufserst unwahrscheinlich, dafs die Niederdeutschen und Angelsachsen das Wort ein halbes Jahrtausend früher gekannt haben sollten als die Oberdeutschen. Wir haben also sicher eine spätere Entlehnung vor uns: vermutlich hängt sie zusammen mit der wirtschaftlichen Betätigung der Klöster und der aus ihnen hervorgegangenen Missionäre, die so viele Entlehnungen mit sich brachte. Ein aus dem Klosterlatein übernommenes *butyra*, oder wahrscheinlicher **butura* (vgl. *cuneȝlæsse* aus *cyneglossum*), ergab dann nach unserer Regel **buturæ* (flektiert *buturan*), dessen mittleres *u* in dem Ep. 817 belegten *butorflioȝæ* 'Schmetterling' zutage tritt, in den spät-westsächsischen Belegen aber durch *e* ersetzt ist, welches sich in den flektierten Formen nach Sievers § 129, Bülbring § 405 regelrecht entwickelt hat. Die in kentischen Urkunden aus den Jahren 805 und 831 belegte flektierte Form *butran* (O. E. T. 444, 20; 449, 63) zeigt Synkope nach kurzer Silbe, wie sie uns seit den Untersuchungen Weyhes nicht mehr überrascht. Ob aber *-u-* (wie z. B. in *ȝadriȝan*) oder *-i-* (wie in *betra*) geschwunden ist, können wir nicht entscheiden, solange noch die Synkope vor *r* einer genaueren Untersuchung harrt. Im letzteren Falle müfste **butira* zugrunde liegen, und wir hätten einen Beweis, dafs das Wort erst nach dem Eintritt des *i*-Umlautes aufgenommen worden ist. Dieselbe Form könnte natürlich auch die Grundlage von spät-ws. *butere* sein.

[1] Damit wird die Erklärung, die ich a. a. O. für sie gegeben habe, an sich überflüssig. Aber die dort erörterten Verhältnisse haben gewifs dazu beigetragen, diese Sprechweise zu festigen und Änderungen hintanzuhalten.

Ist unsere Deutung richtig, so hängt die uns beschäftigende Erscheinung in letzter Linie mit einem urenglischen Vorgang zusammen, der gemein-westgermanisch ist, wenn er auch in den übrigen Dialekten durch jüngere Verschiebungen stärker verwischt worden ist: der Synkope von Mittelvokalen nach langer Silbe. Danach würde sich die Frage aufdrängen, ob nicht auch in den Lehnwörtern der anderen westgermanischen Dialekte ähnliche Erscheinungen zutage treten. In der Tat hat mhd. *lilje* Kürze, und ndl. *lelie* setzt älteres *ĭ* voraus. Ähnlich verhält sich mhd. *lĭnie* zu lat. *līnea.* Und vollends in dem Wort für *Butter* ist die Kürze gemein-westgermanisch. Ich glaube daher, daſs die oben dargelegte Eigentümlichkeit des mittelalterlichen Schul- und Klosterlateins weit über England hinausging, muſs aber die weitere Verfolgung dieser Frage anderen überlassen.

Dagegen erheischt noch eine andere Frage nähere Erwägung. In der Zeit vor der westgermanischen Synkope lag für die Latein sprechenden Angelsachsen (und Westgermanen überhaupt) kein Anlaſs vor, die Länge in Proparoxytonis zu befehden: solange sie noch **dōmido* oder **dœmido* sprachen, konnte ihnen ein **rādica* (für *rādīce(m)* nach Maſsgabe romanischer Formen) nicht unbequem sein. In der Tat scheint bei früher, volkstümlicher Entlehnung die Länge bewahrt worden zu sein. In *rǽdic* ist sie zwar mit intern-englischen Mitteln schwerlich zu erweisen, aber immerhin nach Maſsgabe von ahd. *rātih,* mhd. *rætih* (und modernen Dialektformen wie bair.-österr. *rādi*) sehr wahrscheinlich. Die hochdeutsche Form erweist auch die Basis **rādica*: aus *rādīcem* stammt ahd. *retih,* mhd. *retich.* Daraus würde sich ein ae. **rĕdic* ergeben haben, das übrigens in der altenglischen Schreibung *redic* vorliegen könnte.

Danach ist mir auch zweifelhaft, ob Sievers' Annahme, lat. *tēgula* hätte durchaus *tiʒ(e)le, tiʒol* ergeben (a. a. O. 12), das Richtige trifft. Allerdings, der Bestand eines *tiʒol* ist durch die Folgeentwicklung gesichert (vgl. meine Studien zur engl. Lautgeschichte S. 164). Aber wir haben hier überhaupt mit zwei Wörtern zu rechnen, da neben der Bedeutung 'Ziegel' auch 'Tiegel' gesichert ist (Pogatscher § 11), wie auch im Althochdeutschen das Wort in den zwei Formen *ziagal* und *tegal* erscheint, von denen die erstere klärlich eine ältere, die zweite eine jüngere Entlehnung darstellt. In der Bedeutung 'Ziegel' wird das Wort auch ins Altenglische schon früh, zusammen mit anderen Ausdrücken der Baukunst, eingedrungen sein und damals nach Maſsgabe der sonstigen Behandlung von lat. *ē* (Pogatscher § 129) wohl *tīʒle* ergeben haben. Eine spätere gelehrte Entlehnung des Wortes im Sinne von 'Tiegel' mag mit der uns nun geläufigen Verkürzung zu **tĕʒol* (und ahd. *tegal*) geführt haben (wie *regula* zu ae. *reʒol*), und durch Vermischung dieser beiden Formen entstand wohl *tiʒol* und *tiʒ(e)le.*

Eine solche Vermischung lag aber nicht so fern, wenn dem Sprechenden vor allem das Material, aus dem sowohl Ziegel wie Schmelztiegel bestanden — gebrannter Ton — vor Augen stand.

Eine ähnliche Doppelheit scheint vorzuliegen, wenn neben *cleric* einmal ein *clīroc* vorkommt. Schon die Änderung des Suffixes weist auf höheres Alter und volkstümliche Entlehnung, wie ja auch im Althochdeutschen *clîrich* erscheint: ich glaube, daſs diese Form mit *ī* anzusetzen ist und die übliche volkstümliche Wiedergabe von lat. *ē* zeigt.

Dasselbe möchte ich für *flȳtme* aus mlat. *flētoma* (für *phlebotomum*) trotz Sievers' Einspruch (S. 12) annehmen. Die Synkope nach Kürze ist ja, wie Weyhe an den Fällen mit *l* gezeigt hat, weit verbreitet; gerade vor *m* scheint aber *u*, wenigstens in dreisilbigen Wörtern, nicht zu schwinden: es heiſst stets *meduma* (nur spät und vereinzelt *medmian*). Daſs aber in *flȳtme* ein *u* ausgefallen ist, scheint mir nach Maſsgabe des lateinischen Mittelvokals die nächstliegende Annahme. Ich meine daher, daſs lat. *flētoma* regelrecht zu **flītumæ* > **flītme* führte und unser aus dem 11. Jahrhundert stammender einziger Beleg (jetzt bei Napier, Old English Glosses I, 1984) in der Art später Niederschriften *y* für *ī* setzt, was in dieser Handschrift auch sonst vorkommt (vgl. K. Schiebel, Die Sprache der altenglischen Glossen zu Aldhelms Schrift 'De Laude Virginitatis', Halle 1907, S. 18, 21).

Fassen wir zum Schluſs unsere Ergebnisse zusammen, so können wir etwa so formulieren. Die lateinischen Proparoxytona bewahren bei früher volkstümlicher Entlehnung ebenso wie die anderen Worttypen die lateinische Quantität des Tonvokals: *rǣdic, tīȝle, clīroc, *flītme* (geschrieben *flȳtme*). Bei jüngerer gelehrter Entlehnung erhalten sie dagegen nach Maſsgabe der inzwischen üblich gewordenen Aussprache des Latein durchaus Kürze: *calic, cleric, predicað, -ian, fifele, amol, titol, casol, *teȝol > tiȝol, butere, citere, lilie.* Beides gilt wahrscheinlich auch auſserhalb des Altenglischen, nämlich für das ganze westgermanische Gebiet. Die jüngere Aussprache des Latein, die sich hier verrät, hängt mit westgermanischen Sprechgewohnheiten zusammen.

Wien. K. Luick.

Aeneis und Beowulf.

Obschon bereits der erste Herausgeber des Beowulf auf eine freilich leicht in die Augen springende Übereinstimmung zwischen der Aeneis und der 'dänischen Scyldingis' aufmerksam machte,[1] hat man bis in die neueste Zeit hinein nur sehr zögernd den Gedanken einer näheren Beziehung zwischen den beiden Epen in Betracht gezogen. Die Möglichkeit der Bekanntschaft des altenglischen Verfassers mit der klassischen Literatur und einer Beeinflussung allgemeinerer Art durch dieselbe wurde gelegentlich in mehr oder weniger vager Form gestreift,[2] aufserdem auch eine Anzahl von Analogien in Einzelzügen aufgedeckt, ohne denselben jedoch mehr als blofsen Illustrationswert zuzuschreiben.[3] Nur einer hatte den Mut, sich auf eine eingehende Suche nach Parallelen einzulassen, nämlich G. Zappert, der mit staunenswertem Eifer eine stattliche Menge von Vergilanklängen aus der mittelalterlichen Literatur (den mhd. Epen, Waltharius, Beowulf, und der Chanson de Roland) zusammentrug.[4] Leider aber verzichtete dieser ideal angelegte Gelehrte unumwunden auf jeden Versuch, das nur zufällig Übereinstimmende von dem als entlehnt Anzusprechenden zu scheiden, und kam daher zu keinen überzeugenden Resultaten. Es war Brandl vorbehalten ('Ags. Lit.', Pauls Grdr. II², S. 1008), eine systematische Vergleichung der beiden Werke vorzunehmen, in der er eine Reihe von Parallelen konstatierte und die Frage einer direkten Beeinflussung seitens Vergils kritisch erwog. Er schliefst mit den Worten: 'Einen strikten Beweis für direkte Abhängigkeit des Beowulf von Vergil, die bei den anglischen Bildungsverhältnissen um die Zeit

[1] Thorkelin, S. XIII: 'Caetera de creatione mundi relata [i. e., v. 90 ff.] nihil aliud continent quam quae coram Didone et Aenea *Cithara crinitus Iopas Personat aurata, docuit quae maximus Atlas*' (Aen. I 740 ff.).

[2] So von Rönning, 'Beovulfs-Kvadet', S. 100 & passim, cf. Heinzel, Anz. f. d. A. X 237 f.; Grion, 'Beovulf', S. 54 ('un dotto del Wessex compose, ad imitazione delle epopee classiche latine e a simiglianza de' canti biblici del Cædmon, il poema epico de Beovulf'); Earle, 'Deeds of Beowulf', S. LXXXIX, Anm. 2; vgl. auch P. D. Chantepie de la Saussaye, 'The Religion of the Teutons', S. 146; W. P. Ker, 'The Dark Ages', S. 252.

[3] So von Arnold, Anm. zu 1826; Earle, 'Deeds of Beowulf', Anm. zu vv. 499 ff., 1359 ff.; Cook, Mod. Lang. Notes VIII 59, IX 237 f., XVII 209 f., XXII 146 f. (verschiedene klassische Parallelen).

[4] G. Zappert, 'Virgils Fortleben im Mittelalter usw.' in: Denkschriften der kaiserl. Ak. d. Wiss., Philos.-histor. Cl., II. Bd., 2. Abt., S. 17—70. Wien 1851.

von Bedas Jugend nichts Verwunderliches an sich hätte, vermögen diese Parallelen freilich nicht zu liefern; denn jede einzelne läſst auch eine andere Erklärung zu. Aber jedenfalls beleuchten sie die Verwandtschaft der Beowulfkomposition mit der Komposition eines von vornherein umfänglichen Kunstepos, und das ist hier bei der Einheitlichkeitsfrage die Hauptsache.'[1]

Bisher scheint Brandls Stellungnahme wenig Anklang bei seinen Fachgenossen gefunden zu haben.[2] Anderseits war es ihm gar nicht darum zu tun, das interessante Thema erschöpfend zu behandeln. Es wird daher nicht überflüssig sein, dieser für unsere Auffassung des Beowulf natürlich sehr wichtigen Frage erneute Aufmerksamkeit zuzuwenden, und so soll im folgenden eine gröſsere Anzahl von Berührungspunkten angeführt werden, die mir bei der Lektüre als bemerkenswert aufgestoſsen sind. Vieles von dem Gefundenen mag auf Zufall beruhen, manches aber scheint mir unleugbare Beweiskraft zu besitzen und wird, hoffe ich, zu dem Schlusse berechtigen, daſs der Einfluſs des im Mittelalter hochberühmten römischen Epikers auf die ae. Literatur entschieden höher anzuschlagen ist, als man bisher zu vermuten wagte.

Zunächst sollten wir uns gegenwärtig halten, daſs die Idee einer engeren Berührung zwischen dem klassischen Epos und dem Beowulf keineswegs auſser dem Bereich der Wahrscheinlichkeit liegt. Niemand sieht heutzutage noch den Beowulf als ein 'ags. Volksepos' an. Der Verfasser war ohne Frage ein gebildeter, kirchlich geschulter Mann, dem der gefeierte, geradezu überschwenglich verehrte Dichter der römischen Welt unmöglich fremd sein konnte. Nach Bedas Bericht gab es schon im 7. Jahrhundert in England viele Männer, denen Lateinisch und Griechisch so vertraut war wie ihre Muttersprache (Hist. Eccl. IV, c. 2); Beda selbst[3] und zumal Aldhelm zeigen eine unverkennbare Vertrautheit mit dem groſsen Klassiker; römische Bücherschätze wurden mit Eifer aus dem Süden eingeführt. Warum sollte der Beowulfdichter ganz unberührt von solchen Einflüssen geblieben sein?[4]

---

[1] [Korrekturnote. Auch Sarrazin in seinen neuesten Beowulfstudien (E. St. XLII 1—37) hält eine Beeinflussung durch die Aeneis nicht für unmöglich; zudem macht er auf die Parallele zwischen Beowulfs Auszug zum Grendelsee und der Fahrt der Aeneas in die Unterwelt (VI 129 ff.) aufmerksam.]

[2] Vgl. W. W. Lawrence, Mod. Lang. Notes XXIV 152.

[3] S. Baedae Opera Historica, ed. Plummer, I, S. LIII.

[4] Die Einwirkung Vergils auf den Waltharius erörterten K. Strecker, 'Ekkehard und Vergil', Z. f. d. A. XLII 339—365, und W. Meyer, 'Der Dichter des Waltharius', Z. f. d. A. XLIII 113—146; dazu H. Althofs reichhaltige Ausgabe des Waltharius (1899, 1905). Daſs dieser Einfluſs sich mittelbar selbst auf das Nibelungenlied erstreckt, zeigte G. Roethe in dem geistvollen Aufsatz 'Nibelungias und Waltharius', Sitzungsber. d. Kgl. Preuſs. Ak. d. Wiss., Jahrg. 1909, S. 649—691.

I.

Um gleich mit dem vom allgemeinen literarhistorischen Standpunkte Wichtigsten zu beginnen, ohne das Vorbild Vergils, wäre, wie Brandl wenigstens behutsam andeutet, die Existenz einer so breit angelegten epischen Dichtung mit verhältnismäfsig kunstvollem Aufbau schwer zu erklären. Der Beowulf ist das einzige wirkliche Epos aus ae. Zeit, dem sich kein Werk weder vor noch nachher an die Seite stellen läfst. Die Exodus z. B. behandelt ein einzelnes Ereignis der biblischen Geschichte, der Daniel erzählt einige Kapitel der Bibel, die beliebig hätten fortgesetzt werden können; Juliana, Elene, Andreas sind nur versifizierte Legenden mit engem Anschlufs an eine Buchquelle. Wie sollte der Dichter dazu gekommen sein, den Schritt vom kurzen epischen Liede (etwa nach Art des Finnsburgfragments) zum ausgedehnten Kunstepos zu wagen? Man hat wohl auf die lateinisch-christliche Dichtung oder die biblischen epischen Gesänge der Cædmonschen Schule hingewiesen. Aber die ae. Genesis, bei der von Komposition überhaupt kaum die Rede sein kann, kommt gewifs nicht in Frage. Sicher war es auch nicht Juvencus, der dem Beowulfdichter als Vorbild diente, auch nicht Avitus, Lactantius oder Prudentius. Ebensowenig der Verfasser des kürzlich von Grau ('Quellen und Verwandtschaften der älteren german. Darstellungen des Jüngsten Gerichts' [Stud. z. engl. Phil., hg. von L. Morsbach, Nr. 31] 1908) mit grofser Begeisterung auf den Schild gehobenen Carmen de resurrectione mortuorum (Migne IV 1053 ff.), das in der Tat vom Beowulf so verschieden wie nur möglich ist. Wäre der fragliche christlich-lateinische Dichter überhaupt aufzufinden, man hätte ihn vermutlich längst aus seinem Versteck hervorgeholt. Hingegen hat es von vornherein einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit für sich, dafs dem ae. Dichter ein Heldenepos im grofsen Stil die mafsgebende Anregung gab. In der Aeneis fand der empfängliche Angelsachse eine Fülle von Winken in stofflicher und formeller Beziehung, die ihm für seine neuartige Schöpfung von Wert sein mufsten.[1]

Selbstverständlich sind die Unterschiede zwischen den auf ganz verschiedenem Boden erwachsenen Dichtungen sehr erheblich und auf den ersten Blick erkennbar. Die Aeneis ist ein eminent patriotisches Werk mit ganz bestimmter Tendenz ('Tantae molis erat Romanam condere gentem') und einheitlicher, auf ein fest vorgezeichnetes Ziel hinführenden Hand-

[1] Vgl. übrigens auch Zapperts Aufserung: 'Also Geistliche, d. h. der lateinischen Sprache Kundige, vermitteln uns den Gesamtstoff unserer nationalen Epik. Solange daher nicht der Beweis gegeben, dafs der Klerus des Mittelalters mit einem anderen Dichter ebenso vertrauten Umgang als mit dem unseren [Vergil] gepflogen, so lange wird bei klassischen Ähnlichkeiten und Anklängen Virgil die Vermutung der Vaterschaft für sich haben' (S. 22).

lung; der Beowulf ein zweiteiliges Gedicht, nur lose durch die Person des Hauptthelden zusammengehalten, sozusagen ein biographisches Werk, — oder aber eine Reihe von drei ziemlich gleichartigen Fabeln, deren Hauptaktion von vorbereitenden und nachfolgenden[1] Reden, ausmalendem oder episodischem Beiwerk umrahmt wird. In der Aeneis Kämpfe von Volksstämmen gegeneinander, im Beowulf Befreiung eigenen und fremden Landes von Ungeheuern und an Stelle der nationalen Begeisterung das altgermanische persönliche Gefolgschaftsideal. Dort warme Anteilnahme der Götter, die sogar in die Handlung eingreifen, hier die Beeinflussung der Ereignisse durch den Christengott fast nur als Fiktion wirkend.[2] Dort eine Hauptrolle in der Hand eines Weibes, hier die Frauen, wenngleich mit grofser Würde dargestellt, doch nur als Nebenfiguren zugelassen. Usw.

Und doch finden wir in beiden Gedichten eine nicht zu unterschätzende Reihe von inhaltlichen Parallelen — Übereinstimmungen in wichtigeren Motiven, als da sind Kampf und Seefahrt, Hofleben, Verleihen von Geschenken, Wettspiele, feierliche Reden, Genealogien, Waffenbeschreibung, Bestattung der Toten mit Wehklagen und Denkmalsetzung, — kurz, Züge, die man gemeinhin als unzertrennlich mit dem Heldenepos verbunden anzusehen pflegt.[3] Weiterhin sind sehr beachtenswerte Analogien in der ethischen Grundstimmung, der Tonart, der gesamten Lebensauffassung vorhanden. Das germanische Reckenideal, das aus Beowulfs wackeren Worten hervorleuchtet: *Ne sorga, snotor guma! Selre bið æghwæm, | þaet he his freond wrece, þonne he fela murne; | ure æghwylc sceal ende gebidan | worolde lifes;*[4] *wyrce se þe mote | domes ær deaþe! þaet bið drihtguman | unlifgendum æfter selest*[5] 1384 ist nicht unähnlich den in der Aeneis ausgesprochenen Grundsätzen: VI 95 *tu ne cede malis, sed contra audentior ito,* und X 467 *stat sua cuique dies, breve et inreparabile tempus | omnibus est vitae; sed famam extendere factis, | hoc virtutis opus.* Die Rolle des Fatums — unerforschlich,[6] mächtig waltend, aber der Gottheit

---

[1] Die Ruhepause nach dem Höhepunkt der Handlung darstellend. Vgl. A. Olrik, 'Epische Gesetze der Volksdichtung', Z. f. d. A. LI 8.

[2] In beiden Gedichten finden wir denselben Mangel an dramatischer Spannung; der Leser kann über den schliefslichen Ausgang des Konflikts von Anfang an nicht im Zweifel sein.

[3] Dafs das Sagenmaterial im wesentlichen skandinavischer Tradition entstammt, unterliegt natürlich keinem Zweifel. S. N. Hagens Versuch (Mod. lang. notes XIX 65 ff., 156 ff.), eine Gruppe von Eigennamen als Übertragungen und Verdrehungen klassischer Namen zu deuten, hat wohl wenige überzeugt. [4] Vgl. Fáfnism., st. 10.

[5] Olrik, 'Nordisches Geistesleben usw.', S. 7, 'Danmarke Heltedigtning' I 82. Vgl. Hávam., st. 76 f., Atlam., st. 64., Hrólfs Saga (ed. F. Jónsson) 99, 3 f.; Saxo II 66 (Biacrolied, cf. Sarrazin, E. St. XLII 35).

[6] Beow. 3062 *wundur hwar þonne | eorl ellenrof ende gefere | lifgesceafta.* (Zu vgl. mit Gn. Ex. 29 *Meotud ana wat, | hwær se cwealm cymeþ.*)

zur Seite und den Mannesmut nicht ersetzend, ist hier wie dort deutlich ausgeprägt. (Vgl. z. B. *wyrd ... Metod* Beow. 2526 f., *dum fata deusque sinebant,* Aen. IV 659, VIII 398, XII 677; *wyrd ... ellen* Beow. 572 f., *fors et virtus* Aen. XII 714, *audentis Fortuna iuvat* X 284, X 458; *modgan maegnes, Metodes hyldo* Beow. 670, 1056 f., 1270 ff., *deus aut sua dextra* Aen. XI 118; dazu das Weben des Schicksals: Beow. 697, Aen. X 814 f. Dem germ. *fæge* entspricht *caducus* Aen. X 622, *fatis debitus* XI 759 (*moriturus* XI 741, XII 602). In der Bezeichnung Jupiters als *pater omnipotens* VIII 398, X 100, *omnipotens genitor* X 668, cf. IX 625, X 1 und *rex* I 65, II 648, X 2, 112, in der Darstellung von Tartarus und Elysium — Hölle und Himmel — als Aufenthaltsort der Frevler und der Frommen erkennen wir Berührungspunkte mit der religiösen Auffassung des ae. Epos. Und ist nicht die Reinheit und Feinheit der Empfindung, entsprechend der Höflichkeit und hohen Gesittung der Handelnden, für Beowulf und Aeneis in gleicher Weise charakteristisch? Wie ähnlich die beide Dichtungen durchwehende Grundstimmung ist, mag man u. a. daraus ersehen, dafs der Gesamteindruck derselben von verschiedenen Forschern in fast den nämlichen Worten wiedergegeben worden ist. Vgl. C. T. Cruttwell, 'History of roman literature', S. 269: 'There remains the view to which many critics have lent their support, that the Aeneid celebrates the triumph of law and civilization over the savage instincts of man'. Earle, 'Deeds of Beowulf', S. LXXXVIII: 'The general sense of the poem is this. There is work for the age of Blood and Iron, but such an age must yield to a better. Force is not the supreme and final arbiter of human destiny; above and behind Might is enthroned the diviner genius of Right. In this idea we recognize the essential thought of Civilization, the clue to emergence out of barbarism.'

Selbstverständlich wäre es verkehrt, aus solcherlei Übereinstimmungen sofort auf Entlehnung grofsen Stils zu schliefsen. Ob in irgendwelchen der genannten Punkte eine direkte Einwirkung des römischen Epos stattgefunden hat, oder ob etwa schon vorhandene Richtungen nur verstärkt wurden, oder ob alle Analogien nur auf Zufall, d. h. auf Ähnlichkeit der Verhältnisse und Umstände beruhen, läfst sich nicht mathematisch entscheiden. Es ist jedenfalls klar, dafs der ae. Dichter die Kenntnis der sogenannten epischen Züge nicht aus Vergil zu entnehmen brauchte. Z. B. selbst das bemerkenswerte feierliche Zeremoniell, der Glanz der Lebensführung an Königshöfen, der überraschend hohe Stand materieller und geistiger Kultur kann, wenn auch gewifs dichterisch verklärt, durchaus realen Hintergrund haben[1]

[1] Vgl. H. M. Chadwick, 'The Origin of the English Nation', S. 185 ff.; O. Montelius, 'Die Kultur Schwedens in vorchristlicher Zeit', S. 155 u. passim.

und sehr wohl aus der eigenen Anschauung des ae. Dichters erwachsen sein. Das Erscheinen des Königs oder der Königin mit stattlichem Gefolge[1] (Beow. 922 *getrume micle,* 924 *mægða hose,* Aen. I 497 *incessit magna iuvenum stipante caterva*) ist aus Bedas Worten über die Pracht an Eadwines Hof (Hist. Eccl. II, c. 16) fast mit Bestimmtheit herauszulesen. Immerhin mag der Angelsachse durch das klassische Vorbild veranlaſst sein, manche dergleichen Dinge in seinem Werk anzubringen und mit Behagen auszumalen. Es wäre z. B. sehr wohl denkbar, daſs die nachdrückliche Schilderung der Seefahrt, Beow. 207 ff., 1896 ff.[2] im Zusammenhang mit den entsprechenden überaus häufigen Anspielungen in der Aeneis steht — um so mehr, da es nicht an Übereinstimmungen im Ausdruck fehlt; vgl. Aen. III 277 *stant litore puppes,* X 223 *steterant ad litora prorae,* Beow. 1913 (*ceol up geþrang* ...) *on lande stod*; Aen. V 34 *et tandem laeti notae advertuntur harenae,* Beow. 1911 *þæt hie Geata clifu ongitan meahton,* | *cuþe næssas;* Aen. III 276 *hunc petimus fessi,* V 41 *fessos,* Beow. 325 *sæmeðe,* cf. 579;[3] Aen. III 277 *anchora de prora iacitur,* VII 106 *religavit ab aggere classem,* Beow. 302 *seomade on sale ... on ancre fæst,* 1917 *sælde to sande sidfæðme scip* | *oncerbendum fæst;* Aen. VII 8 *adspirant aurae in noctem nec candida cursus* | *Luna negat,* Beow. 1907 *no þær wægflotan wind ofer yðum* | *siðes getwæfde;* Aen. III 557 *aestu miscentur harenae,* Beow. 212 *streamas wundon,* | *sund wið sande* (freilich nicht ganz gleichbedeutend); Aen. X 247 f., cf. Beow. 217 (auch Aen. IV 51 *causasque innecte morandi,* | *dum pelago desaevit hiemps et aquosus Orion ... dum non tractabile caelum* stimmt zu Beow. 1129 *eard gemunde,* | *þeah þe he* [*ne*?] *meahte on mere drifan* | *hringedstefnan, holm storme weol,* | *won wið winde;* Aen. III 286, X 356 ff., cf. Beow. 1131 f.); Aen. IV 398 *u n c t a carina* (neben besser bekanntem *picta carina*) = Beow. 295 *niwtyrwyd naca* (ἅπ. λεγ., doch vgl. z. B. Havelok 706 ff.), von der in *prora, stefn* liegenden Synekdoche zu schweigen.[4] Überhaupt aber wäre es keine zu gewagte Vermutung, wenn wir das ausführliche Verweilen auf mehr nebensächlichen Umständen der Erzählung in erster Linie auf Rechnung des fremden Musters setzten. Von beiden Dichtungen gilt in vollem Maſse W. M. Harts Charakterisierung des Beowulf im Gegensatz zu den primitiveren Typen der Balladen und der Gest

---

[1] Vgl. A. S. Cook, J. Engl. Germ. Ph. V 155.

[2] Eine entschiedene Neuerung, s. W. M. Hart, 'Ballad and Epic', S. 185 f.

[3] Freilich fallen einem sofort die *siðworige man* des Heliand ein. Vgl. Kudr. 1348, 3 *den wazzermüeden helden*; Nibel. 682, 4.

[4] Doch hieſse es weit über das Ziel hinausschieſsen, wollten wir das (für den Beow. allerdings bemerkenswerte) Segel 1905 f. an die zahlreichen *vela* der Aeneis anknüpfen. Vgl. H. Schnepper, 'Die Namen der Schiffe und Schiffsteile im Altengl.' S. 26 f.

of Robyn Hode: 'What is significant here is the essentially different manner of the epic. Unlike the *Gest* it is never in a hurry; "Behagen" is its most striking characteristic; it is expansive in tendency; it has time for leisurely elaboration in every direction; it betrays no great anxiety to get on with the action. It pauses to describe character, states of mind, setting; it lingers now and then over the moral significance of the story. ... It loves detail of every kind, and this leads not only to the descriptions already noted but to a different treatment of the action.'

II.

1. In der Technik der Komposition dürfen wir, zumal bei der gänzlichen Verschiedenheit des Materials und der Art des Themas, keine hervorragenden Übereinstimmungen erwarten; jedoch ist es nicht unwahrscheinlich, dafs auch hierin der ae. Dichter etwas von seinem berühmten Vorgänger gelernt hat. Von Wichtigkeit ist namentlich, wie schon von Brandl — der besonderen Wert auf die 'nachholende Erzählungsweise' legt — hervorgehoben wurde, die Abweichung von der chronologischen Reihe der Tatsachen im Beowulf,[1] d. h. die Hinweisung auf vergangene und zukünftige Ereignisse, die uns zumeist durch Redende mitgeteilt werden.[2] Diese Eigentümlichkeit — im Grunde eine Variation von Heinzels vielgenannter Stilfigur ABA, BAB im grofsen Mafsstabe[3] — hätte sich vielleicht auch organisch aus einheimischen Ansätzen entwickeln können, finden wir doch z. B. auch rückgreifende Erzählung in einem epischen Einzelliede wie dem Hildebr.,[4] und sind doch Ausblicke auf die Zukunft (tragischer Ausgang!) in den einen weniger entwickelten Typus darstellenden 'Heroic Ballads' nicht unbekannt.[5] Aber im Beowulf spielt dies Kunstmittel doch eine sehr viel bedeutendere Rolle und hat einen erheblichen Einflufs auf die Erzählungsmethode gewonnen.[6] Z. B. alles, was wir von Beowulfs Leben

[1] Vgl. W. M. Hart, S. 196.

[2] W. P. Ker, 'Epic and Romance', S. 185: 'In the orthodox epic manner, various allusions and explanations are introduced regarding the past history of the personages involved, and the history of other people famous in tradition.'

[3] S. z. B. B. Haeuschkel, 'Die Technik der Erzählung im Beowulfliede', S. 52 ff., 57 ff.

[4] Vgl. Kauffmann, 'Philologische Studien, Festgabe für Sievers', S. 175. Über gelegentliche Störung der chronologischen Ordnung in den isländ. Sagas vgl. Heinzel, 'Beschreibung der isländ. Saga', Sitzungsber. d. kais. Ak. d. Wiss., Wien, Phil.-hist. Cl., Bd. 97, S. 280 ff.

[5] W. M. Hart, S. 143, 197. Zu dieser Art von Hindeutungen auf die Zukunft gehören Stellen wie Beowulf 696 ff., 805 ff., 1240 f., 1553 ff., 2310 ff., 2420 ff., 2574 f.; Aen. VIII 537 ff., X 503 ff., IV 169 f., VII 481. Auch im Nibelungenlied fehlt es nicht an Beispielen.

[6] Vgl. Rönning, 'Beovulfs-Kvadet', S. 78 ff.

vor seiner Fahrt nach Dänemark erfahren, wird an verschiedenen Stellen des Gedichtes nachträglich angeführt, und die zwischen seiner Rückkehr und seiner Thronbesteigung liegenden Ereignisse werden in die Erzählung von Beowulf und dem Drachen eingeschoben. Das eklatanteste Beispiel eines solchen historischen Rückblickes ist die grofse Botenrede, 2900 ff., in der nur wenig von Beowulfs Tod, aber sehr viel von dem um mehr als fünfzig Jahre zurückliegenden Kampfe zwischen Geaten und Schweden berichtet wird. In der Aeneis konnte der ags. Dichter dies Verfahren an verschiedenen Beispielen beobachten, vor allem natürlich im 2. und 3. Buche, wo der Held eine ausführliche Schilderung von seinen Irrfahrten und Trojas Untergang gibt. Vorerzählung wichtiger Ereignisse, selbst solcher, die aufserhalb des Rahmens des Epos liegen, ist gleichfalls durch charakteristische Fälle bei Vergil vertreten (VI 83 ff., VI 756 ff., VIII 626 ff., III 153 ff.), im Beowulf namentlich durch die ganz unmotivierte ausführliche Prophezeiung von der Fehde zwischen Dänen und Headobearden, 2032 ff., daneben durch kürzere Bemerkungen wie 3021 ff., 1845 ff., 83 ff. Ob nicht überhaupt die (gewifs angestammte) Vorliebe für Episoden durch das Vorbild Vergils verstärkt wurde? Ob die Erzählung verschiedener Abschnitte (oder verschiedener Versionen) einer Geschichte an getrennten Stellen (so Vorgeschichte des Drachenschatzes, 3049 ff., 3069 ff., 2233 ff.; Beowulfs Erlebnisse in Dänemark und Bericht darüber an seinen König; Hygelacs Fall, 1202 ff., 2354 ff., 2913 ff., 2501 ff.; vgl. auch 122 f., 1580 ff., 740 ff.)[1] in Beziehung zur Vergilschen Methode steht (vgl. Aen. VI 756 ff., VIII 626 ff. [römische Geschichte]; VI 494 ff., I 456 ff. als Ergänzung zum zweiten Buche [Geschichte von Troja])? Oder ob die Reden ohne den Einflufs des wortgewandten Römers weniger lang und feierlich ausgefallen wären?

2. Einen bestimmten Fall direkter Nachahmung Vergilscher Erzählung glaubt Brandl in dem ersten Abschnitt des 1. Teils zu erkennen, in dem Beowulfs Ankunft im Dänenlande und Aufnahme am Hofe in einer stark an die Aeneis (I. Buch) anklingenden Weise geschildert wird. Die vornehmlich in Betracht zu ziehenden Analogien scheinen mir die folgenden zu sein: 1. Beowulf landet in Dänemark und wird vom Strandwächter nach seiner Herkunft ausgeforscht; Aeneas landet in Libyen und begegnet der Venus, die ihn nach Namen und Vorhaben fragt. 2. Die Geaten gehen zum Palast Hrodgars, die Trojaner zum Tempel der Dido. Die wörtliche Übereinstimmung, Beow. 320 ***stræt wæs stanfah, stig wisode | gumum ætgædere,*** Aen. I 418 ***corripuere viam interea, qua semita monstrat*** ist nicht unbemerkt geblieben. Vgl. auch I 422 ***strata viarum*** (I 401 ***qua***

[1] Vgl. Heinzel, a. a. O., S. 284 ff.

te ducit via, XI 524 *quo semita ducit,* cf. VI 43). 3. Vorbereitende Unterredung von Zwischenpersonen und dem König (der Königin):[1] Wulfgar erkundet das Gesuch der Ankömmlinge, berichtet an Hroðgar, der seine Bekanntschaft mit Beówulfs Geschlecht erwähnt, und ladet die Geaten in die Halle; die Gefährten des Aeneas haben eine Unterredung mit Dido (I 522 ff.), in der sie ihren Fürsten preisen (544 ff.) und Dido ihre Kenntnis von seinem Geschlecht dartut (565 f.) und wünscht, den Aeneas zu sehen (575 ff.)[2] 4. Der Held erscheint: Aeneas (tritt aus der Wolke) — *restitit Aeneas claraque in luce refulsit | os umerosque deo similis* (I 588); Beowulf tritt ein — *heard under helme ... on him byrne scan* (404 ff.). 5. Freundliche Aufnahme der Fremden, woran sich weiterhin des Aeneas Erzählung von seinen bisherigen Schicksalen, und ähnlich Beowulfs Anspielung auf seine Kämpfe mit den Riesen (419 ff.) und später der Bericht von der Schwimmfahrt mit Breca anschliefst. — Fernere Anklänge an diesen Abschnitt der Aeneis bilden die Schmückung des Palastes unter ausdrücklicher Erwähnung der Teppiche (I 637 ff., Beow. 991 ff.), das Schöpfungslied, welches in der Halle vorgetragen wird (I 740 ff. [cf. VI 724 ff.], Beow. 90 ff.), die selbstbewufste Namensnennung (I 378 f. [in der Anrede an Venus]): *sum pius Aeneas ... fama super aethera notus* (cf. Odyss. IX 19 f.), Beow. 407 *ic eom Higelaces | mæg ond magoþegn, hæbbe ic mærða fela | ongunnen on geogoðe,* 343 *Beowulf is min nama.*[3]

Auf jeden Fall ist dieser erste Abschnitt des Beowulf — von der Abfahrt des Helden bis zum Grendelkampfe — einer der wohlgelungensten im ganzen Gedicht (vgl. Brandl) und macht in höherem Mafse als irgendein anderer Teil einen klassisch epischen Eindruck. Man könnte an die Odyssee erinnert werden — oder besser noch an die Aeneis.

[1] Nach der Ankunft in Latium verhandelt Aeneas mit dem König zuerst durch Gesandte, VII 152 ff.

[2] Der Beow. zeigt eine kunstvollere Steigerung in der Art, wie auf das offizielle Auftreten des Helden vorbereitet wird: Eindruck auf den Strandwächter, Bewunderung durch den Hofbeamten, Erwartung durch den Gutes voraussagenden König. (Man vgl. auch Sigfrits Ankunft in Worms, Nibel. 72 ff., wo Hagen von den früheren Taten des Recken erzählt.) In der Aeneis finden wir anderseits einen charakteristischen Wundereffekt (I 586 f.).

[3] Weniger zu bedeuten hat wohl die Parallele: I 617 *tune ille Aeneas quem Dardanio Anchisae | alma Venus ... genuit?* Beow. 506 *eart þu se Beowulf, se þe wið Brecan wunne ...?* (cf. Ex. 380, Sat. 665).

(Fortsetzung folgt.)

The University of Minnesota. Fr. Klaeber.

Die Bedeutung der Quantitätszeichen bei Orm.

Wie bekannt, ist bei Orm die Quantität der Vokale in geschlossener Silbe leicht zu erkennen; bei Kürze des Vokals verdoppelt er den folgenden Konsonanten, bei Länge behält er den einfachen Konsonanten bei, also *affterr,* aber *hus.* Schwierigkeiten stellten sich Orm entgegen, als es sich darum handelte, die Vokale in offener Silbe zu bezeichnen. Nun verwendet zwar Orm sowohl den Akzent (´) als das Häkchen (˘), z. B. *béne, năme,* und man glaubt, Orm habe damit die normale Länge bzw. normale Kürze bezeichnen wollen. Aber wenn man sich den Text näher ansieht, so bemerkt man bald, daſs der Akzent und das Häkchen sich nur bei gewissen Wörtern und dann meist sehr häufig findet, z. B. bei *tíme* und *tăkenn.*

Besondere Schwierigkeiten bereiten die Fälle, wo Orm in geschlossener Silbe bei alter etymologischer Länge Akzente (manchmal sogar zwei oder drei) verwendet; so z. B. erscheint *ut* überaus häufig mit zwei oder drei Akzenten. Was sollen hier die Akzente bedeuten? Hätte Orm mit den Akzenten die einfache Länge bezeichnen wollen, so sind diese zum mindesten überflüssig, da die einfachen silbenauslautenden Konsonanten (z. B. *ut*) ausgereicht hätten, um die Länge des vorangehenden Vokals anzudeuten. Auch ist — schon bei einer oberflächlichen Durchsicht — auffällig, daſs nur gewisse Worte mit den Akzenten versehen sind. Daher ergibt sich für uns als erste Aufgabe, ein genaues Verzeichnis der Wörter aufzuführen, die Orm mit Zeichen versehen hat.[1]

I. Zwei oder drei Akzente.

Diese finden sich in der Regel nur bei (Wort-) auslautendem *t*, ganz selten vor *d*.

Ich führe die Wörter nach der Qualität des Stammvokals auf:

ā: gat 3; *swat* 1; *hat* (sb.) 1; *hat* (adj.) 9; *wallhat* 1 (*Goliat* 1); *wrat* 22, *bat* 1; *wat* 15, *nat* (= *ne* + *wat*) 1; ferner ein fehlerhaftes *reclefätt* 1.[2]

[1] Ich folge der Angabe des Ormulum von White-Holt (Wh.-H.), berücksichtige natürlich die Kollektion Kölbings (Kö.) in *Englische Studien* I, 1 ff.; P. = Preface, D. = Dedication.

[2] Morsbach (*Me. Gram.* p. 32) nimmt an, daſs die Akzente auf die erste Silbe gehören. Wir haben allerdings keinen Fall mit zwei Akzenten vor *c*, aber *reclefatt* nimmt eine Sonderstellung ein (siehe p. 50 Fuſsn. 4). Möglicherweise hat Orm an *fetless* gedacht, das er öfter mit zwei Akzenten auf der ersten Silbe versieht.

ō: *fot* 3; *driȝȝefot* 1; *unnderrfot* V. 73 D, 2561, 4590, 4696, 4718 etc. (häufig); *mot* (Hilfsverb) 4; *ȝhot* (= *ȝho* + *it*) V. 233, 2343, 2473 etc. (sehr häufig).[1]

ī: *sit* sb. 4852, 7967; = *se* + *it* 16740 (*sitt*).

ū: *winndeclut* 2; *ut* V. 74 D, 99 D, 166 D, 204 D, 209 D etc. (ungemein häufig). Ebenso die zahlreichen Komposita mit *ut*, wie *utbresstenn* 1; *utlesenn* 2, *utlesedd* 3; *utnumenn* 5, *utnumennliȝ* 3; *utnumennlike* 1; *utwiþþ* 1; *þurhutlike* 1; diesen schliefst sich auf dem Wege der Analogie an: *utterlike* 1; ferner *but* V. 1662, 3567 (*butt*), 10035, 12392 (*butt*) etc. sehr häufig. Es schliefsen sich an *butan* 12233. Ferner noch *þut* (= *þu* + *it*) 4, *tut* 4.

ē: *fet* 4; *sket* V. 1266, 2297, 2411 etc. (sehr häufig); *swet* 6, *swetlike* 1; *ȝet* V. 6 D, 37 D, 245 D, 98 P., 99 P. etc. (ungemein häufig), ferner 2 *get*. *let* (Imperativ) 3; *let* prät. V. 227 D, 227 D, 1336, 3680, 7204 etc. (sehr häufig); ferner das Komp. *forlet* 3; — *het* prät. 1, *bihet* 2; *et* (prät.) 3; *set* (part.) V. 3796 (Kö. *sëtt*), 18198.[2] Dazu die Kontraktionsformen *het* (= *he* + *it*) V. 97 D, 107 D, 833, 834 etc. (sehr häufig); *wet* (*we* + *it*) dreimal; *ȝet* (*ȝe* + *it*) einmal; *þet* (*þe* + *it*) zweimal; *tet* (*te* + *it*) zweimal.

ǣ: *gæt* (pl.) 1; *græt* 1; *ondlæt* V. 12939 (dazu noch Kö. Bd. II, p. 354); *ondlett* V. 16170; *flæt* 1; *læt* (praes.); *læt* 3; (*Jafæth* V. 6807).

Vor silbenauslautenden Konsonanten stehen natürlich Doppelakzente sehr selten, da hier natürlich volle Kürze herrscht, z. B. bei *mĕtte* < ags. *mēt-te*. Häufiger finden sich die Akzente bei *fetless*[3] V. 8648, 8650, 11117, 14026 etc.; dazu noch *waterfetless* 14411; wegen *fetless* vgl. noch Fufsn. 4.

Vor auslautendem *d* finden sich die Akzente in folgenden Fällen: *bad* 6507; *ȝod* 1730 Kö.[3] (Hall *god* ohne Akzent); einmal vor intervokalem *d* *rőde* Bd. II, p. 368 Kö.

Wir sehen also, dafs sich zwei oder drei Akzente nur vor auslautendem *t*, ganz selten vor *d* finden. Was bedeuten diese Akzente vor *t*? Keinesfalls hat Orm mit ihnen die einfache normale Länge andeuten wollen, wie schon oben p. 49 bemerkt worden ist. Es liegt nahe zu vermuten, dafs Orm mit den Akzenten eine besondere Quantität des akzentuierten Vokals hat bezeichnen wollen. Alles deutet darauf hin, dafs vor wortauslautendem *t* (*d*)[4] die alte

[1] Aufserdem liest Kö. auffälligerweise V. 11577 *lőtt*, Wh.-H. *lott*.
[2] Über den langen Vokal bei dem schwachen Verbum vgl. Luick, *Untersuchungen*, § 434 und 436.
[3] Kö. liest *ȝőd þwěrrt ŭt*, wobei der Doppelakzent auf *þwerrt* sehr auffällig wäre, wenn er tatsächlich in der Hs. überliefert wäre.
[4] Bei *fĕtless* (ags. *fǣtels*) mufs die Metathese des *l* relativ jung sein; sie kann erst eingetreten sein, nachdem die Kürzung vor Doppelkonsonanten

Länge reduziert worden ist; vielleicht haben wir Halblänge anzusetzen, ein Ausdruck, dessen ich mich im folgenden bedienen werde. Für diese Annahme sprechen eine Reihe von Gründen.

1. Vereinzelt schreibt Orm selber bei den Wörtern mit zwei (drei) Akzenten *tt* statt *t*, nämlich: *hett* 3242; *sitt* 16740; *onndlett* 16170; *butt* 3567, 12392 (*butt* 10357 Ed.). Die Herausgeber weichen ab Kö. V. 3796 *sëtt*, V. 16572 *būtt* (V. 11577 *lōtt*); Wh.-H. V. 12135 *lëtt*, 350 *ūtt*.

Ohne Akzente begegnet mit Doppelschreibungen noch *watt* 16602;[1] neben häufigem *būt, büt* stehen zahlreiche *butt* 45, 493, 1832, 4396, 4432[1] etc., dazu noch *buttan* 6336 und *abutten* Kö. 9230. Bei *but* ist offenbar die Halblänge schon weiter zur vollen Kürze reduziert worden.

2. Im Ags. finden wir zahlreiche Fälle, wo wir gedoppeltes *t* nach alter Länge antreffen, so besonders in R², wo Formen wie *fott, wratt, watt* etc. nachzuweisen sind (vgl. Bülbring, *Altengl. Elementarbuch*, § 549, und Lindelöf, Bo. B. X, p. 96).

Bülbring nimmt an, daſs wahrscheinlich der auslautende Konsonant auf Kosten der vorangehenden vokalischen Länge Dehnung erfahren hat; aus Orms Zeichensetzung können wir jetzt mit Sicherheit erkennen, daſs tatsächlich die alte Länge reduziert worden ist. Über die Quantität der Konsonanten vermag uns Orm keine Auskunft zu geben. Doch ist die Doppelschreibung von *t* nicht auf R² beschränkt.

3. Nach W. Stolz, *Der Vokalismus etc. der Lindisfarner Evangelien*, § 125, finden sich in *Li* folgende Fälle von Doppelschreibung: *-ett* 2, *geett* 1, *gefrett* 1, *gett* adv. 8, *awritt* 1, *unrodt* 1;[2] im Silbenauslaut liegen folgende Fälle vor: *diwlgittsung, unrodtnis* 1. Bemerkenswert erscheint mir, daſs *Li* namentlich nach palatalen Vokalen (*ē, ī*) die Doppelschreibung bevorzugt, denn *unrodt* bzw. *unrodtnis* sind nicht ganz eindeutig.

Die Kürzung alter Länge vor auslautendem *t* läſst sich also aus dem Ags. für das Northumbrische nachweisen. Aus Orm ergibt sich aber, daſs auch das östliche Mittelland die Kürzung gekannt hat, denn es liegt kein Grund vor, die Kürzung bei Orm erst in das Frühme. zu verlegen, wenn es auch wahrscheinlich ist, daſs das Kürzungsgesetz vor *t* immer noch in Kraft war, ja es scheint während

erloschen war, denn sonst hätten wir bei Orm **fettless* zu erwarten. Hingegen konnte der Stammvokal des neuentstandenen *fētless* noch zur Halblänge vor silbenauslautendem *t* erfahren. Ähnliche Verhältnisse scheinen bei *recles* (ags. *rēcels*) vorzuliegen. Orm hat hier gewöhnlich einfaches *c recless*, also Länge, einmal *reccless* (Effer, *Anzeiger zur Anglia* VII, 190 und Morsbach p. 82); vielleicht gehören in *reclefätt* die beiden Akzente auf die erste Silbe, wie schon Morsbach p. 32 angenommen hat.

[1] Effer, *Anzeiger zur Anglia* VII, 186.

[2] Bei anderen Konsonanten ist die Doppelschreibung seltener, auſser *upp* (?) 10 führt Stolz 1 *wacc* an.

der Gesamtentwicklung der englischen Sprache mehr oder weniger lebendig gewesen zu sein.

Aber auch aus dem Westsächs. lassen sich einige Fälle von Kürzung ausfindig machen. So führt Cosijn, *Altwestsächs. Grammatik* I, 193 aus der *Cura Pastoralis* 6 *fett*[1] (in C.) an; *hett* begegnet dreimal (zweimal in H., einmal in C.) in der *Cura Past.*, dreimal im Orosius. Aufserdem führt Cosijn aus Aelfrics *Lives of Saints* 1 *fett*[2] an.

Auch der *Codex Wintoniensis* kennt *utt* neben *ut* (Williams, § 17). Eine weitere Durchsicht der angelsächsischen Handschriften wird gewifs noch eine gröfsere Anzahl von gedoppeltem *tt* nach Länge an den Tag bringen.

4. Auch im späteren Mittelenglisch lassen sich zahlreiche Fälle mit Kürzungen namentlich vor *t, d* nachweisen (vgl. die Sammlung von Hackmann, *Kürzung langer Tonvokale im Alt-, Mittel- und Neuenglischen* in *Studien zur englischen Philologie* X), namentlich im 15. Jahrhundert mehren sich die Beispiele. So finden sich meist mit Doppelschreibung des Konsonanten:[3] *t*: *grett* (= ags. *grēat*), Londoner Urkunden; *wettę* (= ags. *wǣt*), Londoner Urkunden, Capgrave, Caxton; *swette* sb. (vgl. ags. sb. *swāt* + vb. *swǣtan*), Caxton; *fotte* (*fōt*), St. Editha und Ethelreda; *d*: *bredę* (= ags. *brēad*), Sh. Ed. und Eth.; *ded, dedd(ę)* (= ags. *dēad*), St. Ed. u. Eth., Sir Eglamour; *redd* (= ags. *rēad*), Sir Eglamour; *hedde* (= *hēafod*) kann die Kürze aus den flektierten Formen erhalten haben.[4]

Es fällt auf, dafs die Kürzungen sich besonders auf die frühmittelenglische Lautgruppe -*ę̄t* und *ę̄d* zu beschränken scheinen.[5] Nun ist ja bekannt, dafs im Ne. me. *ę̄* vor *t, d,* (*þ*) öfter gekürzt wird, also z. B. *red* < me. *rę̄d* < ags. *rēad* (vgl. Jespersen § 8, 412 und Horn § 82, 3). Aber die Anfänge dieser Kürzung gehören ins Me., wie die eben angeführten Beispiele zeigen. Aber noch ein anderer Umstand weist darauf hin, dafs wir den Ursprung dieser Kürzung ins Me., und zwar vor das Verstummen des End-*e* rücken müssen.

In vielen Fällen hat nämlich das Ne. die alte Länge bewahrt, z. B. in vb. *lead* (= me. *lę̄de* < ags. *lǣdan*), und zwar handelt es sich

[1] Der Erklärungsversuch von Cosijn (II, 50) ist natürlich hinfällig.

[2] Vgl. auch Schüller, *Diss.* p. 54.

[3] Auf die nordenglischen Kürzungen des 14. und 15. Jahrhunderts, wie sie namentlich Luick in seinen *Studien* durch genaue Untersuchung der Orthographie der Hss. festgestellt hat, komme ich noch in Abschnitt III zu sprechen.

[4] Vgl. auch noch die von Zopf (*Zum Sprachgebrauch in den Kirchenurkunden von St. Mary At Hill in London*, p. 16) angeführten Beispiele.

[5] Kürzungen vor anderen Konsonanten als *t, d* sind vereinzelt; auch scheint die Kürzung vor *t, d* besonders frühme. *ę̄*, weniger andere Vokale betroffen zu haben, abgesehen vom Norden (beachte aber das von Luick zitierte *rodde* aus 'Eule und Nachtigall', *Deutsche Literaturzeitung* 1909, Sp. 737). Erst mit den Paston- und Cely-Papers wird das Bild ein ganz anderes (vgl. Hackmann 12, 13).

in diesen Fällen meist um alte frühme. z w e i s i l b i g e Formen (meist sind es Verba), während der gekürzte Vokal sich bei den frühme. e i n silbigen Formen (meist Substantiven und Adjektiven) findet. Die me. Vorstufe unserer ne. Schriftsprache hat also vor wortauslautenden *t, d* schon Kürzung des *ę̄* gehabt. Es ergibt sich folgendes Bild:

I. Gekürzte Formen finden sich bei sb. *bread* (ags. *brēad*), adj. *dead* (ags. *dēad*), subst. *dread* (frühme. *drę̄d*), subst. *lead* (ags. *lēad*), adj. *red* (ags. *rēad*), subst. *shred* (ags. *sčrēad*), subst. *threat* (ags. *þrēat*), subst. *thread* (ags. *þræd*), adj. *wet* (ags. *wǣt*); dazu das praet. *eat* (ags. *ǣt*).[1]

Anm. 1. Hingegen ist in der neuenglischen Schriftsprache Kürzung n i c h t eingetreten in der mittelenglischen Verbindung *-ẹ̄t, ẹ̄d*, selbst wenn diese schon me. im Wortauslaut stehen, es heiſst also *feet* (= me. *fẹ̄t*), *reed* (= ags. *hrēod*) etc.; wegen *grit* (= ags. *grēot*) vgl. das *N. E. D.* Die Geschichte von *sprit* (*sprēot*) ist noch nicht aufgeklärt. Deshalb müssen wir die ne. Länge in *seed* (= wests. *sǣd*, auſserwests. *sēd*), *street* (*strǣt* — *strēt*), *deed* (= *dǣd* — *dēd*) etc. auf die anglischen Formen mit *ē* zurückführen, worauf ja auch die Schreibung weist. Ne. *mead* (ags. *mæd*, gen. *mæd(w)e*) dürfte demnach die Länge des Vokals der Form *mēd*, me. *mẹ̄de* verdanken, wenn sie nicht aus der flektierten Form stammt (schon ags. *mǣde* neben *mǣdwe*, vgl. Sievers, § 260). Ähnlich steht es mit ne. *neat* (= ags. *nēat*) cattle, ags. stand daneben *nēten, nȳten,* woraus sich ebenfalls die Erhaltung der Länge erklärt; im späteren Me. muſste ja ags. *neat* (me. *nę̄t*) und ags. *nēten* (me. *nẹ̄t[en]*) bis auf die Qualität des Stammvokals zusammenfallen.

Anm. 2. Auffällig ist das adj. *great* mit Länge im Ne.; eigentlich müſsten wir *grĕt* erwarten, wie auch die Dialekte diese Form aufweisen und ebenso im Me. häufig Formen mit *tt* belegt sind (Jespersen 11, 75). Die Länge entstammt offenbar den flektierten Formen (me. also sing. *grĕt;* flekt. Form *grę̄te,* wie tatsächlich das Mittelkentische die Flexion kennt: *grăt,* flekt. Form. *greate,* siehe Konrath, *Archiv* LXXXVIII, 58). Im Ne. müſsten wir einerseits *grĕt,* anderseits *grīt* erwarten; als Kompromiſsform (oder wie Jespersen meint durch 'preservative analogy') ergäbe sich *grēt.*

II. Formen mit Länge sind im Ne. gewahrt:

α) *beat*[2] (= ags. *bēatan*), *bleat* (= ags. *blǣtan*), *lead* (= ags. *lǣdan*), *read* (= ags. *rǣdan*), *heat* (= ags. *hætu*), *wheat* (= ags. *hwǣte*), *seat* (= altn. *sæti*).

β) Frühme. *ĕt-*, später *ę̄t-*, vb. *eat* (= ags. *ĕtan*), part. *eaten*

---

[1] Die Aussprache *ĭt* beruht entweder auf der alten Pluralform (Orm *ētenn*) oder auf dialektischer Grundlage.

[2] Das praet. *beat* (= *bīt*) ist eine Neubildung, vgl. *N. E. D.* und Price, *Ablaut*, § 161; ags. *bēot* hätte ne. *beet* (= *bīt*) ergeben. Die ältere, neben *bīt* bestehende Aussprache *bĕt* ist entweder dialektisch oder Neubildung nach dem praet. *ĕt* (= *eat*).

(= ags. *ĕten*); vb. *mete* (= ags. *metan*), *knead* (= ags. *cnĕdan*); sb. *bead* (vgl. ags. pl. *gebĕdu*); sb. *mead* (= ags. *mĕdu*); sb. *meat* (= ags. *mĕte*); *peat* (= me. *pēte*).

III. Französische Lehnwörter haben, soweit sie überhaupt auf me. *ę̄* zurückgehen, die Länge gewahrt: *plead, treat*; *pleat, feat, defeat*; *neat, complete, repeat, teat* etc.

Aus den Gruppen II und III geht zunächst hervor, daſs die Kürzung (oder wenigstens die Anfänge derselben) vor dem Abfall des End-*e* (und wohl auch vor der Aufnahme der französischen Lehnwörter) zu setzen ist, und daſs die Kürzung — mit Hinsicht auf die schon gewonnenen Resultate — ins Frühme., wenn nicht noch in das Spätags. zu setzen ist.

Nun sind allerdings gewisse Ausnahmen, namentlich in der Gruppe II *α, β* zu verzeichnen, sie betreffen namentlich Verba wie *dread, tread* u. a. m. Gewöhnlich werden diese durch analogische Beeinflussung von seiten des regelrecht gekürzten Praeteritum und Participium Praeteriti erklärt, also *drĕad* nach Praet. *dradde, dredde* (so Morsbach, § 54, Anm. 5 und § 64, Anm. 3; Hackmann, § 49, 2 = p. 159; Jespersen l. c., dagegen Luick, *Archiv* CII, 54).

Ich glaube, man hat es nicht notwendig, auf das Praet. und Partic. zurückzugreifen; man sieht nicht recht ein, warum denn die Verba *lead* und *read* Länge haben. Es scheint mir vielmehr, als ob die Verba öfters unter dem Einfluſs des lautgesetzlich gekürzten Nomen stehen. Es wird wohl niemand bezweifeln, daſs die ne. Verba *to dead, to red, to shred* immer im engsten Zusammenhang mit den ihnen zugehörigen Adjektiven *dead, red* bzw. dem Substantivum *shred* gestanden haben. Ebenso bei einer Reihe anderer Verba; mit ne. vb. *to sweat* vgl. subst. ags. *swāt*, me. *swāt, swōt, swę̄t* (vgl. Morsbach, § 137) und vb. ags. *swǣtan*; *to dread* vgl. me. *drę̄den* und sb. *drę̄d*; vb. *to threat* vgl. das subst. ags. *þrēat*, me. *þrę̄t* (bei *threat* ist auch noch zu beachten, daſs das vb. ags. *þrēatian* dreisilbig ist und somit Kürzung erfahren muſste; beachte auch noch *threaten* = ags. *þrēatnian*, siehe Jespersen l. c.). Ferner erkläre ich so ne. *to shed* (= ags. *sceādan*) nach dem subst. ags. *gesceād*; Orm *shæd*. Nur bei *to spread* vermag ich ein ähnliches Substantivum im Ags. und Me. nicht nachzuweisen.

Auch bleibt noch zu berücksichtigen, daſs im Präsens selbst einsilbige Formen möglich sind und diese nach unserem Gesetze Kürzung erfahren muſsten; so beim Imp. *ondrǣd!* (Orm hat 2 *dred!*). Ferner kommt bei den Verben, deren Stamm auf *t, d* endigt, auch die synkopierte[1] Form der zweiten und dritten Person Sing. in Be-

[1] Die Synkope ist nach Ausweis der me. Denkmäler (Orm, Katherinengruppe, Genesis und Exodus, Bestiaire) weiter verbreitet gewesen, als uns das Ags. ahnen läſst, wo von den anglischen Denkmälern nur R[1] synkopierte Formen hat. Namentlich bei Dentalen scheint die Synkope häu-

tracht, die natürlich im Frühme. Kürzung vor Doppelkonsonanz erfuhren, also *he ondræt, he spræt* (< *sprædeþ*); me. *drĕt, sprĕt*.

Bei *let* (= ags. *lætan*) kommt aufser dem Imperativ (Orm hat *lǣt, lĕt*) und der dritten Person Singularis noch die Satztieftonigkeit in Betracht, so dafs wir schon bei Orm den Inf. *lĕtenn* finden.

Bei den Ausnahmen von II *β*, also ne. *to get, to fret,*[1] *to tread* liegen natürlich andere Bedingungen vor als bei den Ausnahmen von II *α*. Denn *gĕtenn* wurde erst in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts zu *gęten* und die ne. Kürze wird wohl hier auf Erhaltung der alten Kürze beruhen. Die alte Kürze mufste — bei der eintretenden Dehnung des kurzen Vokals — in geschlossener Silbe erhalten bleiben, so im Imperativ *get,* der sehr häufig (worauf schon Luick wiederholt hingewiesen hat) ist, in der dritten Person Singularis *gett* (so noch Orm). Dazu kommt, dafs vor inlautendem *t* (*d, k*) bei Orm die kurzen Vokale bis zur Überkürze reduziert worden sind (vgl. unter Abschnitt IV). Bei *get* ist noch zu beachten, dafs es in gewissen Verbindungen satztieftonig ist.[2]

II. Einfacher Akzent in geschlossener Silbe.

Orm verwendet öfters einen Akzent bei ursprünglich langem Vokal in geschlossener Silbe; z. B. in *fór* 'fuhr'. Was hat dieser Akzent zu bedeuten? Einfache Länge wäre ja schon durch den einfachen Konsonanten ausgedrückt worden; zur Unterscheidung von der Präposition *fŏr* kann der Akzent auf *fór* auch nicht dienen, da *fŏr* bei Orm natürlich als *forr* erscheint. Auch hier lehrt sofort eine Statistik uns das Nötige: einfacher Akzent in geschlossener Silbe findet sich nur vor *d, r, n* (also nur bei Dentalen). Auch die Bedeutung des Akzents ist klar — offenbar soll hier eine Kürzung des Vokals angedeutet werden, die freilich nicht die Stärke wie vor auslautendem *t* erreicht hat. Ich möchte deshalb von reduzierter Länge sprechen.

A. Im Wortauslaut.

α) vor *d*: *bæd* 11799 (vgl. noch oben p. 50 *bǽd* und *ȝőd*).

β) vor *r*: *for* 5, 20, 48, 595, 2655, 2685, 8007 etc. (im ganzen habe ich 16 Fälle gezählt, dazu v. 1807 *fór* Ed.); *tor* 7165, 7173; *fir* 10489, 10490, 10504, *næfrær* 750 = 22 Fälle.

γ) vor *n*: *anan* 3; *man* 4478; *sen* 7032 Kö.; *an* 16803; 17187 (Kö.: *an*) = 4 (5?).

δ) vor *s*: *ras* 5831. Dieses könnte analogisch gebildet sein, nach

figer aufzutreten, so hat Orm in der Regel nur bei Dentalen die Synkope durchgeführt (vgl. Zenker, *Synthesis* etc. § 41).

[1] *fret* sucht neuerdings Western, *Engl. Studien* 42, 250 durch Anlehnung an franz. *fret* zu erklären.

[2] Die *ī*-Formen, wie frühne. *git* (Price p. 118) kommen wohl bei der Erklärung der Kürze kaum in Betracht.

den übrigen Präterita der Kl. I, die ja wie *wrat, bat, bad* Halblänge aufweisen.

ε) vor *t*: Holt liest 11237 *út*, Kö. *ūt*; *fót* 18134 Holt, Kö. *fot*. Kölbing dürfte wohl richtig gelesen haben.

Daſs wir es tatsächlich mit Kürzung alter Längen vor *d, r, n* zu tun haben, dafür spricht der Umstand, daſs Orm selber vereinzelt bei *n* und *r* Doppelkonsonanten kennt; *ongænn* 6498; *ann siþe* 549, 1685 (zweimal), 15776; *tenn* 4762, 4794; *nowwharr* (so Wh. — Kö.) 1279, 13073; dazu lieſst Kö. 4344 *herr*; *anann* 2203 Wh. — H.[1]

Anmerkung. Die hebräisch-griechischen Namen bereiten groſse Schwierigkeiten, da sich hier der Akzent nicht nur vor auslautendem *r* und *n*, sondern auch vor *l, m, s*, ja sogar vor *b* findet. Die Beurteilung ist auch deshalb sehr schwierig, da die Quantität und Betonung dieser Fremdnamen nicht so eindeutig ist, um auf ihnen weitere Schlüsse zu bauen. Ich gebe daher nur das Material. Vor *r*: *Eleazar* 559, *Ytamar* 561; *n, l*: *Ennon* 17917, 18078, 19504; *Mysimmbrion* 16419, *Saúl* 14902; *s*: *Cefas* 12762, 13320 (nur H.), *Cossmós* 17559, 17591; *Mycrocossmós* 17595 (Kö. *-os*); *m*: *Salím* 17919, 18103, 19502; *Adam* 16441, *Caym* 14456 (Kö.); *b*: *Acab* 19993; dazu noch inlautend *Macherónnte* 19942 (mit *nn*!). Bei einigen könnte der Akzent als Trennungszeichen dienen, z. B. bei *Caym, Saul*.

Man wird geneigt sein, die Kürzung der alten Länge vor *n* und *r* als auffällig anzusehen. Doch ist zu beachten, daſs *n* und *r* der Dentalreihe angehören, und gerade vor den Dentalen *t, d,* die Kürzung beliebt ist (vgl. Abschnitt I). Ferner lassen sich ganz sichere Doppelschreibungen von *n, r, l* aus ags. und me. Texten bringen. So hat R² 7 *ann* (ca. 30 *an*), 3 *minn* neben häufigen *min*; 5 *winn* neben 5 *win*, in Comp. *win* — 16; 1 *fyrr* neben 9 *fyr*; 2 *hall* neben 15 *hal*; 1 *dæll* (7 *dæl*); 1 *fiscpoll*; 1 *tellnisse* (2 *telnisse*).[2]

Ebenso im späteren Me. (Beispiele siehe Hackmann): Wycliff und Chaucer kennen *tenn*; aus dem 14. Jh. haben die Londoner Urkunden *stoll* = ags. *stōl*. Die Paston Letters haben relativ zahlreiche Doppelschreibungen vor *r, n, l*: z. B. *donn* = ags. *gedōn*; *ferr* = ags. *fǣran*; *werre* pt. = *wǣron*; *herre* = *hēran*; *herr* = *hēr*; ähnlich die Cely-Papers. Weitere Beispiele aus dem Londoner Englisch (15. u. 16. Jh.) bietet Zopf p. 16, 17. Doch sind die Fälle nicht alle gleichartig; denn öfters handelt es sich um ursprünglich inlautende *r, n* (*l*), die erst nach dem Verstummen des End-*e* in den Auslaut getreten sind (vgl. noch Abschnitt III).

In der neuenglischen Schriftsprache sind relativ wenig Kürzungen vor *n* (keine vor *r, l*) durchgedrungen; die wenigen Beispiele von *n*, wie *shone, anon, gone, one, none, done,* stammen aus späterer Zeit (nach dem Übergang des *ā* > *ǭ* bzw. *ō* > *ū*); aber es spricht nichts dagegen, daſs der Anfang der Kürzung auch bei diesen Wörtern weiter zurückliegt, gerade so wie das adj. *hŏt* bei Orm in der Form *hat* nur noch Halblänge gehabt hat.

---

[1] Vgl. Effer, p. 186 und 187.
[2] Vgl. Lindelöf p. 96.

Auch die auftauchende Doppelschreibung von *n*, *l*, *r* nach altem langen Vokal, wie wir sie sporadisch in mittelenglischen und frühneuenglischen Texten finden, verdient mehr Beachtung und gewinnt jetzt erst ihre Bedeutung. — Die neuenglischen Mundarten, die vielfach stärkere Kürzung vor *n*, *r*, *l* aufweisen (Hackmann, § 33), sind interessante Zeugen für unseren Lautvorgang; freilich sind wir gerade bei den Dialekten öfters im Unklaren über den Zeitpunkt, wann die Kürzung eingesetzt hat, und dieser Umstand erschwert die Beurteilung sehr.

B. Im Silbenauslaut.

Nicht so klar liegen die Verhältnisse beim Silbenauslaut. Allerdings treffen wir die Gruppe Vokal + *r* besonders häufig an: z. B. *hirne* 1677; *Marȝe* 1880, 1886, 1895, 1930, 2037, 2070 (3503 Kö.). Doch finden wir den Akzent: *nǽfrǽr* 750[1]; ferner *þóþre* (= *þe* + *oþre*) 4931, 4935, 13143; *þálde* (= *þe* + *alde*) 10404; *tálde* 18197. In den letzteren Fällen könnte der Akzent Trennungszeichen bedeuten. Es bleibt noch übrig ein zweifelhaftes *tácness* 17283, Kö.

[1] Auffällig ist ja für Orm das ungekürzte *æ* in *ǣfre, næfre;* vgl. Morsbach, p. 81.

(Fortsetzung folgt.)

Halle a. S. Max Deutschbein.

The desert of religion.

Mit dem Bilde des Richard Rolle of Hampole.

Nach drei Handschriften zum erstenmal herausgegeben.

I. Handschriftenbeschreibung und Text.

Das nachstehende Gedicht, dessen Titel aus v. 19 ersichtlich wird, ist uns in drei Handschriften des Britischen Museums — und, soweit ich feststellen konnte, nur in diesen — überliefert:

1) Additional Ms. 37049, fol. 46—67. Die ziemlich umfangreiche Handschrift — im ganzen 96 Blätter — stammt, wie der Katalog angibt, aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts und ist reich illustriert, wenn auch die Bilder meist recht grobe Formen zeigen. Die Handschrift enthält eine grofse Reihe religiöser Abhandlungen, teils in Prosa, teils in Versen, z. B. Gedichte über die Mutter Gottes, die Seele im Fegefeuer, eine Vergleichung der Welt mit einem Meere und einer Wildnis, tätiges und beschauliches Leben. An der Handschrift sind mehrere Schreiber beteiligt, deren Schriftzüge oft nur schwer zu unterscheiden sind. Der Text des hier abgedruckten Gedichtes ist nur von einer Hand geschrieben; dagegen sind die Illustrationen neben dem Text mit den dazugehörigen erläuternden Worten und ebenso die Zeichnungen symbolischer Bäume, die dem Text stets auf der rechten Seite gegenüberstehen, von einem anderen Schreiber. Zwei Bilder, die in der Hs. C vor, in S vor und hinter dem Gedicht stehen, finden sich hier an falscher Stelle zwischen anderen Texten: fol. 19 ein Sterbender, der um Hilfe gegen den mit einer Lanze eindringenden Tod fleht und für den Maria und Christus Fürbitte einlegen; fol. 36 ein Ritter, ein König und ein Geistlicher, die die Vergänglichkeit irdischer Macht beklagen.

2) Cotton Ms. Faustina B VI, pars II, fol. 1—23, nach Angabe des Katalogs der Stowe-Hss. (vgl. 3) aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Die Handschrift enthält nur die hier behandelte Dichtung und ist von einem einzigen Schreiber hergestellt. Die Zeichnungen sind nicht so überladen wie in A, dafür aber sorgfältiger ausgeführt. — Vor der Handschrift findet sich folgende Eintragung von Sir Frederick Madden: *In the Index of Contents prefixed by James*[1] *to this Ms. the religious Poem now bound separately is ascribed to "Walter Hilton anchorite". On this authority Hilton has been received as the author by Smith in his Catalogue of the Cotton Library, 1697, by Tanner, Bibl. Brit., and by Ritson, Bibliogr. poetica. It appears, however, very doubtful indeed, whether James had*

[1] Richard James, 1592—1638, Bibliothekar des Sir Robert Bruce Cotton.

Cotton Ms. Faustina B VI, pt. II, fol. 8b, neben v. 265 ff.

(Zu: The desert of religion.)

any authority for attributing the Poem to Hilton, and I am inclined to think it arose from his confounding it with the prose tractate by Hilton on Contemplation of Life. F. M.

3) Stowe Ms. 39, fol. 11—32, nach dem Katalog gleichfalls aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts, mit prachtvollem Bilderschmuck. Die ganze Handschrift, die im Jahre 1756 vom Rev. Gastrell an Rich. Greene und von diesem im Jahre 1767 an das Britische Museum geschenkt worden ist, weist die Züge einer einzigen Hand auf. Sie enthält aufser dem hier in Frage stehenden Gedicht noch einen religiösen Prosatraktat und eine Dichtung *The abbey of the Holy Ghost* (nach Angabe des Katalogs vielleicht von John Alcock).

Elongaui fugiens et mansi in solitudine. *fol. 46 a.*

Dauid, þat prophet was ay,
In þe sawter boke þus we here say:
Fleand I fled fra mare and les
And dwelled in herd wyldernes.
Þis wyldernes be-takens wele 5
Herd penaunce, þat men suld fele
Þat fleys fra þe werld — þat es þe flesch —
And groves in gastely wyldernes,
Als men of religioune dose,
Þat fleys þe flesch in þe saulefelose. 10
For qwen man thurgh deuocioune
Enters in-to religioune,
He es als man þat suld wende
In-to þe felde to fyght with þe fende;
Whare-for god-blyssed mot he be, 15
Qwhen he of þe fende faund wald be.
He went in-to deserte to dwell,
Als itt is wryten in þe gospell:

Ductus est Jesus in desertum a spiritu, ut tem[ptaretur].

For þe deserte of religioune
Is cald a felde of temptacioune. 20
Religioune, þat gude men suld hald,
May be gude skyll deserte be cald;
For als deserte commonly is sene
In stede whare no dayntes bene,
And far fra men deserte it es — 25
Þar-for men calles wyldernes:
Ryght swa þe state of religioune,
Þat falles to þe lyfe of perfeccioune,
Suld be scharpe in all thynge
Thurgh scharpenes of strayt lyfynge, 30
Þat es als a thorne-garth to tell
Agayn þe wykked gaste of hell,
With þe whilk þe herte is closed abowt
To hald þas wykked bestes owt.
And ȝit in wyldernes men sees 35
Many wykked wylde bestees,
As beres, wolves and lyouns:
Þeir er bot fendes temptaciouns,
Þat þe gude religioune with his myȝt
Kepes hym fra both day and nyght. 40
In þis gastely foreste groves
Trees with braunches and boghes:
Sum groves to heven, and sum to hell,
Sum to stande, and sum to fell,

s.] *f. C* 1 Dauit *C* 2 buke *C* h. w. s. *S, f. C* 3 fro more *S* 4 hard *C* 5 betokens *S* 6 Scharp *C*, Scherp *S* 7 flees *S* fro *S u. i.* world *S u. i.* 8 groffes *S* gastele wilderneche *C* 10 flees *S* 11 when *C u. i.* men *C* 12 entres *S* 13 is *S* als a m. *S* 14 feght *S* 15 blyste *S u. i.* m. þu b. *C* 16 When β (= *C S*) faunded *C*, fondid *S* suld *S*

a s.] *f. C* u. t. a diabolo *S* 23 communli *C* 24 whore *S* 25 fer β it] *f. S* 26 Þer *C u. ö.* 27 so β 28 fals *S* lyue *C* 30 Thorgh *S* liuinge *C*, liffyng *S* 31 is *C* os *S* a] *f. S* ȝert *S* 34 þair *C*, þos *S* 36 bestes *S* 39 his] *f. S* 40 K. þam fro *S* both] *f. S* 41 gostly *S* growes *C u. ö.*, groffes *S u. i.* 42 bowes *C* 43 Some *S u. ö.*

Sum to grove in gastely garthe, 45
And sum to grub awai with þe swarthe.
fol. 46 b.
Þe fyrste tre of þis forest schene
Is þe tre of vertus, þat ay is grene,
Þat in mekenes festis his rotes;
Of hym vertus vpwarde schotes, 50
And sprynges and spredes his leues and groves,
And buriones bath with braunches and boghes.
Þis tre be-takenes men þat ar mylde
And debonere als a chylde.
Swylk ar þe varay scolers right 55
Of our mayster: god of myght.
Mekenes falles in hert to dwell
Thrugh þir four thynges to tell:
Thrugh oft be-thynkyng vp and doune
And thrugh veray contrycioune, 60
Thrugh sufferance with-outen gruching,
Thrugh haly delyte with-outen changyng
Or thynkyng of his wrechenes
Or what god has done hym mar or les.
Þis thoght if he lat noght pas 65
And vmthynkyng, what he was
And weþne he come; and right se,
And what he is and wheyder sall he
And what he sall be at his ende
And whyderward þat he sall wende — 70
Hee sall be many skylles knaw
Hym for to meke and for to law.
For out of mekenes of dede and thoght
Comes all þe vertus þat euer was wroght.
In seuen braunches of þis tre 75
Þe seuen vertus may men se;
And out of ilk a vertu euen
Sprynges other vertus in leves seuen,
Þat forth brynges þe froyte of lyfe
Þat bath suld couayt man and wyfe. 80
Þis is þe tre of whylk we here,
Þat Dauyd of spekes in þe sawtere:
Þe ryghtwys is als a tre þat standes
Be-syde þe course of þe water-strandes
And gyfes his froyte in a conabill tyme — 85
His lefe sall nother fade ne dwyne.
fol. 47 b.
Þe secund tre of þis foreste fayre
Is þe tre of vices þat may enpayre,
Þat groves and festes his rotes on pryde
And boghes and braunches on ilk a syde, 90
Þat dounward groves ay in-to hell —
His froyte is bath bytter and fell.
For out of pryde comes all wykkenes
Þat euer was wroght her mare or les;
For pryde, þat comes of herte and thoght, 95
Was þe fyrste synn þat euer was wroght.
Pryde was begynnyng of all ill,
Pryde is contraryus to alkyn skill,
Pryde brake fyrste þe company
And þe ordour in heuen þat was semely. 100
Þar-for fra heuen doune he fell
In-to þe depeste pytt of hell.
Þe syn of pryde full perlyous is,
Of wham sprynges all wykkednes.
It blyndes a man and reues hym syght, 105
Þat he knawes noght hym selfe ryght.
Pryde may be lykkende wele
To þe fendes awne wyfe, as I fele,
Þat semes gode and delycyous
And is straunge and perlyous; 110

46 *abgerissen A* þe] *f. S* 49 roytes *S* 52 bourionns *C* both *S u. i.* 53 be-takins *C*, betokens *S* er *β u. ö.* 56 g. all mighte *S* 58 Thorgh *S u. i.* þer *S u. i.* 61 grochinge *C* 62 holy *S* chaunginge *C* 63 wrichednes *β* 64 h.] *f. C* m. and l. *C* 65 let *S* 66 vmbithinkinge *C* him w. h. w. *β* 67 weithen *C* 68 whither *C* 70 whitherward *C*, wheþer-ward *S* 71 bi *C* know *S* 72 low *S* 74 euir war *C* 76 In s. v. *A* m. you s. *S* 78 v. and l. *S* leue *C* 80 both *S* 83 is] *f. C* 85 Sal gife *C*, Sall gyf *S* a] *f. S* 88 enpare *C* 89 roytes *S* 90 b. with br. *S* 92 both *S* 93 wikkednes *C*, wyckidnes *S* 94 more *S* 95 F. þi p. *S* 96] *f. C* 98 alkins *β* 100 ordir *C*, ordur *S* 103 perilus *β* 104 whom *S* 105 Hit *S* a] *f. S* 106 knowes *S* 107 lyckend *S* 108 awen *S* als *S* 110 strang *S* perilius *C*, perilous *S*

Thrugh þe whilk þe fende he can
Make here dronken many a man,
Þat ar reche here, wyght and myghty,
Nobell, wyse, balde and hardy
And — commonly to vnderstande —
All maner of men he lyfeande.
In seuen braunches of þis tre
Þe seuen vices may men se,
And out of ilk vice doune euen
Sprynges other vices in leues seuen, 120
Þat forth brynges þe froyte of dede:
Taste itt noght, man I þe red!
Þis is þe tre þat in sermoune
God bad fell and hew it doune
And cast itt in a fyre to bryne, 125
For no froyte itt will begyne
To bere — þat is at say of lyfe,
Nother to man ne to wyfe.
Þar-for grub itt vp be þe rotes
And all þe braunches þat of hym schotes. 130

fol. 48 b.

In þis wod here may yu se
Spryngand full fayr a-nother tre,
Wyth leues on ilk-a syde be-dene,
Þat wynter and somer is ay grene
And beres froyte þat is ay rype, 135
Þat nane bot meke with hend may grype:
Þis is þe tre of mekenes gode,
Þat our lady vnder-stode.
In mouthe mekenes schew itt may
Thurgh four thynges, þat I sall say: 140
Thurgh oft wreyng in schryft of ill,
Thurgh deuote prayer, loude or still,
Thurgh hert contymel lowinge,
Thurgh gode schewyng and tech-ynge.
In werk mekenes may be sene 145
Thurgh four thynges, þat here bene:
Thurgh whytyng of all þat dett es,
Thurgh lely body-buxumnes,
Thurgh wyrkyng of gode werkes namly,
Thurgh herd lyfe, þe flesch to chasty. 150
For when a man in penaunce lyfes
And thurgh penaunce his flesch grefes
And fleys delyte and kepes hym chaste
And for-sakes þat þe flesch lofes maste
And chastis itt and puttis itt law, 155
Þan may men mekenes in hert knaw.
Þir tuelf degrese þat I now neuen
Ledes uerray mekenes euen
Be thre partes and makes itt lyght
In hert, in mouthe and wark ryght. 160
With-outen þir tuelf in þir thre
Verray mekenes may noght be.
Þis tre floryschand, þat þu sees,
Of mekenes is þe tuelf degrees,
Þat in a meke hart fyrst begynnes 165
And sythen vp-ward spredes and sprynges
And beres þe froyte, þat ay is swete
And delycyous for to ette.
Þis suld men sett in þair ortȝarde,
Þat groves or clymbes to heuen warde, 170
And dyke itt with depe deuocioune,
Þat wynd of pryde dryfe itt not doune,
Ne stele þe froyte þat on it groves,
Ne breke þe braunches ne boghes.

fol. 49 b.

Ȝit groves here in þis wylldernes 175
A tre of grett wykkednes,
Þat beres froyte bitter als gall;
Þat itt tastes, itt poysouns all.
Þe man þat thoght hym for to schryfe
Braunches and boghes a-way suld ryfe; 180

113 er riche *β* 114 Nobil *β* bolde *S* 115 comunli *C*, comly *S* 116 lifande *C*, lyffand *S* 117 brounches *S* 118 In *A C* 119 ilk a v. *C* 120 leffes *S* 125 brenne *S* 127 is to s. *S* 129 by *S* roytes *S* 133 leffes *S* 134 ay is *β* 135 ai is *C* 136 none *S* 138 stude *C* 141 wregh-ing *S* 142 deuoute *S* 143 contumele loving *C*, contumly louyng *S* 147 wittinge *C* 148 lele *S* bodeli *β* buxomnes *C* 149 of] *f. S* gude *S* 150 hard *β* 151 And w. *S* liues *C*, lyffes *S* 152 greues *β* 153 flees *S* kepis *S* 154 þe] *f. C* lufes *S* 156 Þen *S* kaw *A* 157 Þe *C* 158 uerra *C* 159 By *S* partis *C* meknes i. l. *S* 160 werk *β* 161 and þer *S* 165 in a man hert *C* 168 A. ful deliciouce *C* 169 orthȝarde *A*, ortȝerd *S* 170 g. and c. *S* werd *S* 171 depe] *f. β* 172 driffe *C* noght *C* 177 as *S* 179 for] *f. S* scriue *C* 180 Brounches *S* riue *C*

For pryde agaynes god weres allways
And his godes, als clerkes says;
And god weres agayn pryde
And abates hir myght on ilk-a syde.
Pryde is quene of all vyces, 185
Þat to all wykkednes vs entices.
Pryde is þe gredy lyonesse,
Þat all gode swelous, as I gesse.
Pryde for-dose all grace and vertose
And all gude werkes þat men dose. 190
Pryde is þe fyrste þat asayles faste
Goddes knyght and leues hym laste;
For when he has ouercommen ryght
All other synnes thurgh grace and myght,
Þan commes pryde after þat victory 195
And assayles hym maste stalworthly.
Pryde makes a man to wyn hell sone
And wastes all þe gude þat he has done.
Pryde men makes hey state to covayte
And mastry ouer all other to layte. 200
Bott pryde, as clerkes in bokes cane rede,
May be for-done thurgh gyfte of drede.
þis spreyngand tre, þat þu now sees,
Of pryde is called þe tuelfe degrees.
Þe fyrste in proude hert festes his rotes 205
And sythen vpwarde his boghes schotes;
Grub and graue als gode gardynere
A-bowt þe rote bath day and ȝere
And fell itt doune in-to þe fyre:
Heuen þar-for sall be þi hyre! 210
Vn-to þi lorde if þu be trew,
In his erbere latt itt noght grew,
In-to his gardyne when he will ga
His dyssporte þar in to ta.

fol. 50 b.

In þis deserte is a-nother tre, 215
Sprynges and spredes, as men may se,
Þat nother groves in cite ne in toune,
Bott in places of religioune.
Itt beres froyte þat is full soure
And full bytter of sauoure; 220
For þe state of religyoune
Suld be — thurgh right intencioune —
Far fra þe werld, als þe boke telles,
Als in deserte, war na man dwelles.
For he þat kepes þat state wele 225
Þe maners of þe werld suld not fele.
Swa man — thurgh right intencioune —
Þat is in þe state of relygioune
Ay þis werld suld hate and fle,
Þat is ay full of vanyte, 230
Swa þat his conuersacioune be
In heuen be-for þe trinyte.
For he suld putt all his tresore
In heuen, þat sekyrest is þar-fore:
Sway may he þan his tresore saue 235
And in heuen itt fynd and haue.
Þe tresore of men relygiouse
Is pouert: þat is preciouse,
If itt come of a gode will
With-outen gruchyng loude or styll.
Bott þe relygiouse þat loues his saule
Suld take ensampell at saynt Paule
And, als he dyd, þe werld forgett
And all þat may relygioune lett.

181 agayn *β* weres a. w.] verrays *C*, veray is *S* 182 gudes *S* 183 weres] werais *C*, veray is *S* 187 *zwischen* 192 *und* 193 *A* 188 gude saules *S* 189 g.] gudes *S* vertuse *S*, vertoys *C* 190 A. g. a. w. *AC* doys *C*, wyrkes *S* 192 Goddis *C* lefes *C* 193 has] is *S* 194 othir *S* 195 Þen *S u. i.* aftir *S* 196 moste *S* 197 mas *S* 199 makes men *β* 200 maystry *S* 201 bukes *C* i. b.] *f. S* 202] *f. C* 203 springand *β* 205 Þat *C* 206 þe b. *S*, þe bode vp *C* 207 Gub *C* graffe *S* gode] *f. S* gardenere *C* 208 rute *C*, royte *S* 212 herbere *S* grow *S* 213 to] *f. S* 214 dissportinge *C*, disportyng *S* 215 groffes a tre *S* 216 as ȝe m. s. *S* 217 nouthir *S* 218 place *S* 219 frute *C* 220 sououre *S* 222 entencioun *β* 223 Fer fro *β* world *β* as *S* 224 whar *C*, wher *S* 225 s.] *f. A* 226 world *S u. i.* noght *S* 227 So men *β*, For man *A* entencioune *β* 228 þ. er *β* 230 For it is *C* 231 So *β* 233 tresour *S* 234 sikereste *C*, syker reste *S* 235 So may you þen his tresour s. *S* 236 haue and finde *C* 238 poruertt *A* 239 cum *S* of a gude *C*, of of a *S* 241 louis *C*, lufes *S* h.] þe *S* 242 ensampil *C*, ensaumpil *S* 243 as *S*

Stowe Ms. 39, fol. 16b, neben v. 283 ff.

(Zu: The desert of religion.)

Þir ar þe tuelfe abusyouns 245
Þat groves in relygiouns.
Þis tre suld þai nyght and day
Be a-boute to hew a-way
With his boghes and with his braunches
Þat in relygioune makes dystaunces, 250
Whar þe saule suld duell in wildernes,
Þat has for-saken þe werkes of þe flesch.
Þis tre has poysound and broght doune
Many a man of relygioune.

fol. 51b.

Ʒitt groves here in þis wilderness 255
A tre of grete wykkedness
In tuelfe degrees of þis werlde,
Als ilk-a day is sene and herde.
Þe rotes of þis tre sees men sprede
Ouer all þe werld on lengh and brede. 260
In hey states þis tre buriounes
And all þe werld swa confundes;
For be þis werld is our passage,
By þe whilk we make pıyualage;
For be þis way be-houes gange — 265
Bott be wele ware, we ga not wrange!
Certis þis werld is nothyng elles
Bott wildernes, þat men in dwelles,
And a stede of wrychednes,
Of trauels, angers þat ay here es, 270
Of payne, of syn and of foly,
Of senschypp and of velany,
Of lettyng and of taryinge,
Of frawardnes and of scornynge,
Of fylth and of corrupcioune, 275
Of violence and of opprescioune,
Of gyllori and of falshede,
Of tresone, discorde and of drede,
Of pompe and pryde and couatyse,
Of vayne sleght and of qwayntyse. 280
In þis werlde noght els we see
Bot wrychednes and vanite.
Þis is þe tre þat groves not euen,
For itt groves dounward fra heuen.
Þe same tre þat no froyte walde bere, 285
When itt was watterd all a ȝere,
Þis tre called Austyn in his sermouns
Þe tre of tuelfe abusyouns,
Þat groves and spredes in þis werlde here
In tuelfe degrees, both fer and nere. 290
Þe froyte of þis tre oft has marred
And poysound many men of þe werld —
Þat has bene in any degree
Wryten in leves of þis tree.

fol. 52b.

In þis wildernes here groves 295
A tre þat has fourtene boghes:
Seuen on þe right syde for to rede —
Þat ar þe seuen poyntes of þe godhede;
And seuen apon þe left syde — þat es
Seuen poyntes of þe manhede of his flesch. 300
Þir ar ground of þe trouth to se,
Þat founded is in þe trynite.
For-why, als þe apostell telles,
Criste in þe trouth ay duelles;
Ande þe trouth is in þe thoght, 305
And thoght is in þe hert broght;
And þe hert is with-in þe breste,
And þe body aboute itt neste;
Ande þat is þe warde of þe castell
Of þe herte, whar trougth suld duell. 310
For men suld on þis maner wirke
Thurgh þe trouth and be noght irke.
Right trouth, als says þis clerkes,
Is be-gynnyng of all gode werkes.

245 þes *S* 249 braunche *C*, brounches *S* 250 distaunce *C* 251 Whore *S* wildernece *C* 252 sake *C* werk *S* fleschce *C* 253 posond *S* 256 wyckidnes *S* 257 degrece *C* 259 roytes *S* 260 lenght *S*, hegh *C* 261 hegh *S* 262 þ. w. it so c. *S* 263 Fro *S* be] þurgh *C*, *f. S* 264 priuelage *S*, pilgremage *C* 265 vs g. *β* 266 b. we w. *S* go *S* noght *β* 267 noght *C* 268 w. in wham (whom *S*) m. d. *β* 270 trauails *β* 272 vilany *C* 274 frawerdnes *C*, frowardnes *S* 277 gilliori *C* falsede *C* 283 es *S* 284 fro *β* 286 was] *f. S* 290 bath *C* 294 leffes *S* 295 groues *C* 298 þ. is s. p. of þe crede *C* 299 on *S* 300 flec *C* 301 þe gr. *C*, grounded *S* 302 es *S* 303 apostil *C*, gospell *S* 304 euermore d. *S* 305 A. in þ. t. *C* 307 breeste *C* 309 Ande] *f. β* is] *f. S* þe wall *S* 310 whore *S* trouth *S* 133 as *S* þir *C* 314 gude *S*

Trouth with-outen werkes is ded, 315
Of all gude werkes itt is þe hed;
Thurgh werkes anly na man may —
With-outen trouth — god wele pay.
Þar-for we suld trow in mynde
In his manhede of our kynde. 320
For men suld trow with all þar myght,
In his manhede day and nyght,
Þat Jesu Criste of myghtes maste
Was consaued thurgh þe haly gaste
And of a virgyn, Mary, borne — 325
Elles had we all bene for-lorne;
And for to trow arly and late
Þat Criste tholed vnder Pounce Pilate
Mikell reproue and vilany
And ded thurgh þe Iues envy; 330
And — als swa as I schew ȝow now —
In all haly kyrke to trow,
And we sall trow, if we vs kepe
To commun with all haly felawschepe.
Þis tre be-houes be rotede wele 335
In our faith, if we will fele
And taste þe froyte of itt in heuen:
Þat is þ-ioy þat nane kane neuen.

fol. 53 b.

Ʒitt standes þar in þis foreste fayre
A tre þat groves vp to þe ayre; 340
Þat has fourtene braunches bryght,
Seuen on þe left syde and seuen on þe right.
Þe rottes of þis tre euer to last
In haly kyrke er festend fast
And in þe hertes of haly men, 345
Þat couaytes vertuse to kene.
Of þe poyntes of trouth, þat men to tentes,
Hynges all þe seuen sacramentes,
In þe whilk men aw to trow,
Þat in þe tre groveand ar now. 350
Baptem fyrste is called ane,
Þat is taken at þe fountstane.
Þe secunde is to vnderstande
Confermyng of byschope-hande.
Þe thyrd is penaunce mare or les. 355
Þe ferth is þe sacrament of þe mes.
Þe fyft is ordur of gret myght.
Þe sext is matrymone ryght.
Þe seuent is last a-noyntynge:
Þir seuen in our trouth suld hynge 360
With haly werkes, þat strenghes wele,
And gode vertus, als we may fele,
And namely with þir vertuse seuen
Þat in þis tre groves vpward euen,
Þat is fayth, hope and charyte 365
And sleght þat thurgh grace bus be,
Methfulnes, strenght and ryghtwisnes,
Thurgh whilk ilk gode man gouernd es.
Þir thre deuyne vertus men calles —
And þir four efter — cardynalles. 370
Dyuyne men calles þe fyrst thre,
Fayth and hope and charyte;
For þir thre ordayns specialy
All þe hert to god all-myghty.
He þat had þir vertus all, 375
A perfite man men myght hym call;
For why? he suld be in gode wharte
And ay at rest in pees of herte;
Þan suld hym faylle here na thyng,
Þat gode ware to his lyuyng. 380
Þis is þe tre of þe sacramentes
And þe vertuse þat men to tentes,
Þat men sall excuse and saue
And bryng to blys, als god vouchsaue.

---

315 es *C* deede *C* 316 gude *S* heede *C*, heued *S* 317 onely *S* no *S* 321 þe m. *S* 322 bath d. *C*, both d. *S* 323 moste *S* 324 W. conceyued of þe holy goste *S* 327 A. we sall t. *C* 329 Mikil *C*, Mekill *S* velany *S* 330 d.] *f. S* Jewes *β* 331 als so *C*, also *S* os *S* 332 holy *S* k. sal we t. *C* 334 common *β* a. his] *f. S* felyschipe *C*, felischepe *S* 335 t. bus be r. w. *β* 338 no man *S* 339 Ʒ. her st. *S* þ.] *f. S* 341 haues *C* brounches *S u. i.* 343 Thre roytes *S* 344 holy *S* er] *f. S* 345 holy *S* 346 v. for t. k. *S* 347 of þe tr. *S* 349 ogh *S* 350 growande *C*, gr. *nach* er *S* 351 Baptyme *S* one *S* 352 þ. falles at þe founte to be tane *C*, þ. falles to be tane at þe fontstone *S* 353 A-nothere *β* 355 more *β* 357 order *C*, ordir *S* 358 ful r. *S* 359 þe laste enoyntyng *S* 361 holy *S* 362 gude *β u. ö.* 364 heuene *C*, seuen *S* 366 þ.] *f. S* 367 Meknes *S* strengh *β* ue(r)tues *C* 370 þe f. *C* eftir *S* 372 Trouth *S* a.] *f. S* 374 h. of man *S* 377 qwy *S* qwerte *β* 379 þen *S* nothing *S* 380 wer *S* lyffyng *S*

fol. 54 b.

Here in þis foreste and in þis firthe 385
Groves a tre þat getes men girthe:
Þe tre of mercy men itt calles,
And of pite, þat to all cristen falles.
Of þe tre of mercy, als telles clerkes,
On ayther syde groves seuen werkes;
On þe right syde gastely sprynges,
And on þe lyft syde bodely hynges,
Þe whilk I will rekken on raw —
Þe gastely werkes ar to knaw:
Þe fyrst gastely werke es 395
To counsayle þaim þat ar redeles.
Þe secunde es at vnderstande
To teche and lere þe vnconande.
Þe thyrd werk als-swa es þis:
To chasty þaim þat dose a-mys. 400
Þe ferth is to do solase
And comforth þaim þat anger hase.
Þe fift es here for to forgefe
Þaim þat hase vs done forgrefe.
Þe sext es in herte to haue pite 405
Of þaim þat we in anger se.
Þe seuent is, with-outen faynteys,
To pray ilk day for our enmys.
On þe left syde sprynges other seuen,
Þat ar bodyly werkes to neuen. 410
Twa es: hungry and thyrsthy to fede
With mete and drynke, þat has nede.
Þe thryde es: ay, when nede ware,
To cleth þaim þat ar naked and bare.
Þe ferth, als man vnderstandes: 415
To viset þe ligand in godes bandes.
Þe fift es: pore men to herbar
And pore pilgryms, þat walkes far.
Þe sext es, als in boke is founden:
To vysett presouns þat ar bounden. 420
Þe seuent is: to bery þe ded —
þe saules in payn may stand in sted,
Als men may here in sentence say
God hym seluen on dome day,
When he sall deme to hell or heuen — 425
Þir werkes of mercy sall he neuen.

fol. 55 b.

Here groves in þis forest a tre
Þat Crist sett thurgh his sciens sle
On þe mounte of Synay for to grew,
Bath in þe ald law and in þe new. 430
Þe rote of þis tre is full swete
And full delycius for to ete.
Þat ar þe commaundmentes ten,
Þat ar boden to all cristen men.
Þe first is — with-outen erroure — 435
Þat þu sall na fals goddes honoure.
Þe secunde is, trew and certayne:
Þou sall noght take godes name in vayne.
Þe thryd is: þi haly day þu kepe.
Þe ferth: þi fader and moder worschepe. 440
Þe fift: þu sla na man wilfully.
Þe sext: with na woman do foly.
Þe seuent: stele noght þat other mens es.
Þe aghtent: bere no fals wittnes.
Þe neyent: loke þou covayt noght 445
Þi neghbur wyfe thurgh dede ne thoght.
Þe tent: covait noght, whar þu gase,
Na thyng þat þi neghbur hase.

---

385 fryrthe *A*, fryth *S* 386 gryrthe *A*, gryth *S* 387 c. righte *C* 388 Þe tre of pite also it highte *C*, And of pite to þam þat falles *S* 389 t. þis c. *β* 390 ather *C* grous *C* 391 g. werks s. *C* 392 left *β* bodely bodily werks h. *C* 394 er þer t. *β* know *S* 395 w. þis e. *C*, w. it is *S* 396 To comforth *C* er *C* To counsell þam þat redles is *S* 397 A nother *S* 399 also *β* es *S* 400 þam *S* 401 es *S* solace *C* 402 A. to c. *C* þam *S* hace *C* 403 es *S* forgyfe *S* 404 vs h. *C*, til vs h. *S* grife *C*, grefe *S* 405 es *C*, *f. S* 406 þam *S* 407 fantesie *C*, quayntyse *S* 410 er bodely *S* 411 Two es þe h. *S* is *C* thristi *C*, thresty *S* 413 þe thirde is *C*, Anoþer es *S* 414 þam *S* nakyd *S* 415 f. is a. *β* 416 godis *C* 417 is *S* herbere *C* 418 p.] *f. S* fere *C*, fair *S* 419 is *S* buk *C* fundene *C*, fonden *S* 420 presoners *C* er *S* bundene *C*, bonden *S* 422 To s. *S* 424 Þat gode selfe *C* domes *S* 425 or] and *S*, and to *C* 426 Þere wordes o. m. *C* h.] *f. C* 425—426 *umgestellt C* 427 þ. deserte *β* 429 of] *f. S* grofe *S* 430 Both *S* olde lagh a. in n. *S* 431 royte *S* 434 er bedene to a. c. m. *C*, er gyfen til c. m. *S* 436 s.] *f. S* no f. godis *S* 437 Anoþer *S* certane *C* 439 thirde *C* to k. *S* 440 modir *β* worschipe *C* 441 slo *S* no *β* 442 no w. þu d. f. *S* 444 aghten *S* 445 nehint *C* 447 whore *S* 448 Nothing *S*

Þir ten commaundmentes on raw
Ar taken oute of þe ald law 450
And closed in twa of þe new,
Þat in þe rote þu se grew,
Þat is: þu lufe god þat þe boght
With all þi hert and all þi thoght
And all þi vertu and all þi witt 455
And all þi mynde to-gedyr knytt.
Þis tre groveand standes ay nere
Þe course þat rennes fra þe gode ryuere.
Þar-for he gyfes in gode sesoune
His froyte to ilk-a nacioune. 460
Þe froyte þat groves apon þis tre
Was gyfen to Moyses menȝe,
Þat duelled in wildernes,
Was fourty ȝere and na les.
Þis tre is roted swa fast 465
Þat na wynd doune may it cast.
If his rotes in þis forest
Stalworthly be knytt and fest,
Þan may it spryng and sprede and grew
And burion and bere fair froit and new. 470

fol. 56 b.

In þis gastely foreste groves
A tre þat hase bot fyue boghes
And fyue leves, þat ar sene
Wynter and somer elyke grene.
If þis tre be sadly sett 475
And fra enmys grathly gett,
Þar is nathyng man-saule may greve,
Bot if þis tre graunt þaim leve.
Þir fyue leves hase office sere,
Þat men kepes on sere manere. 480
Þis philozophurs, þat war wyse,
Of þaim spekes apon þis wyse:
Fra vanytes with all þi myght,
Þat ar vnlefull, kepe þi syght;
Fra vnlefull heryng þin eres 485
Kepe and ditt man-saule þat deres;
Þi nese fra all vnlefulnes
Of smellyng wele kepe with stres.
Be wise in hert ouer all thyng
To kepe þi mouth fra vayn spekyng. 490
Kepe þi fete fra wanton wayes,
Bath be nyghtes and be dayes.
Fra thyng þat is vnlefull
To kepe þi hend is nedefull.
All þat god bath lofes and hates 495
In hert and oute gase be þir ȝates.
Þir ar þe fyue nobill besaundes,
Þat our lord be-taght to his seruaundes,
Þat, whar a seruaunt of þaim toke
And dowbell þaim, als says þe boke, 500
He gafe hym powere and hym made
Keper ouer ten citees brade.
A castell mannes hert is called,
Þat with vertuse wele is walled;
Or els a cite þat hase gates: 505
Þir fyue be-takens þe ȝates,
Be þe whilk men gase oute or in,
Or þai þe cite lose or wyn.
For if þe gates of any cite
Be wele sperd, als þai suld be, 510
Þar is na enmys þat may dere
Nane þat with-in þe cite ere.

fol. 57 b.

In þis forest ȝitt groves a tre,
Als telles þe boke of pryuete,
Þat god, þat is maste of myght, 515
Þus says to hym þat kepes itt ryght:

450 Er *C*, Is *S* olde *S* 451 two *S* 452 Þ. next þe rude þu mai s. g. *C*, Þ. in þe royte þu may s. g. *S* 453 loue *C* 455 and þi w. *S* 457 grouande *C*, grofand *S* 458 reuere *S* 461 on *C* 462 menyȝe *S* 463 dulled *A* dwellande ware *C* in þe w. *S* 464 W. f. ȝ. als clekes wittnes *C* 465 so *β* 466 no *S* 467 roytes *S* 468 knytted *S* 469 Þen *S* grofe *S* sp. in fere *C* 470 A. borione and bere froite ful dere *C* fair] *f. S* now *S* 472 bowes *S* 473 lefes *S* er grene *C* 476 fro *S* grartly *S* 477 nothing *S* 479 f. verteus *β* 481 philosophers *S*, phylofofers *A* were *S* 482 Of þam s. and þus saise *S* 487 neese fro v. *S* 488 s. þou k. w. *S* 491 fote fro *S* wantons *C* 492 bi d. *C* 493 vnmedfull *S* 495 both *S* lufes *β* 496 h.] *f. S* by þer *S* 497 þe] *f. C* fiues *C* noble *S* 499 whore one of þam t. *S* 500 dowbeld *C*, doubill *S* þam *S* 501 g. þam p. a. þam m. *S* 505 ellis *C*, elles *S* 506 betokens *S* 507 By *S* gos o. and inne *S* 509 þe ȝate *C*, ȝates *S*, þaites *A* 510 sparde *C* s. w. os þam ogh to be *S* 511 nane *C*, none *S* 512 None *S* were *S* 513 ȝ.] *f. β* 514 buk *C* pryuate *S* 515 moste *S* 516 til h. *C* kepis *S*

I gyfe þe to ete — with-outen stryfe —
Of þe froyte þat sprynges of þe tre of lyfe,
Þat standes in-myddes paradyse.
Itt passes all þe froyt of pryse. 520
And he þat kepes noght þis tre,
Of þat gude froyt sall noght se.
For who sa is synfull and ill,
Þir thre names he beres be skill:
Godes thefe and thefes fere 525
And mortherer of his doghter dere
And godes traytor men hym calles,
Þe synfull man, þat in syn falles.
First godes thefe he may be knawen;
For he wastes þat is noght his awen, 530
Þat he hym tok to kepe and welde,
Of þe whilk hym buse a counte ȝelde.
Mortherer he hym self mase,
Þat thurgh syn his saule slase;
For god ordayned it to blys, 535
Þat thurgh grace his doghter ys.
Godes traytor he is be resone;
For he dose god grett tresone,
When he ȝeldes to þe fende haly —
Þat is godes maste enmy — 540
Þe castell of his hert so qweme,
Þe whilk god toke hym for to ȝeme.
For he þat in schryfe his hert lawes
Spekes to god, þat itt wele knawes.
For þe preste, þat is of schryfte herer, 545
In schryfte is called goddes awn er.
Þis tre sprynges of a mannes hert,
Þat vn-to god is convert
Fra all wikkednes and his synnes,
When he with sare herte on þaim mynnes 550
And schryfes hym clene and tase pennance
And for þaim haues verray repentaunce
And thynkes na mare to do þa synnes;
Þis tre to florysch þan be-gynnes.
Þe froyte is satisfaccioune. 555
Þat commes oute of confescioune.

fol. 58 b.

In þis forest groves a-nother tre,
Þat in wyldernes sprynges full hee,
Þe whilk tre, als I vnderstande,
Sathanas sett itt with his hande. 560
In þe fyrst braunche þu may se
Sex thynges, þat ar gode to fle.
Þir sex ar full mykell in vse,
Þat gode begynnyng of lyfe for-dose.
Ane is dasynes of hert anely, 565
Þe secunde is tendernes of body,
Þe thryd is idelnes of man in qwart,
Þe ferth is hevines of hert,
Þe fift is lythernes of hert with-in,
Þe sext is arghnes to be-gyn. 570
Other sex in a braunche ar sett,
þat amendment of life may lett,
Als tariyng and reklesnes,
Sone forgetyng and slawnes,
Lachenes alswa and faylyng: 575
þir sex mase a grett lettyng.
Other sex ar spryngand þan,
Þat till ill endyng brynges a man;
Þir ar þa sex þat ar noght gode:
Vnbuxsumnes and vntholemode, 580
Gruchyng alswa and drerynes,
Langour, wanhope, þat werst es —
Þir sprynges and spredes on ilka syde
Oute of þe tre þat is called accyde.

---

517 g. to þe mete w. o. s. *S* 519 Þ. is in *S* 520 For it p. *C*, þat p. *S* 521—522] *f. β* 523 who *S* is so *C*, so es *S* 525 Godis *S* þefis *S* 527 godis *S* 529 goddis *β*, god *A* 531 Þer *S* 532 acount *C*, countes *S* 533 Murthirher *S* 534—535] *f. S* 535 And puttis it fra goddis seruice *C* 536 d. was *S* 537 Goddis *C* 539 ȝeldis *β* holy *S* 540 goddis *C* es godis most *S* 541 wheme *S* 542 tuk god *C* 543 schryfte *S* laghes *S* 546 godis *S* 547 Þes thre *S* a] *f. S* 548 couerte *C* 549 syne *C* 550 sore *S* þam *S* myne *C* 551 schriues *β* takes *S* 552 þam *S* hase *C*, haldes *S* vrai *C* 554 þen *S* 557 n.] *f. C* 559 a.] *f. S* 560 i.] *f. S* 561 m. þu s. *C* 564 duse *C* 565 One es dulnes o. h. only *S* 566 Þe *nachträglich hinzugefügt A* A-noþer *β* tendirnes *S* 567 thirde *C* is] *f. S* qwert *S* 568 heuenes *S* harte *C* 571 Othir *S* in braunches er *β* 572 *zwischen* 578 *und* 579 *A* 572 reklisnes *C* 575 Lothnes *S* all so *C*, also *S* fallyng *S* 576 Othir *S* þen *S* 578 to i. *β* 579 Þer er þo sex þat noȝt gude es *S* 580 vntholemodnes *S* 581 all so *C*, also *S* 582 L. and w. *C* 584 O. of þe t. of accide *S*

Þir ar þe vices aghten to knaw, 585
In whilk men falles þat ar slaw.
For þe fende thurgh idelnes can
Lett þe gude lyfe of a man
And occupie hym in his nedes,
If he fynd hym idell in gode dedes. 590
Þis tre with braunches and with boghes
And with leves, þat on hym groves,
Ware gode to grub and grave a-way
Oute of gastely gardyn for ay.
For itt is nawther gode ne abell 595
To bere thyng þat is perfectabell
To man þat gode lyfe walde lede;
Itt sall him fayle in his maste nede.

fol. 59 b.

In þis forest of delite
Growes a tre þat is full white 600
And clene and honest day and houre,
And full delycios of sauoure,
Apon þe qwhilk þe halygaste
Makes duelling, for itt is chaste.
For chastite men calles right 605
A tre of grete vertu and might,
Þe whilk has seuen degrece sere
And seuen braunches spryngand here.
Þe fyrst degre is — to be-gyn —
Clyne consciens of hert with-in. 610
Þe secund aght to be full couthe,
Þat is honest speche of mouthe.
Þe thryd is kepyng of þe wittes fyfe.
Þe ferth is straytnes here of lyfe.
Þe fift is fleyng of ill company 615
And þe encheson of grete foly.
Þe sext is gode occupacioune.
Þe seuent is prayer with deuocioune.
Now will I schew efter my witt
Þe seuen braunches, þat commes of itt: 620
Ane is of maydens, þat will fle
Flescly dede, to þai maryd be.
Þe secund is of anlapy,
Þat has bene filed and left foly.
Þe thryd is þas þat wedded bene. 625
Þe forth is state of wydouse clene.
Þe fift state is of maydens schene
Þat, wils þai lyfe, thynkes schast to bene.
Þe sext state of clerkes may be,
Þat ar ordand in haly degre. 630
Þe seuent, als boke mas mencioune,
Is þe state of men of religioune.
Þis tre to men is full profytabill,
Itt festens þair hertes and mas þaim stabill,
Als tre in þe erth roted fast 635
Þat wyndes ne stormes doune may cast.
Þis is þe gode tre of continence,
Þat men suld kepe with diligence
Fra fleschly filth, þat itt may fyle,
And fra þe fende, þat has many wyle. 640

fol. 60 b.

In þis forest a-nother tre sprynges,
Þat many scharpe thornes forth brynges,
Þat many prykes and makes wrath,
Þat deserues full litell schath.
Bot men may vnderstand and se 645
Þat wikked tonge is þis tre,
And þe leves in haly writt
Is vnderstanden þe wordes of itt.
And lange itt is to tell be talle
All þe leues grete and smale; 650

---

585 Þer *S* 590 in his d. *S* 591 thre w. brounches *S u. i.* 593 Wer *S* graffe *S* 594 O. of gastli or gude gardine ai *C*, O. of þe gardyn for ones and ay *S* 595 nony *S* gude nor abill *C*, gude ne abill *S* 596 perfitabill *C*, prophetabill *S* 597 gude liffyng lede *S*, gud lyfe will l. *C* 598 For it will faile him in his nede *C* moste *S* 599—603 *das erste Wort jeder Zeile ausgefallen A* 599 of grete d. *C* 603 whilk *β u. i.* 606 grot *S* a. of m. *S* 607 degree *C*, degres *S* 608 spredande *C* 610 Clene *S* c. þe h. *β* 611 f.] *f. S* 613 þat thirde *C* þi w. *S* 614 h.] *f. S* stratnes in hert of life *C* 615 compeny *S* 616 þe vnclennes *S* 617 is a g. *S* 618 prainge *β* 619 eftir *β* 620 hitt *S* 621 One 623 Another *β* anlepi *C*, anelepy *S* 625 thirde *C u. ö.* þos þat weddid had bene *S* 626 farth *C*, ferth *S* s. is *S* schene *S* 627 clene *S* 628 chaste *β* 630 er ordeynd *S* 631 as *S* makes *S* 632 þ. s.] *f. S* 633 f.] *f. S* prophetabill *S* 634 Þat f. þe h. *S* maise *C*, makes *S* þam *S* 636] *f. C* 637 Þat is þe tre c. *C* 638 k.] *f. S* 640 fra] *f. S* m. a w. *S* 641 In þ. f. ʒit a tre springes *C* n.] *f. S* 643 mase *S* 644 deseruys *C* litil *C* scathe *C*, skath *S* 647 lefes *β* holy *S* 648 hitte *S* 649 bi *C* tale *β* 650 A. þer *S*

Bot men may ten braunches knaw,
Þas on þis tre groves hye and law —
And þat may be cald be skill
Þir ten synnes þat I neuen will:
Idell speche and vayn a-vauntyng, 655
Losengery and bakbiteyng,
Leyng and floryschyng thurgh ath,
Stryuyng and gruchyng bath,
Frawardnes and sclaunder to neuen
To god and to his halows in heuen. 660
Here may men se spryngand wyde
Þe tre of þe tonge þat noght can hyde,
Þat men may call and halde be skill
Þe tre of þe tonge þat is ill.
And on þis tre ten leues hynges, 665
Þat oute of wikked tonge sprynges,
Þe qwhilk may a man lede
To þe pitt of hell, þat is to drede.
Þis tre beres full many leves,
Þat many sakles oft tyme greves. 670
Þis is þe tre þat god in yre
Bad hew doune and caste in fyre.
For þe froyte of it was full soure
And bayske and bitter of odoure.
A-mange thornes þis tre sprynges; 675
For of it commes alkyn synnes,
Þat dyseses bath man and wyfe;
Þis tre sprynges now full ryfe.
Itt ware gode to hew itt doune
And putt itt oute of religioune 680
And all swa oute of all þe werlde,
For itt fra heuen has many marrede.

fol. 61b.

In þis deserte sprynges a tre,
Þat spredes his boghes bath wyde and hee.
Þis tre is called prowes be name. 685
Many braunches beres þe same;
For prowes is a vertu pryse,
Itt mase a man hardy and wyse.
Seuen braunches has þis vertu,
And seuen leves of grete valu. 690
Þir ar þe braunches first to knaw
And ay ar groveand on a raw:
Nobelnes of hert in ilk a chaunce,
Traystyng, sekyrnes and sufferaunce,
Stedfastnes þat mekyll may wayle, 695
And lastandnes with-outen fayle,
Hunger and thryst of rightwisnes,
And ilk ane of þir a vertu es.
Bot seuen leues sprynges of itt,
Þat men calles and haldes thurgh witt 700
Seuen victories, þat here awayles,
Of seuen manere of batayles,
Thurgh qwhilk a man may not mys
Of seuen crounes in heuen blys.
Þe fyrst batayle — to be-gynne — 705
Is þe batayle of dedely synne.
Þe secund is penaunce harde.
Þe thryd is of þe flesch frawarde.
In þe werld is þe ferth and þe fift, twa:
Þat ane is welth, þat other is wa. 710
Þe sext is wikked men and fell.
Þe seuent is þe fende of hell.
Þir ar called þe seuen degrese
Of prowes, þat a man may chese,
And seuen braunches of victory, 715
Þat men suld couayte for þe maystry,
Þat may hym lede þe right way
To heuen-blys, þat lastes ay.
Þir batayles suld a man a-byde
And fyght fast on ilk-a syde 720
And stande stalworthly in þat stoure —
God will hym helpe and socoure

651 know *S* 652 hinges hee and l. *C*, groffes hegh and low *S* 653 þais *C*, þos ten *S* be s.] skill *A* 655 Idelschip *S* 657 Leghyng *S* oth *S* 659 Frowardnes *S* to] no *S* 660] *f. C* 663 kal *C* 664 þ. ay is *S* 665 thre l. *S* 666 Þ. of wickede oute t. s. *C* 667 whilk *S* 668 es *S* 669 b. m. l. f. *C* 672 in þe f. *C* 673 hit *S* of it is soure *C* 676 of him *β* manykins *C* 677 deseses *S* both *S*, b. *nach* m. *C* 681 also *S* 682 merrede *C* 683 a faire t. *C* 684 b.] *f. S* 686 bere *C* 688 makes *S* 690 g. vertu *S* 691 Þar er *S* know *S* 692 þai er growande *C*, ay er groffand *S* row *S* 693 Febilnes *S* 694 sikirnes *C*, sykernes *S* 695 vaile *β* 698 one *S* of þes *S* 700 be witt *C* 701 victors *S* availes *β* 703 noȝt *β* 704 corons of blysse *S* Of þe s. c. of endles blis *C* 707 A noþer *β* herde *C* 708 third *C* froward *S* 709 þe firth and þe fifte in þe werlde þis twa *C*, In þe ferth and þe fyfte is þis world is two *S* 710 þe tane *C*, þe ton *S* þe tother is wo *S* 713 Þer *C*, Þes *S* 716 s. chese *S* 717 l. thurgh þe r. w. *S* 718 To heuenly life *C*, Of þe hegh lyste *S*

And saue and kepe hym and defende
Fra þe begynnyng vn-to þe ende.

fol. 62 b.

In þis wylde foreste is a tre 725
Grovand, þat gracius is to se.
Þis tre may — be gode resoune —
Be cald þe tre of perfeccioune;
Þat groves in gastely lyuynge here
And is grene all tymes of þe ȝere: 730
Of perfite lyuynge tuelf degrese
Groves in þe tre þat þu here sese:
Conuersion is þe fyrste þat is herd.
Þe secund is despite of þe werld.
Þe thyrd is pouert of man and wyfe. 735
Þe ferth is settyng of gode lyfe.
Tribulacione þe fift is þan.
Þe sext is penaunce of man.
Þe seuent is orisone, als telles þe text.
Meditacione þe aghtent is next. 740
Þe neyent is lessone wysly soght.
Þe tente is clennes of dede and thoght.
Þe elleuent is lufe of godes sonn.
Þe tuelfte is contemplacioun.
Þir groves in ilk a man and wyfe 745
Þat thynkes to be-gyn perfite lyfe.
Þis tre groves and festes his rotes
In meke hert, þat vpward schotes
His leues — þat is to vnder-stande:
Þe vertu of þe contynuande; 750
Þai sprede in vs, if we þaim kepe
Besely with deuocioune depe.
Þat perfeccioune gers vs profe
And on perfite lyfe to sett oure lofe.
And als þe tre rotet in þe erth fast, 755
Þat na tempest may itt doune cast,
Swa serues men god, with-outen fall,
For we suld be his seruandes all.
Sum begynnes god wele to pay
And faylles lange or þe terme-day; 760
Bot he is worthy to haue na mede,
Þat wele begynnes and fayles in nede.
He groves noght in þe tre of lyfe,
Wheþer itt be man or wyfe.
For man þat wele endens sall wende 765
To ioie þat neuer sall haue ende.

fol. 63 b.

In þis deserte ȝitt groves a tre
Of tuelfe vertus, as men may se.
Þis deserte call I noght elles
Bot gastely lyfe, als scripture telles.
When we forsake þis werdly dedes
And gastely lyfynge lely ledes,
Þan wende we on to wildernes,
Whare hard lyfynge and penaunce es.
Þir ar þe tuelfe degrese of vertus, 775
Þat groves in þe tre, þat here feelus:
Þe first is verray trouth of Criste.
Þe secund is to be baptyste.
Þe þryd is fornycacione to fle.
Þe ferth is couetus noght to be. 780
Þe fift is glutonie to refreyne.
Þe sext is penaunce, with-outen feyne.
Lastandnes þe seuent is calde.
Hospitalite þe aght we halde.
Þe neyent is godes to fullfill, 785
Þe tent to lefe our propur will.
Þe elleuent is chastite to spyr.
Þe tuelft is besynes of all þir.
Þir grese of vertus men may fynde
In þe lyfe of saynt Thomas of Ynde. 790
Þir tre has full swete sauour;
Þis tre beres full many a flour.
Þis vertus a mannes hert ledes,
Swa þat he na parels dredes,

728 B.] *f.* *S* 729 lifinge *C*, lyffyng *S u. ö.* 733 harde *S* 735 third *C* p. of a wyfe *S* 736 sottyng *S* 737 þen *S* 738 of gude m. *S* 739 is praier *C* 740 aghen *S* 741 neghente *C* 743 gode sone *C* 744 twelfe *A* 745 ilke man *S* 746 to gyfe p. l. *S* 749 leffes *S* vndirstande *S* 751 þam *S* 753 gars *β* lufe *S* 754 lufe *S* 753 *und* 754 *umgestellt* *S* 755 And tre rotede *C* 756 no *S* 757 so *S* 760 þe] *f.* *C* 761 hafe no *S* 764 *zwischen* 766 *und* 767 *A* Whethire þat it be *C* 765 endes wele *S* 766 hafe *S u. i.* 768 os *S* 770 gostly lyff *S* 771 þes *S* werldeli *C*, wordly *S* 772 gostly *S* 773 þen *S* vn to *C*, in to *S* 774 Whore *S* herde *C* 776 felous *C*, folous *S* 780 couatous *S* to] *f.* *C* 781 glutteni *C*, gluteny *S* 784 aghten *S* 785 godis *S* g. wil *C* 786 propir *C* 787 spere *S* 789 þer groes *S* 790 s.] *f.* *S* Hinde *C* 794 So *S* pilt *S*

And settes itt in a traysting fast 795
And makes itt stabill and lange to last.
For he þat will vnder-take
A gode way for goddis sake,
So fast his hert sall be sett
On his purpose, þat noght itt lett 800
And for na thyng to be a-bayste,
Bot in god ay seker trayste
To full-fill with all his myght
Þat he has be-gunnen ryght.
Þat is vertus for to chese, 805
Þat men may se grew in þir trese,
Þat ledes men þe way euen
Þat gase to þe kyngdome of heuen.

fol. 64 b.

Þis tre groves in wildernes,
Whare many rampand lyon es: 810
Þat ar fendes vgly and fell,
Þat kepes þis tre þat groves in hell.
His froyte is bath bitter and soure
To þaim þat tastes of his sauore,
In saule and body bath to-geder, 815
With-outen ende, when þai com þedyr.
Þis is þe tre of paynes fourtene
In hell, þat sall be felde and sene,
Þat synfull sall be pyned with ay
In body and saule eftyr domes-day. 820
Þe fyrst is fire full hate to reken,
Þat na maner of thyng may slekken.
Þe secund is calde, als says some,
Þat na fire may ouer-come.
Þe thryd payn is bath filth and stynke, 825
Stranger þan any hert may thynke.
Þe ferth is hunger sharpe and strange.
Þe fift is thryst brenand omange.
Þe sext is so grete myrknes,
Þat itt may be graped — sa thyk itt es. 830
Þe seuent is þe horrybell syght
Of deuels, þat ar full vgly dyght.
Þe aght payn is vermyn grette
Þat synfull saules sall gnaw and frette.
Þe neyent is dynghyng of deles hand 835
With melles of iren hate gluand.
Þe tent payn is gnayng with-in
Of consciens, þat bites as vermyn.
Þe elleuent is hate teres of gretyng
Þat þaim sall scald in doune-fallyng.
Þe tuelfte is schame and senschyng of syn,
Þat þai sall haue, þat neuer sall blyn.
Þe thritene is bandes of iren bernand,
Þat þaim sall bynde bath fote and hand.
Þe fourtene payne despayre is cald, 845
Þat synfull men in hert sall hald.
Þis is þe tre of dampnacione
To ilk a synfull nacione,
When schame and senschipe dobell es
To saule and body in hell endeles. 850

fol. 65 b.

Now groves here þe last tre of price,
Þat sprynges to heuen fra paradice,
Whas froyt sall be to man and wyfe
Geuen in heuen efter his lyfe
And all þe ioyes and the blisse-hedes,
That men sall haue for þair gode dedes.

---

795 settis *C* 796 make *C* i.] *f. S* 797 vndir *S* 798 god *A* 799 So] *f. S* sall he sette *C* 801 nothing *S* 802 sikirli *C*, sykerly *S* 808 gos *S* vn to *C* 810 Whore *S* ravmpande *C* 812 kepis *C* g. to h. *S* 813 bittir *C* 814 þam *S* 815 gedir *β* 816 wheme *S* þidere *C* 817 peine *C* 821 hote *S* rekkine *C* 822 no *S* slekine *C*, slokken *S* 823 sume *S* 824 no *S* 826 Strangir þen a. here *S* 828 brinnande *C* amange *β* 830 groped so *S* 831 horribil *β* 832 deuels] þam *S* 833 aghten *S* 834 þ. s. men sall knagh and frete *S* 835 dingginge *C*, dyngyng *S* deuels *C*, deuls *S* 836 hote *S* glowande *C*, brennand *S* 837 gnawinge *C*, gnaghyng *S* 838 als *S* 840 Þat þam skaldes *S* 841 twelfe *A* schenschip in s. *C* 843 thirtende *C*, thretent *S* brennand *β* 844 Þai sal be bounden *β* with bath *C*, both *S* 845 fourtente *C* dispar *C*, dispayre *S* 846 s. m.] s. saule *C*, þe synfull *S* sall in h. h. *S* 849 schenschipe *C* dubbell *C*, doubild *S* 850 endles hell *C* 851 grewes *C* prise *β* 852 paradise *β* 853 be] *f. β* to] both *S* 854 Be giuene in heuen eftir þaire life *β* 855 blssehedes *A*, blyssed-hede *S*, blissednes *C* 856 g. d.] gudnes *C*

Seuen blyses þe body þere sall haue,
And seuen þe saule þat sall be saue.
Þe first blis is brightnes cald —
Þat saued bodis in heuen sall hald. 860
Þe secund blis is swyftnes —
Þat bodis sall haue þat rightwis is.
Þe thrid blis is strenght and myght —
Þat bodys sall haue in heuen bryght.
Þe ferth blis is fredome right — 865
Þat bodis sall haue in heuenly sight.
Þe fift blis is lastand hele —
Þat saued bodis sall ay with dele.
Þe sexte blis is grette delite —
Þat bodis sall haue of men perfite. 870
Þe seuent blis is endeles lyfe —
Þat saued sall haue with-outen stryfe.
Þe first blis þe saule sall haue
Is wisdome to þaim þat sall be saue.
Þe secund blis þat saules sall fele 875
With þe bodis, als clarkes wate wele,
Sall be frenschipe and perfite loue
Mare þan any man may proue.
Þe thrid blis, als men may rede,
Is verray a-corde and anehede. 880
Þat ferth blis sall be powere —
Þat saued saulles sall haue in fere.
Þe fifte blis is worschepe —
Þat saved saules sall ay kepe.
Þe sext blis sall be sekernes — 885
Þat saules sall haue þat saved es.
Þe seuent blis is ioye perfite —
Þat saules sall haue with grete delite.
Þis tre sall florysch in heuen-ryke,
Whar ioye and blis lastes euer elyke. 890

Now pray we bath day and nyght,
Þat god graunt vs grace and myght
To taste þe suete froyte of þis tree
With-outen ende in heuen hee.

fol. 66 b.

Of þis gastely wildernes 895
In þe sawter boke þus writen es
In a salme on þis manere,
Als yu may se writen here:

Inuenit eum in terra deserta in loco horroris et v. s.

He fand hym in deserte-land
In ugly place traueland, 900
In vaste and in wildernes,
Whare all walkes þat wilde es.
Be þis deserte yu vnderstand
Penaunce of hert sorowand;
For when a man for-sakens his flesch 905
And all thyng þat delycius es
And lyfes in saule be hardnes,
Þan enters he in-to wildernes.
In þat entent — als men may loke —
Als wildernes is wroght þis boke 910
To gar men vnderstande and taste
How vertus may grove in þair gaste,
And whilk tre þai sall haunte and vse,
And whilk þai sall fell and refuse,
And whilk froyte ledes man to lyfe, 915
And whilk posouns man and wyfe.

Take gude kepe to þis tretis,
Þat here is writen on englis;
For itt is taken of bokes sere
And made groveand in treys here. 920

857 blissednes þar þe b. *C* 860 safid b. *S*, saued saules b. *C* 862 es *C* 867 is ay l. *S* 872 Þ. þe saued *S* 874 þam *S* safe *S* 876 clerkes wote *S* 877 lufe *S* 878 More þen *S* 879 as *S* 880 onehede *S* 881 bl. is gret worschipe (*vgl.* 883) *C* 882 *zwischen* 883 *und* 885 *C* 883 bl. sal be powere (*vgl.* 881) *C* 884 *zwischen* 881 *und* 883 *C* 885 sikirnes *C*, sikernes *S* 890 Whore *S* l. e.] sall laste *S* ilike *C* 891 we pray both *S* 893 swet *C* 895 How of *A* 896 buk *C* 897 psalme *β* 898 yu] mene *C*, we *S* se] fynde *C* et v. s.] *f. S*, *das ganze Zitat f. C* 899 fond *S* 900 trauayland *S* 901 waste *β* 902 Whore *S* 903 By *S* vndirstand *S* 904 soruande *C* *nach* 905 And ledes his lyfe in wyldernes *S* 906 thynges *S* delicious *β* es] *f. S* 907 And all thyng þat is vicious *S* 908 He dwels þan in þis w. *C* 909 a. ȝe m. *S* 911 vndirstand *S* 915 vnto *S* 917—918 Kepis wele þis dere presande Þat firste was writen with hali man hand *C*, Take now þis presand Þat I wryte þe with my hand *S* 919 Þat es taken *S*, For he it tok oute *C* bokis sar *C* 920 m. it *C* growand *β* trees *β* sere *S*

Bath þu may study and see,
Vertus to folow and vices to flee.
Þis litell tretis of sere degreys
Of vices and vertus in þir treys,
A haly man sent itt to his frende 925
To haue itt to þair lyfes ende,
And þan to lefe itt in som place,
Whar gederyng of pepull wase;
For was itt nother his will ne rede,
Þat itt suld be lefte in baran stede, 930
For itt may in tyme comyng
Turne som man to gode lyfeyng.
Haly men, perfite and gode,
In-to þis wildernes ȝode,
In werld whilis þai war lyfeand: 935
Now ar þai gane to ioye lastand,
Vn-to þe qwilk ioye he vs brynge,
Þat for our sake on rode gun hynge,
Þar to duell with haly men
With-outen ende: amen, amen! 940

921 Both þou may *S*, Þat men may þair on *C* stodi *C* 923 litil *C* s.] *f. S* 924 a.] *f. S* in þe t. *β* 925 holy *S* send *S* 926 vn to his l. e. *S* 927 þen *S* lefte *A* 928 Whore *S* pepil *β* wace *C* 929 it was *S* 930 For to lefe it in baren s. *S* 931 mighte *C* 932 sum to gude *S* liffyng *S*, liuinge *C* 933 Holy *S*, For haly *C* 934 Som tyme in to *C* w. þai ȝ. *S* 935 whiles *C*, whils *S* 936 gon *S* 938 rude *C* 939 þore to *S*, þar for to *C* holy *S*

Die symbolischen Bäume, auf die der vorstehende Text mehrfach verweist, füllen jedesmal die rechte der beiden gegenüberstehenden Seiten, also die erste Seite jedes Blattes. Ihre Wurzel ist entweder mit einer guten Macht bezeichnet — *meknes, holy kirke, mercy, charite, lawe, hert honest and cleene, stabil trowthe, gracious hert;* oder mit einer schlechten — *pride, yll compeny, envy, hell, despayre.* Die Äste und Blätter tragen dementsprechend die Namen der in dem gegenüberstehenden Textabschnitt aufgezählten Tugenden oder Laster.

Die linke Seite, also die zweite Seite jedes Blattes, enthält aufser dem Text des Gedichtes regelmäfsig das Bild eines Einsiedlers oder einer Büfserin, in A und C neben, in S unter dem Text. Die heiligen Personon sitzen betend in einer Wildnis, die meistens nur durch zwei Bäume, bisweilen auch noch durch ein wildes Tier angedeutet ist. Sie preisen, wie aus den unter und neben den Bildern stehenden Worten hervorgeht, das Los des allem Irdischen abgekehrten Eremiten und flehen zu Gott um Schutz gegen Gefahren. In S sind sie nie mit Namen bezeichnet, wohl aber mehrfach in A und C, und zwar finden sich in beiden Handschriften folgende Namen: *Saint Antony, Mary Egyptiane, Mary Mawdleyn, Richard Hampole, S. John Baptist, Moyses;* in A allein: *Paulus þe first hermet* und *Abraham;* in C allein: *S. Egidius, S. Hilarion, Goderyke hermit, S. Benedictus, S. Hilda.*

Das interessanteste Bild ist das des Richard Rolle of Hampole. Nach A und S wird es hier zum erstenmal veröffentlicht. Das Bild von C wurde kürzlich bereits in den Studies in English and comparative literature, Radcliffe College monographs 15, Boston and London 1910, S. 115 mitgeteilt, mag aber der Vollständigkeit halber hier nochmals vorgelegt werden.

Unter dem Heiligen sind in A die Verse zu lesen:

I syt and synge
Of luf langyng,
Þat in my breste is bred.
Jesus my kynge
And my ioyinge,
When wer I to þe ledde?

Über seinem Haupte steht: *Armonia odas canora.*

In C ist ein Gedicht als Rahmen um das Bild herumgeschrieben:

A solitari here
Hermite-life i lede.
For Jesus loue so dere
All flesch-lufe i flede.
Þat gastili comforthe clere,
Þat in my breste brede,
Might me a thowsand ȝeere
In heuenly strenghe haue stedd.

Über seinem Haupte ist hier zu lesen: *Sanctus, sanctus, sanctus Dominus Deus Sabaoth. Pleni sunt celi gloria D[ei].*

In S ist der Heilige nicht benannt. Da jedoch diesem Bilde dieselben Worte wie in C — bis auf den vierten Langvers — beigegeben sind, so ist sicherlich auch hier Richard Rolle gemeint. Ob und inwiefern diesen Bildern eine Porträtähnlichkeit mit dem Dichter des *Prick of conscience* beizumessen ist, mag jetzt der Vergleich zeigen.

Schliefslich erblickt man in A und C noch über dem Haupte der Einsiedler entweder den segnenden Christus oder die Mutter Gottes, oft auch einen Engel oder einen Schild mit den Blutmalen Christi. Einer dieser Schilde (Hs. A fol. 636) trägt die Bezeichnung *scutum fidei* und dazu die mystische Inschrift:

non est
pater *filius*
non est est est non est
deus
est est non
spiritus sanctus

Berlin. Walter Hübner.

King Henry's triumphal entry into London, Lydgate's poem, and Carpenter's letter.

On the 16th of December, 1431, the boy-king Henry VI had been crowned King of France at Paris. Of the splendor of his entertainment by the war-scourged city the documents of the time give a full story.[1] Pathetic as this display was in such a poor, conquered town, it had nevertheless established a precedent in entertainment. In emulation of it, when in February,[2] 1432, King Henry returned into England, the citizens of London planned and carried through pageants, parades, and other entertainment on a great scale, far outdoing their poorer brothers across the water.[3]

The entry took place Thursday, 21 February, 1432. It was a great display of mediaeval knighthood, citizenship, and craft; and the Lord Mayor of London, John Welles, apparently considered the event worthy to be commemorated in verse, and so spread upon the chronicles of the town. At any rate, he commissioned John Lydgate to write the poem which I have ventured to entitle as above. Our warrant for this assumption is based solely upon the Envoy in Lydgate's poem.

L'Envoye.

O noble Meir! be yt vnto youre plesaunce,
And to alle that duelle in this Citee.!
On myn Rudenesse and on myn ygnoraunce,
Off Grace and Mercy fforto haue pitee,
My symple makyng fforto take at gree;
Considre this that in moste lowly wyse
My wille were goode fforto do yow servyse.[4]

It is quite evident that the monk's making did them service, for we find it written or copied in every chronicle extant, that treats of

[1] For the documents mentioned see the bibliography at the end of the article, under Delpit, *Documents inedits.*

[2] For a discussion as to the exact date on which King Henry entered, see the note in Kingsford, p. 301. Kingsford neglects to add Carpenter's testimony to that of the Harl. 565, which makes it certain that the 21 Feb. is correct.

[3] For the relations between London and Paris in the XVth century, see the documents for that period, Delpit, pp. 249, 250—251, etc.

[4] Unless otherwise noted, I quote from the copy of Julius B II in Kingsford; the earliest manuscript. For a description of the texts, see notes in the bibliography.

the event.[1] These 77 stanzas then, in rhyme royal, are a piece of mediaeval reporting, done at the request of the mayor and citizens. As I read them through, I am impressed by the fact that they make a very good piece of work of this kind. The description is clear, vivid, progressive, and concise. The reader does not need to wait for my study of the poetic matter and style in Lydgate to make up his mind that these are not pre-eminent qualities of our poet. But there is no question of the genuineness of the poem. It is certainly Lydgate, under control of some one.

Further than this, there is an amount of detail in the description which is foreign to Lydgate's usual style. Lydgate's eyes were not concerned with the details of dress, either of men or women. He was not the man to make notes as he went along through the streets, on the details of costume, etc., which this poem gives. He was now in his sixtieth year at least, and this would have been a considerable task.[2]

Such considerations as these drive us to the conclusion that here, as so often elsewhere, Lydgate is guided by a 'source'. In no other way can we account for the rapid and accurate description, the movement of the procession, and the great amount of detail given to every picture.

This source has been preserved, I believe, though it has never been pointed out as such, so far as I know, nor compared in detail with Lydgate's poem. But I believe the evidence here presented makes it pretty clear that these characteristics of the Lydgate verse in this poem which seem strange in comparison with his other work, are due entirely to the model upon which he worked.

Among the most prominent citizens of London at this time was John Carpenter, Town Clerk, after whom John Carpenter street to day is named.[3] He had been a friend of such persons as Sir Richard Whittington. He was himself a man of wealth, and perhaps a patron of poor poets. Hoccleve at any rate appealed to him for aid. His opportunities for complete knowledge of the pageants and the entertainment of the King were the best imaginable; he must undoubtedly have been in the procession; and in his capacity as Town Clerk he would be the natural person for the Mayor to call on to furnish an account of the entry to Lydgate.

Now there is in the letter-files of the Guildhall at London a letter from Carpenter, giving a complete and detailed description of the Entry of King Henry VI. Kingsford, on no authority, calls this the 'official account'. (P. 301.) But as the following extract shows,

[1] See the bibliography.

[2] Compare the lines in the Troy Book where he feels he must tell the armor of the knights, but cannot keep the details straight.

[3] See the life in the Dict. Nat. Biog. On his relation to Hoccleve, cf. the poem To Maister Carpenter, in vol. I of Furnivall's edition.

it is merely an account written at the request of a 'brother',[1] with the intention of giving a vivid and accurate picture. It certainly does not sound official.[2]

> 'Hec reverende fratre et amice prestantissime juxta mandatum vestrum inter cetera vobis explico que nobiles cives illius inclitissime civitatis unde vos et ego sumus alumpni, intimis affectibus ordinarunt in reventu dicti suprimi domini sui. Quam magnifice autem et honorifice idem dominus postmodum a singulis archiepiscopis, episcopis, etc., susceptus fuerat, ... temporis brevitas et negociorum civitatis imminens multitudo de presenti me non permittunt vobis scripture ministerio nunciare, scietis autem postea. Valete, etc.'

The letter concludes: in whimsical Latin,

> 'Per ffabrum sive domificem vestrum Johannem ejusdem urbis secretarium indignissimum.'

Clearly, here is the letter of a busy man of affairs, fulfilling the request of a friend for whom he had a sincere regard,[3] for a description of the Entry of the King. Certain aspects of this and other portions of the letter will be discussed hereafter: here it is sufficient to note that nowhere in the letter is there any implication that the 'frater' to whom he was writing had not himself seen the procession. The tone of the letter, perhaps due to the honourable office of the worthy citizen, while enthusiastic, is still secretarial and impersonal. Yet it is hard to see how such a letter could have avoided the 'you' so completely throughout the long description, unless the writer were conscious that the recipient of the letter must know something of the pageant already.

With this slight preface we are ready to look at the two descriptions side by side. The close relation in places will be patent to any one.

Carpenter begins his letter:

> Inter cetera que nobilis illa civitas Londoniensis ordinavit pro gaudio reventus suppremi domini sui regis Henrici Sexti, qui nuper hereditario jure abiit in regionem longinquam accipere sibi regnum Ffrancie et reverti taliter est provisum:
>
> Memorandum, quod die *jovis* vicesimo (21? cf. Gregory, and Halliwell) *ffebruarii,* anno regni dicti domini regis *Henrici sexti,*

[1] Carpenter was himself one of the 'sixty priests of London'. See the reference cited above in Dict. Nat. Biog.

[2] I quote throughout from the Delpit transcription of the document, which seems the more careful. See bibliography.

[3] Important evidence to show Carpenter's friendship for Lydgate is found in Stow's Survey of London. It was at his cost that Lydgate's Dance of Machabre was painted on the north wall of St. Paul's Cloister.

decimo, *postquam robusta ventorum austeritas* et *pluviarum copie* per dies alios pro habite[1] *cessavissent, solque refulsit* in *clipeos aureos* et *leticia magna fuit in populo civitatis per gaudio ejusdem domini regis* qui prefati regni sui *Ffrancie nuper accepta corona* et sceptro *potitus* ejusdem cum sospitate corporea pacifice remeavit in regnum suum Anglie et illa die dictam civitatem Londoniensem presencia sua magnifica disposuit honorare.

Lydgate, sts. 1—4

Towarde the ende off *wyndy ffebruarie,*
Whanne Phebus was in the ffysshe ronne,[2]
Out off the Sygne, which called is Aquarie,
Newe kalendes weren entred and begonne
Off Marchis komyng, and the *mery Sonne*
Vpon a *Thursday shed*[3] *his bemgs briht*
Vppon London, to make *hem glade and light.*

The *stormy Reynes* off alle theyre hevynesse
Were passed away and alle her olde grevaunce,
ffor the vjte Herry, Roote off her *gladnesse,*
Theyre hertis Joye, theyre worldis suffisaunce,
By trewe assent[4] *crovnyd kyng off ffraunce;*
The hevene reioysyng the day off his Repayre
Made his Komyng the wedir to be so ffryre.

A tyme, I trowe, off god ffor hym provided,
In alle the hevenes there was no clowde seyn,
ffrom other dayes that day was so devided,
And ffraunchised, ffrom mistes and ffrom Reyn,
The eyre attempred, the wyndes smoth and pleyn,
The citezenis thurh oute the citee
Halwyd that day with grete solempnyte.

And lyke ffor Dauyd, affter his victorie,
Rejoyssed was all Jerusalem;
So this Citee with lavde, prise, and glorie,
ffor Joye moustred lyke the Sonne Beem,
To yeve ensample thurh out the Reem;
Alle off assent, whoso kan conseyve,
Theyre noble kyng weren gladde to resseyve.

The parallelism here is obvious enough, after allowance is made for the poetical dressing. I cannot lay too much emphasis throughout on the unusual conciseness of Lydgate in this poem.

Carpenter continues (II):

Major et viginti quatuor seniores sive senatores, necnon vicecomitis et plures quam duodecim milia civium et encolarum ejusdem decenter ornati cum familia multa nimis precedente de modulatoribus sive ministrallis ac servientibus et ministris civitatis clavas

[1] The pro habite is good, for London.
[2] So H. J. has crovne, a mistake by kingsford for eronne.
[3] So. H. and C. J. has shewed.
[4] So H. J. has dissent.

argenti deauratas, armis ejusdem insculptas deferentibus, circa horam octavam ipsius diei ascendunt equos et exierunt obviam eidem domino regi *adusque quendam locum vocatum Blakeheth* per quatoria miliaria distante ab urbe, ubi tota civitas super montem posita et *in duas partes ordinatissime parata resplenduit* et *viam intermediam exhibebat.*

For the first six lines of this description Lydgate had no parallel, possibly because he thought the servants did not belong in dignified description, possibly because of a monkish dislike of minstrels; at any rate he did not glorify either. He substitutes:

> And fforto remembre off other Alyens;
> ffirst Jeneweys, thouh they were straungers,
> fflorentyns and the Venetyens,
> And Esterlinges clad in her maners,
> Conveyed with sergeauntes and other officiers
> Estatly horsed, affter ther Meir Rydyng,
> Passed the subbarbes to mete with the kyng.

Lydgate may have changed this at the request of the Mayor, but his own interest accounts well enough. The rest follows easily enough, the exact figures being left out, to suit poetic indefiniteness.

> *To the blake heeth whanne they dydde atteyne,*
> The meire, off prudence in Especyall,
> *Made hem hove in Rengis tweyne,*
> *A Strete betwene eche partye* lyke a wall,
> Alle cladde in white, and the moste princypall
> Afforn in Reede with theire Meire Rydyng
> Tyl tyme that he sauh the kyng komyng.

Lydgate's stanzas here transpose Carpenter's account, which is disjointed at this point. He goes on (III):

Major namque *in velveto de crimismo* electissimo et senatus *aldermanorum in scarleto finissimo* cum *furruris egregiis,* (!) *Totusque populus in togis albissimis* et capuciis rubeis vestiti fuerunt: *singule tamen mistere per se cum divertis signis et inbrondacionibus* de serico et aliis *notulis sumptuosis artis suas exprimentibus* eleganter sunt distincti.

Lydgate, sts. 5 and 6:

> Theyr clothing was off colour fful covenable,
> *The* noble *Meire cladde in Reede velvette,*
> The Sheryves, *the Aldermen* ffull notable,
> *In ffurred clokes,* the colour scarlette;
> In statly wyse, when they were mette,
> Eche oon well horsed made no delay,
> But with her Meire roode fforth in her way.
>
> The *citexenis* echoon off the Citee,
> In her entent that they were pure and clene,
> *Chees hem off white a fful ffeyre lyuere,*

In euery craffte, as yt was well sene;
To showe the trouthe that they dyd(e) mene,
Toward the kyng hadd made hem ffeythfully
In soundry devyses embrowdered Richely.

We have here Lydgate translating according to his motto, 'Nat woord by woord, but oonly in substaunce'. His forderkid eye missed a phrase now and then, while he was engaged upon the poetic embellishment of his original. This may account for the failure to note the red hoods of the citizens. The rest is close enough.

Cumque per modicum spacium pausassent et exspectassent ibidem, dictus illustrissimus Rex venit a manerio suo de Eltham versus civitatem antedictam cum ingenti multitudine ducum, comitum, baronum, procerum, magnatum ac militum et armigerorum se circumdantium, quem, cum didem major, senatus, et populus aspexissent a longe venientem *emittentes per gaudio* lacrimas in maxillis et induentes iidem major et seniores habitus consuetos, scilicet arullansos de scarleto purissimo ditissime penulatas accesserunt eidem et humiliatione facta que decuit optulerunt sibi se et sua votivos quoque leticie *jubilos quos habuerunt* de reventu suo, sibi per os dicti majoris anglice *retulerunt in hec verba*:

Lydgate st. 9. The mayor:

Thanne with his sporys, he toke his hors anoon,
That to behold yt was a noble siht,
How like a man he to the kyng ys goon
Riht well cherid, off herte gladde and liht;
Obeying to him as him ouht off Riht:
And affter that he konnyngly abrayde,
And to the kyng evyn thus he sayde.

Again the omission of unpoetic enumerations, which would have destroyed the point of view, and the next clauses of Carpenter, which of course Lydgate could not use at all. 'They shed tears and put their clothes on!' Fancy! Lydgate's special object is to glorify the mayor, which he does in a really commendable way. 'How like a man' is a fine figure, but it occurs elsewhere in Lydgate.

It must be recalled in all this variation of Lydgate from his prosy original, that he is not following here an author, whose work he must not vary: he is merely utilizing some notes of a friend of his, to construct his own poetic narrative. Hence the full license to change and omit. The comparison is doubly interesting from this point of view, since we see a poem in process of making.

Lydgate mended the English speech of the mayor's, very likely from the notes of the mayor himself. Carpenter remembered it pretty well, but inserted a comparison which he got from the second English speech (see below).

Carpenter (V):

'Soveraigne lord as wel come be ye to your noble roialme of Englond and in especial unto your notable cite London other wise called your chambre as en (ever) was cristen prince to place or people and of the good and gracious achevyng of your coronne of Ffrannce, we thanke hertlich our lord almyghty which of his endles mercy sende you grace in joye and prosperite on us and on all your other people long for to regne.'

Lydgate:

'Sovereyn Lorde and noble Kyng, ye be welcome oute off youre Reeme off ffraunce into this your blessed Reeme off Englond, and in speciall vnto your moste notable Citee off London, othir wyse called youre chaunbre; We thankyng (thanke) god off the goode and gracious Arenyng (H. athenyng) off your crovne off ffraunce, Besechyng his Mercyfull grace to sende yow prosperite and many yeers, to the comforte aff all yowre lovynge peple.'

It may be noted that Lydgate's is the better constructed speech in several respects, and it is quite improbable Carpenter should have known the other version.

Carpenter (VI). A paragraph from Carpenter follows, telling of the gathering of 120 rectors and curates at Deptford, there singing in praise of the King as he passed along. There is none of this in Lydgate. The stanza describing it may have been omitted, or Lydgate may have left it out to make room for what he was employed to tell, namely, the Pageants got up by the City.

Carpenter (VII). In Southwark, on London Bridge.

Et deinde equitando per medium de Southwerk pervenit ad exteriorem fenem civitatis prope pontem ubi *parabatur machina,* satis pulcrae, *in cujus medio stabat gigas mire magnitudinis, vibrans et extendens gladium in hostes regie magestatis,* hac proinde scriptura circumcinctus: *Innimicos ejus induam confusione.* Ex utroque quidem latere ipsius gigantis in eadem pagina (machina) erigebantur *duo animalia vocata: Antelops* que *regnorum Anglie et Ffrancie arma vexillatim fulgentia* patule supportabant.

Lydgate: 10—13.

But fforto tellen alle the circumstances,
off euery thing shewed in sentence,
Noble devyses, dyuerse ordenaunces
Conveyed by scripture with fful grete excellence;
Alle to declare I have noone eloquence,
Wherfore I pray to alle that shall yt rede,
fforto correcte where as they se nede.

ffirst whanne he passed was the ffabour
Entryng the brigge off this noble town,[1]

[1] J. has Citee. T follows H.

Ther was a Pyler Reysed lyke a Tour
And ther on stoode a sturdy champeon,
Off looke and chere sterne as a Lyon,
His swerde vp rered proudely gan manace,
Alle fforeyn enemyes ffrom the kyng to enchase.

And in deffence off his state Ryall
The Geaunt wolde abyde eche aventure;
And alle assautes that weren marcyall,
ffor his sake he proudely wolde endure,
In tokne wheroff he hadde a scripture
On eyther syde declaryng his entent,
Which seyde thus by goode avysement.

Inimicos eius induam confusione.

'*I shall hem clothe with confusion,*
All tho that ben enemyes to the Kyng
Make him myhty with vertuous levyng
His mortall foon to oppressen and bere adoun,
And him to encresen as cristis championn,
Alle myscheffes ffrom hym to abrygge
With the grace off god at thentryng off the Brigge.'

Twoo Antelopes stondyng on either syde
With the Armes off Englond and off ffraunce,
In token that god shall ffor hym provyde,
As he hath Tytle by Juste enheritaunce
To regne in pees, plente and plesaunce;
Sesyng off werre, that men now ryde or goon,
As trewe lieges, theyre hertes made both oon.

Stanza 10 seems to indicate the desire to get to the essential part of the description. 'Scripture' here undoubtedly means a quotation from the Bible, and I have no hesitation in saying that his Englishings are merely renderings of the Latin mottoes on the pageants. But a consideration of these must be deferred, as they bear on the question of Lydgate's share in the pageants.

Line 4 of stanza 13 recalls to the reader Lydgate's poem on this subject, 'The Pedigree'.

VIII. *Super ipsum pontem speciosa fabrica splendoris eximii relucebat, in qua tres imperatrices, et domine mirabili splendore choruscantes: Natura* suple (sic) *Gratia et Ffortuna* consedebant et *assurgentes* in adventum regis, *ipsum* pretereuntem suis *bonis beatis minerabant:*

Lydgate: 14—18.

ffferthermore, so as the kyng gan ryde,
Midde off the brigge ther was a Tour on loffte,
The lorde off lordes beyng ay his guyde,
As he hath be and yitt wol be ffull offte;
The tour arrayed with welvettes sofffte,
Clothis off golde, silke, and *tapcerye,*
As apperteynyth to his Regalye.

And at his komyng, *oof Excellent Beaute,*
Being off port, most womanly off chere,
Ther yssed oute Emperesses three;

Theire heer displayed as Phebes in her spere,
With crovnettes off golde and stones clere;
At whos out komyng they *gave such a liht,*
That the beholders were stonyed in theire siht.

The ffirst off hem called was *Nature,*
As she that hath vnder her demeyne,
Man, Beeste, and ffoule, and euery creature,
With Inne the bondys off hire goldyn cheyne,[1]
Eke heven, and erthe, and euery creature,[2]
This Emperess off custum dothe enbrace;
And next hire komyth hire sustre called *Grace.*

Passyng ffamous, and off grete Reuerence,
Moste desired in all Regions;
ffor wher that euer shewith her presence,
She bryngeth gladnes to Citees and Tovns;
Off alle well ffare she halt[3] the possessions,
ffor, I dare say, prosperyte in no place
No while abydith, but yf ther be grace.

In tokne that Grace shulde longe contune[4]
Vnto the kyng she shewed here ffull benynge;
And next hire come the Empresse, *ffortune,*
Apperyng to hym with many a noble sygne,
And Ryall toknes, to shewe that he was dygne,
Off god dysposed as grace lyst to ordeyne,
Vpon his heede to were crovnys tweyne.

The expansion of Carpenter here is very natural, for these are the allegorical favorites of the time. Cf. Lydgate's mummings, published in Dr. Brotanek's *Maskenspiele,* especially the Mumming at London.

Carpenter completes as follows: '*Natura* scilicet *fortitudine et decore; Gracia, sapientia et intellectu; Fortuna, divitiis et honoribus,* habentes illud davidicum pedibus suis *ante scriptum: Intende prospere, procede, et regna. Quasi dicerent*: *Intende prospere per fortunam procede longene per naturam et regna virtuose per gratiam.*

Thes three ladyes, alle off oon intent,
Three goostly giffles, hevenly and devyne,
Vnto the kyng anoon they dydde *present,*
And to his hyhnesse they dyyde anoon enclyne,
And what theye weren pleynly to termyne;
Grace gaff him ffirst at his komyng
Two Riche gifftes, *sciens* and *kunnyng.*

Nature Grace and Fortune.

Nature gaff him eke *strenth* and *ffeyrenesse,*
fforto be lovyd and dredde off euery wiht;
ffortune gaff him eke *prosperite* and *Richesse,*
With this Scripture apperyng in theire siht,
To him applyed off verrey dewe Riht
'*ffirst vndirstonde and ioyfully procede*
And longe to Regne' the scripture seyde in dede.

Intende, prospere procede et regna.

[1] So H. J. transposes lines 4 and 5.
[2] There is some corruption of the line here.
[3] So H. J. has holdeth.
[4] The regular spelling in Lydgate. J. has continue.

This ys to mene, who so vndirstonde a Riht,
Thow shalt be ffortune haue longe prosperite;
And be Nature thow shalt haue strenth and myht,
fforth to procede in longe ffelicite;
And Grace also hath graunted vnto the,
Vertuously longe in the Ryall citee,
With Septre and crovne to regne in equyte.'

Carpenter (IX): *A dextro latere dicte ffabrice stabant septem deifice virtutes in puellaribus effigiebus, coronis aureis* dedicate et *solis in ante jubaribus, super femora blodia celestina,* que, *cum exploraverant dominum regem venientem exibant obviam ei ad exteriora* palacii sui septem *dona Sancti Spiritus per emissionem septem albarum columbarum sibi figurabiliter exhibentes et dicentes per rescriptum: Impleat te Dominus spiritu sapiece et intellectus spiritu consilii et fortitudinis, spiritu sciencie et pietatis et spiritu timoris Domini.*

Lydgate:

On the riht hande off thes Emperesses
Stoode sevyn maydeynys verrey celestyall;
Lyke Phebes Bemys shone hir *goldyn* tresses,
Vpon her heedes eche havyng a *cornall,*
Off porte and chere semyng Immortall,
In siht transendyng alle erthely creatures,
So Aungelyk they weren off theyre figures.

24 Alle cladde in white, in tokne off clennesse,
Lyche pure virgynes as in theyre ententys,
Shewyng outward an hevenly ffrassh brihtnesse;
Stremed with sonnys were alle her garmentis,
Afforne provyded ffor pure Innocentis,
Most *columbyne* off chere and off lokyng,
Mekely Roos vp at komyng off the kyng.

25 They hadde on *Bawdrykes alle off saffir hewe,*
Goyng outward gan the kyng salewe,
Hym presentyng with her gifftes newe,
Lyche as theym thouht yt was vnto hem dewe;
Which goostly gifftes here in order sewe,
Dovne dessendyng as syluere dewe ffro hevyn,
Alle grace Include with Inne thes gifftes sevyn.

26 Thes Ryall gifftes ben off vertue moste
Goostly corages, moste souereynly delyte,
These gifftes called off the hooly gooste,
Outward figured ben (*be*) *vii dowys white,*
And seyyng to him, lyke as clerkes write,
'God the ffulfille with Intelligence
And with a spyryt off goostly sapience.

27 'God sende also vnto thy moste vaylle
The to preserve ffrom alle hevynesse,
A spyrit off strenth, and off good counsaylle,
Off konnyng, drede, pite and *lownesse.'*
Thus thes ladyes gan theire gifftes dresse,
Graciously at theyre oute komyng,
Be Influence liht vpon the kyng.

Impleat de Deus spiritu sapiencie etc.

This description is one of the strongest evidences for my point. Every detail is found in Carpenter. The phrase in 24 'moste columbyne' is due to the poet's catching the word columbarum in the line below. It looks too, as if Lydgate did not fully understand that the seven doves were actually released.

Carpenter (X): *A sinistro* quoque *latere septem alie virgines lacteis liliate vestitibus* et *stellatis corporibus elucentes, septem insignia* regalia rotulo pedibus eorum *taliter subscripto* recitata *presentabant: Accipe coronam glorie, sceptrum clemencie, gladium justicie, pallium prudencie, scutum fidei, galeam salutis* et *vinculum pacis.*

Lydgate:

28 Thes Emperesses hadde *on theire lefte syde*
Other sevyn vergynes, pure and clene,
Be attendaunce continually to abyde,
All cladde in white, smytte fulle of sterres shene;
And to declare what they wolde mene
Vnto the kyng with fful grete Reuerence
Thes were their gifftes shortly in sentence; —

29 *'God the endewe* with a *crovne off clorie;*
And with *septre off clennesse*[1] *and pytee,*
And with a swerde off *myht* and *victorie,*
And with a *mantle of prudence* cladda thou be:
A *shelde off ffeyth* fforto the,
An *helme off helthe* wrouht to thyn encrees,
Girt with a *girdell off love and parfyte pees.'*

Induat te Dominus corona glorie, etc.

Carpenter (XI): Et ex tunc *omnes virgines ille* quasi simil *de prosperoso adventu domini regis exultantes animis plaudentes manibus* et *jubilantes tripudiis regi* nostro *psallebant spaienter* novum *canticum sive carmen in hec verba:*

Souveraigne lord, to your cite
With alle reverence welcome ye be

Thanked be god of his goodnesse That you hath kept from hevynesse And brought you ayen wt gladnesse	London your Chambre for to se.
Thanked be ye wt alle lowenes That nought wolde spare youre tendrenes Ant put you to travail and besynes	To worship your London in eche degre.
Werfor god that is full of myght Hath holpe you atteyne your ryght And crouned twyes wt gemes bright	The piler of worship that ye be.
London be glad wt alle thi myght Ffor god hath sent unto thi sight Thi lord thi prince thi kyng by right	Wherfor nowe syng and saye wt me.

Souveraigne lord to your cite
With alle reverence welcome ye be

Lydgate:

30 *These sevyn virgyns* off siht most hevenly,
With herte, body, and handes Rejoysynge,
And off othir cheres appered murely

[1] Of course for clemence. Cf. K's notes, where mistake is often shown.

Ffor the kyngis gracious home komynge;
And ffor gladnesse *they beganne to synge,*
Most Aungelyk with hevenly armonye,
This same Roundell, which I shall now specyfye.

31 Souvereyne lorde, welcome to your citee;
Welcome oure joye, and oure hertis plesaunce,
Welcome oure gladnesse, welcome oure suffisaunce,
Welcome, welcome, riht welcome mote ye be.
Syngyng to fforn thy Ryall mageste,
Souereyne lorde, welcome, welcome ye be.

Meire, citezenis and alle the comonalte,
At youre home komyng now out off Ffraunce,
Be grace relevyd off theyre olde grevaunce,
Syng this day with grete solempnyte,
Souereyne lorde, welcome to your citee.'

We have here a most important piece of evidence, for it is perfectly plain that Carpenter's song, rude as it is, was the one that was actually set to music and sung. It is a fairly good specimen of a XVth century lyric. Lydgate's poem, on the other hand, is an artistic redaction of this song, in which the necessities of rhyme preventend the inclusion of all the thought of the model. It is a good roundel, but it does not sing. Lydgate's ballade at the end of this poem borrows likewise from the song. Cf. the first line, 'Be gladde, o London, be gladde and make grete Joye'. Stanza 30 is of course entirely dependent on Carpenter.

Cornhill. Carpenter (XII): 'Idemque dominus *rex sic* salutatus et *receptus* ac donis preditus et infusus *pertransibat usque speciosum tabernaculum domine Sapiencie* super vii cloumpnas quas exciderat *solempniter erectum* in vico sancti *Petri de Cornhill,* ubi reperiit et videbat *ipsam dominam celestium sedium assistricem in vestitu deaurato circumdatam varietate* sedentem in peritissimo *consistorio septem scienciarum* liberalium quarum quelibet secum habebat famosissimum preceptorem artis sue, puta, *Gramatica Priscianum,* informantem, *Logica Aristotelem disputantem, Rhetorica Tullium eloquentem, Musica Boetium philomenantem, Arsmetica* (sic) *Pigtagoram numerantem, Geometria Euclidem metientem et Astronomia Albenazar ethereantem; habebat namque dicta domina notulas illas allectivas proverbiorum capiti suo superscriptas: Per me reges regnant et gloriam sapientes possidebunt. Et ante prefatas sciencias et doctores in fronte tabernaculi scriptum erat illud* exhortatorium Davidicum *juvenibus regibus congruum: Et nunc reges intelligite et erudimini qui judicatis terram. In hoc etiam tabernaculo musica cum Boecio pratticam artis sue per diversorum instrumentorum modulamina propalabant.*

This last sentence, an afterthought of Carpenter's, Lydgate puts in its proper place in the description. Sts. 33 39.

Thus resseyvyd, an esy paas Rydyng,
The kyng is entred into this Citee;
And *in Cornhill* anoon at his komyng,

To done plesaunce to his magestee,
A Tabernacle surmontyng off beaute,
Ther was *ordeyned,* be fful ffressh entayle,
Richely arrayed with Ryall Apparayle.

This Tabernacle *off moste magnyficence,*
Was off his byldyng verrey Imperyall
Made ffor the *lady* callyd *Dame Sapience;*
To-fore whos fface moste *statly* and *Ryall*
Weren the sevyn sciences callyd lyberall
Rounde aboute, as makyd ys memorie,
Which never departed from *hire consistorie.*

35 ffirst ther was *Gramer,* as I reherse can,
Chieff ffounderesse and Roote off all konnyng,
Which hadde a-fforn hire *olde Precian;*
And Logyk hadde afforn hire ek stondyng
Arestotyll moste clerkely disputyng;
And *Rhethoryk* hadde eke in hire presence,
Tulyus, callyd mirrour off *Eloquence.*

36 And *Musyk* hadde, voyde off alle discorde,
Boece, hire clerke, with hevenly Armonye,
And Instrumentis alle off oone accorde;
fforto practyse with sugred melodye
He and his scolers, theyre wyttes dydde applye,
With touche off strenges on Orgons eke *pleyng*
Theyre crafte to shewe at komyng off the kyng.

37 *And Arsmetryk,* be castyng off nombrarye,
Chees Pyktagoras ffor hire partye;
Called chieff clerke to governe hir lybrarye
Euclyde toke mesours be crafte off *Gemetrye;*
And alderhyhest stoode *Astronomye,*
Albunisar last with hereoff sevyn,
With Instrumentis that rauht vp into hevyn.

The chief pryncesse called Sapience
Hadde to-forn hire writennthis scripture;
'Kunges,' quod she, 'moste off excellence,
By me they regne and most in Joye endure,
ffor thurh my helpe, and my besy cure,
To encrese theyre glorie and hyh Renoun,
They shull *off wysdome haue fful possessioun.'*

Per me Reges regnant. Et gloriam sapiencie possidebunt.

And in the front off theis Tabernacle,
Sapience a scripture ganne devyse
Able to be redde with oute a spektakle,
to yonge kynges seyyng in this wyse,
'Vnderstondith and lernyth off the wyse,
On riht Remembryng the hyh lorde to queme,
Syth ye be Juges other ffolke to deme.'

Et nunc Reges Intelligite et erudimini qui judicatis terram.

(The order of the description, and the details make the following of Carpenter perfectly plain, cf. also verbal details, 'consistorie', etc. One must give Lydgate credit for the good condensation here, and the variety afforded the picture, as compared with his original.)

The Conduit in Cornhill. Carpenter (XIII): '*Preter ea* super *conductum aque spericum* in dicto vico exaltabatur quidam *excelsus*

justicie *thronus admirabilis decoris* in cujus *medio residebat speciosus juvenis regalibus indutus, habens sibi ad tutelam dominam Memoriam in dextris* et *dominam Veritatem in sinistris, assistentes dominam Clemenciam desuper brachiis suis amplexantem et roborantem thronum ante dictum juxta illud proverbium Memoria et veritas custodiunt regem, et clemencitia roboratur thronus ejus.'*

(Carpenter here oddly misread the inscription as Memoriam instead of Misericordiam, a mistake which Lydgate, with his knowledge of Proverbs at once rectifies. a MS. abreviation was misread.)

Lydgate sts. 40—42.

40 *fferthermore* the matere doth devyse:
The kyng, procedyng fforth vpon his way
Kome to the *conduyte made in cercle wyse,*
Whome to resseyve, ther was made no delay,
And *middys above* in *ffull Riche Aray,*
Ther satte a *childe off beaute precellyng,*
Middis off the *Throne Rayed lyke a kyng.*

Domina misericordia a dextris et Domina veritatis a sinistris cum clemencia Roborabitur Thronus ejus. Misericordia et veritas custodiunt Regem.

Whom to governe, ther was ffigured tweyne,
A lady, Mercy, satte on his Riht syde;
On his lyffte hand, yff I shall nat ffeyne,
A lady, Trouthe, his Domes to provyde;
The lady Clemens aloffte dydde abyde,
Off god ordeyned in the same place
The kyngis Throne strongly to enbrace.

ffor, by the Sentence off prudent salaman,
Mercy and Riht kepyn euery kyng,
And Clemence kepte by Reson,
His myhty Throne ffrom myschieff and ffallyng,
And makith yt stronge with longe abydyng;
ffor I dare say thes sayde ladyes three
A kyng preserve in longe prosperytee.

This passage is taken literally from Carpenter, it is evident, allowance made for the mistake above noted. The last stanza is a typical Lydgatian duplication of thought. I would call attention to such lines as 40. 1 — 'The matere doth devyse.' Such phrases are used by Lydgate when following a 'source'.

Conduit continued. Carpenter (XIV): Coram vero dicto rege stabant *miro modo,* set tamen juxta convenientiam gradus sui nobilitatis decorati, *duo senes judices* et *octo legisperiti judicium* et *justiciam corporis polliciti representantes* per hec *rescripta Davidica*: *Honor regis judicium diligit necnon Deus judicium tuum regi da et justiciam tuam filio regis, figurantesque quod reges et principes justos et scientificos viros in judicius ferendis consiliis prebendis et rebus publicis gubernandis semper disponerent et ordinarent.*

Lydgate sts. 43—44.

Thanne stoode also affore the seyde kyng
Two Juges with ffull hyh noblesse,
Viij sergeauntes echon Representyng

ffor comvne profyte, doom and Rihtwysnesse;
With this *scripture,*[1] which I shall expresse
Honour off kyngys in evry manys siht,
Of comyn custum lovith equyte and Riht.

44 *Kyng Davyd wrote,* the sawter berith wytnesse,
'*Lorde god,*' quod he, '*thy dome yeve to the kyng,*
And yeve thy trouthe and Rihtwysnesse
The kyngis sone here in his levyng';
To us declaring as by their wrytyng,
That kyngis, princes, shulde aboute hem drawe
ffolke that be trewe and well expert in lawe.

(This passage is particularly close to Carpenter. Note the literal translation of the first line, the 'significatio' of the two last lines, the word Representyng, and the reference to David.)

The Conduit in Cheap. Carpenter (XV): — *Subsequenter,* cum ipsa regia magestas tanta potentia virtutum preeminencia sapiencie rationatu justicie fulsita fuerat, mox *nobilissimum* vicum civitatis *Chepe* vulgariter nuncupatum cubintrans inveniebat *super magnum aqueductum* inidem *amenissimum* et *pulcherrimum locum admodum paradisi* consitum stellatum floribus et arboribus fructiforis relucentem et breviter omnium rerum speciositate conspicuum, ex cujus latere aquilonis in civitatem regis *magni fontes* vivacissime scaturiebant *aquas architriclinas in vinum conversas* qui gustus regios post tantum virtutum adoptionem merito poterant recreare. (At this point honest Master Carpenter must have chuckled.)

Lydgate sts. 45—52. The poet, except in the first of these stanzas is independent of Carpenter's account.

The kyng fforth rydyng entryd (into) *Chepe anoon,*[2]
A lusty place, a place off alle delytys,
Kome to the conduut, wher, as cristall stoon,
The water Ranne lyke welles *off paradys,*
The holsome lykour, fful riche and off grete prys,
Lyke to the water off Archedeclyne,
Which by miracle was turned into wyne.

Thetes, which that is off waters chieff goddesse,
Hadde off the welle power noon ne myht,
ffor Bachus shewed ther his ffulsomnesse
Off holsome wynes to every manere wiht,
ffor wyn off nature makith hertes liht,
Wherfore Bachus, at Reverence off the Kyng,
Shewed oute his plente at his home komyng.

Verba translat. Thetes est dea aquarum. Bacchus est dues vini.

Wyn ys a likour of Recreacioun[3]
That day presentyd in tokne off alle galdnesse,
Vnto the kyng off famous and hyh Renon,

[1] Gregory alone has the right reading. F. J. H. and C. have either the first half of lines five and six transposed, or the whole lines so transposed. See Kingsford's note.
[2] So H. J. adds into. C omits anoon. [3] So H. J. inserts grete.

ffrom vs texile alle manere hevynesse;
ffor with his komyng, the dede berith wytnesse,
Out off the londe he putte away alle trouble,
And made off newe, our Joyes to be double.

Eke at thes welles there were virgyns three,
Which drewe wyn vp off Joye and off plesaunce,
March and Grace, theyre suster eke pyte;
Mercy mynystred wynes off attemperaunce,
Frace shedde hire likour off goode gouernaunce,
And Pitee profered with fful goode ffoyson
Wynes off comforte and consolacion.

The wyn of Mercy staunchith by nature
The gredy thristis off cruell hastynesse,
Grace with hire likour cristallyne and pure[1]
Defferrith vengeaunce off ffurious woodnesse,
And Pitee blymsith the swerde off Rihtwysnesse;
Covenable welles, moste holsom off savour,
fforto be tasted off every governour.

Here we come to the point of the digression.

O! how thes welles, who so take goode hede,
With her likours moste holsome to ataine,
Affore devysed notably in dede
fforto accorden with the meirys name; *Nomen maioris Johannes welles.*
Which by report off his worthy ffame
That day was busy in alle his gouernaunce,
Vnto the kyng fforto done plesaunce.

There were eke treen, with leves ffressh off hewe,
Alle tyme off yeer, *ffulle off ffruytes lade*,
Off colour hevenly, and euer y-liche newe,
Orenges, Almondis, and the Pome-gernade,
Lymons, Dates, their colours ffressh and glade,
Pypyns, Quynces, Blaunderell to disport,
And the Pome-cedre corageous to Recomfort

Eke the ffruytes which more comune be
Quenynges, Peches, Costardes and Wardons,[2]
And other meny ffull ffayre and ffressh to se;
The Pome-water and the gentyll Ricardons;
And ageyns hertes ffor mutygacions
Damysyns, which with her taste delyte,
ffull grete plente both off blak and white.

This remarkable departure from Carpenter's letter may be accounted for in various ways, but I suggest the following as plausible: — It was noticed either by Lydgate, or more likely by the mayor himself, that the full significance of this display was missed by Carpenter. Perhaps Lydgate wrote Carpenter for more detail, perhaps

[1] So C. J. has cristall.
[2] The testimony of this line in MS. C. of the poem may deserve some weight. There we find for 'and' the Latin 'etiam'. Does this point to a copy of this list in Latin which Lydgate used?

Welles sent the details on, being desirous that his gifts should be appreciated. (Cf. the letter's 'scietis autem postea'.) At any rate, we may believe that Lydgate wrote from a description, which he himself did not compile, of the pageant and entertainment of the Mayor. The Latin 'etiam' (see above) in one text points I think to this conclusion. The pun, on 'Wells' was not a thought of Lydgate's contriving, unless he contrived the whole pageant. It looks as though Mayor Welles were the more likely informant of Lydgate as to this part of the day's celebration. As the poem was written to the Mayor's order, Lydhate naturally gave the information full space. It is not necessary therefore, to credit Lydgate with full knowledge or observation in regard to these many fruit-trees.[1]

Cheap, Continued. Carpenter (XVI): — *'In hoc insuper loco* illi *duo predestinati cives* sanctorum et domestici Dei *Ennoc scilicet et Ely,* congratulantes de tanti regis adventu, *portantis facem illuminantis propriam* et *dantis pacem gentibus* et quasi desiderantes et expectantes ipsum futurum canonem et consortem suum *propstatu suo prospero* precabantur, *unus videlicet quod 'Nichil proficiat inimicus in eo nec filius iniquitatis apponat nocere ei', et alter quod 'Dominus conservet eum et vivificet eum et beatum faciet eum in terra et non tradat illum in manus inimicorum ejus'. Circa vero fontes illos cuilibet litterarum oraculis, incitabatur ad hauriendum aquas in gaudio de fontibus Salvatoris.*

Lydgate, sts. 53—56.

And besydis this gracious paradys,
Alle Joye and gladnesse fforto multiplye,
Twoo olde men, ffull circumspecte and wyse,
There dgdde appere lyke ffolkes off ffeyryre;
The toon was *Ennok,* the tother *Elye,*
The kyng presentyng their gifftes ffull notable,
That god conferme *his state* ay to be *stable.*

Nihil proficiat Inimicus in eo. Et filius inquitatis non apponat nocere ei.

The ffirst seyde, vith benyngne chere,
Gretly desiryng his prosperyte,
That noon Enemyes have in him power,
Nor that no childe by ffalse Iniquyte
Parturble neuer his ffelicite;
Thus olde *Ennok* the processe gan well telle,
And prayd ffor the kyng as he roode by the welle.

Dominus conservet eum et viuificet eum et beatum faciet eum.

Affter *Elyas,* with his lokkes hoore,
Seyde well devoutly, lokyng on the kyng,
'God conserve the and kepe the euermore,
And make him blessid, here in erthe levyng,
And preserve him in alle maner thyng,
And specially amongis kyngis alle,
In Enemyes handes that he neuer ffalle.'

And at affrountour off these welles cleres,
Ther was a scripture komendyng the lykour; —
'Vee shall drawe waters, with goode chere,

[1] For further discussion, see below p. 99.

Haurietis aquas in gaudio de fontibus Saluatoris.

Oute off welles off oure savyour',
Which have vertue to curen alle langnur,
Be Influence off her grete swetnesse,
Hertes avoydyng off alle theire hevynesse.

No better testimony is presented than in the lines just quoted, that Lydgate is dependent on this Latin original. I refer of course, to stanza 54, where the *quod* of Carpenter is translated, though the English cannot admit of it. Again, the change from 'the' to him is significant, as proving that Lydgate is here translating a Latin phrase, and not quoting the English words used by Elyas. Lydgate apparently could not make out the 'facem' etc., and so gives us a really suggestive line. The comparison of two prophets of the Old Testament to folks of Faerie, is certainly poetic.

I cannot forbear commenting on the tragic meaning of the last line of stanza 55, in view of the latter end of this boy-king.

The Cross in Cheap. Carpenter (XVII): — '*Ex ipso vero loco* taliter recreatus dominus Rex usque crucem in medio vici predicti *maturabat aggressum* ubi prospiciebat *castrum aspertinum* subtili mechanica praticatum, in cujus medio arbor fructifora *viridissima mirabilis altitudinis de radice sanctorum Edwardi Anglie et Lodowici Ffrancie* quondam *regum egressa pululabat, representans in ramis, per personas vivas,* ornatu *ditissimo* separatim *figuratas justum titulum* per discenum *utriusque regnorum* predictorum, a prefatis sanctis usque eundem dominum nostrum regem *linialiter devolutum. Ex altra namque parte ipsius arboris quedam alia de generatione Salvatoris a radice Jesse egressa adusque* eundem *Salvatorem ramificatum apparebat.*'

Lydgate, sts. 57—61.

Thanne ffrom thes welles off ffulsome habundance,
With theyre lykours as eny cristall clene,
The kyng roode fforth, with sobre contenance,
Toward a castell Bilt of Jasper grene,
Vpon whos Toures the sonne shone shene,
Ther clerly shewed, by noble Remembraunce,
This kyngis Tytle off Englond and off ffraunce.

Twoo green treen ther grewe vp Riht,
ffro Seint Edward and ffro Seint Lowys,
The Roote y-take palpable to the siht,
Conveyed by lynes be kyngis off grete prys;
Some bare leopardes, and some bare fflourdelys,
In nouther armes ffounde was ther no lak,
Which the sixte Herry may now bere on his Bak.

The pedegre[1] be juste successioun,
As trewe cronycles trewly determyne,
Vnto the kgng ys now dessended dovn
ffrom eyther partye riht as eny lyne;
Vpon whos heede now ffresshly done shyne
Two riche crovnes most sovereyn off plesaunce
To brynge Inne pees bitwene England and ffraunce.

[1] So H. J. has degree.

Vpon this castell on the tothir side
Ther was a Tree, which sprange out off Jesse,
Ordeyned off god ffull longe to abyde; —
Dauyd ffirst crovnyd[1] ffor his humylite,
The branches conveyd, as men myht(e) se,
Lyneally and in the Genologie,
To Crist Jhesu, that was born off Marie.

And why the Jesse was sette on that partye,
This was the cause in especyall,
ffor next to Poulis, I dar well specefye,
Is the partye moste chieff and princypall,
Callyd off London the chirche Cathedrall,
Which ought off Reson the devyse to excuse,
To all thoo that wold ageyn yt ffroune or muse.

This preceding section brings up interesting questions.

1. Lydgate omits to name the place of the Castell. I have thought that the first two lines of 57 were substituted for two others at the time the monk added the praise of the 'welles'. The situation was doubtless contained in the two omitted lines. This argues a version corrected by Welles. I shall add below reasons to support this view, in connection with Gregory's chronicle.

2. There are two trees of lineage, not one as in Carpenter. Lydgate probably thought this the more accurate description. What there really was of course, was two roots with branches joining in one. It is merely a point of view. One may get an idea of what such a 'Tree' would be, by looking at the title-page of the Chaucer of 1561.

3. The defence of the 'Jesse'. Lydgate warmly defends the putting of the Genealogy at this point. Perhaps he devised this pageant himself; perhaps Welles, who was responsible for everything that day, had come in for some criticism, and wanted the matter put right. Lydgate's *Pedigree* (1526) was perhaps used.

For the rest, the Lydgate version follows Carpenter. Such a phrase as 'riht as eny lyne' for 'linialiter' shows the closeness of parts of the translation. —

The Conduit in Paul's. Carpenter (XVIII). 'Postremo vero apud *conductum ecclesie sancti Pauli* vicum *indivisibilis Trinitatis splendor effigialis* in celsissimo celi imperii *throno residebat inter exercitus angelorum* sibi ministrancium et regi pertranseunti taliter *alloquencium per scripturam Angelis suis Deus mandavit de te ut custodiant te in omnibus viis tuis. Ipsa* vero (i)dealis effigies quasi promittens *eidem regi* vitam in hoc seculo longevam et postmodum requiem salutarem, illud propheticum emisit: *Longitudine dierum replebo* eum, pro primo et *ostendam illi salutare meum* pro secundo.'

Lydgate, sts. 62—65.

And ffro that castell the kyng fforth gan him dresse
Toward Poulys, chieff chirche off this Citee,
And at Conduyt a liht, and a lykenesse

[1] So H. J. has crovnyd ffirst.

Indevysible made off the Trinite,
A Throne compassid off his Ryall See;
Aboute which, shortly to conclude,
Off hevenly Aungelles weren a grete multitude.

To whom was yoven a precept *in scripture,*
Wrote in the ffrontour off the hyh(e) stage,
That they shulde done theyre besy cure,
To kepe the kyng sure[1] *ffrom alle damage*
In his lyff here, duryng alle his Age,
His hyh Renoun to sprede and shyne ferre,
And off his twoo Reemes to sese the mortall werre.

And laste was wretyn in the ffronterys:
'*I shall ffulfille him* with Joye and habundance,
And *with lengthe off many*[2] *holsome yeerys,*
And *I shall shewe him my helthe* with all plesaunce,
And off his lieges ffeythfull obeyssaunce,
And multiplye and encrese his lyne
And make his noblesse thurh the worlde to shyne.

Love off his peple, ffauour off alle Straungers,
In bothe his Remys Pees, Reest, and Unyte,
Be Influence off the nyne sperys,
Longe te contune in his Ryall See,
Grace to cherice the Meirs and the Citee,
Longe in his mynde to be conceyved
With how[3] good will, that day he was resseyved.

For two stanzas and a half there is close paraphrasing of Carpenter. Then the fact that he had to complete his stanza brought on additional good wishes, and these led to the insertion of a whole new stanza, the latter perhaps at the Mayor's suggestion; certainly written with an eye on the Mayor, if we may judge by the last lines.

'Helthe' is an immensely clever rendering for salutare, since Lydgate has no intention of referring to the King's death in any manner.

At St. Paul's. Carpenter (XIX). 'Ad occidentalem finem ecclesie cathedralis sancti *Pauli* predicte *occurerunt ei solempni processione,* dominus *archiepiscopus* Cantuariensis cum decem aliis episcopis *pontificalibus indutis,* necnon *decanus* et *capitulum ejusdem ecclesie* et perduxerunt eum usque summum altare, ubi fusis odoribus et sanctorum reliquiis osculatis per modicum temporis expeetabat et *post* modum resumpto equo directe per medium vici de Ffletertrete *usque palacium suum Westminsterii* equitanti novitates autem processionum et aliorum solempnitatum que fiebant et ostendebantur in via longum esset nimis et mirabile satis exarare, apparatus pannorum auri serici et tapecerie per singulos altos vicos dependientiom dives erat et pulcher valde, ac talis et tantus qualis forte seu quantus non videntes

[1] So C. H. J. omits sure.
[2] So H. J. omits many.
[3] So H. J. Heer goode wille.

minime reputarent, populi quoque per totam civitatem sedentis in domibus et fenestris ac super tecta domorum necnon stantis in hostiis et super stallas ambulantisque in vicis et venellis die illa inestimabilis erat et innumerabilis multitudo.'

Vivid and interesting as are these details of Carpenter's, we cannot help feeling that the Clerk is beginning to weary of his long description, or else that he did not see the events at St. Paul's and at Westminster Abbey. Lydgate seems to have felt the same, — there was no 'longum esset nimis' to the deliberate monk — and so he completes the day's happenings either from his own memory, or from his friend and patron, the Mayor. I incline to the former view, for I doubt if the Mayor was in the two church processions, or if the proud prelates would let any see what went on, save the tutor of the king, or some monk. It is because Lydgate abandons Carpenter at this point, that we shall find the later picturesque details omitted, of the 'patient expectation' of the citizens, etc.

Lydgate, 66—71.

Comyng to *Poulys* ther be liht adovn,
Entryng the Chirche full demure off chere,
And there *to mete him* with procession
Was the *Erchebisshop*, and the Chaunceller,
Lincoln, and Bathe, off hoole herte and entier,
Salysbury, Norwich, and Ely.
In pontyfical arrayed Richely.

Ther was the Bisshop off Rouchestre also
The *Dene off Poulys, the chanons* euerychon,
Off dewte as they ouht to do,
On procession with the kyng to goon;
And thouh I kan nat reherse hem oon by oon,
yitt dar I say, as in theyre entent,
To do theyre dever fful trewly they ment.

Lyke theyre estates fforth they ganne procede
With observaunces longyng ffor a kyng
Solempnely gan him conveye in dede
Vp Vnto the chirche with *ffull devoute syngyng;*
And whanne he hadde made his offryng,
The Meire, the Citezenis, abode and lefft him nouht,
Vnto Westmynstre tyl they hadde him brouht.

Wher all the covent, in copys Richely,
Mette with him off custome as they ouht;
The Abbot affter moste solempnely
Amonges the Relikes the Septre oute souht
Off seint Edward, and to the kyng it brouht;
Thouh it were longe, large, and off grete weyht,
vitt on his shuldres the kyng bare it on heyht,

Into the mynstre, while alle the Belles Ronge,
Tyl he kome to the hyh Awtere,
And ffull devoutly Te Deum ther was songe,
And the peple, gladde off looke and chere,
Thanked God with alle her hertes entere,

To se theire kyng with twoo crovnys shyne,
ffrom two Trees trewly ffette the lyne.

And affter that, this ys the verrey sothe,
Vnto his paleys off kyngly apparaylle,
With his lordes *the kyng anon*[1] *forth goothe*
To take his Reste affter his travaylle;
And than off wysdome, that may so much avaylle,
The meire, the citezenis, which alle this dyd se,
Ben home Repeyred into hire Citee.

For the scene inside the churches, then, Lydgate is probably his own informant. Carpenter leaves out all mention of the Westminster church; apparently he went home at this time.

At Westminster. Carpenter (XX). '*Et post hec die sabbati* vicesimo secundo die ffebruarii *tunc proximo, prefati major et aldermani una cum certis aliis de notabilioribus civitatis,* assumptis secum *mille libris auri purissimi positis in quodam eminenti vaso aureo ad modum sportule artificiose composito accesserunt* ad *eundem dominum regem in palacio suo antedicto, ubi sibi premissa* de gratissimis annuis *et humilimis cordibus optulerunt ipso majore proeis omnibus verba subscripta in Anglica referente:* 'Most Cristen prince the good folk of youre notable cite of London, otherwise cleped your chambre, besechen in her most loewly wise, that they mowe be recomaunded unto your hynesse ant that it can like youre noble grace to resceyve this litell yefte yoeven with as good will trewe and lonyng hertis as ever any yefte was yoven to eny erthly prince.' A quo versa vice grates uberes et favores regios amplissime receperunt, *reversi sunt ad propria*[2] cum ingenti gaudio et honore':

Lydgate, 72—73.

'*The Shereves, the Aldermen in ffere,*
The Saturday alther next suyng,
Their meire pressented, with theyre hertes entere,
Goodly to be resseyved off the king;
And at Westm'. confermed theire askyng,
The meyre and they with ffull hole entent
Vnto the kyng a gyffte gan to present.

The which giffte, they goodly haue dysposyd,
Toke an hamper off golde that shene shone,
A MI pounde off golde ther Inne yclosyd;
And ffylle on knees to-form him euerychoone
ffull humbly the trouthe to devyse,
And to the kyng the Meire seyde in this wyse.

'Most cristen Prince and noble kyng, the goode ffolke off youre moste notable Citee off London, otherwyse cleped youre chambre, Beseching In her moste lowly wise they mowe,[3] be Recomaunded to youre hyhnesse. And that yt kan lyke vnto your noble grace to

[1] So H. anon not in J. [2] See above, l. 4.
[3] Kingsford mispunctuates here, of course. Cf. the other text.

resseyve this lytyll gyffte, gyffyn with a goode wille off Trouthe and lownesse, as euer eny giffte was yoven to eny erthely prince.

Lydgate here returns to Carpenter's account, and his version of the speech of the Mayor's is almost exactly the same as Carpenter's. The details are all in his source, except the kneeling, which is implied in the 'humilimis cordibus'.

Lydgate concludes his poem with a Ballade to London, in his conventional manner. Yet the last stanza seems perfectly sincere, and the tribute is worthy of comparison with Dunbar's 'London thou art the flour of citees all'.

Sts. 74—76.

Be gladde, O London! be gladde and make grete Joye,
Citee off Citees, off noblesse precellyng,
In thy begynnyng called newe Troye,
ffor worthynesse thanke god off alle thyng,
Which hast this day resseyved so thy kyng,
With many a signe and many observaunce
To encrese thy name by newe Remembraunce.

Suche Joye was neuer in the consistorie,
Made ffor the Tryumphe with alle the surpluage,
Whanne Sesar Julius kam home with his victorie;
Ne ffor the conquest off Sypion in Cartage;
As London made in euery maner Age,
Out off ffraunce at the home komyng
In to this Citee off theyre noble kyng.

Off seven thinges I preyse this citee.
Off trewe menyng, and ffeythfull observaunce,
Off Rihtwysnesse, Trouthe, and Equyte,
Off Stablenesse ay kepte in lygeaunce,
And ffor off Vertue thow hast such suffisaunce,
In this lande here and other landes alle
The kyngis chambre off custume men the calle.

From this extended comparison of the two texts, certain conclusions are justified: —

1. The two texts are related. It must be incredible to any fair observer that two descriptions of the same great event could have been so close to each other in phrasing, in details of grouping, and in the general selection of words descriptive of the pageants as these two accounts are here, without a common source, or the dependence of the one text upon the other.

2. There is no common source of the two accounts. Carpenter's account is natural, animated and original, and Lydgate's is too close to the former's manner to admit the consideration of a prior text of those parts in which he follows Carpenter. If there was an earlier version, it must have been so close to Carpenter's version as to be essentially his, and there is no need for such a supposition. Nor can we imagine that an earlier text contained the description of the

'Wells', for instance: for Carpenter, had he known of this, would certainly have put it in.

We are thus left to the conclusion, that one text is dependent on the other.

3. Carpenter did not see Lydgate's version. I need only bring up here the description of the 'Wells', the praise of the major in stanzas, the quotation of the 'speeches', the 'novum canticum', the omission of Westminster Abbey, etc., especially the lack of sequence in Carpenter's account of the dress of the Mayor, etc., corrected by Lydgate (see p. 8—9).

4. Carpenter saw the procession. Compare the details on page 78, not in Lydgate, and certainly due to personal observation.

5. Lydgate was to a certain extent, independent of Carpenter. I refer here of course, to the 'Wells', the reason for the position of the 'Jesse', the accounts of St. Paul's and Westminster, etc.

6. Outside of the few brief passages mentioned, every detail in Lydgate is found in Carpenter, and the continued likeness of phrasing, together with such words as 'columbyne', (p. 84) show that Lydgate is paraphrasing this Latin letter.

7. There is no good reason for doubting that Carpenter's letter was addressed to Lydgate, to help him in the composition of his poem. Carpenter was a friend of poets, the letter is written to a Brother, it contains detailed information, it nowhere intimates that the person addressed had not seen the celebration, and it is used by Lydgate.

8. There is no evidence that Lydgate's 'scriptures' are anything but the translation of the Latin Vulgate Bible mottoes supplied by Carpenter; nor any evidence that the Roundel in Lydgate is anything but an artistic revision of the song as it is found in Carpenter. Carpenter's version was undoubtedly the actual one sung (cf. for its metre, etc., the songs of Henry VI's time in *Reliquiae Antiquae,* Vol. I, 1 ff.).

9. The omissions of certain parts of Carpenter's letter (e. g. the singing in Deptford, the exact figures, the mention of the red hoods) may be accounted for by a desire to condense, to concentrate on the especial part played by the Mayor and the Citizens. In minor details the rhyming may have had something to do with the omission.

10. The additions mentioned in (5) are explained by the suggestion of others of Lydgate's friends, especially the Mayor, who would naturally want his own generosity to be appreciated.[1] It would not be improbable that Lydgate first submitted the poem as an exact paraphrase of Carpenter's letter, and that the Mayor sent it back with orders to revise it; that finally Lydgate mended the part dealing

[1] For an account of Wells' benefactions, and the places in which the good mayor punned on his own name (his tomb, the great conduit, etc.), see Kingsford, p. 303 note, to p. 109.

with St. Paul's and Westminster of his own motion. The suggestion is based on the remarks under XVII, and on the observations on Gregory's Chronicle, which follow.

Gregory's Chronicle (see Kingsford, pp. xi ff) was written as we now have it about 1470; but the part that concerns itself with 1432 may have been written by 1453, or even 1440. What interests us at this point is that for the year 1432, there is a prose paraphrase of Lydgate's verses. Two lines of Lydgate,

> 'Honour of kings in every mannys syght
> Of commyn custom lovythe equyte and ryghte'

are quoted in that exact form, and the rest is clearly a rendering of the verses. But the remarkable thing is, that Gregory mentions the Cross in Cheap as the site of the 'Jasper Castell', while the additions of Lydgate, in regard to the 'Wells', and to the scene at Westminster, are all omitted. G. does, however, name the three distributors of the wine at Conduit. On the other hand, Gregory does not speak of the scene in Deptford, and there are other reasons for believing that he did not see Carpenter's account.

This evidence leads me to the belief in an intermediate version, which was the first draft submitted to the Mayor for his correction, and which fell into Gregory's hands (he was lord mayor himself in 1451—2). Certainly Gregory does neither use Carpenter, nor Lydgate in his present form, as Kingsford implies (p. xiii).

11. We have next to consider whether our evidence furnishes any probability that Lydgate devised the pageants. Kingsford (p. 301) says, 'Lydgate was probably the deviser of the pageants.' So far as my study of Carpenter has shown, this statement might be challenged. All that can be said is, that there is nothing against such an assumption, except the probability that the Monk was of the retinue of the king and so not in London when the pageants were made. He may very likely having seen the pageants in Paris two months before, have sent over some suggestions. Certainly the figures of Nature, Grace and Fortune, etc., were quite to Lydgate's taste, and the whole pageant was rather monkish than civic. All was allegorical and didactic, and the city did not appear in any pageant. Compare the pageant described in the Paris pageant (Delpit, p. 243—44). The Biblical inscriptions throughout imply some clerkish help.[1]

We must consider, too, Lydgate's occupations at this time in London. He was engaged in writing mumnings for the king (from 1427—1431), he had devised pageants for the mayor in 1429 (cf. Brotanek *l. c.*), and for certain guilds at other times approaching

[1] Fabyan's Chronicle, while interesting, throws no light on the present discussion, and the description of it in the Bibliography of this section must suffice.

these dates. He was then the man to whom one would naturally apply for ideas. Further, he was a friend of the court and the young king.

Some suggestions, then of the pageants may have come from Lydgate. But the considerations thus presented can hardly be said to narrow the selection of the 'deviser' of the pageants to this one monk. And we may be sure that Lydgate did not write the song of welcome, nor in any other detail is it certain that he depended on his own information. The scene at Westminster of course had nothing to do with pageants. [1]

---

[1] Some of the pageants, we happen to know, were due to devices and images that had been left over from former pageants; which the economical citizens furbished up and changed about a bit. Interesting testimony to this fact is found in the poem on the Battle of Agincourt, printed in the Chronicle of London, pp. 226—236, from Harl. 565. It is ascribed to Lydgate by Nicolas, by Sidney Lee, and by Kingsford (p. xi), but it is certainly not by him. I quote here (p. 231—232) the stanzas containing the pageants.

To London brigge thanne rood oure king,
The processsions there thei meete hym ryght,
'Ave Rex Anglor.', they gan syng,
'Flos Mundi', thei seyde, Goddys Knyght.
To London brigge whan he com ryght,
Upon the gate ther stode on hy,
A gyaunt that was full grym of syght
To teche the Frensshmen curtesye.

And at the drawe-brigge, that is faste by,
To toures there were upright,
An antelope and a lyon stondyng hym by,
Above them seynt George oure lady knyght,
Besyde hym many an angell bright,
'Benedictus', thei gan sing,
'Qui venit in nomie domin.', goddes knyght,
'Gracia Dei' with yow doth sprynge.

Into London thanne rood oure kyng
Full goodly thei gonnen hym grete,
Thorugh out the town thanne gonne they syng,
For joy and merthe of yow behete;
Men women for joye they alle,
Of his comyn thei weren so fayn
That the Condyd bothe grete and smalle
Ran wyn ich on as y herde sayn.

The tour of Cornhill that is so shene
I may well say now as y knowe,
It was full of Patriarkes all bedene,
'Cantati' thei songe upon a rowe:
Ther bryddes thei gon down throwe
An hundred there flewe abovghte oure kyng,
'Laus e jous' bothe hyghe and lowe,
'In ecclesia sanctorum' thei dyd syng.

Unto the Chepe thanne rood oure kyng,
To the Condyt whann he con tho

I have spent perhaps an unnecessary amount of space in pointing out the parallelism between the Latin prose of the Town Clerk and the stanzas of our Poet, partly because it shows Lydgate at work on his material, almost better than anywhere else; because the poetic material is his own, so far as it exists; and because we can observe a really considerable amount of skill in the handling of the original, that adds to our respect for the 'poetic' achievement 1456.

Bibliography
of
King Henry's triumphal entry into London.

1. The poem.

a. The entry of Henry VI in London after his coronation in France. Halliwell, Minor poems, 1—23. (From MS. Cotton Cleop. C. IV. 38—48. According to Kingsford (see below), this MS. is of date 1450.

The XII apostelys thei gon syng
'Benedict. anima domino.'
XII kynges there were on a rowe,
They knelyd doun be on asent,
And obles aboughte oure kyng gan throwe
And wolcomyd hym with good entent.

The Cros in Chepe verrament
It was gret joy it for to beholde
It was araied ful reverent
With a castell right as Gold wolde,
With baners brighte beten with golde,
And angelys senssyd hym that tyde,
With besaunts riche many a fold,
They strowed oure kyng on every syde.

Virgynes out of the castell gon glyde,
For joye of hym they were daunsyng,
They knelyd a doun alle in that tyde,
'Nowell, nowell', alle thei gon syng.
Unto Poules thanne rood oure kyng,
XIIII bysshopes hym mette there right,
The grete bellys thann did they ryng.
Upon his feet full faire he lighte.

One can see here the originals of

1. The Giant at London Bridge, and the Antelopes, sts. 10 ff.
2. The company of Angels in the Trinity pageant, st. 62 ff.
3. The wine at the Conduit, sts. 45 ff.
4. The old Prophets, sts. 53 ff.
5. The loosing of the seven doves, st. 26.
6. The Castell in Chepe, sts. 57 ff.
7. The Virgins coming out of the castle, and singing, sts. 23 ff.
8. The singing of Lation songs and quotations from the Scriptures.

This leaves us with a residue, which seems natural to ascribe to Lydgate, or to some of similar tastes, namely, the allegorical figures, and the Genealogical Trees. The first was his stock-in-trade poetically, the second had been his subject in the poem on the *Pedigree of Henry*. These two parts of the entertainment, then, may have been Lydgate's suggestions.

b. The comynge of the kyng out of Fraunce to London. From Harl. MS. 565. (ed. imperfectly by Sir Harris Nicolas, with variants from MS. Cotton Julius BII) in Chronicle of London, L. 1827, pp. 235—250.

c. Ordenaunces ffor the kyng made in the Cite off London, from Cotton Julius Bii. Ed. by C. L. Kingsford in Chronicles of London, Oxford, 1905, pp. 97—116. He gives all variants exclusive of the spellings of the same words, from both other MSS., from Gregory, and from Fabyan. His Introduction and notes are valuable. This MS. is the oldest Chronicle MS., of 1435 in its present form; but the text of this poem is certainly no better than in H.

2. Versions of Lydgate's poem.

a. Gregory's History of London. Date 1451 (?). Published in Collections of a London citizen, ed. by Gairdner for the Camden Society. He follows, it would seem, an earlier form of the Lydgate poem than we now possess.

b. Fabyan, The new chronicles of England and France, by Robert Fabyan, ed. Sir Henry Ellis, L., 1811. pp. 603—607. Fabyan, in his redaction of the Lydgate stanzas, seems to have used a set of the extant form. He has changed them about, however, to suit his own notions. Cf. Kingsford, where the variants are given. Fabyan's source was a text approximately that of Cleop. C. IV.

3. The source of Lydgate.

John Carpenter's letter, probably written to Lydgate: — printed in

a. Monumenta Gildhallae, vol. iii, p. 460 ff. (Rolls Series.) See the introduction to this volume for a brief comparison of this letter with Lydgate. No hint of relationship in a literary way is given.

b. J. Delpit: Collection des documents français inédits, en Angleterre. P. 1847. pp. 245—248. Apparently the better transcription. The pageants in Paris at King Henry's coronation are printed immediately before the letter of Carpenter.

Prof. Sieper, of Munich, has promised an edition of 'Lydgate's Triumphs', for the Early English Text Society; such promises are often years in fulfillment.

New Haven, Conn. (U. S. A.).

Henry Noble MacCracken.

Zur Quellenkunde von Tennysons 'Enoch Arden'.

Gemäſs der eigenen Aussage des Dichters schrieb er dies Epos *on a theme given me by the sculptor Woolner.* Die Geschichte soll in Suffolk vorgefallen sein; *but something like the the same story is told in Brittany and elsewhere* (Memoir by his son, II 7). Nach der Abfassung des Epos (1862) und kurz vor der Veröffentlichung (1864) reiste er mit seinem Sohne nach der Bretagne, *where we* — wie letzterer II 5 bemerkt — *unearthed may wild 'Enoch Arden' stories and ballads.*[1] Daſs Adelaide Procter ein Gedicht über einen ähnlichen Gegenstand schrieb, wird in der offiziellen Biographie nicht verschwiegen: *but this my father did not know until after 'Enoch Arden' had been published* (II 1). Die Originalität des Epikers wird hiermit fast ängstlich gewahrt. Koeppel in seinem wohlbekannten 'Tennyson' 1899 S. 90 hat sich bei dieser Darstellung des Sachverhalts beruhigt.

Es gibt aber auch Zweifler. Erwähnt sei nur, was Morton Luce im 'Handbook to Tennyson's works' 1897 S. 203 sagt: *Crabbe's 'Parting hour' and A. A. Procter's 'Homeward bound' furnished the framework.* Hierbei ist der Hinweis auf Crabbe, den Suffolker, sofort einleuchtend. Crabbe hatte in dieser Versgeschichte, die er in den 'Tales' 1812 herausgab, von einem Knaben und einem Mädchen erzählt, die sich von der Schulzeit an kannten und liebhatten; dann aber, als sie sich verlobten, trieb das Bedürfnis zu verdienen den Jüngling auf das Meer; Abschied; Rückkehr nach vierzig Jahren; sie hat einen Dritten, Philipp, geheiratet; das Ende ist Freundschaft. — Ein zweites Kleinepos von Crabbe darf als Vorstufe mit herangezogen werden: 'Ruth', erschienen in 'Tales of the hall' 1819. Da sind wir in einem Hafenstädtchen. Ein Matrosenjunge gewinnt die milde, ernste Ruth; sie warten — bis er plötzlich zur Flotte gepreſst wird; sie mit dem Kindchen ist verlassen, und er heiſst tot; ein Weber überredet, gewinnt, versorgt sie, weiſs sie aber nicht vor Selbstmord zu bewahren. — Auch frühere Idyllen von Tennyson selbst sind als Vorstufen zu nennen, namentlich 'Dora'; ferner 'Robinson Crusoe' für das Leben des Matrosen auf einsamer Südseeinsel und für das Bibelaufschlagen in schwerer Verlassenheit (4. Juli 1660); während andere Parallelen, auf die man verwiesen hat, wie Southernes Gift-

[1] Über das Enoch Arden-Motiv im französischen Volkslied vgl. H. Morf in dieser Zeitschrift CXI 143 f.

drama 'The fatal marriage' 1694, die Erzählung der Donna Mencia von ihrer Doppelverheiratung und nachträglichen Entführung durch den ersten Gatten im 'Gil Blas' und die Geschichte 'Silvia's lovers' von Mrs. Gaskell fern abliegen. — Was aber das Gedicht von der Procter betrifft, ist die Behauptung von M. Luce, da sie der Aussage Tennysons direkt widerspricht, doch recht bedenklich.

Unter solchen Umständen mag ein Abdruck von A. Procters Versen nicht überflüssig sein. Ihr Gedicht erschien zuerst — soweit ich sehe — in ihren 'Legends and lyrics' 1858, I 48—58, die es bis 1866 auf zehn Auflagen brachten. Es enthält, was die Heimkehr und Selbstüberwindung des ersten Gatten betrifft, so viele konkrete Züge, die zu 'Enoch Arden' stimmen und sonst nirgends vorkommen, daſs eine Verwandtschaft durch Zufall ausgeschlossen ist. Sollte Woolner die Geschichte aus dem Bändchen der Mrs. Procter geschöpft haben? Oder hatten beide von demselben wirklichen Vorgang gehört? In jedem der beiden Fälle ist das Gedicht der Procter geeignet, uns den verlorenen Bericht des Woolner in der Hauptsache zu ersetzen und hiermit gerade für jenen Teil der Fabel, für den bei Crabbe keinerlei Grundlage zu finden ist, eine ausreichende Quelle zu bieten. Die verbindende, ausmalende, vertiefende Originalkraft Tennysons wird nicht leiden, sondern erst recht ins Licht rücken, wenn man sein Werk mit all den genannten Vorläufern vergleicht. Ich lasse daher den Text der ersten Ausgabe hier folgen; Miss H. E. Allen hat ihn freundlichst in der Korrektur mit dem Original von 1858 im Britischen Museum kollationiert.

Homeward bound.

1 I have seen a fiercer tempest,
Known a louder whirlwind blow.
I was wrecked off red Algiers,
Six-and-thirty years ago.
Young I was, — and yet old seamen
    Were not strong or calm as I;
While life held such treasures for me,
    I felt sure I could not die.

2 Life I struggled for — and saved it;
    Life alone — and nothing more;
Bruised, half dead, alone and helpless,
    I was cast upon the shore.
I feared the pitiless rocks of Ocean;
    So the great sea rose — and then
Cast me from her friendly bosom,
    On the pitiless hearts of men.

3 Gaunt and dreary ran the mountains,
    With black gorges, up the land;
Up to where the lonely Desert
    Spreads her burning, dreary sand:

In the gorges of the mountains,
On the plain beside the sea,
Dwelt my stern and cruel masters,
The black Moors of Barbary.

4 Ten long years I toiled among them,
Hopeless — as I used to say;
Now I know Hope burnt within me
Fiercer, stronger, day by day:
Those dim years of toil and sorrow
Like one long dark dream appear;
One long day of weary waiting; —
Then each day was like a year.

5 How I cursed the land — my prison;
How I cursed the serpent sea, —
And the Demon Fate, — that showered
All her curses upon me:
I was mad, I think — God pardon
Words so terrible and wild —
This voyage would have been my last one,
For I left a wife and child.

6 Never did one tender vision
Fade away before my sight,
Never once through all my slavery,
Burning day or dreary night;
In my soul it lived, and kept me,
Now I feel, from black despair,
And my heart was not quite broken,
While they lived and blest me there.

7 When at night my task was over,
I would hasten to the shore;
(All was strange and foreign inland,
Nothing I had known before;)
Strange looked the bleak mountain passes,
Strange the red glare and black shade,
And the Oleanders, waving
To the sound the fountains made.

8 Then I gazed at the great Ocean,
Till she grew a friend again;
And because she knew old England,
I forgave her all my pain:
So the blue still sky above me,
With its white clouds' fleecy fold,
And the glimmering stars, (though brighter,)
Looked like home and days of old.

9 And a calm would fall upon me,
Worn perhaps with work and pain,
The wild hungry longing left me,
And I was myself again:
Looking at the silver waters,
Looking up at the far sky,
Dreams of home and all I left there
Floated sorrowfully by.

10 A fair face, but pale with sorrow,
With blue eyes, brimful of tears,
And the little red mouth, quivering
With a smile, to hide its fears;
Holding out her baby towards me,
From the sky she looked on me;
So it was that I last saw her,
As the ship put out to sea.

11 Sometimes, (and a pang would seize me
That the years were floating on,)
I would strive to paint her, altered,
And the little baby gone:
She no longer young and girlish,
The child, standing by her knee,
And her face, more pale and saddened
With the weariness for me.

12 Then I saw, as night grew darker,
How she taught my child to pray,
Holding its small hands together,
For its father, far away;
And I felt her sorrow, weighing
Heavier on me than mine own;
Pitying her blighted spring-time,
And her joy so early flown.

13 Till upon my hands (now hardened
With the rough, harsh toil of years)
Bitter drops of anguish, falling,
Woke me from my dream, to tears;
Woke me as a slave, an outcast,
Leagues from home, across the deep;
So — though you may call it childish —
So I sobbed myself to sleep.

14 Well, the years sped on — my Sorrow
Calmer, and yet stronger grown,
Was my shield against all suffering,
Poorer, meaner, than her own.
Thus my cruel master's harshness
Fell upon me all in vain,
Yet the tale of what we suffered
Echoed back from main to main.

15 You have heard in a far country
Of a self-devoted band,
Vowed to rescue Christian captives
Pining in a foreign land.
And these gentle-hearted strangers
Year by year go forth from Rome,
In their hands the hard-earned ransom,
To restore some exiles home.

16 I was freed: they broke the tidings
Gently to me: but indeed
Hour by hour sped on, I knew not
What the words meant — I was freed!

Better so, perhaps; while sorrow
(More akin to earthly things)
Only strains the sad heart's fibres —
Joy, bright stranger, breaks the strings.

17 Yet at last it rushed upon me,
And my heart beat full and fast;
What were now my years of waiting,
What was all the dreary past?
Nothing — to the impatient throbbing
I must bear across the sea:
Nothing — to the eternal hours
Still between my home and me!

18 How the voyage passed, I know not;
Strange it was once more to stand
With my countrymen around me,
And to clasp an English hand.
But, through all, my heart was dreaming
Of the first words I should hear,
In the gentle voice that echoed,
Fresh as ever, on my ear.

19 Should I see her start of wonder,
And the sudden truth arise,
Flushing all her face and lightening
The dimmed splendour of her eyes?
Oh! to watch the fear and doubting
Stir the silent depths of pain,
And the rush of joy — then melting
Into perfect peace again.

20 And the child! — but why remember
Foolish fancies that I thought?
Every tree and every hedge-row
From the well-known past I brought:
I would picture my dear cottage,
See the crackling wood-fire burn,
And the two beside it seated,
Watching, waiting, my return.

21 So, at last we reached the harbour.
I remember nothing more
Till I stood, my sick heart throbbing,
With my hand upon the door.
There I paused — I heard her speaking;
Low, soft, murmuring words she said;
Then I first knew the dumb terror
I had had, lest she were dead.

22 It was evening in late autumn,
And the gusty wind blew chill;
Autumn leaves were falling round me,
And the red sun lit the hill.
Six-and-twenty years are vanished
Since then — I am old and grey —
But I never told to mortal
What I saw, until this day.

23 She was seated by the fire,
In her arms she held a child,
Whispering baby-words caressing,
And then, looking up, she smiled:
Smiled on him who stood beside her —
Oh! the bitter truth was told,
In her look of trusting fondness, —
I had seen the look of old!

24 But she rose and turned towards me
(Cold and dumb I waited there)
With a shriek of fear and terror,
And a white face of despair.
He had been an ancient comrade —
Not a single word we said,
While we gazed upon each other,
He the living: I the dead!

25 I drew nearer, nearer to her,
And I took her trembling hand,
Looking on her white face, looking
That her heart might understand
All the love and all the pity
That my lips refused to say —
I thank God no thought save sorrow
Rose in our crushed hearts that day.

26 Bitter tears that desolate moment,
Bitter, bitter tears we wept,
We three broken hearts together,
While the baby smiled and slept.
Tears alone — no words were spoken,
Till he — till her husband said
That my boy, (I had forgotten
The poor child,) that he was dead.

27 Then at last I rose, and, turning,
Wrung his hand, but made no sign;
And I stooped and kissed her forehead
Once more, as if she were mine.
Nothing of farewell I uttered,
Save in broken words to pray
That God in His great love would bless her —[1]
Then in silence passed away.

28 Over the great restless ocean
Six-and-twenty years I roam;
All my comrades, old and weary,
Have gone back to die at home. —
Home! yes, I shall reach a haven,
I, too, shall reach home and rest;
I shall find her waiting for me
With our baby on her breast.

[1] Ausgabe 1905: T. G. would ever guard and b. h.

Berlin. A. Brandl.

Sprachgeographische Untersuchungen.

VI. Frz. *son* 'Kleie'.

(frz. *cresson.*)

An die von Meyer-Lübke mit glücklichem Wurf zum erstenmal versuchte zusammenfassende Darstellung der beim Dreschen verwendeten Geräte[1] auf romanischem Sprachgebiet wäre nun die Terminologie der dem Auskörnen des Getreides folgenden Arbeit (wie 'Getreide worfeln' [*vanner*, ital. *spulare*]) anzuschliefsen; es wäre ferner dringlich, die Einrichtung der das gedroschene Korn verarbeitenden alten Bauern- und Gemeindemühlen sachlich und sprachlich zu untersuchen, welche ungleich rascher als die primitiven Dreschgeräte den modernen Mühlen weichen mufsten und heute nur noch ein bescheidenes Dasein fristen oder geradezu auf Abbruch warten. Die Darstellung der einfachen Mühleneinrichtung müfste durch eine wissenschaftliche Bearbeitung der Ausdrücke für die verschiedenen Mehlsorten und deren Abfallprodukte ergänzt werden.

Der Studie, welche ich heute den Lesern des *Archivs* vorlegen möchte, liegt die Karte *son* 'Kleie' des *Atlas linguistique* zugrunde, wobei die aufserhalb Frankreichs für den Begriff mir bekannten Wörter herangezogen worden sind, ohne dafs ich Anspruch auf Vollständigkeit erheben möchte. Auch hier zeigt sich der Atlas als unerschöpfliche Quelle reichster Belehrung.

Mit 'Kleie' bezeichnen wir die äufseren Hüllen des Getreidesamens, welche beim Mahlverfahren ausgeschieden werden. Bei den einfachen Bauernmühlen geschieht dies auf folgende Weise: Nachdem das Korn zwischen einem laufenden Mühlstein (Läufer) und dem ruhenden (Bodenstein) zerrieben, wird es in das schlauchförmige aus feiner Seidengaze verfertigte Beutelsieb abgeschoben, das in fortwährender zitternder Bewegung das feinste Mehl durchläfst, während die gröberen Teile nach dem Durchgang durch das Beutelwerk in ein gröberes Sieb herunterfallen, welches nun das grobe Mehl (Gries) von der eigentlichen Kleie (Hülsen) trennt. Die grobe Kleie, welche noch stark mit Mehlbestandteilen gemengt ist, wird ein zweites Mal unter die beiden nun enger aneinandergerückten Mühlsteine gelegt (repasser le blé sous la meule, le remoulage), und wiederum ergibt sich beim Durchlafs durch den Beutelgang eine Trennung in Mehl, beim Passieren des zweiten Siebes eine Scheidung von feiner und

[1] *Wörter und Sachen* I 211 ss.

grober Kleie (petit und gros son).[1] Im bäuerlichen Haushalt war wohl die Kleie seit alter Zeit ein wichtiges Viehfutter.

Jeder Wortstudie eignet sich eine dem Stoffe angepaſste Methode: Individualisierung ist eins der wesentlichsten Desiderata der modernen Wortforschung. Die unendliche Verschiedenartigkeit wortgeschichtlicher Probleme erfordert unter Vermeidung jeglicher Schablone eine dem Rohstoffe adäquate Gestaltung, will man nicht in jene Mechanisierung wissenschaftlicher Arbeit zurückfallen, welche für den Ausbau der wissenschaftlichen Methoden unfruchtbar bleiben muſs.

Einer Untersuchung nach der Herkunft von frz. *son* 'Kleie' wird richtigerweise vorangehen müssen eine Übersicht der Vorstellungen, welche den etymologisch durchsichtigen Wörtern für 'Kleie' zugrunde liegen: so gewinnen wir Richtungsbahnen für das weitere Vorgehen.

Auf dem Ausscheidungsverfahren der Kleie beruhen folgende Ausdrücke:

span. *salvado*[2] (auch galic. v. *Piñol* s. v.), eigentlich wohl das Partizip von span. *salvar*, die ursprüngliche Bedeutung dürfte etwa sein: die durch das Zerreiben der Mühlsteine verschont gebliebenen, geretteten, ausgeschiedenen Bestandteile des Getreidekornes, welche die Kleie ausmachen.

span. *afrecho* (Andalusien, Estremadura) 'Kleie' (portug. *afreito* 'grano di certi cereali specialmente di avena') wird von Parodi, *Romania* XVIII, 52 als Verbalsubstantiv von *afrechar*, galliz. *afreitar* 'zerquetschen, zerreiben' aufgefaſst: *afrecho* hätte also eigentlich 'die durch Zerreiben wegfallenden Bestandteile des Kornes' bezeichnet.

Als technischen Ausdruck der Kleie kennt das Französische *les issues du blé*, das Italienische auch *stacciatura*, einer Ableitung von *staccio* 'Sieb', das was im Siebe zurückbleibt, während das Mehl hinunterfällt. Engl. *pollard* 'gekappter Baum', 'beschnittene Münze', 'Hirsch, der sein Geweih abgeworfen hat'; 'Kleienmehl' wird mit *to poll* 'köpfen, stutzen' zusammengestellt.

ags. *sifeđa*, das in den angelsächsischen Glossen mit *furfures* gedeutet wird, ist wohl von dem Stamm des Verbums engl. *to sift* 'durchsichten', *siftings* 'Siebmehl', *sêve* 'cribrum' nicht zu trennen.

Im Altirischen wird *caith* mit *furfures* 'Kleie' glossiert und von Stokes zu *gat* 'schwingen' gestellt: das Getreide schwingen hat keinen anderen Zweck, als die Spreu vom Korn zu sondern. Das gemahlene Korn in Mehl und Kleie zu scheiden, muſs wohl vor der Einrichtung der einfachen durch Wasser betriebenen Mühle ebenfalls auf dem Wege vollzogen worden sein, daſs man die aus dem Mühlstein

[1] Solche einfache Mühlen sind in Bünden heute noch im Betriebe zu sehen.

[2] Nach freundlicher Mitteilung meines in seinen heimatlichen Mundarten so vertrauten Hörers, H. Griera, ist *salbado* auch in Katalonien eingedrungen (Graus, Aguilar, Campo, Binetar).

herausgetretene Masse durch Schütteln in einem Siebe (afrz. *buletel*) in die zurückbleibende Kleie und in das herunterfallende Mehl trennt.

Im Bayr.-Österr. Md. heifst die Kleie *zemsen*, das im ahd. *zemisa* wiederkehrt: man hat darin das galloromanische tamisium erkannt, das dem frz. *tamis* 'Sieb' zugrunde liegt: abermals hat hier der Vorgang der Ausscheidung der Kleie den Namen gegeben: die Kleie wird beim einfachen Mahlverfahren dadurch vom Mehl getrennt, dafs das unreine Mehl beim Durchgang durch das Sieb die Kleie zurückläfst (cf. oben ital. *stacciatura*). Ags. *æ-sceâda* 'Kleie' ist zu 'scheiden' zu stellen und bedeutet also nichts anderes als 'Abscheidsel'.[1]

Endlich mag erwähnt werden, dafs, wenn griech. πίτυρα[2] sowohl lat. *cantabrum, furfur* 'Kleie' wie das lat. *prurigo* (auch *scabies*) 'Hautausschlag' glossiert, diese auch bei anderen Wörtern für 'Kleie' sich wiederfindende Doppelbedeutung, auf dem Bilde der Ausscheidung eines unreinen Körpers beruhen wird.

Betrachten wir die Karte *son* (I) des *Atlas linguistique*, so fällt uns sofort ein grofses kompaktes Gebiet im Süden (rot) auf, dem im Norden eine ebenfalls zusammenhängende Zone (grün) gegenübersteht: ersteres weist für den Begriff *bren*, letzteres das heute der Schriftsprache bekannte *son* auf. Fast alle anderen Worttypen sind regional beschränkt und, wie wir sehen werden, auch zeitlich sekundär. Die wortgeologische Untersuchung hat sich also in erster Linie den geographisch am weitesten verbreiteten Worttypen zuzuwenden und namentlich das Alter der beiden Schichten zu bestimmen sowie ihr gegenseitiges Verhältnis heute und im Mittelalter festzustellen.

Prinzipiell wäre es für die Interpretation einer Karte von weittragender Bedeutung, wenn wir in verschiedenen Epochen — etwa um das Jahr 1300 und etwa um 800 — einen wortgeographischen Querschnitt durch Frankreich vorzunehmen in der Lage wären: die Kenntnis der aufeinanderliegenden Wortschichten, die Wortgeologie, müfste aus einer solchen Betrachtungsweise den allergröfsten Gewinn ziehen. Da nun ein *Atlas linguistique* Frankreichs für das Mittelalter nie mehr rekonstruiert werden kann, so bleibt nur der eine Weg gangbar: wir müssen damit beginnen, die altfranzösischen Belege eines Wortes örtlich und zeitlich stratographisch zu ordnen, wobei die literarischen Denkmäler des Mittelalters aus leicht erklär-

[1] Bergamask. *regul* 'Kleie' betrachtet Lorck, *Altbergam. Sprachdenkm.* 197, durchaus einleuchtend als Verbalsubstantiv von *regulá* (bergam. *gulá* < *volare*), indem beim Schütteln des Siebes die hin und her geworfene Kleie immer wieder in das Sieb oder den Beutel zurückfliegt, indes das leichtere Mehl umherstäubt (lomb. *voládega*). Auf die Form der Kleie scheinen romagn. *ruvdzol* 'Kleie', welches Lorck zu it. *rúvido* stellt (zu den Bedeutungen, cf. Schuchardt, *Rom. Etym.* I 22 ss.), und piem. *ariondin*, piac. *ardond* 'cruschello' (< *rotundu*) hinzuweisen

[2] Nach Walde wird das griechische Wort zur Sippe von lat. *quatio* 'stofsen, zerschlagen' gestellt.

lichen Gründen uns weniger gute Dienste leisten werden als eine systematische Ausbeute des gesamten in den Urkunden liegenden, leider noch fast ganz ungehobenen Wortschatzes. Von der Serie der *Documents linguistiques,* welche Paul Meyer der Wissenschaft zu öffnen sich anschickt, darf sich die Wortgeographie des Mittelalters die allergröſste Förderung versprechen: heute müssen wir uns damit begnügen, aus persönlich angelegten Sammlungen und aus den unvollkommenen altfranzösischen Wörterbüchern ein ungefähres Bild der geographischen Ausdehnung eines Wortes im Mittelalter zu rekonstruieren. Für die Epoche von 700—1000 sind für Nordfrankreich wenigstens relativ ergiebige Quellen die auch kulturgeschichtlich so interessanten Gesetze und Dekrete der merowingischen und karolingischen Herrscher des Frankenreichs sowie die kostbaren Urbare der Klöster von Saint-Germain des Prés und Saint-Rémy von Reims, die in höherem Maſse, als man gewöhnlich anzunehmen geneigt ist, den Wortvorrat der *lingua romana* uns erhalten haben, wofern man diese wichtigen Zeugnisse richtig einzuschätzen weiſs. So enthält die auch wirtschaftlich wichtige Landgüterordnung Karls des Groſsen — *Capitulare de villis* — eine beträchtliche Anzahl von Kulturpflanzennamen, die, wie Horning[1] mit Recht betont, die Vermutung bestätigen, daſs des Kaisers Mustergarten in Nordfrankreich gelegen war, so daſs also der Wortschatz, den uns die Güterordnung überliefert, wohl zum gröſsten Teil in der *lingua romana* Nordfrankreichs heimisch war. In der Tat ist z. B. in diesem Texte *berbix* nicht mehr in der lateinischen Bedeutung 'Hammel', sondern in der sekundären nordfranzösischen 'Mutterschaf' bezeugt; die Stute heiſst nicht mehr *equa,* sondern *jumentum,* das seine lateinische Bedeutung verengert hat. An die Seite dieses wichtigsten Kapitulars wäre die ebenfalls in Nordfrankreich abgefaſste ältere *Lex Salica* zu stellen: ein *spicarium* 'Speicher' — nur noch in fossilen Resten in ON. erhalten — liegt unter *granica* begraben; ein *vas apium* ist der Vorläufer des nordostfrz. *vaisseau d'abeilles,* und wenn in der *Lex Salica* noch von *jactare aratrum de campo alieno* gesprochen wird, während in dem *Capitulare de villis* bereits die *carrucae* als Pflüge erwähnt werden, so werden wir darin bereits den Vorgang der allmählichen Verdrängung des einfachen *aratrum* durch die vervollkommnetere *carruca* sehen dürfen. Besonders wichtig sind nun natürlich jene karolingischen Texte, die zeitlich und örtlich ganz genau bestimmbar sind: In erster Linie sind zu nennen die Polyptycha von *Saint-Germain des Prés* — ein bedeutsames Dokument für den Wortschatz Zentralfrankreichs — und dann die Güter- und Abgabenrodel von *Saint-Rémy* bei Reims und *Corbie* (Picardie). Wenn im Polypt. de Saint-Rémy (XVIII 22, XXII 47) signum de metallo I, ferreum I erwähnt wird, so mag es wichtig sein, festzustellen, daſs signum 'Glocke' auch im

[1] *Z. f. rom. Phil.* XXXII 25.

9. Jahrhundert in Nordfrankreich lebendig war — erhalten in frz. *tocsin,* das aus mir nicht klaren Erwägungen der *Dict. gén.* als provenzalisches Lehnwort auffaſst —, doch ist uns ja für Nordfrankreich auch bei Gregor von Tours schon *signa* in derselben Bedeutung überliefert, so daſs jener erste Beleg also nur die historische Kontinuität des älteren signum sichert. Bedeutsam ist dann aber, wenn, wie Meyer-Lübke gezeigt hat, die dem frz. *Noël* zugrunde liegende Form *Notale*[1] bereits im Polyptique des Pariser Klosters auftaucht, oder wenn schon in den Statuten des Klosters Corbie die Verwendung des *bessos* 'Haue', der Vorläufer des frz. *bêche* (dialektisch *besse*), empfohlen wird, so daſs man Bedenken gegen eine Herkunft von lat. *biseca* hegt, wie sie neulich von Herzog[2] vorgeschlagen wurde. Ist uns demnach bei umsichtiger Benutzung der durch die *lingua romana* stark beeinfluſsten lateinischen Texte Nordfrankreichs ein Rückschluſs auf den Bestand des Wortvorrats vor dem Jahre 1000 wohl möglich, so wird es bei der hervorragenden Bedeutung, welche die Sprache der Hauptstadt seit dem Aufkommen der Capetinger in steigendem Maſse gewinnt, besonders wichtig sein, den Wortbestand von Paris im späteren Mittelalter kennen zu lernen: das *Livre des mestiers* von Estienne Boileau vermittelt uns die Pariser Sprache des 13. Jahrhunderts. Aus einem Vergleich des heutigen hauptstädtischen Wortschatzes mit demjenigen dieses Textes ergibt sich ein ungemein fesselndes Bild der zahlreichen Wortverschiebungen, die sich im Laufe der letzten sechs Jahrhunderte auf dem Boden von Paris vollzogen haben. Den Schneider bezeichnet der Pariser des 13. Jahrhunderts mit *couturier,* der heute nach Ausweis der Karte *tailleur* nur noch im Westen sein Dasein fristet, zurückgedrängt durch den modernen modekundigeren *tailleur,* oder der *sutor* des *Capitulare de villis* ist dem *cordouanier, çavatier* des 13. Jahrhunderts und die letzteren nun dem moderneren *cordonnier* gewichen. Auf diesem Wege wird der Wortforschung sicherlich noch manch schöne Ernte in Aussicht gestellt werden dürfen.

Treten wir nun unter Beobachtung dieser geologischen Aufeinanderfolge der Wortschichten auch dem *son*-Problem näher, so ist zunächst zu sagen, daſs bei einem Querschnitt durch den in den frühmittelalterlichen Urkunden uns erhaltenen Wortschatz für den Begriff 'Kleie' die Bezeichnungen bei der Natur des Produktes selten sind. Da ist es denn natürlich wichtig, den mir zurzeit einzig bekannten alten Beleg für den Namen der Kleie zeitlich und örtlich zu bestimmen. In den *Formulae Imperiales,* welche in der Kanzlei Ludwigs des Frommen in den ersten Dezennien des 9. Jahrhunderts ausgefertigt worden sind, ist uns ein für die romanische Wortforschung

[1] *Notalia* ist auch in *Polyptique de Saint-Rémy* XVII 116, XX 38 belegt.

[2] *Z. f. rom. Phil.* XXXIII 354.

bedeutsamer Text erhalten, den hier wiederzugeben mir notwendig erscheint:

dispensatur ... de simila modium et sem., de polline modios 3, de farina pensas 6, de alia farina pensas 4, porcelli 13, agni 3, pulli cinsales 10, pasti 4, de lardo bacones 2 et sem., siccamen de porcis, aucae 2, de aceto dimidium sextarium, mellis sextarium 1, sinapis staupum 1, lac modium unum, lias[1] sextarios 6, formaticos 6, herbidi[2] horti braciatum 1, ceras libras quattuor, saponis sextarios 7, de vino modium I et dimidium, de alio vino modios 8 e sem, de cervisa modios 15, annona ad caballos modios 50, garbas 500, de ligni mensuras 50, fasciculos 500, *brinna* ad kanes modios 46, animalium 7, paraverdos 70 aut 5 carradas taxatas quod quisque praecipit ... aut 20 aut 10 aut 30.

Um den Text zu lokalisieren, werden nur die Ausdrücke herangezogen werden können, die Südfrankreich fehlen: daher ist auf ein Wort wie *bacones* 'Speckschwarte' (cf. aprov. *bacon*), *formaticos* (aprov. *fromatge*) oder *lias* 'Weintrester' (cf. nprov. *lia*, das durchaus alt zu sein scheint) kein Verlaſs, wohl aber auf ein so typisches Wort wie fränk.-lat. *staupos*, das nur im Nordfranzösischen afrz. *esteu* wiederkehrt. Wir werden unbedenklich den Text nach Norden setzen dürfen, und damit gewinnen wir ein wichtiges Indizium für die einstige Existenz von *brinna*[3] 'Kleie' in einer Gegend, wo heute frz. *son* 'Kleie' rasch fortschreitet. Mit dieser Tatsache stimmt nun die weitere Beobachtung überein, daſs die Hauptstadt nach Ausweis des bereits erwähnten *Livre des métiers* nur *bren* und nicht *son* im 13. Jahrhundert kannte: wir müssen also für Paris den heutigen Ausdruck *son* als sekundär betrachten, der erst nach dem 13. Jahrhundert das alte *bren*[4] aus dem Felde geschlagen hat. Auch die sonst bei Godefroy verzeichneten Belege weisen auf starke Vitalität von *bren* in Nordfrankreich hin: *Ja Breton nen ert lies, s'il nen a pain de brent* (*Aiol.* 8981) weist auf die Picardie hin, *bran d'orge* aus einer *Ordonnance du prévôt de Paris* (1302) und *bran* aus *Journal d'un bourgeois de Paris* (1420) lassen vermuten, daſs bis ins 15. Jahrhundert *bren* in der Hauptstadt das lebendige Wort war; vorsichtiger werden wir schon das Zeugnis Marots oder Rabelais einschätzen müssen, denn beide konnten *bran* aus ihrer Heimat in die Literarsprache eingeführt haben, da ja im 16. Jahrhundert das literarische Französische dialektischen Einflüssen durchaus zugänglich war.

[1] *lias* 'Weinhefe', wichtiger Vorläufer von frz. *lie* 'Weintrester', worüber zuletzt Schuchardt, *Z. f. rom. Phil.* XXIII, 196, 422.

[2] Die Herausgeber schlagen vor, *herbulae* zu lesen.

[3] Auch bei Steinmüller & Sievers, *Ahd. Glossen* III 617, 18 ist *brinna* : *huntax* 'Hundefutter' belegt.

[4] Im anglonormannischen Glossar, das Priebsch, *Bausteine für Mussafia* 534 ss. veröffentlicht hat, findet sich p. 539, 131 *hec sigilla vel furfur* : *bren.*

Wenn wir also mit Hilfe der historischen Wortgeographie zum Schlusse kommen, daſs auch in Nordfrankreich im frühen Mittelalter *bren* der allein gebräuchliche Ausdruck für 'Kleie' war, so wird dieses Resultat ebenfalls durch den Atlas selbst bestätigt. Gilliéron hat uns in seiner epochemachenden Arbeit: *Scier dans la Gaule romane* gelehrt, die Angaben mehrerer Karten zu kombinieren, um ein Gesamtbild der geographischen Ausdehnung eines Wortes zu gewinnen.

Schlagen wir die Karte *sciure* 'Sägemehl' auf, so sind wir überrascht, an einer Reihe von Punkten nördlich der *son* : *bran* 'Kleie'-Linie im Gebiet von *son* 'Kleie' *bren* 'Sägemehl' auftauchen zu sehen (II. Karte: hellrote Zone). Es ist ganz unzweifelhaft, daſs *bren* in diesem Gebiet einen Teil seines Bedeutungsinhalts an das von Paris aus mit der modernen Müllerei vordringende Wort *son* abgetreten hat: das technisch weniger bedeutsame Sägemehl ist dem Wort *bren* verblieben. Indessen ist *son* im Begriffe, das ganze Erbe von *bren* anzutreten: im Punkte 408 (Indre-et-Loire) heiſst die Kleie: *sõ,* Sägemehl: *brã de si,* aber auch *sõ de si*; wir stehen hier wiederum inmitten des Existenzkampfes, der anderwärts 466 *sõ* : *sõ d' bwa*; 507 *sõ* : *sõ d'si*; 509 *sõ* : *sõ d' bwe*; 507 *sõ* : *sõ do sjœ:r də lõ* bereits zuungunsten von *bren* entschieden ist. An einzelnen Punkten aber verdrängt *son de scie* 'Sägemehl' zuerst *bren* 'Sägemehl', indessen *bren* 'Kleie' weiterbesteht: 535 *brã* : *sõ d' bwe*; 511 *brã* : *sõ d' si*; 621 *brã* : *sõ d' sĭ,* während rings in der Umgebung dieser Orte *bren* noch beide Bedeutungen vereinigt. Wir werden nicht fehlgehen, in diesem Ersatz von *bren* 'Sägemehl' durch *son* 'Sägemehl' ganz moderne Bedeutungs- und Wortverschiebungen zu sehen, die mit aller Deutlichkeit zeigen, daſs das zentralfranzösische Wort in den Mundarten eine ganz verschiedene Aufnahme je nach der Vitalität der Mundart erfährt. Und schlagen wir die Karte *bouse* 'fiente de la vache' auf, so ist es interessant, zu sehen, daſs einige wenige Vertreter von *bren* hoch oben in der Picardie als die letzten sterbenden Zeugen des auch dort einst vorhandenen *brẽ* 'Kleie' auftauchen. Endlich ist auf den Karten (675 *gui*) für Punkt 266 (Picardie) *brã d'agaʃ* ('bran d'agace') angegeben, was auffällig zu den Angaben der Karte 1693 *résine* stimmt, wo für vier Punkte: *brẽ d'agaʃ* (284, 285, 286, 299) belegt ist. Aus all dem ergibt sich deutlich, daſs *brẽ* im Zentrum Frankreichs heute ein dekadentes Wort darstellt, dessen glücklicher Nachfolger das in die Pariser Sprache aufgenommene *son* ist; die Interpretation der Karte hat also in Nordfrankreich von *bren* auszugehen.

Welches war die einstige Ausdehnung von *brinnu*[1] nach Osten? Die französische Schweiz und Savoyen wird man vorläufig trotz der heutigen *crutze*-Schicht in das Gebiet von *bren* einbeziehen: die bloſse Existenz von *bren* in dem lexikologisch so konservativen Val d'Aosta

[1] Die romanischen Formen scheinen alle auf *brinnu* und nicht auf oben belegtes *brinna* zurückzugehen; liegt hier Rückbildung eines vermeintlichen Neutr. plur. vor?

und im Piemont weist uns darauf hin, daſs einst eine Verbindungsbrücke zwischen den südalpinen und den cisjuranischen *bren*-Formen existiert haben muſs. Eine Durchsicht des vom *Glossaire de la Suisse romande* gesammelten Materials erhebt diese auf induktivem Wege gefundene Auffassung zur Sicherheit, indem an einer Reihe von Punkten, die heute auf der Karte *crutze, reprĩ* angeben, als veraltetes Wort im Waadtland und Freiburg *bren* erscheint, und mit dekadentem Bedeutungsinhalt 'purée, bouillie degoûtante, boisson malpropre; affaires embrouillées, débâcle' ist das Wort auch für den Berner Jura bezeugt.[1] Für Savoyen dürfte Genf die Ausbreitung von *crutze* mächtig gefördert haben, wenigstens ist bei der Betrachtung der Karte die Tatsache auffallend, daſs die weiter von der Stadt entfernten savoyischen Mundarten am alten Worte *brẽ* festhalten.[2]

Auch das provenzalische *rasi*-Gebiet ist sekundär, wie die an der italienischen Grenze gelegenen *bren*-Stützpunkte deutlich beweisen. Auſserhalb Frankreichs erscheint also *bren* im Piemont, im Unterengadin-Poschiavo:[3] *bren,* obwald. *bren* 'Schrotmehl' und wiederum im abruzz. *vrennẹ* (Finamore[4]), genues. *brẹnu* (*Arch. glott.* XII 102, XV 51). Wortgeologisch betrachtet scheint einst ein Zusammenhang des heute in Südfrankreich und Piemont lebenden *bren* mit dem im Unterengadin-Poschiavo bezeugten *bren* durchaus wahrscheinlich: auffallend ist das abruzz. *vrennẹ*, das durch eine *crusca*-Schicht von dem nordlomb.-piem. *bren* getrennt ist. Nach Spano ist *brinnu,* das lautlich mit dem obenerwähnten *brinna* übereinstimmt, in der Gallura üblich: über das in den Wörterbüchern verzeichnete aspan. *bren* 'Kleie', zu dem Nigra, *Arch. glott.* XIV 276 *calabrina* 'Gestank' zu stellen geneigt ist, wage ich bei der vollständigen Unkenntnis in bezug auf das Alter und die Verbreitung des Wortes nichts auszusagen; lautlich ist bei Annahme eines Typus *brinnu* die Behandlung des intervokalischen gedehnten *n* (statt *ñ*) auffällig.

Auſserhalb des romanischen Sprachgebietes finden wir das Wort in mengl. *bran,* engl. *bran* wieder, das Skeat und Kluge-Lutz wohl

[1] Cf. *Projet d'arrangement du Glossaire des Patois de la Suisse romande* p. 5. Interessant ist die (ältere?) Bedeutung 'balle de blé', welche für Ayent (Wallis) angegeben wird, die sachlich natürlich leicht verständlich ist. Auf der Karte 'balle de blé' des Atlas finde ich keine weiteren Parallelen, so daſs der Bedeutungsübergang lokal begrenzt zu sein scheint.

[2] Auch die piemontesischen frankoprovenzalischen Gebiete halten an *bren* fest, cf. valsoan. *sbriná* 'embrené', Nigra, *Arch. glott.* XIV 276. Freund Jaberg verdanke ich die Angabe, daſs *bren* auch in Traversella (Val Chiusella), Brosso, Pianprato (Valsoana), Ceresole Reale (Orco), Groscavallo und Mondrone (Stura) lebendig ist.

[3] Daſs *bren* einst viel weiter in die Poebene hinunterreichte, lehrt der bei Monti, *Suppl.* angeführte Beleg von *breno* aus den Statuten von Novara. Endlich weist auch das gascognische Pyrenäental Val d'Aran nach H. Grieras Mitteilung *brẹn* auf.

[4] Cf. auch in Agnone (Campobasso) *vrẹnnə*, Ziccardi, *Z. f. rom. Phil.* XXXIV 421.

mit Recht als französische Entlehnung betrachten. Die geographische Verbreitung des Wortes über altgallisches Gebiet sowie die Natur des Begriffes — cf. frz. *lie* 'Weintreber' keltischer Herkunft — lassen vermuten, daſs das Wort gallisch ist: man wäre zuerst versucht, *brinna* als urverwandt zu lat. f r a c e s 'Ölhefe' zu stellen, cf. ir. *bren* 'stinkend', gallo-lat. *braces*; aber von einem *braknos* (< *mrak-nos*) zu *brinnu*[1] zu kommen, sehe ich — wofern nicht *mr̥knos* vorausgesetzt werden könnte, was aber wiederum Bedenken erregt — keine Möglichkeit. Urverwandtschaft mit lat. *frio* 'zerreiben', ahd. *brio,* dtsch. *Brei* würde sich der Bedeutung nach empfehlen, doch scheint es mir vorsichtiger, es den Keltisten zu überlassen, Grundformen aufzustellen, die dem Romanischen genügen könnten.

Es verdient hervorgehoben zu werden, daſs wir hier bei einem in der französischen Wortgeschichte keineswegs seltenen Falle stehen, bei dem ein gallisches Wort sich gegenüber den lateinischen Wörtern für Kleie: f u r f u r, c a n t a b r u m, c a n i c a e hat halten können. Bemerkenswert ist es, daſs mit dem Siege der lateinischen Sprache in den römischen Provinzen keineswegs der gesamte lateinische Wortschatz hat Fuſs fassen können; es wäre einmal interessant, jene Begriffsgebiete zusammenzustellen, in denen der altgallische Wortschatz sich trotz der Existenz eines entsprechenden gleichwertigen[2] l a t e i n i s c h e n Ausdruckes bis ins Romanische hinübergerettet hat. Die Lateiner benannten z. B. die Weiſseiche, die unserer Wintereiche entspricht, mit *robur,* die Sommereiche hingegen mit *quercus;* nur *robur* hat wohl einst auch in Gallien lebendes gall. *derwâ*[3] zu verdrängen vermocht, während *quercus* wohl niemals an der Stelle von *cassanus* in irgendeinem Teile Galliens üblich gewesen ist. Für den Begriff 'Hefe' hat der lat. Ausdruck *faex* den alteinheimischen gallischen Ausdruck *lie* in Nordfrankreich nie zu ersetzen vermocht. In die Kinderstube der Galloromanen Frankreichs scheint die römische *cuna* nur ausnahmsweise Eingang gefunden zu haben: der vorrömische *bers* (*berceau*) hat seinen Platz siegreich behauptet. Der in onomasiologischen Arbeiten mit einem gewissen Recht angewandte Grundsatz, als Ausgangspunkt der Betrachtung immer das l a t e i n i s c h e Wort zu wählen, darf gerade in der Wortforschung nicht zum Schematismus führen. Haben wir auch nur den geringsten Beweis, daſs je lat. *gena* 'Wange' oder lat. *crus* 'Bein' statt den vielleicht vorrömischen *joue* 'Wange' und *camba, gamba* 'Bein' in Gallien wirklich Heimatrecht erworben haben? Ist je ein Ausdruck wie *spicas legere* in Frank-

---

[1] Stokes, *Altkeltischer Sprachschatz* 220 stellt ir. *bren* zu urkelt. *mrakno-s* 'morsch, faul', also zur Sippe des lat. *marceo.*

[2] Davon sind jene Fälle zu scheiden, bei denen die einwandernden Römer, da sie auf eine ihnen vollständig fremde Kultur, Flora und Fauna stieſsen, beim Fehlen von entsprechenden Bezeichnungen im Lateinischen gezwungen waren, das fremde Wort in ihre Umgangssprache aufzunehmen (etwa: *betulla, carpentum, benna* usw.).

[3] Cf. *Archiv* CXXIV 105.

reich in Wettbewerb mit einheimischem *glenare* (frz. *glaner*) getreten? Auf der noch bei weitem nicht genügend bezeugten Prämisse, daſs jedes lateinische Wort einst in Gallien lebendig gewesen sei, beruht zum Beispiel auch die Annahme Meyer-Lübkes, daſs, wie span. *barrer* 'fegen' beweise, einst für den Begriff 'fegen' Frankreich lat. *verrere* gekannt habe: es fehlt, soviel ich sehe, ein Anhaltspunkt für die Existenz des lateinischen Verbums in Frankreich, und ebenso weisen Wörter wie *curare, scopare* auf so alte Zeit zurück, daſs jene Annahme mir vorläufig unbewiesen erscheint. Eine in dieser Richtung geführte Untersuchung, die die in einer romanischen Sprache seit alter Zeit fehlenden lateinischen Wörter zusammenstellen würde, müſste uns auf die Frage nach der dialektischen Färbung des Urromanischen Antwort geben können.

So sind denn tatsächlich *furfur, canicae, cantabrum*[1], soviel ich sehe, nicht über Italien, ja nicht einmal über Mittel- und Süditalien[2] sowie Sardinien hinausgekommen: *furfur* hat im Sardischen seinen volkstümlichen Ableger log. *fúrfaru* (Guarnerio, *Arch. glott.* XIV 394); *canica(s)* (*canicula(s)*) ist, wie Meyer-Lübke nachgewiesen hat, im Neapolitanischen erhalten: *kanikkya* (auch calabr. *canijja,* abruzz. *canijje*), während *cantabrum* vollständig untergegangen zu sein scheint.

Wenn unsere Auffassung, *bren* sei das älteste Wort in Frankreich[3] und Oberitalien, richtig ist, so werden sich die meisten der anderen Ausdrücke für den Begriff 'Kleie' auf dem alten *bren*-Gebiete als sekundär herausstellen: entweder stellen sie Ersatzwörter, lateinisches oder später eingewandertes fremdes Gut, dar, das sich über altes *bren* gelagert hat.

Unter den in Frankreich vertretenen Ersatzwörtern verdient in erster Linie unsere Aufmerksamkeit das frz. *son* 'Kleie', das mit der Eroberung von Paris der für die Weiterexistenz von *bren* gefährlichste Nebenbuhler wird. Das etymologische Problem, das im schriftfranzösischen Worte steckt, hat schon eine Reihe von Forschern gelockt, unter ihnen mögen in erster Linie Adolf Tobler und Gaston Paris erwähnt sein. Fassen wir nun die Ergebnisse der bisherigen Forschung zusammen, bevor wir unserseits den Versuch machen, einen Schritt dem Ziele näherzukommen:

Diez hatte in der 5. Auflage seines etymologischen Wörterbuches *son* auf summum, also eigentlich 'das zu oberst liegende' zurückgeführt, indem er an span. *soma* 'Mehl, von welchem man das

[1] Denn weder selten bezeugtes altfrz. *canigle* noch *furfre* werden als volkstümliche Vertreter angesehen werden dürfen.

[2] Inwieweit ein vereinzeltes altlomb. *forfor*, das Salvioni, *Arch. glott.* XII 404 anführt, wirklich lebendig war, entzieht sich meiner Beurteilung. Denn kaum wird man ohne weiteres ein com. *fuffa* 'polvere che esce dalla segale, mentre si macina' hier anschlieſsen dürfen. In der Bedeutung erinnert das com. Wort an ital. *friscello,* wozu Meyer-Lübke, *Rom. Gram.* II § 502.

[3] Vielleicht mit Ausnahme der französ. Schweiz, v. unten. S. *crusca.*

weiſseste und feinste getrennt hat', erinnerte. Hätte der Altmeister unserer Wissenschaft bei der Abfassung seines Artikels das von Littré zum erstenmal aus dem 13. Jahrhundert belegte *seonnum* 'Kleie' gekannt, er hätte wohl ohne Zögern sein Etymon fallen lassen. Littrés Vorschlag, *seon* auf secundum zurückzuführen, war schon deshalb aussichtslos, weil in älterer Zeit *seont* mit erhaltenem finalem *t* nie belegt ist; dagegen wäre vom rein begrifflichen Standpunkte, wie catal. *sagó,* aprov. *segon*[1] 'Kleie' zeigen, gegen *secundum* nichts einzuwenden. Einen anderen Weg hat Gaston Paris, *Romania* VIII 628 eingeschlagen: wie obenerwähntes ahd. *zemissa* mit dem Namen des Siebes *tamisium* verbunden wird, das zur Scheidung der Kleie vom Mehl dient, so wäre *seon* auf eine Ableitung von seta 'Haar' oder 'aus Haar gefertigtes Sieb' zurückzuführen. Der Einwand Adolf Toblers, daſs, wenn **setonem* ein aus Haar gefertigtes Sieb bezeichnete, an das Wort ein zweites Suffix hätte herantreten müssen, welches hätte das anzeigen müssen, was das Produkt des Siebens gewesen wäre, könnte heute, da wir die Atlas-Halbkarte *tamis* besitzen, nicht mehr als voll begründet erachtet werden: wir bemerken nämlich, daſs in gewissen Gegenden Frankreichs seta ohne Ableitung schon das Sieb bezeichnet, so daſs im Notfalle eine Ableitung **setonem* wohl das Resultat des Siebvorgangs bezeichnen konnte. Allerdings möchte ich gleich hinzufügen, daſs die Funktion des Suffixes *-onem* gänzlich rätselhaft bliebe, da mir ähnlich geartete Beispiele nicht zu Gebote stehen. Adolf Tobler hat wohl mit Recht alle diese Vorschläge als begrifflich und lautlich ungenügend abgelehnt und zum erstenmal den richtigen Weg gewiesen: er stellt *seon* 'Kleie' zu afrz. *saonner* 'verwerfen, ausschlieſsen, zurückweisen', prov. *soanar* in gleicher Bedeutung. *Seon* hätte also ursprünglich den 'Ausschuſs' bezeichnet. Dem gallo-rom. Verbum *saonner,* prov. *soanar* glaubte er einen Verwandten jenseits der Pyrenäen in span. *sosañar* 'spotten, höhnen' zu finden. Letzteres wird nun seit langem zu lat. *subsannare* 'durch spöttische Gebärden aushöhnen'[2] gestellt, das auch im prov. *soanar,* frz. *saonner* stecken würde, wobei Tobler allerdings der lautlichen Schwierigkeit (Dissimilation des intervokalischen *-s-* : *sussannare*) sich wohl bewuſst war. Gaston Paris in seiner Rezension[3] hob ebenfalls das lautliche Bedenken des lateinischen Grundwortes hervor, ohne indes ein neues Moment in die Diskussion hineinzubringen. Nur der Vollständigkeit halber mag zum Schlusse der etymologische Versuch von Mosemiller erwähnt werden, der in den *Modern Language Notes* XVIII 224 die Etymologie Littrés *son* < *seon* < secundum wieder aufnimmt, indem er sich auf einige Dialektformen stützt, die, wie wir unten sehen werden, anders gedeutet werden müssen.

[1] *Sagó* ist der verbreitetste katal. Typus. Cf. auch tirol. *soventro,* aberg. *soveter* 'cruschello' zu sequenter, Schneller, *Rom. Volksmd.* 192 und Lorck, *op. cit.* 197.

[2] Auch *desannare* ist in den Glossen belegt. [3] *Romania* XXV 621.

Es bleibt das Verdienst Adolf Toblers, die richtige Fährte eingeschlagen zu haben. Wenn an einem bestimmten Punkte unsere Wege auseinandergehen, so bin ich doch dessen sicher, daſs der groſse Meister, dem ich diesen seit bald drei Jahren halbfertigen etymologischen Versuch noch zu seinen Lebzeiten zu unterbreiten gedachte, sich gewissen hier vorgetragenen Bedenken nicht verschlossen hätte. Die seit einem Jahrzehnt durchgeführte Verfeinerung der wortgeschichtlichen Methoden lockt uns, alte Probleme wieder anzupacken, und besonders jene, bei denen lautliche und begriffliche Kriterien nicht zu einer befriedigenden Lösung geführt haben.

Jedes Wort besitzt seine Kernlandschaft, in denen es die stärksten Wurzeln geschlagen hat. Untersuchen wir von diesem Gesichtspunkte aus die Herkunft der Belege von altfrz. *saon, saonner,* so lehren uns die Belege bei Godefroy, daſs das Wort ursprünglich nur in der normannischen Rechtssprache Heimatrecht hat: auſserhalb der Normandie scheint das Wort nicht bezeugt. Ich führe die bei Godefroy bezeichneten Belege[1] aus dem Grunde an, weil sie die Basis der weiteren Erörterungen bilden müssen:

Le soon ousté par la coustume dou pays d'une partie et d'autre.
(1289 *Arr. de l'Echiquier de Normandie; Arch. mun., Rouen.*)

Et parmi lour resons proposees, il nous demoura sans saon quatre chevaliers cinq escuiers et trente sis vavoussours et en lour presence nous les feisimes jurer que verite nous diroient.
(1310 *lett. du Comte d'Alençon, Evroult Dep. Orne.*)

Et sur ce fut dit et acordé des parties que la veue seroit faite par sis chevaliers et les vavassours prochains du lieu sanz soon et sanz soupechon. Et sur ce la veue eust este assise entre les parties dessus dites. Savoir faison que es assises terrméces a faloise (?) *en cas de patronage, continuees et mises a Caen pour le travail et damage du pueple cest hiver l'an de grace 1318 le vendredi avant la saint Denis. Par devant nous bailli dessus dit furent présens le dit procureur du roi d'une part el les diz Alle (sic) et procureur d'autre. Et la veue faite, soonne primerement tout ce qui faisait à sonner tant d'une partie que d'autre. Sis chevaliers et sis vavassours passerent sans soon. Et les sermens d'iceus receus, les diz Alle et procureur distrent que non deveient et sanz cause leur empeschoit le dit procureur en nom du dit seigneur le droit du patronage dessus dit.*
(1318 *Cart de Trooarn [Calvados]* f. 89 v.)

Et apres ce que quatre des chevaliers qui avoient esté à la veue de la dicte eglise, orent esté passez sanz soon et sanz repreuche, ledit procureur du prelat appella les prestres qui avoient été a ladite veue pour sa semonce et en passa trois sanz soon comme plus prochains. (1334 *Arch. J.J.* 69.)

Par bons tesmoings et convenables, sans saon et sans suspeçon.
(Mars 1350, *Ord.* II 397.)

Par XII hommes tous passez sans saon.
(1365 *Chartrier de Dieppe Arch. Seine-Inf.*)

[1] Die meisten dieser Belege hat mein Hörer, Werner Kaufmann, in den Texten selbst in Paris nachgeprüft, wofür ihm hier der beste Dank ausgesprochen sei.

Besonders wichtig sind aber die Belege der *Summa de legibus Normanniae in curia laicali,* dessen ursprünglich lateinischer Text uns durch Tardif[1] zugänglich gemacht worden ist; für die französische Übertragung, welche um die Mitte des 13. Jahrhunderts vorgenommen worden ist, kann nur ein auf Grund des ersten Druckes von 1483 veranstalteter Wiederabdruck von De Gruchy eingesehen werden.

P. 167: *Se aulcun n'est qui face suyte ne clameur de meurdre, et aulcun en est blasme communément, il doibt estre arresté par la justice et mis en prison, jusques a ung an et ung jour, à peu de manger et de boire, s'il n'offre dedens ce a soustenir l'enqueste du pays. Et s'il le veult soustenir, la justice le doibt pourveoir et faire semondre ceulx que elle cuidera qui sachent aulcune chose du meurdre, de quelque lieu qu'ils soient, et qu'ils viennent soudainement et desporvuement sans sçavoir pourquoy ils sont ainsi mandés par justice, pour et affin que les amis de cil qui est en prison ne les divertissent, corrumpent, ne facent ou dient aulcune chose, soit par prière ou par loyer, ou par quelconque aultre moyen illicite, qui puisse empescher ne retarder que justice ne soit faicte et acomplye. Si doibt l'en appeller chascun par soy pardevant quatre chevaliers qui ne soient pas souspeçonneux et enquerir diligemment, se cil qui est en prison détenu, a faict iceluy meurdre. Et quant l'en aura ouy leurs dicts et mis en escript, cil qui est en prison doibt estre amené devant ceulx, et luy doibt en demander s'il en veult aulcuns saonner. Et s'il dict sur aulcuns d'eulx suffisant saon, chose que dient ceulx qui sont ainsi saonnés, ne doibt estre en riens comptée. Mais se le saon ne est suffisant, ce que il dira sera receu avec les aultres.*

P. 169: *Quant il (le bailly) aura ouy chascun (des jureurs) par soy, cil qui est accusé doibt estre amené devant, et luy doit on demander, s'il veult saonner aulcuns des jureurs qui tous lui doibvent estre monstrés. S'il en saonne aulcun raisonablement, chose qu'il die ne luy peut nuire.*

---

[1] Lat. Text von Tardif, Rouen 1896, cap. LXVII: *De multro: Si autem de multro facto nullus sit qui sequelam faciat aut clamorem, si publica infamia aliquem super hoc fecerit criminosum, per justiciarium debet arrestaro et firmo carcere observari usque ad diem et annum cum penuria cibi et potus, nisi interim inquisitionem patrie se super hoc offerat sustinere. Quam si sustinere voluerit, sollicitudo justiciarii debet procurare quod omnes illos quos de multro scire aliquid presumpserit vel [qui] ipsius facti aliquam noticiam habuerint, de quocumque loco fuerint, coram se certa die faciat convenire; et hoc subito et inopinate et causa celata propter quam eos faciat submoneri, ne parentes illius criminosi eorum prece vel precio corrumperent sacramentum, et ab eis, unoquoque per se vocato, coram IV militibus non suspectis utrum criminosus ille illud multrum fecerit inquirat diligenter. Et auditis dictis eorum et in scriptis redactis, criminosus coram eis debet adduci, et ab eo queri si quem eorum soniare voluerit.* (Hs. auch *seonare, soonare, seoniare.*) *Et si sufficiens soonium* (Hs. *seonium, soonium, soenium*) *super aliquem eorum miserit, dictum ejus pro nullo debet reputari, et si sufficiens non fuerit soonium, nihilominus ulterius procedatur.*

Capitulum LXVII al. 14 (p. 174): *Justiciarius autem, secreto assumptis secum tribus vel quattuor militibus, debet sigillatim eos examinare, et quid sciunt et credunt de vita et actibus accusati inquirere diligenter. Auditis autem singulorum dictis, accusatus adducendus est et querendum est ab eo si quem juratorum velit soniare. Omnes juratores eidem sunt mostrandi et si quem legitime soniaverit, dictum ejus non debet ei nocere, sed a jurea debet amoveri.*

P. 252: *De record de court de roy. Le record de Court de Roy est record des choses qui sont faictes devant le roy. Toutes les choses qui sont faictes devant le roy, pourtant qu'il y en ait ung aultre avec luy, ont record. Ce record peut-il faire, soy et aultre. Et se il ne le veult faire, il peut estre faict par trois aultres et sa personne ne peut estre saonnée, ne en ce, ne en aultre chose.*

P. 307: *Tous ceulx peuvent estre ostés de record, qui sont saonnables d'enqueste par appert souppeçon. Pour ce l'en doibt sçavoir que cil qui demande record doit nommer les personnes par qui il le veult avoir. Et se l'autre partie le veult soustenir, elle pourra saonner ceulx qu'elle verra souppeçonneux, mais cil qui demande le record ne peut saonner aulcun de ceux que il nommera.*[1]

Cap. III (p. 258): *De recordatione Curie regie: Recordatio autem curie regie est recordatio eorum que fiunt coram domino rege. Quecumque enim coram ipso fiunt se altero a quoumque in curia constituto habent recordationem, et hanc potest facere se altero; et se ipse non velit recordari, per tres alteros recordatores faciet recordari. Et ejus persona nec ad hanc, nec ad aliam actionem, potest soniari* (Hs. *saonnari, seonari*) *quecumque enim coram ipso facta sunt in jure statum debent habere perpetue firmitatis.*

Cap. CXXI *De lege que fit per recordamentum* (p. 314):[2] *Possunt autem a recordamento faciendo omnes persone repelli que evidenti suspicione possent in inquisitione facienda soniari. Et sciendum est quod ille qui petit recordamentum debet personas nominare, per quasillud requirit sibi faciendum. Et si pars adversa illud voluerit sustinere, soniare poterit quoscumque evidenti suspicione viderit repellendos. Petens autem recordamentum nullum eorum soniare poterit quos ad illud nominaverit faciendum.*

Aus den hier angeführten Belegen ist leicht zu ersehen, daſs *saon, saonner* eine scharf umrissene juristische Bedeutung besitzt: es bedeutet nichts anderes als die Schelte gegen einen Richter von seiten der angeklagten Partei. Es handelt sich hier um jenes Rechtsinstitut, das in seinen Anfängen in der Normandie und später in England herausgebildet worden ist: das Geschworenengericht (*les jurés*, mlat. *jurea, assisia*).

Heute noch ist die Frage nach dem Ursprung des Geschworenengerichtes nicht endgültig abgeklärt: während Heinrich Brunner[3] in seinem auch für den Romanisten so fesselnden Werke über die Entstehung des Schwurgerichtes dieses wichtige Rechtsinstitut auf Ansätze im altfränkischen Reichsrecht zurückführt und einem möglichen Einfluſs des nordischen Rechtes ablehnend gegenübersteht, hält v. Amira[4] eine Herübernahme gewisser nordischer rechtlicher Einrichtungen in das normannische Schwurgericht für durchaus wahrscheinlich. Beide sind aber darin einig, daſs die Schwurgerichte eine typisch normannisch-englische Schöpfung darstellen. Ein wichtiges Wort in der Entscheidung dieser Streitfrage dürfte einmal die syste-

[1] Weitere Beispiele bei Godefroy sub *saon* und Du Cange sub *saonare, sonare*.

[2] Über das Wesen der *record* cf. Brunner, *Die Entstehung des Schwurgerichtes*, Berlin 1879, p. 189.

[3] *Op. cit.*, Berlin 1872. [4] *Pauls Grundriſs*² 220.

matische Untersuchung und Vergleichung der normannischen Gerichtssprache mit derjenigen der Isle de France und der Picardie zu sprechen berufen sein. Dem Studium der Geschichte von *saon* wenigstens scheint v. Amiras Hypothese eine nicht zu unterschätzende Stütze zu verleihen.

Im Verfahren vor dem Schwurgericht spielt die *recognitio*, d. h. der Wahrspruch der Geschworenen, eine wichtige Rolle; das sogenannte Rekognitionsverfahren zerfällt in zwei scharf geschiedene Teile: der erste besteht in einem einleitenden Verfahren, in welchem der *bailli* die Geschworenen auswählt, Männer aus der Nachbarschaft (*vicinetum*), deren Glaubwürdigkeit über jeden Zweifel erhaben sein sollte. Es ist nun die Aufgabe dieser Geschworenen, das Streitobjekt genau zu bestimmen (*visus, inspectio tenementi*). Der zweite Teil besteht in der eigentlichen Verhandlung vor Gericht unter der Leitung des *justiciarius*. Ist der Visus beendigt, sind die Parteien sowie die Geschworenen an dem festgesetzten Tage zur Verhandlung erschienen und die ersteren bereit, den Wahrspruch der Geschworenen anzunehmen, so werden die Geschworenen einzeln aufgerufen und den Parteien oder im Strafrechtsverfahrem dem Angeklagten vorgeführt: die ersteren oder der Angeklagte können nun einzelne der *Jurati* mit Berufung auf einen gesetzlichen Ausschliefsungsgrund (Verwandtschaft, Schwägerschaft, Feindschaft, tadelnswerter Lebenswandel) ausschliefsen: diese *Recusatio* bezeichnet man nun als *saon*: *dire sur aulcuns d'eux suffisant saon* könnte etwa mit 'gegen einen Geschworenen begründete Schelte erheben' wiedergegeben werden; davon das Verbum: *saooner quelqu'un* 'jemanden schelten'. Die Rechtswirkung einer solch triftigen Schelte war die Rechtsunfähigkeit des Geschworenen, der von der Anteilnahme am Auffinden des Wahlspruches ausgeschlossen wurde. *Saonner qn.* hiefs also nicht nur gegen jemanden Schelte erheben, sondern fafste auch die Folge der Schelte ins Auge: Ausschlufs aus der Reihe der rechtsprechenden Umsassen (*praesentes*). Das Zeugnis von *ceulx qui sont saonnés* wird ungültig; *tous ceulx ... qui sont saonnables* sind diejenigen, welche irgendeiner Schelte von seiten der klagenden Partei ausgesetzt sind und daher Gefahr laufen, aus der Vereinigung der *jurati* ausgeschlossen zu werden; *un chevalier sanz soon* ist also ein Ritter, dem keine Schelte bevorstehen kann, der von keiner der Parteien aus dem Kreise der *jurati* ausgeschlossen wird. Wie so viele andere fränkische Rechtsausdrücke (vgl. *garantir, saisir, deguerpir* usw.) ist auch dieses normannische Wort aus seiner Rechtssphäre in das allgemeine Leben hinausgetreten und hat eine Bedeutungserweiterung erfahren: die rechtlichen Folgen der Schelte treten schärfer in das Bewufstsein des Sprechenden als der eigentliche Akt der *recusatio*; die Bedeutung von *saonner* nähert sich jener von *refuser* 'ausscheiden, abweisen' zunächst in der der Rechtssprache eng verwandten Kirchensprache:

In den *Vers de la Mort*[1] klagt der Zisterzienser Mönch Helinand von Froidmont, welcher in der Diözese Beauvais, ganz nahe an der normannisch-picardischen Grenze, zu Hause war:

Morz, trai ton cor, et si le sonne
A Proneroi et a Peronne:
Fai que Bernarz primerainz l'oie,
qui plus est près de sa coronne,
Se Dieus nel refuse et seonne
Aussi comme fausse monoie.[1]

Die rechtliche Bedeutung 'als nicht vollwertig ausscheiden' ist hier ganz deutlich zu konstatieren.

Ob der bei Godefroy aus den *Psaumes de David* angeführte Beleg normannisch ist, vermag ich auf Grund der Sprache nicht in entscheidender Weise festzustellen; aber die rechtliche Bedeutung schimmert auch hier klar durch:

P. 132, col. a: *Si dicebam narrabo sic, ecce nationem filiorum tuorum reprobavi:*

Se te le disoie ensi en moi, mes se je le recont et faz a entendre et accroire, ensi com ie le disoie, mauplet i a, car voiz que je ai donc seonee et refusee et resisee de toi la nation.[2]

Es ist hier vielleicht nun am Platze, nach dem Ursprung dieses Wortes zu fragen, bevor wir das weitere Schicksal dieses aus der Normandie stammenden *saonner, saon* verfolgen.

Es ist ganz natürlich, daſs bei dem starken Einfluſs der fränkischen Rechtssprache auf die französische der Gedanke an eine Entlehnung aus einer germanischen Sprache am meisten Aussicht hat, der Wahrheit näherzukommen. Tritt aber nun der Umstand hinzu, daſs *saonner* nur in der Normandie belegt ist, so werden wir bei der Verbreitung des Wortes auf fränkische Herkunft verzichten müssen und vor allem nordischen Ursprung hier wahrscheinlich zu machen haben, und da, wie wir oben gesehen haben, das Substantiv *saon* in der Normandie die ursprünglichste Bedeutung erhalten hat, wird einem nordischen Substantiv der Vorzug zu geben sein. Wir besitzen im Deutschen das Substantiv *Widersacher* (ahd. *widarsacho*), eig. derjenige, gegen welchen eine Klage (ahd. *sacha*) anhängig ist und daher unser Feind wird. Die Schelte ist nun nichts anderes als eine Klage gegen die Ehrenhaftigkeit und Zuverlässigkeit des Geschworenen, eine Bestreitung seiner Eignung als Richter. Ich vermute daher, daſs das Grundwort die Bedeutung 'Anklage, Streit' gehabt hat, und wenn diese Vermutung das richtige trifft, so schiene mir die Annahme, daſs im anord. *sǫk* 'Anklage, Streit' die Grundlage von frz. *saon* zu sehen ist, am meisten der Wahrheit nahezukommen. Anord. *sǫk*[3] ist zunächst auf älteres *sako*

[1] éd. Fr. Wulff et Em. Walberg, *Société des anciens textes*, 1905, VI 5. cf. auch afrz. *sieuner*, v. Schultz-Gora, *Rom. Forsch.* XXIII 515 und Thomas, *Rom.* XXXVII 452. [3] Zur rechtlichen Bedeutung vergleiche man den reichhaltigen Artikel von Vigfusson, *Icelandic-English Dictionary* s. *sök.*

zurückzuführen, dessen haupttoniges *a* nicht vor dem 10. Jahrhundert in *ǫ* übergegangen ist, so daſs für die altnordische Form, welche die Normannen nach der Normandie brachten, die Grundform *saku* wohl angesetzt werden darf. Lautlich dürfte eine Grundform **saconem* für normann. *saon* keine Schwierigkeiten bieten (cf. *lacusta* > *laoste*, *securu* > *seür*, *cicuta* > *ceue*, *lucore* > *luour*); morphologisch hingegen ist es mir nicht möglich, die Frage endgültig zu entscheiden, weshalb altnord. *sako* im Romanischen *sakonem* ergeben hat, da mir genaue Parallelen fehlen. Es lieſse sich denken, daſs das altnordische Wort den zahlreichen besonders in der Rechtssprache häufigen Abstrakta auf *-on* angeglichen worden wäre (sinnverwandtes *souspeçon*; *reguerdon*, *retraçon* 'reproche', *prison*). Nun beruht ja zwar nach Brunner das normannische Recht in seinen Grundlagen mehr auf dem altfränkischen als auf dem altnordischen Rechte: allein ein fränkisches **saka-on*, das nach Bruckner in frz. *saisir* 'etwas gerichtlich in Beschlag nehmen' steckt, müſste, so meine ich, beim Übergang in die *lingua romana* auch auſserhalb der Normandie belegt sein. Bei den engen Beziehungen des altnormannischen Rechtes zu dem anglonormannischen könnte auch Entlehnung aus altengl. *sacu* erwogen werden, aber die Einrichtung der Jury ist ja von der Normandie ausgegangen, so daſs sprachliche Entlehnung von England aus unwahrscheinlich wird. Zusammenfassend möchte ich sagen, daſs altnord. *sacu* begrifflich und lautlich ausgezeichnet passen würde; morphologisch sind die Schwierigkeiten noch nicht gehoben.

Indem *saonner* in der Normandie seine ausschlieſslich rechtliche Bedeutung abstreift, gelangt es zur Bedeutung 'ausscheiden', *le seon*, ein neues Verbalsubstantiv zu diesem in seiner Bedeutung verallgemeinerten *seoner*, heiſst zunächst der 'Ausschuſs'. In demselben *Vers de Mort* (XIV 10), dem wir den oben zitierten Beleg *saonner* verdanken, steht *seon*, das die Herausgeber wohl etwas unbestimmt mit 'objet sans valeur' übersetzen:

Romme emploie maint denier faus
et tot fraitin et tot seon,[1]
et si sorargente le plon
qu'en ne conoist les bons des maus.

---

[1] Daſs *seon* hier noch nicht 'Kleie' bedeutet, lehrt uns die Strophe 33, 8, wo Helinand das Wirken des Todes in seiner kräftigen Sprache also schildert:

morz apaise les ennoisiez,
morz acoise les envoisiez,
morz totes les meslees fine,
morz met en croiz toz faus croisiez,
morz fait droit a toz les boisiez,
morz toz les plaiz a droit termine,
morz desoivre rose d'espine,
paille de pain, bren de farine,
les purs vins des faus armoisiez.

Von der Normandie aus ist dann wohl *seon* das Seinebecken hinauf nach Paris[1] gewandert, und zwar in der technischen Bedeutung 'Kleie'. Aber man wird füglich fragen dürfen, weshalb *son* eine solch erstaunliche Lebenskraft besafs, um das alte einheimische, über ganz Frankreich lebendige *bren* zu verdrängen.

War etwa die Müllerei an der unteren Seine besonders stark entwickelt, um an der Mehlversorgung der Hauptstadt einen bedeutenden Anteil zu nehmen? — Nach Sachs-Villatte kennt die heutige Müllersprache von Paris den Ausdruck: *bran du son* 'grobe Kleie'; eine solche Redensart ist nur möglich, wenn *le son* und *le bran* etwas Verschiedenes sind: letzteres mufs etwas bezeichnen, was im ersteren enthalten ist. Nun haben wir oben gesehen, dafs mit einem einzigen Mahlgang, wie es in den ältesten Mühlen wohl allgemein üblich war, die Kleie recht grob wird; nur durch einen zweifachen Durchlafs der noch mehlhaltigen Kleie wird der Abfall feiner: *le bran* bezeichnete also allem Anscheine nach ursprünglich die grobe Kleie der primitiveren Mühlen. Die (feinere) Kleie, welche durch ein nochmaliges Zerreiben unter dem Mühlstein in Schrotmehl und feine Kleie geschieden wird, bezeichnete man vielleicht ursprünglich mit *le son.* Das normannische Wort ist möglicherweise mit einem technischen Fortschritt der Müllerei in die Pariser Sprache eingedrungen. Eine solche Unterscheidung der Kleienqualitäten treffen wir auch auf dem Atlas belegt an: 28 (Haute-Marne) *sõ, rsé,* letzteres bedeutet 'son tres fin' (*rescier* v. unten). Für Piemont gibt Biondelli *bren* als allgemeinen Ausdruck, dagegen *arprüm* 'feine Kleie'; in der Toscana heifst *crusca* allgemein 'Kleie', *cruscherello* 'zweite feine Kleie'.

Und nun werden wir die Geschichte des Wortes aufserhalb Nordfrankreichs nicht aufser acht lassen dürfen.

Tobler hat mit Recht aprov. *soanar* nicht von den altnormann. Formen *saonner* getrennt, indem er jenes durch Vokalmetathese aus diesem entstanden sein läfst. Was nun die Vitalität des altprovenzalischen Wortes anbetrifft, so ist vorerst daran festzuhalten, dafs es sich nicht in die modernprovenzalischen Dialekte hinübergerettet zu haben scheint, dafs *soanar* hauptsächlich in der Poesie, selten in der Prosa erscheint, dafs es also zu jenen den südfranzösischen Troubadours geläufigen Ausdrücken gehört, die wohl nie in der eigentlichen Volkssprache Aufnahme gefunden haben. Die Bedeutung 'verschmähen' ist gegenüber dem anorm. *saonner* 'einen Zeugen schelten' als eine abgeleitete, eine erweiterte zu bezeichnen, denn den umgekehrten Weg wird man nach den oben bei *saonner* gebrachten Darlegungen kaum antreten wollen.

Aprov. *soanar* pflegt man gewöhnlich mit 'verschmähen, verachten' zu übersetzen, doch scheint mir, dafs nur ein Vergleich mit

[1] Der älteste Beleg *seonnum* 'Kleie' ist aus dem Kartular des Klosters Montmorency (Dep. Seine-et-Oise).

den nordfranzösischen Formen uns den Schlüssel zu seiner wahren Bedeutung liefert.

Auf welchem Wege nun dieses aus der Normandie eingedrungene aprov. *soanar* in die südfranzösische Literatursprache eingedrungen ist, darüber können wir vorläufig nur Vermutungen hegen: solange unsere Kenntnisse über die Bildung der provenzalischen mittelalterlichen Literatursprache so fragmentarisch sind und namentlich die Frage nicht beantwortet wird, in welchem Maſse sie sich auf die lebende Mundart stützte, so lange werden wir mit einem definitiven Urteil noch zurückhalten müssen. Das hindert mich nicht, folgende Erwägungen dem Leser zu unterbreiten, die die Wanderung des Wortes aus der normannischen Rechtssprache nach Süden verständlich erscheinen lassen. Mit der Besitzergreifung des englischen Thrones durch das westfranzösische Geschlecht der Plantagenet (1154) vereinigte Heinrich II. nicht nur den Besitz von Anjou, Touraine, Maine, einem Teil des Berry mit dem der Normandie, sondern seine Vermählung mit Eleonore von Poitou machte ihn zum Herrn von ganz Südwestfrankreich. Welch weittragenden literarischen Einfluſs die kunst- und prachtliebende Königin sowohl in der provenzalischen wie nordfranzösischen Literatur ausgeübt hat, wird stets von den neueren Literarhistorikern betont. Die Königin weilte mit Vorliebe in der Normandie oder in ihren alten Stammlanden, an ihrem Hofe konnten wohl südfranzösische Dichter die dem anorm. *saonner* zugrunde liegende eigenartige Rechtsinstitution des Geschworenengerichts kennen lernen und das Wort in ihre, wie wir bald sehen werden, stark durch die Rechtssprache beeinfluſste Kunstsprache einflieſsen lassen. Dabei ist auch die Tatsache nicht zu vergessen, daſs in die Regierungszeit Heinrichs II. bedeutsame Reformen des Gerichtswesens fallen, bei denen zum Teil solche für die Normandie charakteristischen Rechtsinstitutionen nicht nur in England, sondern auch in dem den Plantagenet gehörigen Südfrankreich durchgeführt wurden. Das Wort als spezifisch normannischer Rechtsausdruck konnte mit der Ausbreitung der Schwurgerichte über Westfrankreich wohl nach dem Süden kommen, und es ist doch vielleicht kein bloſser Zufall, daſs der älteste Beleg gerade bei Marcabu sich findet, der auf seinen weiten Reisen in Westfrankreich normannische Rechtsinstitutionen wohl aus eigener Anschauung kennen konnte.

Die Entlehnung von *soanar* wird auch von einem anderen Gesichtspunkte zur hohen Wahrscheinlichkeit. Wechſsler[1] hat in einem bedeutsamen Aufsatz auf die Tatsache hingewiesen, daſs der südfranzösische Frauendienst in dem Dienstverhältnis des Vasallen zu seiner feudalen Herrin eine schöne Parallele findet; die Kunstsprache dieser Liebeslyrik beruht zu einem wesentlichen Teil auf dem Sprachschatz des feudalen Rechtes Nordfrankreichs. Wer

[1] *Zs. f. frz. Sprache u. Literatur* XXIV 159 ss.

französische Rechtsquellen des 12. und 13. Jahrhunderts gelesen und dann unmittelbar zur Lektüre der altprovenzalischen Kunstdichter übergeht, bemerkt rasch die Menge der in den Frauendienst aufgenommenen und in ihrer Bedeutung umgeprägten Rechtsausdrücke, die wohl in der eigentlichen Sprache des Volkes nur selten wirklich Fuſs gefaſst hatten: eine eindringlichere Kenntnis der lexikologischen Entlehnungen, welche die altprovenzalische Kunstsprache dem Nordfranzösischen entlehnt hat, wird uns wohl einst zeigen, daſs manches sogenannte altprovenzalische Wort trotz äuſserlicher lautlicher Anpassung immer Fremdwort blieb und nie in den lebendigen Mundarten heimisch war. Aus eigenen Sammlungen und dem eben erwähnten Artikel von Wechſsler sei mir gestattet, an folgende Beobachtungen zu erinnern:

Im deutschen wie im französischen Rechtsgang galt der Satz 'Ein Mann ein Wort': *Un homme d'honneur n'a que sa parole.* War das Wort einmal ausgesprochen, so war der Mann daran gebunden: die Annahme irgendeines Versprechens, wenn es auch zu seinen Ungunsten war, wurde absolut ausgeschlossen; das 'sich versprechen zu seinem eigenen Schaden' bezeichnete die altfranzösische Gerichtssprache mit *mesprendre,* das mir nun z. B. auch in der Tenzone von Raimbaut de Vaqueiras vorzuliegen scheint:

Albert marques, vers es q'ieu ai amada
l'enganairitz don m'avetz escomes,
que s'es de mi e de bon pretz ostada;
mas no·n puesc mais, qu'e ren no·ill ai mespres[1]
anz l'ai lonc temps servida et onrada.

Appel, *Chrest*[2] 90, 10—15.

Neben dem Versprechen konnte auch die unrichtig gefaſste Aussage, welche nicht dem entsprach, was der Angeklagte wirklich sagen wollte, dem Angeklagten wie dem Kläger schweren Schaden zufügen: afrz. *faillir, faillir à sa parole.* Guilhelm de Poitiers klagt in einem Liede, er wage keine Botschaft seiner lieben Frau zu schicken, denn stets quäle ihn die Furcht, sie zu beleidigen; ebensowenig dürfe er selbst seine Liebe ihr gestehen, denn er fürchte das *falhir,* das hier wohl nichts anderes bedeuten kann als 'mit Worten seine Gefühle nicht richtig ausdrücken', wodurch er den Zorn seiner Geliebten sich zuziehen würde:

ren per autruy non l'aus mandar,
tal paor ay qu'ades s'azir,
ni ieu mezeys, tan tem falhir,

[1] Appel übersetzt *mesprendre* mit 'Übles tun'; sollte nicht hier die rechtliche Bedeutung 'sich etwas zuschulden kommen lassen (aus Unvorsichtigkeit), sich in der Auswahl seiner Worte versehen' zugrunde liegen? Levy kennt auch Belege von *mesprendre* 'tomber en faute, faillir', die ganz der rechtlichen Bedeutung von afrz. *mesprendre* entsprechen. Der Sinn wäre also: denn nie habe ich vor ihr in irgendeiner Sache ein Wort ausgesprochen (das ich heute zurücknehmen möchte).

no l'aus m'amor fort assemblar;
mas elha·m deu mo mielhs triar,[1]
pus sap qu'ab lieys ai a guerir. Appel 11, 43 ss.

Den Verzicht auf Durchführung einer Anklage, mit Hilfe des gerichtlichen Zweikampfes, bezeichnet die altfranzösische Gerichtssprache mit *recroire,* dem durchaus aprov. *recreire* entspricht. Bernart de Ventadorn hat alle Mittel versucht, seine Dame sich günstig zu stimmen, um bei ihr Erhörung zu finden; doch zuletzt gibt er den Entschluſs kund, auf sein Werben verzichten zu wollen:

Pus ab midons no·m pot valer
precs ni merces ni·l dregz qu'ieu ai,
ni a leys no ven a plazer
qu'ieu l'am, ia mais no·l o dirai;
aissi·m part de lieys e·m recre;
mort m'a e per mort li respon,
e vau m'en, pus ilh no·m rete,
caitius en yssilh, no sai on. Appel 17, 49 ss.

Anc non falsiei mon viatge
vas lieis, cui mos cors s'autreya,
pus l'agui fait omenatge;
et non ai cor, quem recreya
ja del sieu servir.
Gaucelm Faidit, Mahn *W.* II 85—86.

Bei einem Verstoſs oder einem Versehen im Gerichtsverfahren war es Sache desjenigen, der sich einen Vorteil daraus versprach, die Partei, die sich versprochen hatte, bei ihrer Blöſse zu fassen, was als occasionare, afrz. *acoisonner* bezeichnet wird (cf. aprov. *ocaizonar*). Die alte Rechtsbedeutung 'jem. wegen eines Verstoſses Schaden zuzufügen', scheint mir durchzuschimmern in dem bekannten Briefe von Raimbaut de Vaqueiras an Bonifaz I.:

De tot aisso no tem c'om m'ocaizo
de mensonia ni d'autra mespreizo.[2] Appel 101, 57.

Afrz. *apel* ist die formelle Klage bei einer Tat, die Treulosigkeit in sich schlieſst: die gerichtliche Bedeutung ist in der bereits genannten Tenzone von Albert de Malaspina und Raimbaut de Vaqueiras noch deutlich zu erkennen:

Albert marques, enoi e vilania
sabetz ben dir e mieils la sabetz far,
e tot engan e tota fellonia
e malvastat pot hom en vos trobar,
e pauc de pretz e de cavallaria,
per qe·us tolgront ses deman Val-de-Tar;
Peiracorva perdetz vos per foillia
e Nicolos e Lafrancos da Mar
vos podon ben appellar de bausia. Appel 90, 28—36.

[1] Auch afrz. *trier* 'das Rechte vom Unrechten scheiden' ist ein in den Rechtsquellen nicht selten wiederkehrender Ausdruck.

[2] Das zu dem oben angeführten *mesprendre* gehört und dessen Übersetzung mit 'Vergehen' mir nicht passend erscheint.

Afrz. *clamer* 'jem. in Anklagezustand versetzen', wozu man die häufigen Redensarten *metre en clam* bei den Troubadours vergleiche, die bei ihrer unbarmherzigen Herrin mit diesem letzten Zufluchtsmittel die ersehnte Gnade zu erlangen wünschen. Für 'einen Reinigungseid schwören, um sich von dem Verdacht eines Verbrechens reinzuwaschen' treffen wir den Ausdruck *escondire,* daher auch aprov. *escondire* 'seine Unschuld gegenüber den Verleumdern bei seiner Dame beteuern', und wenn aprov. *conselh* so häufig in den Redensarten *querre conselh, trobar conselh, dar conselh* erscheint, so dürfen wir nicht vergessen, daſs der Rechtsbeistand im altfranzösischen Prozeſs als *conseil* bezeichnet wird; *conseil* ist aber auch das Gespräch, in dem die Partei mit ihrem Rechtskonsulenten sich berät (*querre conseil*), oder der Rat, den sie von ihm erhält (*donner conseil*). Eine systematische Durchforschung der bei den südfranzösischen Troubadours uns überlieferten Kunstsprache würde, meine ich, in viel höherem Maſse, als es hier darzulegen möglich ist, den tiefen Einfluſs der Rechtssprache deutlich erkennen lassen.[1]

Aber nicht nur lateinische, sondern auch aus dem Fränkischen stammende Ausdrücke sind aus der Rechtssprache in die Troubadoursprache aufgenommen worden. Es mag hier überhaupt die Tatsache betont werden, daſs jene Auffassung, sämtliche fränkischen im Altprovenzalischen uns überlieferten Lehnwörter seien den Südfranzosen direkt von den germanischen Eroberern vermittelt worden, kaum richtig ist; die künftige Forschung wird vielmehr den Nachweis führen können, daſs im besonderen die Terminologie des Rechts- und Kriegswesens erst mit der Eroberung des Südens indirekt aus dem Norden, zum Teil geradezu durch schriftliche Quellen (Urkunden, Rechtsinstitutionen) nach der Provence gewandert ist. Ein aprov. *guerpir* geht nicht direkt auf fränk. *werpjan* zurück, sondern zunächst auf das im Mittellatein des 8.—11. Jahrhunderts in den Urkunden auftretende *guerpire,* und ein aprov. *sazir* 'sich bemächtigen' weist nur auf das mlat. *sazire.* Von den dem Nordfranzösischen eigentümlichen, dem Fränkischen entlehnten Rechtsausdrücken, die in die Literatursprache des Südens Aufnahme gefunden haben, ist prov. *gatge* (*engatgiar*), afrz. *gage,* welches eigentlich 'das Unterpfand' bedeutet, das beim Abschluſs eines Vertrages die beiden Parteien sich gegenseitig zusichern, in erster Linie zu erwähnen. Man weiſs, welch groſse Bedeutung die *gages d'amour* in dem Verkehr des Dichters mit seiner Geliebten gerade bei den Troubadours spielen. Auch der Bürge, afrz. *garant,* aprov. *guiren,* welcher

[1] Man vergleiche ferner Redensarten: *acuzar e retraire* bei Arnaut de Maruelh (Mahn, *W.* I 159), *s'esdir per sagramen* 'sich durch einen Schwur von der Schuld reinigen' beim Mönch von Montaudon ed. Klein 67, *plaidejar* 'Streit führen' und die häufige Verwendung von *plag* (Guilhem de Poitou, Appel, *Chrest.* 12, V. 5, Peire d'Alvernhe, *ibid.* 62, 9, 50), usw.

die Erfüllung der von seinem Freunde übernommenen Pflichten sicherstellt, tritt in der südfranzösischen Kunstsprache häufig genug auf.

Die rechtliche Besitzgreifung auf ein Gut (als Erbe) bezeichnet die altfranzösische Gerichtssprache als *saisine,* eine *-ina*[1]-Ableitung von *saisir,* das in der aprov. Form *sazir* in abgeschwächter allgemeinerer Bedeutung 'ein Gut in Besitz nehmen, um den vollen Genuſs daraus zu ziehen' auch auf die *joy d'amor* übertragen wird, die der Sänger ebenfalls als sicheres, rechtlich bekräftigtes Gut sich verschreiben lassen möchte.

Nun ist ja zuzugeben, daſs unter den in der Troubadoursprache auftretenden Rechtswörtern germanischen Ursprungs meines Wissens keines altnordischen Ursprungs und daher keines spezifisch normannisch zu sein scheint, doch dürfen wir bei der heute ganz fragmentarischen Kenntnis des wesentlichen Bestandes der altfranzösischen Rechtssprache und der geographischen Verbreitung der einzelnen Rechtswörter über die verschiedenen Provinzen Nordfrankreichs nicht voreilige Schluſsfolgerungen ziehen. Es ist nicht zu vergessen, daſs die normannische Rechtssprache in der Mehrzahl ihrer Ausdrücke von der allgemein gültigen Rechtssprache nicht abwich, und daſs nur für Neuschöpfungen des normannischen Rechtslebens auch typische normannische Wörter auftreten. So ist, soviel ich sehe, dem ursprünglichen fränkischen Recht nur die Institution des Pfandes (*vadium, gage*) eigentümlich: d. h. für die Tilgung einer Schuld wurde eine Sache dem Gläubiger preisgegeben, falls die Einlösung der Schuld unterbleiben sollte. Dagegen scheint ihm jene dem altnordisch-angelsächsischen Recht eigentümliche Pfandnahme, die in der eigenmächtigen Besitznahme der Fahrhabe des Schuldners durch den Gläubiger bis zur endgültigen Einlösung der Schuld (anord. *nam*) nicht bekannt gewesen zu sein, wenigstens führt afrz. *nan(t)* 'Besitznahme der Fahrhabe des Schuldners' zunächst auf anord. *nam,* also auf eine normannische Institution, die sich dann allmählich auch in Zentral- und Ostfrankreich ausgedehnt zu haben scheint.

Ist nun dieses altnormannische Rechtswort auch nicht nach Süden gedrungen, so ist für das Eindringen von normannischen Rechtseinrichtungen in den den Plantagenets unterworfenen Südwesten Frankreichs die Existenz des typisch norm. *scaccarium* 'Gerichtshof' — frz. *échiquier* ist ein normannisches Lehnwort — in der Form aprov. *escaquier* bemerkenswert.[2] Und endlich mag darauf hingewiesen werden, daſs mit *saonner* auch das wohl ursprünglich nur normannische *gaber* (< anord. *gabb*) nicht nur in Frankreich, sondern auch im Süden weite Verbreitung gefunden hat. So scheint mir denn nach

[1] Meyer-Lübke, *Rom. Grammatik* II § 453.

[2] Auch der Geschworene, norm. *juré,* ist im westlichen Südfrankreich zu treffen, cf. Levy s. *juraria*; der norm. *justiciarius* findet sich wieder in Bordeaux, cf. Levy s. *justicier.*

all diesen Ausführungen die Verbreitung des normannischen Rechtswortes in der altprovenzalischen Literatursprache keinen Schwierigkeiten sachlicher Natur mehr zu begegnen: das Wort hätte zuerst in Südwestfrankreich in der unter dem Einflusse des normannischen Rechts stehenden Rechtssprache Fufs gefafst, aus welcher die Troubadours *soanar*, wie so manche andere Ausdrücke aus dem gleichen Begriffsgebiet, in übertragener Bedeutung in ihre Kunstsprache aufgenommen hätten.

Die Identität von anorm. *seoner* und aprov. *soanar* läfst sich aber auch dadurch nachweisen, dafs in der nordfranzösischen Liebeslyrik der Rechtsausdruck in derselben Bedeutung wie im Süden auftritt. Blondel de Nesle klagt in einem seiner Lieder:

qui si dolce amor seone
De grant joie se dessoivre

und der anonyme Verfasser des frauenfeindlichen Gedichtes *Chastie-Musart* beschuldigt die Frau ebenfalls der unerbittlichen Härte gegenüber dem, der ihr alles opfert:

Feme par son bobant met arrier et soone
Celui qui plus la sert et du sien plus li done.

Tobler hat, gestützt auf die altprovenzalischen Reime, festgestellt, dafs aprov. *soan* auf festes *n* zurückgeht; doch dürfen wir nicht vergessen, dafs die provenzalischen Kunstdichter dieses Wort ja nicht aus der Volkssprache schöpften und daher selbst gezwungen waren, die Natur des Nasals zu bestimmen. Dann mag der Umstand nicht aufser acht gelassen werden, dafs *soanar* im Altprovenzalischen ohne Wortfamilie in seiner Form *so-anar* (cf. *so-franher, so-corre, so-codre*) als ein zusammengesetztes Verb empfunden werden mufste, wofern die Metathese der Vokale von afrz. *saoner* > aprov. *soanar* nicht geradezu auf das Bestreben, das fremdklingende französische Wort in ein echteres provenzalisches lautliches Gewand zu kleiden, zurückzuführen ist. *Soanar* konnte nun als eine Ableitung von *anar* 'gehen, weggehen' aufgefafst werden, da ja *soanar* 'ausscheiden' in seiner Bedeutung trefflich zu dieser Verknüpfung Anlafs bieten konnte. Indes hat Tobler schon auf die seltenere Nebenform *sofanar* hingewiesen: sollte darin nicht eine Anlehnung an *afanar* 'Kummer haben', *afan* 'Kummer, Sorge' stecken, da ja die Abweisung von seiten der Frau des Dichters höchster Kummer war? Könnte hier nicht eines jener bei den Troubadours so beliebten Wortspiele vorliegen?[1]

Tobler hat aber auch aprov. *sosañar*, aptg. *sosano* 'Spott, Hohn' mit dem altprovenzalischen und altfranzösischen Verbum zusammengestellt, das nach Laut und Sinn von jenem nicht zu trennen sei.

[1] Cf. *Totz hom es nat a trebalar, per que trabals no sofanar* (Bartsch, *Denkmäler* 210, 22), das Tobler, *loc. cit.* anführt.

Die spanischen Wörterbücher übersetzen *sosañar* mit 'höhnen, spotten'; wenn wirklich diese Bedeutung den spanischen Lexikographen aus dem lebenden mundartlichen Wortschatz bekannt ist,[1] so schiene mir der ganze Bedeutungsumfang des Wortes doch erheblich von dem des altprovenzalischen Wortes abzuweichen. Jenes bedeutet, wie wir gesehen haben, zuerst 'jem. als verdächtig ausscheiden' und dementsprechend seinen Charakter verachten. Der Spott oder der Hohn bezweckt doch in erster Linie die Reizung seines Gegners, seine Herabsetzung bei denen, welche die höhnenden Worte mit anhören. Verachten aber heiſst, jemanden nicht würdig erachten (span. *desdeñar*, frz. *dédaigner, mépriser*), als gleichwertig mit uns verglichen zu werden: so ist mir denn kein einwandfreier romanischer Ausdruck bekannt, der sowohl den Spott wie die Verachtung zugleich ausdrücken würde. Damit soll keineswegs geleugnet werden, daſs in bestimmten Lebenslagen der Spott die Verachtung in sich faſst, weniger schon verlangt die Verachtung auch ihren mündlichen Ausdruck durch die öffentliche Höhnung. Tobler versucht, in den altspanischen Beispielen die Bedeutung des aprov. *soanar* nachzuweisen, doch vermag ich ihm nicht überall zu folgen und meine, daſs wir mit der Bedeutung 'höhnen, spotten' fast überall durchkommen können.

Juan Ruiz führt in seinem kulturhistorisch so interessanten *Libro de buen amor* in den Strophen 515—527 den Gedanken aus, daſs eine Frau dann ganz dem Manne zugetan sei, wenn er ihr zuerst unablässig seine Huldigungen darbringt, und wenn sie, um des Mannes willen, den sie gegen den Willen ihrer Mutter zu heiraten wünscht, Spott, Verfolgung und Schläge erleiden muſs:

El que la mucho sygue, el que la mucho usa
enel coraçon lo tyene, maguer se le escusa;
pero que todo el mundo por esto le acusa,
en este coyda syenpre, por este faç la musa.
Quanto es mas sosañada, quanto es mas corrida,
quanto por ome es magada e ferida,
tanto mas por el anda loca, muerta e perdida;
non coyda ver la ora que conel seya ida.
Coyda su madre cara que por la sosañar
por corrella e ferilla e por la denostar
que por ende sera casta e la fara estar:
estos son aguijones que la façen saltar.

ed. Ducamin, 1901.

Es scheint mir, daſs die Bedeutung 'verschmähen' hier nicht paſst, denn die Frau wird verfolgt (*corrida*) und verhöhnt nicht von ihrem Manne, sondern um des Mannes willen von ihrer Mutter (cf. *coyda su madre* etc.) und von *todo el mundo,* welcher ihr zusetzt (*acusar*).

Auch die Stelle im *Cid* scheint mir nur dann klar, wenn dem Verbum *sosañar* die Bedeutung 'höhnen' eigen ist. Der trotzige Graf Remon I. wird in der Schlacht Cids Gefangener; nach dem Kampfe

[1] Cf. Piñol im galiz. *sosañar* (ant.) 'burlar, mofar'.

bereiten die getreuen Soldaten ihrem Feldherrn ein grofses Mahl; der Graf hingegen, obwohl die einzelnen Gänge ihm angeboten werden, weigert sich, zu essen, vielmehr spottet er auf alle die Gerichte, indem er versichert, dafs er lieber Körper und Seele opfern werde, als dafs er einen Brocken von solchem Lumpenpack, das ihn in der Schlacht überwältigt habe, annehmen würde. Cid macht ihn deshalb in den folgenden Versen auf die Gefahren solchen Trotzes und Spottes nachdrücklich aufmerksam und rät ihm dringend, den ihm vorgelegten Speisen zuzusprechen:

1009. *Al conde don Remont a preson le an tomado;*
Hy ganno a Colada que mas vale de mill marcos de plata.
(Y bencio) esta batalla poro ondro su barba,
priso la al conde, pora su tierra lo leuaua;
A sos creenderos mandar lo guardaua.
De fuera de la tienda un salto daua,
De todas partes los sos se aiuntaron;
Plogo a myo Çid, ca grandes son las ganançias.
A myo Çid don Rodrigo grant cozinal adobauan;
El conde don Remont non gelo preçia nada,
Aduzen le los comeres, delant gelos parauan;
El non lo quiere comer, a todos los sosanaua.
'Non combre un bocado por quanto ha en toda España,
Antes perdere el cuerpo e dexare el alma,
pues que tales mal calçados me vençieron de batalla.'
ed. Menéndez Pidal, 1900.[1]

Was nun die Herleitung von span. *sosañar* anbetrifft, so steht lautlich zunächst lat. *subsannare* zur Verfügung, dessen Bedeutung 'höhnen, spotten' sich durchaus mit derjenigen des span. Verbums nahe berührt. Bedenken könnte höchstens die Tatsache erregen, dafs dieses lateinische Verbum nur auf der Iberischen Halbinsel in volkstümlicher Form erhalten wäre; doch zeigt ja gerade der iberoromanische Wortschatz sich in der Erhaltung des lateinischen Gutes oft so konservativ wie das Sardische oder Rumänische. Indes möchte ich doch die Gelegenheit nicht vorbeigehen lassen, ohne auf eine andere mögliche Quelle des Wortes hinzuweisen. Einem span. *llama* 'Flamme' gegenüber besitzen wir kein Verb *llamar* 'sengen', wohl aber ein *sollamar* 'sengen, versengen'; einem span. *raba* 'Schwanz' steht nicht ein *rabar,* sondern *sorrabar* 'den Schwanz ausreifsen', zu einem span. *saña* 'Wut, Zorn' pafst nicht nur gut das span. *ensañar* 'reizen, in Wut versetzen, in Wut setzen', sondern auch *sosañar* 'beleidigen, necken,

[1] Auch für die anderen von Tobler angeführten Stellen (Berceo, *S. Lor.* 57, *S. Oria* 131; *Alexander* 392; *Rim de Palac.* 667) scheint mir die Übersetzung von Beleidigung, Hohn, Spott durchaus zu genügen. Der vermutungsweise ausgesprochene Gedanke Toblers, dafs bei Apollonio 471 in *si de los suyos fuesse, rreçibria mal danyo, mas quando de tal Guisa vió omne estranyo, non le recudió nada, enfogó el sossanyo* das letzte Wort *el sossanyo* in *el so saño* zu trennen sei, mag nicht unbedenklich sein, weil, soviel ich sehe, ein aspan. *saño* masc. nirgends belegt ist.

höhnen'. Die Funktion des Präfixes *sub* ließe sich etwa aus dem Bilde einer Zornesflamme, die (durch beleidigende Worte) von unten her genährt wird (cf. span. *soflamar* 'necken, spötteln', *soliviantar* 'aufregen, reizen') unschwer erklären. Wenn die letztere Auffassung die richtige wäre, so dürfte in diesem Falle der Artikel *subsannare* in einem künftigen etymologischen Wörterbuche nur noch die gelehrten Formen afrz. *subsanner,* ital. *sosanare* aufweisen.

Kehren wir nun nach diesem langen Exkurs zu jenen Ausdrücken für Kleie zurück, die wir als sekundäre bezeichnet haben.

Fangen wir im hohen Norden an, so ist in erster Linie der pikardische Typus *terceul* (K. I: grau) zu erwähnen, der natürlich dem afrz. *terçuel* entspricht, dessen zahlreiche Belege bei Godefroy und Du Cange s. *terçolium* aus Normandie, Picardie und Wallonie[1] stammen. Soweit ich die volkstümlichen Vertreter von tertiolus im Romanischen zu übersehen vermag, weist das Wort zwei Bedeutungen auf: 1) 'Männchen einiger Raubvögel' (weil es um ein Drittel kleiner sei als das Weibchen, afrz. *terçuel,* das mit der Falkenzucht nach Italien und Spanien gewandert ist); 2) ostalpin 'dritte Mahd', com. *terzoeu,* südtirol. *terzöl* (cf. auch eng. *terzer* 'zum drittenmal abweiden'). Wir dürfen es meines Erachtens kaum wagen, das pik. *terceul* 'Kleie' auf ein lat. tertiolus zurückzuführen, das ja überhaupt nur spärlich belegt ist, sondern wir werden besser daran tun, von *tierce* oder *tierz* auszugehen. Sachlich ist zur Erklärung etwa folgendes zu sagen: Bei einem vervollkommneten Mahlverfahren, das ja wohl besonders in dem von alters her industriellen Flandern sich herausbilden konnte, ergibt sich als Hauptprodukt: feines Mehl (*farine*), zweites Mehl und als drittes 'Kleie'. Eine Bezeichnung *la tierz* war aber natürlicherweise vieldeutig, und so hat denn hier *-uel* einzig die Funktion, das 'dritte' zu spezifizieren.[2] Die Funktion der Suffixe in afrz. *tiercel* 'assemblage de trois pelotes de laine', *tiercelin* 'tisson de trois espèces de fil', *tierceret* 'branche croisée au dehors d'une voûte' und *tiercet* 'troisième labour' beruht in letzter Linie nur darauf, nicht etwa die Grundbedeutung von *tierz* irgendwie, sei es durch Verkleinerung oder Vergrößerung oder durch Verschlechterung, zu variieren, sondern das Grundwort von allzu vielen verschiedenartigen Bedeutungen zu entlasten, die jede ein bestimmtes, unzweideutiges Wort erforderten. Die Gesamtheit der mit 'dritt' bezeichneten Gegenstände oder Tätigkeiten wird nicht in *tierz* vereinigt, sondern es wird dem Grundwort eine Familie geschaffen, von der jedes Glied eine ganz bestimmte Funktion übernehmen muß, die der Vater (*tiers*) oder die Mutter (*la tierce*) nicht mehr tragen kann.

[1] Interessant ist, daß in einem Beleg aus Rouen *tercheux ou bren* erscheint. Liegt also ein sachlicher Unterschied vor? *bren* die grobe Kleie, *tercheux* die feinere Kleie?

[2] So scheint denn auch afrz. *bercuel* nichts anderes als *bers* zu sein, ein *poignuel* 'Maß' ist nur eine Bedeutungsverengerung des *poing* 'Faust'.

Der Bedeutungsumfang eines Wortes kann nicht ins Unermeſsliche gesteigert werden; er wird, sobald er groſs geworden ist, unter neue Ableitungen oder neue Konkurrenzwörter aufgeteilt.

Das vereinzelte *recoupe* (Punkt 245 Dep. Oise) entspricht durchaus dem frz. *recoupe* 'deuxième farine qu'on tire du son remis sous la meule'.

In der östlichen Wallonie erscheint ein Typus *laton* (K. I: lila), dessen peripherisches Verbreitungsgebiet auf niederdeutsche Herkunft hinweist; doch habe ich keine entsprechende Bezeichnung in den mir zugänglichen Wörterbüchern finden können. Oder sollte das ndd. *late* 'spät' in dem romanischen Worte stecken, also das 'spätere' im Gegensatz zur ersten Kleie (cf. südfrz. *segon* 'recoupe', tirol. *soventro* < sequenter 'cruscherello')?[1] Das in einigen Punkten (146, 155: Marne; 156: Meuse) belegte *bureton* hängt mit dem afrz. *bureteau,* das ein durch Einfluſs von *bure* 'étoffe grossière de laine' umgestaltetes *buleteau* fortsetzt, welches heute noch im frz. *bluteau* 'tamis cylindrique de grosse toile où tombe la mouture et qui, retenant le son, ne laisse passer que la farine' weiterlebt. Kaum mit Recht wird *buretel* neuerdings trotz der älteren Form *buletel* an den Stoffnamen *bure* angeschlossen; das Wort dürfte, wie ein eingehendes Studium seiner Geschichte zeigt, von Nordfrankreich aus mit der Sache nach Süden und nach Italien gewandert sein; die Bedeutung findet sich wiederum im com. valtell. *rebugatâ* 'cruscherello', zum Verbum *rebugatá* 'abburrattare di nuovo' (ueng. *biattar*) gehörig. Als das Produkt eines Siebvorganges wird die Kleie auch im Punkt (192 Wallonie) bezeichnet: *krilon* gehört zu wall. *kril* 'Sieb' (cf. Karte: *crible*).

In Ostfrankreich[2] (K. I: blau) tritt der Typus *gry* (an einigen Punkten *gryſ* plur.) auf, welches natürlich zunächst dem im modernen frz. *gruau* 'Grütze' enthaltenen afrz. *gru* zu entsprechen scheint. Bekannt ist, daſs die Germanen die Grütze als Nationalspeise betrachteten, und mit den Franken scheint auch *grut* (mlat. *grutum* cf. Du Cange s. v.) nach Nordfrankreich gekommen zu sein. Die Herstellung der Grütze wurde, so darf man vermuten, ebenfalls durch die Eroberer nach Frankreich vermittelt, denn in der Südromania wenigstens scheint eine alte Bezeichnung für die Grütze durchaus zu fehlen. Die Herstellung der Grütze bedingt eine andere Stellung der Mühlsteine als bei dem Mahlen des Mehles: bei dem letzteren Vorgang zerquetschen die Mühlsteine das unter den Läufer geschüttete Korn, beim ersteren sollen die *molae* das Getreidekorn nur schälen, enthülsen, die Innenschicht des Kornes aber selbst intakt lassen: diese groben Körner werden dann weiter zerkleinert und hauptsäch-

[1] In Westfrankreich (P. 417, 427, Dep. Vendée, Deux-Sèvres) weist der Atlas die Form *sovendié* auf, die wohl das durch Suffixwechsel *-andier* umgeformte afrz. *soventre* 'après, ensuite' fortsetzt.

[2] Das vereinzelte *griọ* (809 Puy-de-Dôme) dürfte wohl frz. *gruau* sein.

lich als Brei genossen. Das aus den Mühlsteinen heraustretende Gemenge von groben Körnern und feinzerriebenen Hülsen wurde beim einfachen Verfahren gesiebt, wobei die Kleie herunterfällt und die Grützkörner zurückbleiben; durch das Schroten erhält man eine viel feinere Kleie als durch das Zerquetschen oder eigentliche Mahlen des Getreides.

Die Frage, auf welchem Wege nun *gru* in Ostfrankreich zur Bedeutung 'Kleie' gelangt, ist nicht leicht zu beantworten; denn es ist kaum daran zu denken, daſs im Mittelalter ein Bauer die Grütze und die Hülsen mit dem gleichen Wort bezeichnet hätte. Vielmehr dürfte der Gedanke nicht abzuweisen sein, daſs mit dem immer stärkeren Verschwinden der Grütze auf dem nordfranzösischen Speisezettel das Wort *gru* eine Bedeutungsverschlechterung erfahren hätte in dem Sinne, daſs der Name der Grütze, welche in stark verkleinertem Zustande ja der Kleie in der Tat sehr ähnlich sieht, erst sekundär auf die Kleie übertragen worden wäre.[1]

Auffällig ist nun allerdings, daſs geographisch sich südlich zunächst ein Gebiet *krö* (K. I: gelb) anschlieſst, das dann in das südostfranzösische *krutze* (meistens *-u-*, selten *-y-*) hinüberführt, welch letzteres von jeher auf ahd. *crusc* oder auf schweizer-allem. *grüsch* zurückgeführt worden ist. Dieses ahd. *crusc* führt aber eine sehr prekäre Existenz, denn, wenn in Grimms Wörterbuch ein ahd. *crusc* aus Ekkehard, *Francia orientalis* 279[b] angeführt ist, so weisen die *Florentiner Glossen* an der betreffenden Stelle kein *crusc*, sondern *furfur: crus*[2] *l. chlia,* cf. Steinmüller-Sievers, *Ahd. Glossen* III 616 auf, das für ein *crusc* nicht in Anspruch genommen werden darf. Nun lebt allerdings heute noch in den süddeutschen Mundarten (all.-bayr.-schwäb.) als volkstümlicher Ausdruck für die Kleie: *grüsch*; die Verbreitung von *grüsch* nur in den geographisch an die romanischen Mundarten sich anschlieſsenden deutschen Dialekte lehrt aber, daſs bei der Erklärung der deutschen Formen die romanischen berücksichtigt werden müssen. Im Vokal weisen die schweizer-deutschen Formen *ṷ̈* auf, d. h. sie setzen eine Grundform mit kurzem *ŭ* voraus; hingegen führen ital. *crusca,* lomb. *crüsca,* oeng. *crüscha,* obwald. *crisca* auf ein *ū* (*ụ*) zurück, während die Entscheidung für die westschweizerischen Formen (Typus: *krutse*) nicht leicht zu treffen ist. In erster Linie ist festzustellen, daſs die frz.-schweiz. Formen nicht mit *musca* (cf. K. *mouche*) gehen, wohl aber mit *rụsca* (*ū*)[3] 'Rinde',

---

[1] Doch vgl. aber schon bei Steinmüller u. Sievers, *op. cit.* III 614: *furfur crûci ł chliuua,* 615, 43: *furfur : gruzzi,* 617, 20: *furfur : gruzzi.*

[2] In der Hs. ist mehrfach älteres *h* nachträglich in *z* verbessert worden: statt *crus* stand vorher *cruh*; es wäre nicht möglich, daſs hier statt *z* ein unrichtiges *s* gesetzt worden wäre, so daſs das rätselhafte *crus* sich als *cruz* (ahd. *cruzzi*) erklären lieſse.

[3] An folgenden Punkten lassen sich die Ergebnisse von *rụsca* mit *crusca* 'écorce' vergleichen: 989 (Wallis) *kru:sə : ru:sə,* 988 *kru:sə : ru:sə,*

soweit es bezeugt ist, auffällig übereinstimmen, so daſs wir also mit den tosc.-lomb.-rät.[1] Formen[2] eine Grundform mit *ū* anzusetzen hätten. Die Frage, ob nun dieses *ū* in geschlossener Silbe gekürzt worden ist, hängt mit dem sonst noch nicht genügend abgeklärten Problem der Entwicklung des lat. *ū* in geschlossener Silbe auf galloromanischem Boden zusammen, indem in Nordfrankreich einem juxta: aprov. *josta,* afrz. *joste* ein aprov. *fust,* afrz. *fust* < fustem gegenübersteht (cf. Meyer-Lübke, *Rom. Gramm.* I § 50). Zu den südostfrz. Formen stimmt weiter im Vokalismus auch *crusco, cusco* im Rouergue, Quercy, d. h. in einem Gebiet, das einem allfällig möglichen Einfluſs von Süddeutschland stark entrückt ist; dazu kommt, daſs die Bedeutung 'croûte, débris, chose de rebut (Quercy), pelure, épluchure, restes non mangeables, écorce d'arbre' in den deutschen Mundarten fehlt, und ebenso läſst sich das Verbum *crusca* 'écraser, craquer, croquer avec appétit, manger les restes et les débris' kaum vom Substantiv trennen. Um von den romanischen zu den deutschen Formen zu gelangen, müſsten wir voraussetzen können, daſs ein altes westschweiz. *crusc* wie ahd. *aska* > allem. *äʃə* 'Asche' beim Eintritt in die allemannischen Mundarten vor *-sk-* umgelautet worden wäre, eine Annahme, die bei dem Mangel von ähnlich gebauten ahd. Wörtern nicht bewiesen werden kann. Die Auffassung, daſs unser südd. *gryʃ* romanisches Lehnwort sei, findet aber besonders eine Stütze in dem Anlaut der deutschschweiz. Formen, die zwei Gruppen bilden: *χryʃ* mit Spirans in den zentralschweiz., *gryʃ* mit Lenis in den ostschweiz. Mundarten.[3] Die Germanisten haben nun das Vorkommen der anlautenden Lenis an Stelle der Spirans auf Kreuzung mit *Gries* zurückgeführt, doch hat diese Annahme schon deshalb einen geringen Grad der Wahrscheinlichkeit, weil nicht einzusehen ist, weshalb auf so groſsem Ge-

---

978 *krutsə* : *rutsə*. Die Karte *'rucher'* lasse ich mit Absicht weg, da *rucher* ein französischer Eindringling auf einem Gebiete zu sein scheint, das für den 'Bienenkorb' ältere Wörter aufweist. Dagegen stimmen mit den *krutsə* der Punkte 969, 70, 60 (Etivaz [Waadt], Gruyères, Billens [Freiburg]) die bei Luchsinger, *Das Molkereigerät in den romanischen Alpendialekten* p. 30 erwähnten *rusca*-Formen in der Bedeutung 'rundes Käseformgefäſs': *rətsə, rətsõ* für älteres *rutso, rutson* überein, das als *rutsche* (und nicht *rütsche*) auch ins Bernerdeutsche eingedrungen ist (cf. *Schweiz. Idiot.* VI 1855).

[1] In dem ehemals rätoromanischen Gebiet der Ostschweiz ist *Grüsche* heute noch Femininum (gegenüber sonstigem Neutrum), weil in dem Worte das rätische *crusca* weiterlebt, was wiederum auf ein relativ hohes Alter des benachbarten rätischen Wortes schlieſsen läſst.

[2] Die *crusca*-Formen habe ich selbst gehört in Ems, Trins, Flims, Latsch, Lugnetz, Rhäzüns, Obervatz, Bergün, Silvaplana und auf lombard. Gebiete in Bormio, Livigno, Grosio, Val Malenco, bergamaskischem Val Camonica (Edolo, Breno) und in Novaggio (Tessin), cf. auch Lorck, *op. cit.* 126: *furfur* : *cruscha.* Freund Jaberg hat dieselben Formen in Brigels, Roveredo, Mesocco, Soazza notiert.

[3] Cf. *Schweiz. Idiot.* II 818: *Chrüsch*: Aargau, Bern, Luzern, Solothurn, Unterwalden, Uri, Zug; *Grüsch*: Baselstadt, St. Gallen, Schaffhausen, Thurgau, Wallis; *Grüsche* fem.: Graubünden, St. Gallen Oberland.

biet umgekehrt nie ein durch Einfluſs von *χryſ* gebildetes *χrīs* statt *gris* 'Gries' sich findet. Nun ist zu betonen, daſs Entlehnung von eng. *crüscha*, obwald. *crisca* aus ostschweiz. dtsch. *grüsch* deshalb unmöglich ist, weil der deutsche Anlaut Lenis + *r* meines Wissens nie als roman. Fortis + *r* wiedergegeben wird. Hingegen lehrt uns eine Übersicht der im Schweizerdeutschen lebenden romanischen Lehnwörter, welche mit *c* + *r* beginnen, daſs zeitlich zwei Perioden zu unterscheiden sind: 1) die lat.-rom. Fortis wird durch die Spirans wiedergegeben: *Chride*: creta, *Chrinne*: rom. *crena, *Chrüz*: cruce, *Chruste*: crusta, *Chrüke*: rom. *croca, *Chrüsellampe*: cruisel (*croculum), *Z. f. rom. Phil.* XXVI 318; 2) die rom. Fortis wird durch die allem. Lenis[1] ersetzt: *Grünli* : obwald. cruna 'Gestell' (*Idiot.* III 749), *gruste* : obw. cruosta (ibid. 820), *gratsch* : obw. cratsch (827) 'jüngstes Kind', *grutsch* : crutsch(a) (830) 'Handhabe am Pfluge', *grotze* : rom. crot (837), wozu vorläufig Schuchardt, *Z. f. rom. Phil.* XXVIII 319.[1] So scheint denn das zentralschweiz. *χryſ* eine alte Entlehnung aus den frk.-prov. Md. zu sein, während das ostschweiz. *gryſ* als ein späterer rätischer Eindringling aufzufassen wäre: beide Formen wären dann in der Zentralschweiz zusammengestoſsen. Die burgundischen Formen des Atlas: *krö* dürften ein *cruscum darstellen, dessen Verhältnis zu crusca[2] in brinna : brinnum eine auffallende Parallele findet: crusca wäre, wenn diese Darlegungen richtig sind, nicht ein germanisches,[3] sondern ein vorromanisches Wort, dessen südlichste mir bekannte Vorposten das tosc. *crusca* und das erwähnte südfrz. *crusco*[4] darstellen würden. Es bleibt aber in diesem Falle weiterer Untersuchung vorbehalten, in welchem geologischen Verhältnis sowohl in der französ. Schweiz *crutse* zu dem ebenfalls bezeugten *bren* als auch in Italien tosc.-lomb. *crusca* zu dem abruzz. *vrennę* und dem ueng.-posch. *bren* stehen.[5]

[1] Cf. auch Ortsnamen wie *Grappe*: rom. crappa usw. v. W. Götzinger, *Die roman. Ortsnamen des Kantons St. Gallen* 271 ss., *Cressier* : *Grissach* an der freiburgischen Sprachgrenze.

[2] Der Geschlechtswechsel von rom. *crusca* fem. zu deutschem Neutrum wäre etwa unter Einwirkung von *Mehl* Neutr. unschwer zu erklären (vgl. *murus* : *Mauer* fem. unter Einfluſs von '*Wand*' fem.), wofern nicht der Ausgangspunkt der deutschen Neutrumform in dem obenerwähnten *cruscum* gesucht werden muſs.

[3] Schuchardt, *Romano-Baskisches* p. 10 stellt eine groſse Sippe von *cusco*-Formen zu cuscolium, ohne, soweit ich sehe, weder der *crusco*-Form noch des Verbums zu gedenken.

[4] Bei der Klärung der Verhältnisse der schweizerdeutschen Formen waren mir behilflich der Leiter des Deutsch-schweiz. Idiotikons Professor Dr. A. Bachmann und mein Freund Dr. J. Hubschmied, denen auch an dieser Stelle herzlicher Dank ausgesprochen sei.

[5] Mosemiller, *loc. cit.* führt die jurass. Form *sondo* mit Unrecht als Beweis für *son* < secundum an: ein Blick auf die Karte zeigt uns, daſs diese Formen (P. 23, 22 Jura, 935 Ain, 944 Haute-Savoie) nur am Rande des *son*-Invasionsstromes gegen *crutzə* und *crö* auftreten: die savoy. Formen lieſsen sich als Kompromiſsformen zwischen *crutzə* fem.

Die französische Schweiz, Savoyen und Piemont kennen für die 'feine Kleie' auch das Wort *reprin* (*arprim, arprüm*),[1] dessen Bedeutung Bridel mit 'son mêlé d'un peu de farine' und Constantin et Désormaux mit 'recoupe, deuxième farine tirée du son, séparée du gruau' umschreiben. Das lat. *primus* lebt auf frankoprov. Gebiet in *prin* 'fein, dünn'; *prin* (Punkt 57), *reprin,* wohl zuerst in Verbindung mit *brẽ,* bezeichnete vermutlich jene erste Kleie, welche noch einmal unter den Mühlstein gelegt wird, um daraus ein zweites Mehl und eine feinere, aber geringere Kleie zu gewinnen.

In der Südostecke und im Zentrum Frankreichs liegen *rasi-*[2] (K. I: violett) Formen vor, über deren Bedeutung bereits bei Anlaſs von *rsé* oben die Rede war. Wichtiger ist die nur für den katalanischen Roussillon bezeugte *grut* 'Kleie'; handelt es sich doch darum, zu wissen, ob *grut* nur ein Ableger von nordfrz. *gru* darstellt oder autochthon ist. In der Wortforschung stehen wir im allgemeinen noch sehr stark unter jener immer wiederholten Auffassung, daſs Katalanisch nur ein Ableger des Provenzalischen sei: nur so erklärt sich, daſs so oft südfranzösische Formen in einem Zuge mit den katalanischen Formen genannt werden, ohne der Tatsache zu gedenken, daſs die Betrachtung der Kartenblätter des Atlas uns aufs allerdeutlichste eine scharfe, nicht nur lautliche, sondern auch lexikologische Grenze nördlich des Roussillon in zahlreichen Fällen offenbaren. Ein *grut* 'Kleie' fehlt nun auf der Karte *'son'* in ganz Südfrankreich, so daſs gegenüber dem herrschenden Typus *bren* das katal. *grut* einen frappanten Gegensatz bildet. Nun wird man ja allerdings geneigt sein, das katal. *grut* mit aprov. *grutz* 'gruau' in Zusammenhang zu bringen, das selbst zu nordfrz. *gru* wiederum gestellt wird. Das aprov. *grutz* ist nur durch den e i n e n Beleg aus dem *Donat provensal* 59, 29 gestützt; wir wissen also nicht, woher der Verfasser der provenzalischen Grammatik sein *grutz* : f a r r u m[3] bezogen hat. Auch aus Mistral erfahren wir nicht, wo *grut* in der Bedeutung 'recoupe de son, gruau' wirklich lebendig ist; *griou, gruou* 'gruau' in Marseille ist natürlich

---

und *son* m a s c. auffassen, indem ein Femininum nach *rion rionda* < r o t u n d u, *ran randa* 'voll' usw. gebildet wurde, Bildungen, die für das benachbarte Wallis reichlich belegt sind. Ob die jurass. Formen gleich zu deuten sind, wage ich heute noch nicht zu entscheiden: sicher ist *secundum* auszuschalten, da jede Spur eines afrz. *seont* 'Kleie' fehlt.

[1] Mit Lorck, *op. cit.* 197, an ein Verbalsubstantiv von *reprimere* zu denken, ist l a u t l i c h unmöglich.

[2] Zur Bedeutung dieser *résecare*-Formen vgl. man Verf. *Literaturblatt f. germ. u. rom. Phil.* 1908, 336. Für Marseille: *rasę* bezeugt, cf. *Arch. glott.* XII 102. Levy, *Petit Dictionnaire provençal-français*, erwähnt *reset* 'recoupe, son', das nichts anderes als das auf der Karte *sciure* bezeugte *rasat* ist. Bask. Lehnwörter in der Bedeutung 'Kleienmehl' cf. Schuchardt, *Literaturblatt* 1893, 336.

[3] ed. Stengel p. 127, wo Chabaneau *grutz* für 'gruau de maïs' für die h e u t i g e n Mundarten des Languedoc in Anspruch nimmt.

nichts anderes als nordfrz. *gruau*, das an die südfranzösische Lautgebung angepafst worden ist. Morphologisch unklar ist mir endlich das von Mistral aus der Dauphiné bezeugte *grudat, gruat* und das für das Rhonebecken angeführte *griat*, die ein mir südfranzösisch unbekanntes Verbum *grudar* vorauszusetzen scheinen.[1] Will man wirklich einen geographischen Zusammenhang des nicht näher lokalisierbaren aprov. *grutz* mit katal. *grut* rekonstruieren, so wird man wohl in katal. *grutz* ein recht altes nordfranzösisches Lehnwort sehen müssen, das noch unter der Form *grudum*[2] in die katalanischen Mundarten eingedrungen wäre. Aber sollten wir dann nicht, wie von *alodum, brodum > katal. *alou, brou* auch ein *gruu*, jedenfalls Schwund von *-d-* erwarten? Oder liegt hier ein ähnlicher Fall wie auf der Karte *échalas* vor, auf der das nach Ausweis der altprovenzalischen Wörterbücher einst über ganz Südfrankreich verbreitete, aus dem Gotischen[3] stakka stammende *estaca* 'Pfahl' nur noch in Katalonien zu leben scheint? Wäre also für die altprovenzalischen wie katalanischen Formen ein got. *gruts* anzusetzen? Zur Annahme gotischer[3] Herkunft von katal. *grut* 'Kleie' schiene mir vor allem ein Vergleich mit *cresson* einzuladen: einem allgemein südfranzösischen Typus *creissoun* masc. steht schroff ein katal. *grefas* gegenüber; ersteres scheint der Reflex von fränk. *kresso* (cresson) zu sein, letzteres ein got. *krasja* fortzusetzen. Meyer-Lübke erhebt gegen diese Auffassung[4] den Einwand, dafs ein got. *krasja* im Katalanischen nur *greisa*, nicht aber *grefas* hätte ergeben können (nur *ssj*, nicht *sj* ergibt *ſ*); ferner sei die Herkunft des ahd. *kresso* unsicher, so dafs schliefslich die deutschen Formen ja ebensogut von einem gallischen Grundwort herstammen könnten.

Mir scheint auch heute noch, dafs Erwägungen der Wortgeologie und der romanischen Morphologie gallische Herkunft ausschliefsen und nur germanischen Ursprung des katalanischen Wortes zulassen. Für die Kresse hat uns Marcellus Empiricus den gallischen[5] Ausdruck *berula* überliefert, das wir wohl als einstige Grundschicht für Frankreich annehmen müssen: in der Tat ist auf der Karte *cresson* selbst *berle* in den konservativen Mundarten des Wallis erhalten, und Meyer-Lübke hat es am Südrande des einst gallischen Gebietes

[1] Wofern nicht *-atto*-Ableitungen von *gru* vorliegen.

[2] Denn als Wanderwort konnte afränk. *grut* (*grutu) in Nordfrankreich nur mit stimmhafter Dentalis im 8.—9. Jahrhundert nach der Marca hispanica hinunterkommen.

[3] Meyer-Lübke, *Prager deutsche Studien* VIII S. 1 ss.

[4] Die Darstellung, welche ich dem *cresson*-Problem auf Grund der mir von meinem Freund Dr. Hubschmied übergebenen Materialien in meiner Dissertation *Les accusatifs en -ain et en -on* p. 22 gegeben hatte, war wohl Meyer-Lübke nicht gegenwärtig, da wenigstens ein Teil seiner Darlegungen sich durchaus mit meinen Ausführungen deckt.

[5] Interessant ist, dafs das Baskische *berro* ebenfalls kennt neben dem wohl erst in relativ junger Zeit entlehnten *kerchon*.

in Spanien kastil. *berro,* galiz. *berro*[1] nachgewiesen. Aus dem für das *Glossaire de la Suisse romande* so reichlich gesammelten Material für Pflanzennamen ist zu ersehen, dafs *berle* 'cresson de fontaine' auch dem Berner Jura eigen ist; bei Rolland, *Flore populaire* ist für Aunis (Westfrankreich) *berne,* Charente Inférieure *berne,* Montbéliard *biône* sicher belegt. Nun bezeichnet heute ja allerdings zentralfrz. *berle* den Wassereppich, dem die Brunnenkresse aufser in dem gemeinsamen Standort auch in dem Aussehen[2] ähnlich ist, weshalb wir den Eppich im Deutschen Gänsekresse, die französischen Mundarten *cresson sauvage* benennen. Allein das frz. *berle* ist nur der von dem Botaniker Koch zuerst eingeführte wissenschaftliche (anscheinend) lateinische Name *berula,* welcher früher stets die Kresse bezeichnet hatte und nun auf einmal auf den Wassereppich übertragen wird. Daraus entstand und entsteht nun in den Mundarten eine unheilbare Verwirrung: sie besafsen ein altes einheimisches *berle* 'Brunnenkresse', das nur mit dem durch die Mediziner und Volksbotanik verbreiteten frz. *berle* 'Wassereppich' zusammenstöfst, und, wie es stets zu gehen pflegt: die Mundartsprechenden übertragen den anscheinend der Brunnenkresse mit Unrecht zukommenden alten Namen *berle* auf den Wassereppich, der nun auf weitem Gebiet[3] in Südfrankreich indirekt doch für altes *berle* 'Brunnenkresse' Zeugnis ablegt. In der Tat ist das in den Glossen bezeugte *crissonus,* wie die von Meyer-Lübke angeführten Glossen deutlich beweisen, nicht die wilde, an Bächen und Quellen wachsende Kresse, sondern die angepflanzte Gartenkresse, welche von Norden nach Süden gewandert ist: dem grofsen Reichtum altfranzösischer Formen steht ein einziger Beleg von *creisson* aus dem altprovenzalischen Roman d'Esther[4] aus dem 14. Jahrhundert gegenüber; wir werden daraus schliefsen dürfen, dafs die Kernlandschaft von *cresson* in Nordfrankreich ist: der nordfranzösische Typus von *cresson* : *kresso-on* ist gewandert, was sich nun auch in der südfranzösischen sklavischtreuen Bewahrung der Endung *-oun* zeigt. Dieses *cressoun* steht dank der Zweideutigkeit von frz. *berle* im Begriffe, auch der herrschende Name für die Brunnenkresse zu werden.

Diesem nordfranzösisch-südfranzösisch einheitlichen, nur durch ein fränk. *kresso-on* verständlichen Worttypus steht nun plötzlich

[1] Die heutigen gallischen Dialekte halten ebenfalls an der Bedeutung 'Brunnenkresse' fest, cf. Thesaurus sub *berula.*

[2] Cf. Rolland, *Flore pop.* 228 n.: 'On appelle ainsi (berne) le cresson quand il est fructifié et qu'il n'est plus bon pour la salade; il ressemble alors à la berle'.

[3] Man sehe bei Rolland, *Flore pop.* 160, die gewaltige Ausdehnung von *berle* 'Wassereppich' nach, das z. B. im Berner Jura heute sowohl den Wassereppich wie die Brunnenkresse bedeutet, also die alte und neue Bedeutung vereinigt, während anderwärts *cresson de fontaine* für *berle* (Brunnenkresse) eintritt.

[4] Der Text zeigt deutlich, dafs es sich um die Gartenkresse handelt.

ein katal. *gresas* plur. und ein jenseits der Pyrenäen bezeugtes altkatal. *creixens* masc. gegenüber; letzteres masc. kann nur eine got. Grundform **krasjanes*[1] widerspiegeln, deren Singular **krasja* in dem eben genannten katal. *gresa(s)* steckt. Das Verhältnis von got. *krasja* : *kressone* ist ja nun nicht anders als dasjenige von got. *skankja* (sp. *escanciano*) : fränk. *skankjo* : *échanson* oder nordfrz.-südfrz.-ital.: E. N. *Attilonem* gegenüber katal.-span. *Attilanem*: fränkische und gotische schwache maskuline Flexion spiegelt sich in diesen Formen mit aller Deutlichkeit wieder. Die lautliche Schwierigkeit des katal. *s*, das nach Meyer-Lübke nur auf *-ssj-* zurückgehen kann, dürfte auf dieselbe Weise sich heben lassen wie für südfrz. *creissoun* und ital. *crescione,* bei denen schon Diez Einmischung von *crescere* (prov. *creisser,* ital. *crescere*) vorausgesetzt hat: katal. *crexer* (*creser*) hat *gresa* > *crexens* analogisch beeinflufst. Ist so die Existenz eines got. **krasja* in dem alten gotischen Septimanien wahrscheinlich, so wird wiederum die Wagschale sich eher senken zugunsten eines got. *grut,*[2] das sich mit *krasja* geographisch zu decken scheint.[3]

Im Zentrum Frankreichs (706, 707, 708, Corrèze, Cantal) finden sich einige Punkte, welche die eigentümliche Form *remble* aufweisen; man wird sich sofort des entsprechenden, nicht auf dem Atlas verzeichneten, wohl aber bei Constantin et Désormaux aufgeführten sav.-lokalfrz. *remoulure* 'recoupe', des bei Bridel erwähnten watl. *remolon* 'son de farine' (Punkt 52) und endlich der oberitalienischen Formen erinnern, die Mussafia, *Beitrag* 73, zusammengestellt und, wie Pușcariu, *Z. f. rom. Phil.* XXVIII 681, der mit den italienischen Formen auch rum. *lămură* 'feinstes Mehl' verbindet, als Verbalsubstantiv von *remolere* aufgefafst hat. Dieses *remula* findet sich in den *Gloss. Vatic.,* die allem Anscheine nach in Italien abgefafst worden sind, belegt: furfur, *crusca vel remula, unde versus: fur simplex latro, fur duplex fit cibus apro,* welche meines Erachtens wohl Loewe in seinen *Glossae Nomina* mit Unrecht in *simila* verbessern will. Mit *remola* (cf. frz. *remoulage*) wird wohl zunächst jene mit Mehl noch stark vermischte erste Kleie bezeichnet worden sein, welche dazu bestimmt ist, wiederum den Mahlgang zu passieren, um daraus ein zweites, wie man mir versichert, besseres und feineres Mehl zu gewinnen. Sachlich bezeichnet also *rémula* in erster Linie die erste Kleie, aus welcher das feinste Mehl zu gewinnen ist: je nachdem man mehr das Produkt

---

[1] Cf. *homicidanes,* das Baist, *Grundrifs*[2] 908, anführt.

[2] A. Thomas, *Essais* 376, will in südfrz. *rao* 'meteil' ebenfalls ein got. **rogo* 'Roggen' sehen, was aber nicht unbedenklich ist, da, nach den ostgerm. Formen zu schliefsen, das Gotische eher eine starke Form *rugi* besessen haben mufs.

[3] Ich füge hinzu, dafs die Karte *grain* für *'grain de raisin'* häufig *grun*-Formen und im Zentrum des Languedoc *grut*-Formen aufweist, die, wie auch das bei Mistral s. *grun* bezeugte *grut,* nicht wohl von unserem *grut* getrennt werden können, vermag aber im gegenwärtigen Augenblick das Verhältnis von *grun* zu *grut* nicht einleuchtend zu erklären.

des ersten Mahlganges im Auge hat oder an die technisch bedeutsame Ausbeute dieser ersten Kleie denkt, wird *remola* 'Kleie, die das zweite Mal den Mahlgang zu passieren hat' oder 'feinstes Mehl, welches aus dieser ersten Kleie gewonnen wird' bezeichnen.[1] Auf diesem Wege dürfte auch lat. *simila* 'feinstes Weizenmehl' (cf. das ahd. *sĕmala* 'feinstes Weizenmehl'), welches im berg. com. mail. cremon. 'feinstes Mehl' also die lat. Bedeutung erhalten hat, im nonsberg. friul. venez. ital. *semola* die Bedeutung 'Kleie' angenommen haben: ebenso ist lat. *pollen* 'das feinste Mehl' erhalten in lecces. *ponnula, Arch. glott*, IV 139, logud. *poḍḍine,* während für das Campid. die Bedeutung 'crusca' von Spano angegeben wird.[2]

Es lag mir durchaus fern, eine abschliefsende Studie[3] über die Ausdrücke für 'Kleie' des gesamten romanischen Gebietes dem Leser unterbreiten zu wollen. Mich lockte vor allem das methodische Problem, welches in *son* 'Kleie' steckt, das nicht mit Hilfe der Lautregeln, sondern nur auf dem Wege der Sprachgeographie in Verbindung mit Sachkenntnis und Kulturgeschichte eine Lösung erfahren wird. Immer mehr will mir scheinen, dafs die blofse Auffindung eines Etymons nicht unser Hauptziel sein kann noch darf, sondern dafs wir die allgemein bildenden Werte, die sich aus der Wortforschung für unsere Kenntnis des Sprach- und Kulturlebens ergeben, tiefer ausschöpfen müssen. Nur eine engere Verknüpfung der Kulturgeschichte mit der meines Erachtens wohl allzulange ausschliefslich betriebenen Etymologie wird der Wortgeschichte den Anteil an der allgemeinen Geistesgeschichte sichern, der ihr zur Zeit Jakob Grimms widerspruchslos zuerkannt worden war, und den wir vielleicht eine Zeitlang allzu stark vernachlässigt haben.

---

[1] Interessant, dafs mit der Existenz von rum. *lămură* das heutige rum. *măcin* < machinare als sekundär gegenüber einem älteren **molere* (durch **remola* bezeugt) erwiesen wird.

[2] Zu rum. *târiţa* cf. Cihac, *Dictionnaire d'étymologie daco-romane* p. 402. Zu macedorum. *grândze* 'Kleie' cf. G. Meyer, *Alb. Wtb.* 133; mil. *rožoeu* 'tritello, crusca minuta che esce per la seconda stacciatura' stellt Salvioni, *Rom.* XXXI 288, zu ahd. *roggo* 'Roggen', auffallend, weil begrifflich mir jede Parallele hierzu zu fehlen scheint. Sollte wirklich jede Möglichkeit, das mail. Wort an com. redegioeu, berg. *redesol* 'cruschello, la parte, che ritiene ancora non poca farina' (Tirab.) anzuknüpfen, ausgeschlossen sein? Valtell. *bula* 'crusca' erinnert an *bula* 'pula'; das verwickelte Problem hier zu besprechen, mag aus Gründen des Raumes unterbleiben.

[3] Gall.-portug. *farelo* ist schon längst als Ableitung von *far* erkannt, doch bleibt die Frage offen, ob von *far* 'Mehl' (cf. *Corp. gloss. lat.* s. v.) oder *far* 'Dinkel' auszugehen ist. Nicht recht durchsichtig sind mir die von Piñol angeführten *picon* 'pan ordinario que se hace con la harina que queda despues de cernida la del trigo, — segundo salvado' und *relon* 'el tercer salvado que queda despues de cernido el segundo, ó sea del picon'. Für Benavarre und Areny gibt mir H. Griera *trit,* also *tritum* (< terere), was an die erwähnten Ausdrücke erinnert, cf. auch asl. *trice* 'Kleie' zu *ter* 'reiben'.

Zürich. J. Jud.

Wortverzeichnis.

(Die Wörter, welche nicht die **Kleie** bezeichnen, sind eingeklammert.)

Pascal als Erotiker.

Es ist auffallend, wie der merkwürdige *Discours sur les passions de l'amour* von den Pascalbiographen vernachlässigt wird. Es sagt ja jeder von ihnen sein Wort darüber an seiner Stelle. Ob er aber nach seiner Bedeutung gewürdigt wird, indem das überlieferte Pascalbild durch ihn bereichert, verändert würde, das ist eine andere Frage. Und doch ist der *Discours,* wenn er echt ist, von grundlegender Bedeutung für die Psychologie Pascals: in ihm haben wir einen Einblick in sein Innerstes und Eigenstes wie kaum irgendwo sonst. So haben wir ihn nicht in den *Provinciales*; denn da ist er der Soldat und der Taktiker einer Partei. So haben wir ihn nicht in den *Pensées*; denn, was man ihnen auch entnehmen mag — und das ist wahrlich nicht wenig —, zunächst sind die *Pensées* jedenfalls Materialien zu einer Apologie. Der Apologetiker aber hat Absichten mit uns, und wenn er auch so stark mit seiner Person arbeitet, wie Pascal es tut, so wird doch das, was er von seiner Person gibt, von ihm zu seinen Zwecken arrangiert.

Dem *Discours* fehlt ganz offensichtlich das Moment der Absicht. Es ist nicht nur an keiner Stelle die Absicht ausgesprochen, unseren Willen zu bestimmen in irgendeiner Richtung, man kann sie nirgend auch nur 'wittern'. Welchen Zweck sollte man auch ausfindig machen können, der als Hintergedanke (die *pensée de derrière,* die in den *Pensées* eine Rolle spielt) hinter dem Ganzen stände. Das Schriftchen trägt den Stilcharakter der Meditation, und zwar nicht als literarische Maske, sondern als unverfälschten Ausdruck des inneren Lebens. Hier will uns nicht jemand auf bestimmte Wege hindrängen, wie das manchmal in fast unangenehmer Weise in den *Pensées* zu bemerken ist ('man fühlt die Absicht, und man ist verstimmt'); hier soll nicht die wissenschaftliche Erkenntnis gefördert werden, wie in Descartes' *Des passions en général*; hier spricht jemand mit sich selbst. Und wenn je diese Gedanken auch zur Mitteilung an andere niedergeschrieben wurden, so ist dieser andere doch nur als Zuhörer gedacht, der dabei sein darf, wenn dieser stille Denker mit sich redet. Er redet mit sich schlicht, ohne jede Spur jener Koketterie, die so viele Konfessionen alter und neuer Zeit ver-

unstaltet, die auch den Selbstgesprächen Montaignes nicht ganz fehlt. Dabei steht das redende Subjekt nicht auf der kühlen Höhe der psychologischen oder spekulativen Betrachtung oder der wissenschaftlichen Abstraktion, sondern mitteninne in seinem Gegenstand, von dem es nicht bloſs gedankenmäſsig, sondern in seinen Lebenstiefen erfüllt und bewegt ist. Die Saiten der Seele schwingen mit, bald enthusiastisch, bald schmerzlich-wehmütig erregt. Es wird hier ein Zeugnis abgelegt, wenn von dem profanen Gegenstand ein Ausdruck der christlichen Sprache gebraucht werden darf. Eben darum ist der *Discours* für seinen Verfasser ein psychologisches Dokument ersten Ranges, für Pascal also, wenn er echt ist.[1]

Und gerade deshalb rücken ihn manche Freunde Pascals etwas in den Hintergrund. Ein solcher Freund ist z. B. Brunetière, der offenbar den *Discours* als genant empfindet, weil er ihm die Züge des idealen Pascalbildes, das er verehrt, zu verschieben droht. Etwas der Art muſs man doch aus seinen Worten (*Etudes critiques* III, 42) herauslesen, die sich allerdings zunächst nur gegen eine indiskrete biographische Ausbeutung des *Discours* wenden: 'Victor Cousin hat den *Discours* entdeckt', sagt er da, 'und findet darin das geheime Echo und die unwillkürliche Offenbarung einer Neigung, die Pascal für eine Dame der groſsen Welt gefühlt habe.' Andere haben den Roman noch weiter ausgesponnen. 'Ich', fügt er hinzu, 'sehe nicht ein, warum wir ein so groſses Interesse an der Lösung der Frage haben sollen, ob Pascal geliebt hat. Um den *Discours sur les passions de l'amour* zu bewundern, wenn wir ihn bewundern, brauchen wir nicht ein Bekenntnis Pascals darin zu sehen. Vorausgesetzt, daſs er noch sprechender wäre als er ist, so gilt es doch nur von uns bescheidenen Schriftstellern, daſs wir nur die Leidenschaften untersuchen oder zeichnen können, die wir gelebt haben, nicht von einem Pascal. Wenn es eine Fähigkeit gibt, die dem Genie eigen ist, so ist es die, daſs es die Erfahrung vorwegnehmen und sie ersetzen kann. Pascal war dazu wohl fähig in der Liebe wie in der Politik. Auch sehen wir den Stempel Pascals dem *Discours* nicht so offensichtlich und tief aufgeprägt, und es ist obendrein nicht bewiesen, daſs er wirklich von Pascal ist.'

[1] In der Entscheidung darüber sind wir auf innere Gründe angewiesen; sie wird also immer nur subjektive Sicherheit bieten. Mit der äuſseren Beglaubigung steht es nicht gerade schlimm, mehr aber läſst sich nicht sagen. Der *Discours* ist auf uns gekommen in einem Konvolut jansenistischer Schriftstücke, wo er den Vermerk trägt: '*On l'attribue à M. Pascal*'. Nun kann man sagen: nie hätte ein Jansenist seinem Pascal einen so bedenklichen Text zugeschrieben, wenn er nicht gemuſst hätte. Doch ist diese Erwägung natürlich weit entfernt, urkundliche Sicherheit zu bieten.

Man sieht, worauf es abgesehen ist mit diesen Worten, die neben Richtigem und Feinem doch auch Schiefes enthalten. Unleugbar richtig ist, dafs man aus diesen Aphorismen, in denen dem Persönlichen, das zugrunde liegt, die individuelle Färbung abgestreift ist, unmöglich einen Roman Pascals herausspinnen kann, dafs es ebenso unmöglich wie unnötig ist, die Dame seines Herzens mit Namen bezeichnen zu wollen. Wird diese überflüssige Literatenneugier mit Recht in ihre Schranken gewiesen, so brauchen wir uns doch nicht verwehren zu lassen, an der Hand dieser Gedanken in das Innenleben ihres Verfassers einzudringen. Denn jene an sich feine Bemerkung über die antizipierende Kraft des Genies ist hier nicht an ihrem Platz. Gewifs, auch Goethe konnte erklären, er habe als Dichter durch Antizipation die Welt vorweggenommen, so sehr, dafs die auf ihn losdringende wirkliche Welt ihm unbequem und störend wurde. Aber warum? 'Weil sie ihm geben wollte, was er schon hatte.' Es steht also nicht so, dafs er vermöge seines Genies bei anderen zu beobachten verstanden hätte, was er nicht in sich fand, sondern im Gegenteil: sein Innenleben war so reich, bewegt und tief, dafs er daraus zu deuten vermochte, was ihm aufsen entgegentrat; er hatte schon innerlich erlebt, was ihm die Aufsenwelt als fremdes Erlebnis entgegenbrachte. Und so war es gerade auch bei Pascal, wenn er der Verfasser des *Discours* ist, der dasselbe sagt in seiner klassischen Schlichtheit: *Nous connaissons l'esprit des hommes et par conséquent leurs passions par la comparaison que nous faisons de nous-mêmes avec les autres.* Und noch spezieller, und zwar gerade mit Anwendung auf das Problem des *Discours*: *L'on écrit souvent des choses que l'on ne prouve qu'en obligeant tout le monde à faire réflexion sur soi-même et à trouver la vérité dont on parle. C'est en cela que consiste la force des preuves de ce que je dis.* Und wie könnte es auch anders sein! Wie könnte jemand von Liebe, der geschlechtlichen Liebe gar, etwas Vernünftiges sagen, der diese Regung nur bei anderen, nicht bei sich beobachtet hätte!

Das ist freilich richtig: wenn wir, wie wir müssen, die im *Discours* analysierten Gefühle als erlebte ansehen, so müssen wir umlernen, und jenes Lebensbild z. B., das die Schwester, Mme Périer, gibt, wird stark alteriert. Das allein würde noch nicht so viel besagen. Denn längst hat man anerkannt — ohne freilich die vollen Konsequenzen daraus zu ziehen —, dafs man dieser von Rücksichten der Pietät stark getrübten Quelle mit Mifstrauen nahen mufs. Die *Vie de Blaise Pascal*, das ist eher ein Aktenstück zur Einleitung der Kanonisation eines Heiligen im jansenistischen Kirchlein als eine treue Wiedergabe der ganzen Wirklichkeit. Wichtiger und folgenschwerer ist es, dafs vom *Discours* aus ein Licht zurückfällt auf das, was man die erste

Bekehrung Pascals heifst, die in das Jahr 1646 gesetzt werden mufs, oder, um uns gleich vorsichtiger auszudrücken, auf das religiöse Leben Pascals vor seiner endgültigen (der sogenannten zweiten) Bekehrung im Jahre 1654,[1] also auf einen Lebensabschnitt, aus dem wir so echte und so charakteristische Dokumente haben, wie den korrekt, ja rigoros jansenistischen Trostbrief aus Anlafs des Todes seines Vaters vom Jahre 1651.

Doch ehe wir uns darüber aussprechen können, in welchem Licht diese Religiosität so von rückwärts beleuchtet dasteht, gilt es, den *Discours* zu charakterisieren und zu analysieren. Auch dem neuesten, geistvollen Pascalbiographen, F. Strowsky, einem Schüler Brunetières, kann man den Tadel nicht ganz ersparen, dafs er es mit dieser Aufgabe etwas zu flüchtig genommen hat und zu rasch von ihr abgesprungen ist. Ganz im Bann der heutigen wissenschaftlichen Mode, die überall nach der Ideenfiliation sucht und nach nichts sonst, interessiert er sich hier vor allem für die Quellen, die Pascal beeinflufst haben mögen, und er glaubt fertig zu sein, nachdem er seine Meinung darüber geäufsert und begründet hat. Es darf aber bei diesem Anlafs wohl einmal gesagt werden: in erster Linie handelt es sich für den Interpreten darum, pünktlich zu zeigen, was sein Schriftsteller gesagt, gedacht und — gefühlt hat; dann erst ist die Frage am Platz, woher er das hat, was er gesagt, gedacht und gefühlt hat. Wie in unserem Fall die Verkehrung dieser Fragen zu falschen Ergebnissen führt, soll nachher gezeigt werden.

Doch endlich zur Sache. Was ist der *Discours?* Er ist eine an den lockeren, öfters auch abreifsenden Faden der Ideenassoziation gereihte Folge von Aphorismen, die sich in zwei Gruppen scheiden lassen. Die eine hat zum Thema eine Meditation über die Natur der Seele und den Gehalt des Lebens, immer mit Rücksicht auf die biologische Bedeutung der Leidenschaft, speziell der Liebesleidenschaft für Seele und Leben, die andere, von mehr empirisch-psychologischem Charakter, analysiert im einzelnen Seelenzustände des Liebenden.

Die erste Gruppe bietet der Erklärung besondere Schwierigkeiten, wenn wir eine einheitliche Anschauung und Stimmung zu gewinnen suchen. Es finden sich in ihr z. B. folgende drei Sätze: *L'homme est né pour penser. Nous (ne) sommes au monde que pour aimer. L'homme est né pour le plaisir.* Sehr verschieden gerichtete Geister könnten sich so im *Discours* ihre

---

[1] Diese beiden im Text erwähnten Daten sind die termini a quo und ad quem, innerhalb deren der *Discours* anzusetzen ist. Vor 1646 ist kein Raum für ihn, nach 1654 ist er unmöglich. Eine aufserordentlich starke Wahrscheinlichkeit spricht dafür, dafs er mit dem Höhepunkt der weltlichen Periode Pascals zusammenfällt, mit der Zeit, in der er von Port Royal aufgegeben ist, d. h., dafs er aus dem Jahre 1653 stammt.

Devisen holen: ein Rationalist, ein dionysischer Romantiker und ein Epikureer. Die Schwierigkeit vertieft sich nur, wenn wir uns unter den weitschichtigen Ausdrücken *penser, aimer, plaisir* etwas Bestimmtes vorstellen wollen. Verstehen wir unter dem Denken, das die Bestimmung des Menschen ist, die Wissenschaft, etwa die exakte, der sich Pascal in seiner ersten Periode widmete, oder die philosophische Spekulation, der Descartes oblag, oder die philosophisch-religiöse Intuition, der Spinozas Seele geweiht war, so macht uns der Folgesatz stutzig: *Aussi n'est-il pas un moment sans le faire.* Das mufs doch, sollten wir meinen, ein sehr elementares Denken sein, das wir jeden Augenblick betätigen, etwa das Funktionieren der geistigen Ausstattung, die uns vom Tier unterscheidet. Ebenso verhält es sich mit dem entsprechenden Satz vom Lieben. Die sinnliche Liebe, auf die uns schon das Wort selbst und dann der ganze Inhalt des *Discours* führt, kann doch nicht gemeint sein mit einem Satz wie dem, dafs man immer liebe. Und so heifst es wirklich unmittelbar nach jener These von der Bestimmung des Menschen zur Liebe: *On a beau se cacher, l'on aime toujours. Dans les choses même où il semble que l'on ait séparé l'amour, il s'y trouve secrètement et en cachette.* Es sei nicht möglich, fährt er fort, dafs der Mensch auch nur einen Augenblick ohne das lebe. Nun kann aber die Liebe, ohne die man nicht sein kann, auch nicht einen Augenblick, nicht die akute Leidenschaft sein, die — Pascal[1] selbst sagt es — gerade bei grofsen Seelen nicht oft sich einstellt. Sie mufs dann etwas viel Allgemeineres sein, ein Verlangen von unbestimmter und weiter Art, etwa das von der Lust bewegte Triebleben überhaupt, oder ein irgendwie näher zu bestimmender Grundtrieb, sei es ästhetischer, sei es sozialer Art. Immerhin, wenn Pascal im *Discours* von Lieben und Denken redet, hat er weit überwiegend die höheren und volleren Betätigungen dieser Funktionen im Auge, die in die Tiefe gehende Erkenntnis und die die Seele erfüllende Leidenschaft.

Dann aber bleibt das Problem, ja es verschärft sich, wie Pascal die Bestimmung des Menschen, in so absoluter Formulierung, das eine Mal auf die Erkenntnis, das andere Mal auf die Liebe einschränken kann.[2] Immerhin, so schroff wie wir sie herausstellten, bleiben die Gegensätze im *Discours* nicht stehen.

---

[1] Der überlieferte Verfassername soll hier und im folgenden lediglich der Kürze wegen und rein hypothetisch gebraucht werden, doch ohne Präjudiz. Man denke sich ihn also vorläufig in Anführungszeichen als den angeblichen Pascal des *Discours*.

[2] Geringere Schwierigkeit macht die dritte Zweckbestimmung: *L'homme est né pour le plaisir.* Man kann die Freude leicht unterbringen, sei es als Frucht und Wirkung, sei es als Endziel der Erkenntnis oder der Liebe oder beider.

Es sind gewisse Vermittlungen da; z. B. gleich im Anfang der Abhandlung. Da erscheint die Erkenntnis als das Ideal des Menschen in der Idee, die Leidenschaft als das Bedürfnis des empirischen Menschen: 'Das Leben im reinen Erkennen *(les pensées pures)* würde den Menschen glücklich machen, wenn er ein so einförmiges Leben aushalten könnte; aber es ermüdet ihn und drückt ihn nieder. Er braucht unruhige Bewegung *(du remuement)* und Tätigkeit, d. h. es ist ihm Bedürfnis, von den Leidenschaften umgetrieben zu werden, deren lebendige und tiefe Quellen er in seinem Herzen fühlt.' Wie wir uns diese Ablösung der vita contemplativa durch die vita activa im einzelnen zu denken haben, ob die Kontemplation grundsätzlich und ein für allemal durch die Aktivität ersetzt werden soll, oder ob es sich um ein Verhältnis zeitweiliger Abwechslung handelt — so etwa, dafs man sich von der Anstrengung des reinen Denkens im Wirbel der Leidenschaft erholt, um dann aber wieder zu ihm zurückzukehren — ob es Aktivität für den Menschen nur gibt auf Grund der Leidenschaften, diese und andere Fragen bleiben uns unbeantwortet. Es hat sein Bewenden bei diesen lapidaren, änigmatischen Sätzen des Eingangs.

Eine andere Vermittlung zwischen Denken und Lieben erscheint in einem anderen Gedanken, der öfters variiert wird. Er stellt nämlich einen gewissen Parallelismus zwischen der Denkkraft und der Energie der Leidenschaft fest, so zwar, dafs die letztere fast als eine Funktion der ersteren erscheint: 'Je mehr man Geist hat, um so gröfser sind die Leidenschaften.' 'Der unserem Herzen eingeborene Zug zur Liebe *(caractère d'amour)* entwickelt sich in dem Mafse, wie der Geist vollkommener wird.' Die Begründung dieses eigenartigen Satzes führt uns auf das erste inhaltliche Charakteristikum der Lebensanschauung des *Discours*, als das man den Satz von der Geistigkeit der Liebesleidenschaft bezeichnen könnte. Die Begründung lautet nämlich: 'Da die Leidenschaften nur Gefühle und Gedanken sind, die rein dem Geist angehören, obwohl sie vom Körper veranlafst sind, so ist offensichtlich, dafs sie nichts anderes als der Geist selbst sind, und dafs sie so seine ganze Weite (*capacité*) ausfüllen.' Man könnte diesen Satz von der Geistigkeit der Liebe rein metaphysisch oder erkenntnistheoretisch deuten, und dann würde er nicht viel besagen, nicht viel mehr wenigstens, als dafs Pascal auf die kartesianische Scheidung zwischen denkender und ausgedehnter Substanz eingegangen ist. Diese Auslegung würde nahegelegt durch gewisse Sätze in den naturwissenschaftlichen Schriften Pascals, in denen er den horror vacui bekämpft: 'Um Ihnen offen meine Gedanken zu sagen, so glaube ich nicht gern, dafs die Natur, die weder beseelt, noch der Empfindung fähig ist, eines Horrors fähig ist,

da die Leidenschaften eine Seele voraussetzen, die fähig ist, sie zu fühlen.[1] Aber andere Äufserungen (im *Discours*) führen deutlich über diesen dürren metaphysischen Tatbestand hinaus zu konkreteren psychologischen Bestimmungen jenes Satzes von der Unsinnlichkeit der Liebe, den sie in geradezu paradoxer Weise verschärfen. 'Man hat in ganz unangebrachter Weise der Liebe den Charakter der Vernünftigkeit abgesprochen (*L'on a ôté mal à propos le nom de raison à l'amour*) und hat sie ohne guten Grund einander entgegengesetzt. Denn Liebe und Vernunft sind ein und dasselbe. Ein Sturm von Gedanken treibt nach einer Richtung hin; es findet keine Reflexion im einzelnen statt. Vernunft ist es doch (*C'est une précipitation de pensées qui se porte d'un côté sans bien examiner tout, mais c'est toujours une raison*). Also wollen wir doch nicht die Vernunft von der Liebe ausschliefsen, da sie von ihr unzertrennlich ist. Darum stellen die Dichter sie mit Unrecht als blinden (Knaben) dar. Sie sollten künftighin (Amor) seine Binde nehmen und ihm den Gebrauch seiner Augen lassen.' Derselbe Spiritualismus tritt in einzelnen empirischen Reflexionen und Beobachtungen zutage: 'Klarheit und Schärfe des Geistes (*la netteté d'esprit*) ist die Ursache der entsprechenden Eigenschaft auch in der Leidenschaft; ein grofser und scharfer Geist liebt deswegen mit Feuer und sieht deutlich, was er liebt.' 'Die Liebe verleiht Geist und erhält sich nur durch Geist. Es gehört geistige Beweglichkeit (*adresse*) zum Lieben.'

Fast noch bezeichnender als diese positiven Äufserungen ist etwas Negatives. Wer nicht wüfste, dafs der Mensch auch ein sinnliches Wesen ist, wird es aus diesem Traktat kaum erfahren. Vom ganzen Körper erscheint nur das geistigste Organ, das Auge: 'Eine starke und echte Liebe beginnt immer mit der Beredsamkeit (nicht der Worte, sondern) der Tat. Die Augen tun das Beste dabei (*Les yeux y ont la meilleure part*), die Augen, diese Dolmetscher des Herzens.' Wie der Verfasser das Bestreben hat, das Körperliche beiseitezuschieben, zeigt sich sehr hübsch an einer völkerpsychologischen Betrachtung (der einzigen der Art im *Discours*): 'Man sagt, es gebe Völker, die mehr auf Liebe angelegt seien (*des nations plus amoureuses*) als die anderen. Das ist eine ungeschickte Rede, zum mindesten ist es nur bis zu einem gewissen Grade richtig. Da die Liebe nur in einer geistigen Anziehung (*attachement de pensée*) besteht, so ist sie sicherlich dieselbe über die ganze Erde hin. Sofern sie durch etwas Nichtgeistiges bedingt ist, kann das Klima einigen Einflufs haben, aber nur im Körperlichen (*Il est vrai que, se déterminant autre part que dans la pensée, le climat*

[1] Zitiert nach Strowsky, *Pascal* II, 168.

peut ajouter quelque chose, mais ce n'est que dans le corps).' Ja, wenn man den mehr spekulativen Passus liest, in dem er die Liebe aus dem Wesen des Menschen deduziert, so könnte man auf den Gedanken kommen, dafs er gar nicht die Frauenliebe im Auge habe, sondern einen platonischen Eros mit einem ganz unbestimmten metaphysischen Beziehungspunkt: 'Der angeborene Liebestrieb treibt uns dazu, zu lieben, was uns schön erscheint, ohne dafs man uns je zu sagen brauchte, was das ist.' Oder in einer anderen Wendung desselben Gedankens, wo wir aber auch nur auf die Schönheit im allgemeinen geführt werden: 'Der Mensch ist nicht gern mit sich allein. Da er nun doch liebt, so mufs er anderswo einen Gegenstand zum Lieben suchen. Er kann ihn nur in der Schönheit finden.'[1] Aber er läfst dann doch, freilich auf merkwürdigen Gedankenumwegen, diese Liebe zum Schönen sich zur Frauenliebe spezialisieren: 'Da der Mensch selbst das schönste Geschöpf ist, das Gott je gebildet hat, so mufs er in sich selber das Muster jener Schönheit finden, die er draufsen sucht. Einen Abglanz jenes Ideals von Schönheit (*les premiers rayons*) kann jeder in sich finden und beurteilt danach, was draufsen ist, je nachdem als schön oder häfslich. Nun kann aber nicht alles (Schöne) dem Menschen Genüge tun, wenn er suchend und aus sich heraustretend die grofse Leere in seinem unermefslichen Herzen ausfüllen will. Eine gewisse Wahlverwandtschaft ist ihm Bedürfnis, Daher besteht die Schönheit, die dem Menschen Genüge tun kann, nicht blofs in der ästhetischen Befriedigung (*la convenance*), sondern auch in der Ähnlichkeit mit ihm, (d. h.:) sie ist eingeschränkt auf und eingeschlossen in das Gebiet der geschlechtlichen Differenz.' Dafs die gesuchte Schönheit etwas von Fleisch und Blut ist, liegt auch in dem schlichteren Satz: 'Der Mensch allein für sich ist etwas Unvollkommenes; er mufs einen Partner finden, um glücklich zu sein.' Oder endlich sehr konkret und anschaulich in der Stelle von der Schönheitsmacht des Weibes: Die Schönheit, sonst tausendfach zersplittert und zerteilt, verkörpert und konzentriert sich in der Frau (*La beauté est partagée en mille différentes manières. Le sujet le plus propre pour la soutenir, c'est une femme*). Hat die Frau Geist, so beseelt und hebt sie sie wunderbar. Wenn eine Frau gefallen will und dabei den Reiz der Schönheit ganz oder zum Teil besitzt, so gelingt es ihr. Ohne viel Mühe zwingt die erst kaum Beachtete die Männer zum Lieben. Denn in der Männer Herzen hat die Sehnsucht eine Stätte (*il y a une place d'attente*); dort nistet sie sich ein.'

Ein zweiter Zug, der für den *Discours* charakte-

[1] Der Passus ist etwas frei wiedergegeben.

ristisch ist, ist das verhaltene heroische Pathos, die Leidenschaft für Gröfse, die ihn durchzieht. Er enthüllt uns sein Ideal in dem Wort: 'In einer grofsen Seele ist alles grofs.' Weil er Gröfse findet in den Feuerleidenschaften (es sind das Liebe und Ehrgeiz) wendet er ihnen sein erkennendes Interesse und seine Sehnsucht zu, und er verrät uns seines Herzens Wünschen in dem Seufzer: 'Wie glücklich ist ein Leben, wenn es mit der Liebe beginnt und mit dem Ehrgeiz endet! Dürfte ich eins wählen, ich nähme ein solches. In einem solchen Leben ist man so glücklich als die menschliche Natur es überhaupt zuläfst.' Den Ehrgeiz, den er befremdlicherweise — übrigens nur an dieser einen Stelle — der Liebe ebenbürtig an die Seite stellt, führt er auf folgende Weise ein: 'Solange man Feuer hat, ist man liebenswert; aber dieses Feuer erlischt und verliert sich. Wie schön und grofs ist dann die Stätte für den Ehrgeiz!' Die ungestüme und stürmische Erregung (*la vie tumultueuse*) ist es, was grofsen Geistern gefällt. Weil der Ehrgeiz diesen Zug mit der Liebesleidenschaft gemein hat, fällt hier auch auf ihn — vorübergehend — Pascals Blick, der sonst ganz auf die Liebe eingestellt bleibt. Wie hochgestimmt die Passion ist, die er im Auge hat, geht aus einer gelegentlichen kritischen Bemerkung gegen die Dichtkunst hervor. Dieser Zeitgenosse Corneilles ist nämlich so heikel, dafs er findet: 'Die Dichter vermögen uns die Liebesregungen in ihren Helden nicht recht zu schildern, sie müfsten dazu selber Helden sein.'

Die Kehrseite dieses Hochgefühls ist eine Stimmung, man kann nicht sagen der Verachtung oder des Herabsehens, aber doch des befremdeten Staunens, das ihm die 'Mittelmafsmenschen' einflöfsen, 'die in allen Dingen Maschinen sind'. 'Man darf', sagt er ein andermal von dem Stürmischen der Liebe, 'man darf und man kann sich das gar nicht anders wünschen; wir wären sonst recht widerwärtige Maschinen.' Und schmerzlich empfindet er es als eine traurige Konzession an die Gebrechlichkeit des Menschen, als 'eine elende Folge aus der menschlichen Natur', dafs die Leidenschaft auch der grofsen Seele nichts Kontinuierliches sein kann, sondern manchmal in das Unterbewufste untertauchen mufs. Das ist der Sinn der Sätze: 'An einem und demselben Gedanken festzuhalten, ermüdet den menschlichen Geist und richtet ihn zugrunde. Daher müssen im Interesse der Beständigkeit (*solidité*) und der Dauer der Freude der Liebe auch Zeiten eintreten, wo man sich nicht bewufst ist, dafs man liebt. Das ist keine Untreue, sondern ein Kräftesammeln zu stärkerer Liebe; und zwar vollzieht sich das unbewufst und ohne dafs unser Wille etwas dazu tut. Die Natur will es, sie befiehlt es. Man wäre freilich glücklich, wenn man nicht genötigt wäre, geistig so veränderlich zu sein (*de changer*

de pensée); aber so sind wir nun einmal (*il n'y a point de remède*).'

Der Zug zur Gröfse hin bricht auch in Stellen heraus, in denen die philosophische Meditation übergeht in die bekenntnisartige Darlegung der inneren Erfahrung oder in die psychologische Beobachtung der äufseren Wirklichkeit. Ein Bekenntnis darf man doch wohl in einem Satz wie dem folgenden finden: 'Es scheint, dafs man eine ganz andere Seele bekommt, wenn man liebt. Man wird gehoben durch diese Leidenschaft und wird ganz Gröfse. Ja, unser ganzes Leben mufs dann den Stil der Gröfse bekommen, wenn wir nicht unschön wirken wollen.' (Der letztere Satz ist eine freilich sehr freie, aber doch wohl nicht unrichtige Wiedergabe des französischen Textes: *il faut donc que le reste ait proportion, autrement cela ne convient pas, et partant cela est désagréable*). Oder: 'Die grofsen Seelen sind nicht die, die am häufigsten lieben, aber wenn sie zu lieben beginnen, lieben sie schöner. Ich rede von der heftigen (*violent*) Liebe. Es braucht eine Überschwemmung mit Leidenschaft, wenn ihr Herz in Bewegung geraten und ausgefüllt werden soll.' Dazu nehme man eine der seltenen Stellen, in denen sich in dem sonst zeitlos scheinenden *Discours* ein Ausblick öffnet auf das zeitgenössische Milieu von 'Hof und Stadt': 'Die vom Hof haben mehr Glück in der Liebe (*sont mieux reçus dans l'amour*) als die Stadtmenschen, weil die einen Feuerköpfe sind,[1] die anderen ein Leben führen, dessen Einförmigkeit nichts hat, was Eindruck macht. Ein stürmisches Leben überrascht, macht Eindruck und überwältigt (*pénètre*); (das ist nicht zufällig, sondern in der Sache begründet, denn) die auf Liebe angelegten Seelen (*les âmes propres à l'amour*) verlangen nach einem Leben der Tat, das sich entlädt in überraschenden Erlebnissen (*qui éclate en événements nouveaux*). Wie das Innere in (steter) Bewegung ist, so soll es auch mit dem Äufseren sein. Darum weist diese Lebensführung in wunderbarer Weise auf die Leidenschaft hin.'

Ein drittes Charakteristikum des *Discours* kann nicht unmittelbar aus dem Wortlaut erhoben, ganz wohl aber zwischen den Zeilen gefunden werden. Es ist die Weltlichkeit der Betrachtungsweise, die von Grund aus heidnische Stimmung, die das Ganze durchwaltet. Sie verrät sich in der vollkommenen Abwesenheit aller christlichen, ja auch aller moralistischen Gesichtspunkte. Es fehlt nicht nur jede polemische Beziehung auf sie; es ist nicht einmal eine Spur davon vorhanden, dafs sie einmal überwunden werden mufsten. Sie sind

---

[1] Man bedenke dabei, dafs wir hier noch in der Zeit der grofsen Adelsrevolutionen sind, nicht unter den geschniegelten Höflingen der bourbonischen Spätzeit.

einfach nicht da. So unbekümmert, wie man das Selbstverständliche sagt, spricht der Verfasser es aus: 'Die Leidenschaften, die dem Menschen am meisten anstehen, sind Liebe und Ehrgeiz.' Davon, daſs sie unter dem Gegensatz des Guten und Bösen, des Seelenverderblichen und des zum Heil Förderlichen betrachtet werden könnten, ist nicht mit einem Wort die Rede. Der einzige Gegensatz, der ins Gewicht fällt, ist der ästhetische der Gröſse und der Mediokrität, der Gröſse, die freudig und stolz bejaht, der Mediokrität, die kühl und vornehm abgelehnt wird.

In ganz unglücklicher Weise hat Strowsky diesen Zug gedeutet, wenn er vom Pessimismus und der Menschenverachtung des *Discours* redet und die Illusionslosigkeit der Weltmannsmoral des *honnête homme* in der Art eines Larochefoucauld in ihm entdecken will. Er beruft sich da auf Sätze wie den: 'Das Leben des Menschen ist jammervoll kurz.' Gewiſs, Pascal sagt so, und er begründet es damit, daſs das Leben des Menschen nicht mit seinem Eintritt in die Welt beginne, sondern mit der Geburt der Vernunft, die im allgemeinen aber nicht vor dem zwanzigsten Jahr anzusetzen sei. Ehe der Mensch von der Vernunft in Bewegung gesetzt werde (*ébranlé*) — man erinnere sich dabei an den Parallelismus von Vernunft und Leidenschaft —, sei er noch Kind: 'ein Kind aber ist noch nicht Mensch'. Ist das nun Pessimismus? Der Pessimismus, der echte, besteht doch wohl in der Überzeugung, daſs das Leben nicht lebenswert ist, daſs das Nichts dem Leben vorzuziehen sei; Todessehnsucht ist die ihm entsprechende Stimmung. Wer das Leben klagend zu kurz findet, aus dem spricht ein Lebenshunger, der nur das schmerzlich empfindet, daſs ihm nicht genügend Zeit zur Sättigung vergönnt ist. Mit dem Appetit nach mehr beweist man, daſs man das Leben noch schmackhaft und schön findet und also noch nicht Pessimist ist. Ebensowenig darf die aristokratische Begeisterung für die groſse Seele mit Menschenverachtung verwechselt werden. Wie der Held in der Freude an seinem hohen Streben und in der Liebe zu seinem Ruhm sich durch die Tatsache nicht beengt fühlt, daſs es auch Feige gibt, so gleitet der Blick Pascals über die mittelmäſsigen Maschinenmenschen weg, von denen sich der Hochgesinnte abhebt. Der 'ton désabusé' Larochefoucaulds klingt auch nicht mit einer einzigen Note durch in den mächtigen Akkorden dieser Eroica.

Nun bleiben für unsere Betrachtung noch jene empirischen Bemerkungen über einzelne Seiten an der Leidenschaft der Liebe, jene psychologischen Aperçus über einzelne Stadien einer typischen Liebesgeschichte. Sie lassen sich nicht wie das bisherige einheitlich zusammenfassen, dürfen aber doch auch nicht übergangen werden, da sie für den Verfasser individuell bezeichnend sind.

'Die Liebe muſs sich mit Hochachtung verbinden, und zwar müssen Liebe und Hochachtung so im Gleichgewicht sein, daſs sie sich gegenseitig heben, ohne daſs die Hochachtung die Liebe erstickt.' 'Die erste Wirkung der Liebe ist, daſs sie hohe Achtung einflöſst; man fühlt Verehrung für das, was man liebt, und das ist recht so. Kennt man doch auf Erden nichts Höheres.' — Die stille und stumme Liebe beschäftigt unseren Verfasser sehr. Er schildert eine Liebe dieser Art in ihren drei Entwicklungsstadien: 'Oft vergöttert man liebend (*on adore*), ohne daſs das andere etwas davon weiſs, und wahrt ihm — unerkannt — eine unverbrüchliche Treue. Aber diese Liebe muſs sehr zart oder sehr rein sein.' 'Die Liebe, die sich nicht zu bekennen wagt, hat ihre Schmerzen, sie hat aber auch ihre Reize. Wie begeistert fühlt man sich, wenn man alles, was man tut, in der Absicht tut, einem Wesen zu gefallen, dem man die tiefste Verehrung weiht! Tag für Tag sinnt man, um Mittel zu finden, sein Herz zu enthüllen. Darauf wendet man geradeso viel Zeit, wie wenn man mit dem geliebten Wesen frei verkehren dürfte. Die Augen leuchten auf, und ihr Glanz verlischt in einem und demselben Augenblick; und wenn man auch nicht wahrnehmen darf, daſs die, die unser Inneres so tief erregt, darauf achtet, so fühlt man sich doch gehoben in dem Gedanken, daſs man alle diese Regungen für ein Wesen fühlt, das ihrer so würdig ist. Man wünscht sich hundert Zungen, um sich zu erkennen zu geben. Da man sich aber der Sprache nicht bedienen darf, so bleibt nichts übrig, als sich in seinem Tun beredt zu zeigen. Bis dahin fühlt man immer Freude. Das Leben ist ausgefüllt (*l'on est dans une assez grande occupation*); so ist man glücklich. Denn keinen leeren Raum im Geist entstehen lassen, ist das Geheimnis für die Kunst, einer Leidenschaft treu zu bleiben (*d'entretenir toujours une passion*). Immerhin, lange kann es der Geist in diesem Zustande nicht aushalten, weil er so ohne Partner ist in einer Leidenschaft, in der man notwendig zu zweien sein muſs, und weil es darum kaum anders möglich ist, als daſs er sich bald in den Regungen erschöpft, von denen er bewegt ist. Ist es so weit gekommen, so versiegt oft allmählich die Herzensfülle, da kein Zufluſs aus der Quelle mehr zuströmt; man siecht elend dahin (*l'on décline misérablement*), und die feindlichen (oder die entgegengesetzten [?]) Leidenschaften (*passions ennemies*) bemächtigen sich eines Herzens, das sie in tausend Stücke zerreiſsen. Trotzdem kann ein Strahl von Hoffnung uns von unserem Tiefstand auf die alte Höhe heben. Das ist oft ein Spiel, an dem die Damen sich ergötzen. Manchmal ist das Mitleid, das sie scheinbar im Spiel zur Schau tragen, wirklich echt. Wie glücklich ist man dann, wenn das geschieht!'

Dafs der Verfasser mit diesen Erfahrungen solchermafsen Bescheid weifs, hängt vielleicht mit besonderen Umständen zusammen, die er in den folgenden Stellen andeutet: 'Meist sucht man den Gegenstand seiner Liebe im ebenbürtigen Stand, weil man hier auf Freiheit und Möglichkeit, sich zu offenbaren, am ehesten rechnen darf. Trotzdem wagt man sich manchmal auch in weit höhere Sphären, und man fühlt, wie das Liebesfeuer nur stärker wird, obwohl man es der, die es in uns angefacht hat, nicht zu gestehen wagt. Wenn man eine Dame liebt, der man nicht ebenbürtig ist, so kann ganz wohl bei den Anfängen einer solchen Liebe der Ehrgeiz mit unterlaufen. Aber in kurzer Zeit wird die Liebe vorherrschen. Sie ist eine Tyrannin, die keinen Genossen neben sich duldet; sie will allein sein; alle Leidenschaften müssen sich beugen und ihr gehorchen.' Mit dieser Situation hängt es wohl zusammen, dafs die Ausdrucksformen der Neigung, von denen der Verfasser mit Vorliebe spricht, die der heimlichen Liebe, ja die des schüchternen Liebhabers sind. So vielleicht schon in der ganz allgemein gehaltenen Bemerkung: 'In der Liebe ist Schweigen besser als Reden; es ist gut, zu verstummen. Es gibt eine Beredsamkeit des Schweigens, die einen tieferen Eindruck macht als alles Sprechen. Wie überzeugt der Liebende die Geliebte durch sein unwillkürlichss Verstummen (*quand il est interdit*), wenn er sonst Geist hat. So feurig man sein mag, es ist gut, wenn bei gewissen Konjunkturen die Glut sich dämpft.' Und er weifs wohl, was im Liebenden vorgeht bei diesem Verstummen: 'Ist man fern von der Geliebten, so fafst man sich ein Herz, gar vieles zu sagen und zu tun; ist man bei ihr, so ist man unentschlossen. Woher kommt das? Wenn man ferne ist, ist der Geist noch nicht so aus der Fassung gebracht (*n'est pas si ébranlé*) wie in der Gegenwart der Geliebten, die ihn in mächtige Wallung bringt. Um die Festigkeit, deren die Entschlossenheit bedarf, ist es dann geschehen.' Es nimmt uns nicht wunder, dafs diese Liebe, still und in sich gekehrt, wie sie ist, nach aufsen scheu, fast schüchtern erscheint: 'Wenn wir lieben, erscheinen wir uns selbst ganz anders, als wir vorher waren. So bilden wir uns ein, jedermann merke es uns an; und doch täuschen wir uns darin gründlich. Aber weil die Vernunft in ihrem freien Blick von der Leidenschaft behindert ist, so kann man sich nicht beruhigen und schwebt in stetem Mifstrauen. Wenn man liebt, ist man überzeugt, dafs man die Leidenschaft eines anderen leicht entdecken würde. So ist man in Angst.'

Endlich noch ein stark individueller Zug, den man leicht in Verbindung mit dem bisherigen bringen kann. Es ist die schmerzvolle Unsicherheit der unentdeckten, unverstandenen Liebe. 'In der Liebe wagt man das Risiko

nicht, weil man alles zu verlieren fürchtet, und doch mufs man sich vorwagen (*il faut avancer*). Wer aber kann einem sagen: wie weit? Immer zittert man, bis man den Punkt gefunden hat.' 'Nichts ist so quälend, als wenn man liebt und etwas zu seinen Gunsten sieht, ohne dafs man daran zu glauben wagt. Man wird von Hoffnung und Furcht gleichermafsen bestürmt, bis endlich die Furcht über die Hoffnung siegt. — Wenn man innig liebt, ist es einem immer ein neues Erlebnis, wenn man die Geliebte sieht. Ist man einen Augenblick fern, so findet man, dafs sie unserem Herzen fehlt. Welche Freude, sie wiederzufinden! Sofort fühlt man, wie die Unruhe nachläfst. Freilich mufs man dann in der Liebe schon viel Boden gewonnen haben. Denn ist sie in ihren ersten Stadien, so fühlt man wohl auch jenes Nachlassen der Unruhe; dafür quält einen anderes. So folgen die Leiden aufeinander, und doch sehnt man sich nach der Gegenwart der Geliebten, in der Hoffnung, weniger leiden zu müssen. Wenn man sie indessen sieht, meint man, man leide noch mehr als vorher. Die vergangenen Schmerzen tun nicht mehr weh, wohl aber die gegenwärtigen; und man urteilt nach dem, was man in der Gegenwart fühlt. Ist ein Liebender in diesem Zustande nicht des Mitleids wert?' In diesen schwermütigen Laut klingt der *Discours* aus.

Nun ist es Zeit, nach den Einflüssen zu fragen, die auf den Verfasser gewirkt haben können. Zwei solcher Einwirkungen stellt Strowsky fest: die von Descartes und die des Chevalier de Méré, eines Weltmannes von Ruf, der sich mit Briefen und kleinen Werkchen literarisch betätigte und mit dem Pascal in seiner mondänen Periode in Beziehungen stand. Die Rolle Mérés, die noch Brunetière recht bescheiden einschätzte, wächst sich bei den neueren Pascalisten sichtlich zu immer gröfserer Bedeutung aus. Strowsky spricht von ihm mit einer Bewunderung, die sich der Ehrfurcht nähert. Der Pascal des *Discours* ist ihm 'der Schüler Mérés'. Was soll er nun von Méré haben? Die Grundgedanken des *Discours* offenbar nicht. Die Gedanken, die — in unserer Darstellung wenigstens — als grundlegend erschienen, führt Strowsky nicht auf Méré zurück, erwähnt sie allerdings auffallenderweise überhaupt nicht, findet dagegen unleugbaren Méréschen Einflufs in Partien, die uns so sehr als Beiwerk und Nebensache erschienen, dafs wir sie aus unserer Analyse zunächst ausscheiden zu dürfen glaubten. Hier sollen sie nun doch, damit der Leser sich ein Urteil bilden kann, zur Sprache kommen.

So ist ein Aphorismus da über den Unterschied des *esprit géométrique* und des *esprit de finesse* (in unserer Sprache etwa: des wissenschaftlichen und des psychologischen Geistes), die Pascal einander entgegensetzt nach den Merkmalen der Kraft

und der Geschmeidigkeit. 'Der wissenschaftliche Geist zeichnet sich aus durch sein langsames, unerbittlich strenges, methodisches Vorgehen (*il a des vues lentes, dures et inflexibles*), dem andern ist eigentümlich, dafs er in seiner Behendigkeit vieles auf einmal in seinen Blickpunkt zu stellen vermag.' Sonderbar ist, wie Pascal hier diese Unterscheidung in seinen Gedankengang einschiebt. Es mag noch hingehen für den psychologischen Geist, dem er nachrühmt, dafs er — wir dürfen es vielleicht so ausdrücken — findig mache in der Liebe, sofern er sich die verschiedenen liebenswürdigen Seiten des geliebten Gegenstandes zu vergegenwärtigen verstehe; von den Augen drängt er zum Herzen vor, und aus den äufseren Bewegungen erkennt er, was im Innern vorgeht. Aber auffallend ist doch der Ausruf: 'Wenn man beides zusammen hat (die beiden *sortes d'esprit*), wieviel Freuden gewährt uns dann die Liebe! Denn dann hat man sowohl die Kraft als die Geschmeidigkeit des Geistes, die beide sehr nötig sind für die Beredsamkeit in diesem Wechselverkehr (*l'éloquence de deux personnes*).' Was Pascal meint, ist dunkel. Denn der Ernst und die Tiefe der Liebe, an die er etwa denken mag bei dem Ausdruck *force,* hat nach unserem Empfinden doch wohl nichts zu tun mit dem wissenschaftlichen Geist. Die ihn im höchsten Grade hatten, ein Arnauld und ein Kant, brauchten darum nicht grofs zu sein in der Leidenschaft der Liebe, und waren es auch nicht. Im übrigen ist die Unterscheidung der beiden *esprits* ein Pascalischer Originalgedanke, den er genauer ausführte in dem Werkchen über den *esprit géométrique* und in Nr. 639 der Pensées (éd. Michaut). Ob er auf ihn kam in der Diskussion mit Méré, wie Strowsky zu wissen glaubt, oder ob er ihn aus dem Eigenen entwickelt hat, mufs hier dahingestellt bleiben. Die Art jedenfalls, wie er die Unterscheidung hier verwendet, beweist nichts für eine Abhängigkeit des *Discours* von Méré.

Nehmen wir also andere Beispiele von den 'zahlreichen Stellen, in denen Pascal Mérés Ideen aufnahm'. 'Je geistvoller man ist, um so mehr findet man originale Schönheiten; nur darf man nicht verliebt sein, sonst findet man nur eine.' Mufs man, um diesen hübschen Einfall zu haben, wirklich abhängig von jemand sein? Kann man auf so etwas nicht von selbst kommen, besonders wenn man Pascal heifst? Zu anderem braucht man nicht einmal Pascal zu sein, zum Beispiel: 'Die Eigenschaften, die zum Geist gehören (*les qualités d'esprit — esprit dans le sens de Méré,* setzt Strowsky fast naiv hinzu), erwirbt man nicht durch Gewöhnung, man kann sie nur vervollkommnen.' Der von Pascal geprägte Ausdruck *éloquence d'action* erinnere an Méré, weil Méré sage, das Tun sei auch eine Art des Ausdrucks und unterstehe wie das Wort ästhetischen Gesetzen. Nimmt man

die Dinge so in Bausch und Bogen, dann fragt man doch besser, an was der *Discours* nun eigentlich nicht erinnert. Indirekte Beeinflussung durch Méré, das heifst Polemik gegen ihn, soll in der Stelle liegen: 'Die Leute haben sich mit allem Fleifs ein so überstiegenes Ideal vom Gefälligen gebildet, dafs es ganz unerreichbar wird (*les hommes ont pris plaisir de se former une idée de l'agréable si élevée que personne n'y peut atteindre*). Urteilen wir richtiger und sagen wir uns, dafs das Gefällige nichts anderes ist als Natürlichkeit verbunden mit überraschender Beweglichkeit und Lebendigkeit des Geistes.' Aber liegt in diesem Gedanken irgend etwas anderes als eine Ablehnung der Preziosität und ein Bekenntnis zum Prinzip der Natürlichkeit, natürlich genug im Munde eines Mannes, der in der Zeit der Preziosität lebend der Wortführer der Schule der Natürlichkeit war; denn Pascal verdient diesen Ruhmestitel noch mehr als Boileau, wie die ästhetischen Partien seiner *Pensées* beweisen. Mufs man dazu einen Méré herbeiholen? Endlich führt Strowsky für den Einflufs des chevalier seltsamerweise noch einige der oben (S. 150) angezogenen Stellen über den Parallelismus von Geist und Leidenschaft ins Feld. Seltsamerweise, denn was er selbst von Méré zitiert, führt auf eine ganz andere Sinnesart. Méré ist, gerade wenn wir Strowskys Charakteristik Glauben schenken, der Virtuos der Kunst der Geselligkeit. Der leitende Gedanke für das Leben, wie es ihm als wünschenswert vorschwebt, ist: sich gegenseitig das Dasein angenehm zu machen, angenehm allerdings auf eine feine und zarte Weise, die jede Art von brutalem und feindseligem Egoismus zurückdrängt. Der Idealbegriff dieser *esprits doux* und *cœurs tendres,* die überall nur Freude bringen, sich liebenswert machen und Achtung verdienen wollen, ist — die *bienséance.* Das Ideal der Frau, wie sie sein soll nach dem Herzen Mérés — 'wifst ihr, wer es verwirklicht hat? Die beste Schülerin Mérés, Frau von Maintenon'.

Und das soll der Geist sein, der Pascal imponierte, so sehr imponierte, dafs er ihn erst dem übermächtigen christlichen Geist opferte, dafs er, wenn er nicht Christ geworden wäre, ein Jünger dieses Geistes hätte sein und bleiben wollen? Das ist schwerlich zu glauben. Man läfst sich doch blofs von dem Überlegenen imponieren. Wo nun die Überlegenheit zu suchen ist, ob auf Seite der Méréschen Diskurse oder auf der des *Discours sur les passions de l'amour,* darüber kann keinen Augenblick ein Zweifel sein, da entscheidet schon ein Blick auf die Form: dort, bei Méré, fliefsende, schillernde Begriffe, die sich nicht fassen lassen, verschwommene Stilkonturen, eine schlaffe Gedankenentwicklung, hier, in unserem *Discours,* mächtige Sentenzen, wuchtig hingesetzt, oft orakelhaft und änigmatisch, viele ausgezeichnet durch die Klangfarbe jenes verhaltenen Pathos, das

einen langen Nachhall in Geist und Gemüt hinterläſst. Und gar nun welcher Kontrast im Gehalt, ein Kontrast wie zwischen Frau von Maintenon, an die Strowsky ganz richtig erinnert, und den klösterlichen Frauen aus dem groſsen Geschlecht der Arnauld! In den Diskursen des chevalier klingt schon das 18. Jahrhundert an, und zwar gerade die Schwäche des Rokokojahrhunderts, das Kleine und Feine, das Weiche und Süſse; es ist nur ein Schritt von Méré zum petit-maître mit seinem banal liebenswürdigen Lächeln. In Pascals *Discours* fühlen wir uns mitten im 17. Jahrhundert, und zwar auf der Höhe jener Zeit, in der Welt der Gröſse, der Strenge und Kraft; ja, was noch mehr ist, auf den Höhepunkten dieser Schrift fühlen wir uns über aller Zeit, einsam einem Menschen gegenüber, der das Gröſste hat, was ein Goethe kannte: ein eigen Herz.

Immerhin, damit kein falsches Bild entstehe, sei sofort hinzugefügt: auch im *Discours* wandeln wir nicht immer auf den Höhen. Die Betrachtung kann ganz nüchtern, fast realistisch werden, wie es in dem Passus der Fall ist, der in dem Satz gipfelt: 'Es gibt ein Jahrhundert für die Blondinen und eins für die Brünetten', und den man überschreiben könnte: Von der Relativität des Schönen. Das allgemeine Ideal der absoluten Schönheit, wird dort ausgeführt, das jeder in individuell verschiedener Prägung in sich trägt, wird nun doch von auſsen her, durch Zeit und Raum, in die der einzelne beschlossen ist, noch stark modifiziert. 'Die Mode sogar und Landesart und -brauch (*les pays*) bestimmen oft, was man Schönheit heiſst. Es ist erstaunlich, wie tief die Umwelt (*la coutume*) in unsere Leidenschaften eingreift.' Und zwar ist es die Macht der Frau, die dieses Musterbild der Schönheit aufstellt. Dem Geist der Männer, die sie unbedingt beherrschen, prägen sie ein Bild der Schönheiten ein, die sie haben oder die sie bewundern, und statten so jene ideale Urschönheit mit Zügen aus, wie sie ihnen belieben, weshalb sie denn auch die Männer in den Streit hineinziehen, der unter ihnen über die Schönheiten herrscht, die gefallen sollen. Ganz unterdrücken läſst sich das angeborene individuelle Ideal indessen nicht, sonst würde der Liebende nicht die Geliebte immer am schönsten finden und allen als Musterbild vorhalten. Befremdlicher noch sind gewisse Passagen, die wieder mehr subjektiven Einschlag haben, so die den Begriffen wie dem Gedankenfortschritt nach sehr dunklen und schwer deutbaren Stellen über die *délicatesse* in der Liebe. Sie hat wohl Strowsky im Auge, wenn er sagt: 'Einige Gedanken sind reiner Gallimathias.' Das ist vielleicht zuviel gesagt, und es fehlt uns wohl nur eben der Schlüssel zu der freilich tüftlerischen Empfindungsanalyse, in der Pascal vermutlich sich künstlich in eine Betrachtungsweise einfühlen wollte, die seiner Natur doch

nicht lag. Ohne auf die weitschichtige Exegese der Möglichkeiten des Gedankenzusammenhangs einzugehen, stellen wir nur einiges Sichere fest. *Délicat* (heifst es hier: zartfühlend? oder empfindlich? oder heikel?) ist man von Natur, man kann diese Eigenschaft nicht sich erwerben. Die Frauen lieben sie am Mann, sie haben eine Schwäche dafür, mit ihr gewinnt man sie. Die *esprits délicats* unterscheiden sich von den gröberen Naturen, die rasch zufassen in der Liebe, sich bei ihr nicht lange hinhalten lassen wollen und sie bald hinter sich haben. Wer *délicat* ist, kostet die Liebe gerade dann recht aus, wenn der Weg zum Ziele weit ist und wenn er sich lange von der Hoffnung nähren mufs. Es gibt einen Mittelzustand zwischen der *délicatesse* und dem völligen Fehlen dieser Eigenschaft; man kann wünschen, *délicat* zu sein, dann ist man nahe daran, es zu werden usw. Hier mag Méré gewirkt haben.

Nun noch ein Wort von dem anderen Einflufs. Pascal soll im *Discours* auch ein Schüler Descartes' sein. Er sei das, sofern er aus den Leidenschaften ein Denken mache und aus dem Menschen ein zum Denken bestimmtes Wesen. Jeden Augenblick stofse man auf Stellen, wo sich seine Gedanken mit dem *Traité des passions* von Descartes berühren. Nun müssen wir jene beiden Sätze, die Strowsky ausdrücklich namhaft macht, dahingestellt sein lassen. Sie sind wirklich zu vieldeutig. Der erste findet sich ja auch bei Descartes, bedeutet dort aber nur, dafs die passion (das heifst bei ihm zunächst jeder leidendliche Seelenzustand einschliefslich der Empfindungen) an sich etwas Seelisches ist und nichts Körperliches. Von der Spiritualität der Leidenschaft im Pascalschen Sinne ist bei Descartes keine Rede. Im übrigen ist die Beiziehung des Descartesschen *Traité des passions* zur Erklärung des Pascalschen *Discours* allerdings empfehlenswert, aber nicht deswegen, weil man in dem ersteren eine Quelle des letzteren finden könnte, sondern weil der Kontrast die Eigenart beider erhellt.

Welch ein Gegensatz schon in der Form! Hier bei Descartes der methodische Vortrag der wissenschaftlichen Lehrschrift mit dem geschlossenen Gedankengang und der durchsichtigen Gliederung in Kapitel und Paragraphen, dort der rhapsodische Monolog, bald verstummend, bald wieder einsetzend, voll von Problemen für den, der der dunklen Verbindung der Gedanken nachspürt, ein einheitliches Ganzes nur durch die alles durchwaltende Stimmung. Den Grund für die Verschiedenheit der Form finden wir, wenn wir nach dem Zweck der beiden Schriften fragen. Und das Merkwürdige ist, dafs von einem solchen bei Pascal eigentlich keine Rede sein kann. Der *Discours* ist hierin einem Kunstwerk verwandt, insbesondere einem Erzeugnis der lyrischen Kunst, er hat etwas von der triebhaften,

11*

zwecklosen Herzensergiefsung, wogegen der Zweck oder besser die Zwecke bei Descartes in die Augen springen. Er will wissenschaftlich die Phänomene der *passions* in methodischer Vollständigkeit beschreiben und klassifizieren und sie, besonders auch physiologisch, erklären, und er will praktisch die Folgerungen aus dieser Erkenntnis ziehen in Ratschlägen und Winken für die moralische Selbsterziehung. Damit hängen die grofsen inhaltlichen Verschiedenheiten der beiden Werke zusammen. Zum Beispiel der viel engere Horizont Pascals. Da es ihm nicht um wissenschaftliche Vollständigkeit, überhaupt nicht um Wissenschaftlichkeit zu tun ist, so beschränkt er sich darauf, von dem zu reden, was ihn interessiert, richtiger vielleicht, was ihn bewegt, uns zu sagen, wie es ihm fühlend und denkend zumute ist. So fällt die physiologische Erklärung, überhaupt die Beobachtung des Körperlichen, die Descartes sehr wichtig ist, von selbst weg. Man denke sich etwa den Satz des Artikels 97 in Descartes' *Traité* bei Pascal: 'In der Liebe[1] ist der Pulsschlag gleichmäfsig, viel mächtiger und stärker als gewöhnlich, man fühlt eine angenehme Wärme in der Brust, die Verdauung der Fleischspeisen vollzieht sich sehr rasch im Magen, so dafs diese Leidenschaft der Gesundheit zuträglich ist.'

Endlich eine Verschiedenheit, die als der denkbar schärfste Gegensatz zu bewerten ist und die noch mehr als alles bisherige es unmöglich macht, von einer Schülerschaft Pascals Descartes gegenüber zu sprechen: Descartes' *Traité* hat eine teleologische Spitze und entfaltet sich ganz von selbst zu einer Ethik in nuce. Er redet von dem *usage,* in unserer Sprache der biologischen Funktion, der Leidenschaften für das körperliche und geistige Leben und im Anschlufs daran von der sittlich geforderten Einwirkung des als unbedingt frei zu denkenden Willens auf die Leidenschaften. 'Es gibt keine Seele, die so schwach wäre, dafs sie nicht, bei der richtigen Pädagogik, eine unbedingte Gewalt über alle ihre Leidenschaften erlangen könnte.' Ein derartiger ethischer Anhang fehlt nun im *Discours*; ja, er fehlt nicht blofs, er ist vollkommen ausgeschlossen durch den Determinismus der Passionen, der ihm zugrunde liegt. Pascal hat eine ganz andere innere Erfahrung und darum eine ganz andere Stimmung als Descartes. Descartes offenbart uns sein Ideal, indem er sagt: 'Wer von den Leidenschaften unbelästigt bleiben will, der möge bedenken, dafs unser moralisches Heil von inneren Regungen abhängt, die (frei) in der Seele von der Seele erzeugt werden.' Wer so gelebt habe, dafs ihm sein Gewissen nichts vorwerfen könne, d. h. wer der Tugend ge-

[1] Zu bemerken ist allerdings, dafs der amour-Begriff Descartes' sich nicht auf die erotische Regung beschränkt, sondern erheblich weiter ist.

folgt sei, der empfinde davon eine innere Befriedigung, die so mächtig zu seinem Glück wirke, dafs der heftigste Ansturm der Leidenschaft nie so viel Gewalt über ihn bekäme, dafs er die Ruhe seiner Seele zu trüben vermöge. Und nun erinnere man sich an den Ton, in dem Pascal von den Feuerleidenschaften redete und von der grofsen, das heifst ihm: der von grofsen Leidenschaften bewegten Seele. Das sind zwei Welten.

Damit scheidet Descartes aus, so wie Méré, für den, der nach Vorlagen für den *Discours* sucht. Doch ist vielleicht das andere Problem für die Pascalforschung wichtiger: Was folgt aus dem *Discours* für Pascal, wenn er von Pascal ist. Über diesen bösen Bedingungssatz nun kommen wir freilich nicht hinweg, solange uns nicht ein glücklicher Fund zu Hilfe kommt. Anderseits gilt es aber auch, um mit Voltaire zu reden: *Il faut prendre parti.* Wer sich ein deutliches Bild von Pascal machen will, mufs sich klar darüber werden, ob er den *Discours* Pascal zutrauen will oder nicht. Nun hat der Pascalforscher Giraud in einem Aufsatz in der *Revue des deux Mondes* (*'Pascal a-t-il été amoureux?'* 1907) sich über die Frage in verneinendem Sinne geäufsert. Der Artikel ist eine Wiederaufnahme von Brunetières oben (S. 146) angeführten Bedenken, die mit einer Reihe von Gründen unterbaut werden. Die These ist: Es kann nicht bewiesen werden, dafs der *Discours* von Pascal ist, und wenn er von ihm ist, so sagt er uns nichts über das Gefühlsleben seines Verfassers, namentlich nichts darüber, ob dieser von der Liebe persönliche Erfahrung hat. Wenn nun Giraud zuzugeben ist, dafs die äufsere Bezeugung auf schwachen Füfsen steht, sofern nicht nachzuweisen ist, dafs jener oben (S. 146) angeführte Vermerk 'On l'attribue à M. Pascal' von jansenistischer Hand stammt, so mufs anderseits der Verfasser dieser Zeilen bekennen, dafs ihn nichts so sehr in seiner Überzeugung von Pascals Autorschaft bestärkt hat als dieser Versuch ihrer Widerlegung.

Sehr schwer ins Gewicht fällt schon die Tatsache, die auch Giraud zugibt: 'Weder literarisch noch moralisch ist der *Discours* des Verfassers der *Pensées* unwürdig.' Und das ist wichtig. Der *Discours* ist in seinen besten Partien dem Besten in den *Pensées* ebenbürtig, in den minder guten dem Mittelgut in den *Pensées* noch überlegen. Dann aber heifst es: ex ungue leonem. Dann kann Giraud den Verfasser nicht mehr charakterisieren als einen 'esprit sinon supérieur, du moins très distingué, doué d'un très joli tour de style'. Denn das ist zuwenig. Dann kann er, wenn er unter den möglichen Verfassern herumrät, uns nicht mehr, wie er es tut, einen Literaten wie Saint-Évremond, einen hübschen Geist wie Méré, gar einen Menschen wie Miton und auch entfernt nicht einen La Bruyère vorschlagen. Wenn man Pascal nicht will, mufs man einen ihm

ebenbürtigen grofsen Unbekannten annehmen und die Zahl der grofsen Männer des 17. Jahrhunderts um einen vermehren. Nun ist das eine Möglichkeit, die durchaus nicht von der Hand zu weisen ist.

Dann aber gilt es noch, die seltsame Verwandtschaft zu erklären, in der dieser Unbekannte des *Discours* mit dem Pascal der *Pensées* steht. Nicht um 'Anklänge' handelt es sich, über die Giraud freilich wegschreiten dürfte mit den Worten: 'Dieser Impressionismus macht mir wenig Eindruck.' Es handelt sich um viel mehr. Gemeinsam ist der streng individuelle Charakterzug Pascals, die Leidenschaft für Gröfse, dieser Zug, der schon aus dem sonst wenig persönlichen Trostbrief beim Tode des Vaters hervorbricht, der in dem Mémorial aus der Bekehrungsnacht an bedeutungsvoller Stelle steht, der die *Pensées* beherrscht. *Tout est grand dans une grande âme;* es gibt keine bessere Devise für dieses Leben als diesen Satz des *Discours.* Sodann ist der originalste Gedanke der *Pensées,* derjenige, durch den Pascal die Überwindung des Rationalismus vorausgenommen hat noch im Jahrhundert des vollen Rationalismus, die Erkenntnis: *Le cœur a ses raisons que la raison ne connaît pas,* der Gegensatz *cœur* und *raison* im *Discours* schon voraus angedeutet. Man nehme die Begründung der berühmten *Pensée* 11 (éd. Michaut): *Le cœur aime naturellement ... est-ce par raison que vous vous aimez',* und höre nun im *Discours*: *L'on demande s'il faut aimer. Cela ne se doit pas demander, on le doit sentir; l'on ne délibère point là-dessus, l'on y est porté et l'on a le plaisir de se tromper quand on consulte.* Oder: *L'homme est né pour le plaisir: il le sent, il n'en faut point d'autre preuve. Il suit donc sa raison en se donnant au plaisir.* Sodann die original Pascalsche Distinktion des *esprit géométrique* und des *esprit de finesse,* die in den *Discours* so sonderbar hereingenommen, man möchte fast sagen, an den Haaren herbeigezogen wird. Weiter die Geistigkeit, um nicht zu sagen Übergeistigkeit der Leidenschaft, ihre psychologische Reinheit und Zartheit, nicht zu vergessen den charakteristischen Zug des Glücklosen, Schwermütigen, und endlich allerdings auch noch die zahlreichen 'Anklänge' des *Discours* an die *Pensées.* Nein, es geht nicht, hier mit Sully Prudhomme und Giraud an die Möglichkeit einer Nachachmung, gar einer Fälschung zu denken und an Maler zu erinnern, die die Manier grofser Meister so getroffen haben, dafs auch Kenner sich täuschten. In Philosophie und Dichtung stehen die Dinge anders. Gewifs, auch bei einem Goethe, einem Spinoza kann man die Stilmanier nachahmen, also die Schwächen. Wer aber bei dieser Nachahmung so Originales produzieren würde, dafs es dem Besten bei Goethe und Spinoza gleichgestellt werden müfste, der würde nicht nach-

ahmen, weil er es nicht nötig hätte, nachzuahmen. Deshalb ist der *Discours* von Pascal.

Ist das aber der Fall, dann ist er ein Lebensdokument, das schwer in die Wagschale fällt. Dann sagt er uns etwas über die Seele seines Verfassers. Ihn als ein Gedankenexperiment anzusehen, hervorgegangen etwa aus einer Wette Pascals mit dem chevalier de Méré, wie Brunschvieg unter dem Beifall Girauds vorschlägt, das geht wirklich nicht. Sich hinsetzen und im Ernst über die Liebe schreiben wollen als einer, der die Liebe nur von aufsen her, nicht von innen heraus kennt, das wäre lächerlich, und es käme nur etwas Lächerliches dabei heraus; das könnte man nur tun, wenn man den Gegenstand ironisch oder humoristisch behandeln wollte, und das ist das gerade Gegenteil von dem Ton, in dem der einsame Denker des *Discours* redet. Hinter all diesen krampfhaften Bemühungen um den Beweis des Satzes: 'Wir sind nicht gezwungen, anzunehmen, dafs der Verfasser des *Discours* aus eigener Erfahrung redet', steckt doch wohl eine gewisse Zimperlichkeit, die mit der Weltlichkeit Pascals in seiner mondänen Periode nicht Ernst machen mochte. Es wirkt hier doch noch die gute Frau Périer nach, der zufolge ihr Bruder in die Welt ging aus Nachgiebigkeit gegen die diätetischen Ratschläge der Ärzte, wie ihm, nach derselben Quelle, die Lösung des Problems der Roulette eigentlich wider Willen kam in einer Zahnwehnacht, deren Schlaflosigkeit er überwinden wollte. Wie stellt man sich den Pascal der mondänen Periode eigentlich vor? Das Promenieren und Parlieren, das Ballspielen und Menuettanzen, die Unterhaltung mit schöngeistiger Konversation in gemischter Gesellschaft, sollen das die *horribles attaches* sein, mit denen die jansenistische Schwester Jacqueline den Bruder schaudernd an die Welt gefesselt sieht? Wären das nicht etwas zu fade Reize? Ist er nicht würdiger beschäftigt, wenn die Stimmen in ihm toben, deren Nachhall der *Discours* ist?

Allerdings eine Konsequenz mufs man dann auf sich nehmen. Ist der heidnische *Discours* echt, dann ist die Religiosität Pascals vor dieser Zeit nicht echt, das heifst natürlich nicht, geheuchelt, wohl aber: nicht erlebt, sondern blofs anempfunden. Vielen wird es die Ehrfurcht vor Pascal verbieten, diese Möglichkeit anzunehmen. Wer den Gedanken aber wagt, dem könnte er der Schlüssel werden für die Lösung eines Rätsels, das die *Pensées* bieten, des Rätsels nämlich, dafs in diesen Buchfragmenten neben den hochwertigen Bestandteilen der höchsten Gedanken und der tiefsten Erlebnisse doch auch so vieles sich findet, das eines gewöhnlichen Apologeten würdig ist, aber nicht eines Pascal.

Stuttgart. P. Sakmann.

Zum 'genre troubadour' um 1780.

In seiner Abhandlung über das 'genre troubadour' mifst F. Baldensperger (*Etudes d'histoire littéraire*, 1907, p. 125) dem Jahre 1780 eine besondere Bedeutung bei: *date significative entre toutes,* schreibt er, *dans l'histoire du genre troubadour, sous sa première et naïve forme, puisque l''Aucassin et Nicolette' de Sedaine est de cette année-là.* Baldensperger hätte hinzufügen können, dafs Sedaines Stück am 3. Januar 1780 in der Vertonung durch M. Grétry zum erstenmal in Paris aufgeführt wurde. Er hätte dabei eine andere Seite der Frage berührt. Die Vorliebe für die mittelalterliche Literatur, die Begeisterung für die Helden und die Sitten der guten alten Zeit, die sich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts bis zur 'fureur' (wie Sainte-Beuve sich ausdrückt) steigert, übte nicht allein auf die Dichtkunst, sondern auch auf Musik und Malerei ihren Einflufs aus, und dafs gerade der bedeutendste Komponist jener Zeit 'Aucassin et Nicolette' in Musik setzte (die Partitur kam zwei Jahre später mit dem Nebentitel 'les Mœurs du bon vieux temps' heraus), ist von Bedeutung. Schon 1784 folgte, auch mit einem Text von Sedaine, Grétrys Meisterwerk: *Richard Cœur-de-Lion,* durch welches die Sage von Richard Löwenherz und seinem Sänger Blondel ungeheure Popularität erlangte. Ist schon die Tatsache interessant, dafs Grétry innerhalb weniger Jahre sich zweier mittelalterlicher Stoffe annahm, so gewinnt sie noch mehr Bedeutung durch den Umstand, dafs Grétry selbst in seinen *Essais sur la musique* seine Ideen über die Behandlung solcher Stoffe auseinandergesetzt hat. Aber noch in anderer Beziehung ist die Zeit um 1780 wichtig für die Geschichte des 'genre troubadour'; sie bezeichnet zugleich eine Etappe in der Geschichte der Forschungen über das mittelalterliche weltliche Lied. 1780 erschien J.-B. de Labordes *Essai sur la musique ancienne et moderne* (4 Bände) und im nächsten Jahre desselben *Mémoire historique sur Raoul de Coucy.* Der zweite Band des erstgenannten Werkes ist hauptsächlich der mittelalterlichen Lyrik gewidmet, während in dem Mémoire über R. de Coucy Laborde eine Faksimileausgabe der Melodien gab, die ähnlichen Versuchen um ein halbes Jahrhundert vorauskam.

Dieses mehr oder weniger zufällige Zusammentreffen des genialen Musikers und des neugierig forschenden Dilettanten in der Beschäftigung mit mittelalterlichen Stoffen weckt in uns die Frage, wie sie ihrer Aufgabe aufgefafst und welchen Standpunkt

sie in der Entwicklung des 'genre troubadour' eingenommen haben. Dies in Kürze zu untersuchen, soll die Aufgabe der folgenden Seiten sein.

Das teilweise durch die Arbeiten von Gelehrten wie La Ravalière, Lacurne de Sainte-Palaye u. a. wiedererweckte Interesse für die Literatur des Mittelalters hatte eine für das gröfsere Publikum berechnete Flut von Erzählungen aus der alten Zeit und mittelalterlich aussehenwollenden Gedichten gezeitigt. Die 'Romance', als deren Vater Moncrif, der Lektor der Königin Marie Leczynska, angesehen wurde,[1] wird jetzt besonders gepflegt. Zwei der Romanzen Moncrifs: *Les constantes amours d'Alix et d'Alexis* und *Les infortunes inouïes de la tant belle, honnête et renommée comtesse de Saulx* (*Œuvres de Moncrif,* 1768, T. III, S. 207 u. 218), erfreuen sich ungeheurer Beliebtheit.[2] Die Behandlung älterer Erzählungen[3] (*tiré d'un ancien fabliau,* heifst es oft) führt die Dichter schon früh zu einer Art Nachahmung des älteren Stils und zum Pasticcio. Man kann zwei Arten desselben unterscheiden, die eine die etwas naive und zugestandene Imitation, die andere, die sich für ein älteres Werk ausgibt und also direkte Täuschung ist, als deren bekanntestes Beispiel die Gedichte der Clotilde de Surville gelten können.

Die Dichter wandten gewisse Formen, Ausdrücke, Satzwendungen an, die dem Gedichte den Charakter eines älteren Kunstproduktes verleihen sollten. Solche bald beinahe stereotypisch werdende Eigentümlichkeiten sind z. B. Weglassen des Personalpronomens, Wegfallen des zweiten Teils der Negation, die Inversion; oder Bevorzugung gewisser älterer Ausdrücke, wie *tant* (für *si*), *ains, oncques, dits, pensers, gent* usw.

So d'Ussieux: *Si n'aimez à votre tour ...*
Las! dans peu, gente Emilie
Mourrai, victime d'amour.

Oder Sedaine (*Aucassin et Nicolette*):

Qui d'amour est dans le servage
Et veut briser son esclavage,
Sans gémir et sans se douloir
Pour se guérir n'a qu'à vouloir.

Wie stand es nun aber mit den Melodien der gesungenen Romanzen? Suchten die Komponisten auch der Musik einen

---

[1] In einem 'envoi' am Schlufs der neunten Romanze des *Recueil de romances historiques, tendres et burlesques tant anciennes que modernes avec les airs notés* par M. D(e) L(usse), Paris 1767, wird er 'Digne père de la Romance, conteur charmant ...' angeredet.

[2] Die erste derselben wurde bekanntlich auch von J.-J. Rousseau in den *Consolations des misères de ma vie* komponiert.

[3] Im Recueil von 1767 enthält die erste Abteilung: *les romances historiques imitées des anciens Fabliaux, dont les sujets sont souvent réels et la catastrophe tragique.*

archaistischen Zug zu geben? Das Vorwort des 'Recueil' von 1767 sagt: *Quant à la partie musicale, on a eu attention d'y mettre plus d'exactitude qu'il ne s'en trouve dans les recueils ordinaires, en rétablissant la plupart des anciens airs, qu'on y a employés, dans leur rythme original.* Das 'ancien air' bezieht sich nur auf eine etwas frühere Komposition aus demselben Jahrhundert, wie der Nachtrag im zweiten Bande zeigt. Manchmal wird auch eine Kirchenmelodie oder eine volkstümliche Weise verwandt; so für die Romanze *Fredegonde et Landri*: *Air du Cantique de S.-Hubert.* Moncrifs *Les amours d'Alix et d'Alexis* trägt die Bemerkung: *sur un air Languedocien,* und dies könnte vielleicht ein überarbeitetes Volkslied sein. Von weltlicher mittelalterlicher Musik wuſsten die Komponisten nichts; einer der wenigen, die etwas darüber sagen konnten, war Laborde. Obgleich nur Dilettant, hatte Laborde bei guten Meistern Musik studiert. Sein groſses Vermögen und seine gesellschaftlichen Beziehungen benutzte er auch zu musikhistorischen Studien. Unterstützt wurde er darin durch einige andere vornehme Dilettanten, so vor allem durch den Marquis de Paulmy (dessen Bibliothek heute einen Teil der Bibliothèque de l'Arsenal bildet).

Die Ausgabe der 'Chansons de Raoul de Coucy' war sehr verdienstlich; leider fand dieses Beispiel vorläufig keine Nachahmung. Das vierbändige Werk *Essai sur la musique ancienne et moderne* ist sehr verschiedentlich beurteilt worden. Fétis z. B. sprach sich durchaus ungünstig darüber aus, indem er es *un chef d'œuvre d'ignorance, de désordre et d'incurie* nannte. Gerechter war Kretzschmar, der es als 'wohl die an selbständigem Material reichste und in den Gesichtspunkten originellste Musikgeschichte des 18. Jahrhunderts' bezeichnete (*Jahrb. der Musikbibl. Peters.* 1903, S. 89). Man muſs zugeben, daſs Laborde in diesem Werke sich mancher Inkonsequenz und oft naiver Kritiklosigkeit schuldig gemacht hat. Speziell was die Behandlung der mittelalterlichen Lyrik anbelangt, hat er neben recht tüchtigen Mitteilungen ganz dilettantenhafte, merkwürdige Angaben gemacht, die ihn unter die verdächtigsten Vertreter des 'genre troubadour' einreihen lassen könnten. Er zitiert im zweiten Bande eine groſse Anzahl Dichter aus dem 12. und 13. Jahrhundert und teilt auch viele Beispiele aus ihren Werken in einer für die damalige Zeit nicht schlechten Art wieder. Dann aber gibt er am Schluſs des Bandes eine Auswahl von vierstimmig gesetzten Chansons aus älterer Zeit: *nous avons rassemblé quelques airs anciens,* schreibt er; *quelques uns même, à ce qu'on dit, sont du temps de Philippe-Auguste et de Saint-Louis, mais nous ne les garantissons pas.* Durch diese letzte Restriktion glaubt er sein Gewissen entlastet zu haben und druckt nun die Chansons mit ausführlichem Titel, Text und Musik hin. Eine groſse Anzahl bezieht sich auf Richard Löwenherz und auf Blondel. So auf S. 6:

Chanson composée par Richard Cœur de Lyon et tirée d'un romant de ce prince fait en 1195. Les paroles ont été mises en François sur les memes mesures par Melle L'Héritier. Auf S. 8: *Chanson de Blondel maître de musique de Richard 3 roy d'Angleterre et traduite de la langue romance par Melle L'Héritier.* S. 10 wieder eine *Chanson de Blondel.* S. 130: *Chanson attribuée à Blondel en 1192 et imitée par le Mis de P.*; es ist das bekannte Trinklied *A Grégoire on disait un jour*… Ferner haben wir noch eine *Romance chantée par la belle Yseult* …, *Lai de mort de Tristan* usw. Die erstgenannten Chansons Richards und Blondels nun sind einfach dem Roman einer 'Demoiselle L'Héritier', der 1705 unter dem Titel *La Tour ténébreuse et les jours lumineux, contes Anglois, accompagnez d'Historiettes et tirez d'une ancienne chronique composée par Richard, Cœur de Lion, roy d'Angleterre* erschien (cf. L. Wiese, *Die Lieder des Blondel de Nesle,* 1904), entnommen. Laborde fand es nicht nötig, nachzuprüfen, ob die Lieder wirklich aus einer alten Chronik kamen oder von der Demoiselle L'Héritier erfunden worden waren. Was die Melodien anbetrifft, so wird sie Laborde wohl selbst komponiert haben. Um ein Beispiel von Text und Musik zu geben, möge hier der Anfang des ersten Liedes (S. 6): *Si jeune et tendre femelle,* das Richard zugeschrieben wird, folgen:

Si jeune et ten - dre fe - mel - le n'ai-mant qu'a-mou-
reux é - bats, a - vait mis dans sa cer - vel - le que
Ric - din Ric - don, Ric - din Ric - don Je m'ap - pel - le,
Ric - din Ric-don Ric-din Ric-don Ric-din Ric-don je m'ap-
pel - le. Point ne vien - drait, point ne vien-
drait dans mes lacs. usw.

Man fragt sich, wie ein Mann, der die 'Chansons Raouls de Coucy' mit der Musik herausgab, so etwas hinschreiben konnte. Beinahe verschlimmert noch wird die Sache durch eine Fuſsnote, die unter einem Liede (*Ha belle blonde au corps si gent* [S. 2]), das Raoul comte de Soissons zugeschrieben ist, steht und besagt, daſs bei einem Vergleich mit den im sechsten Buche mitgeteilten Liedern der Leser ohne Schwierigkeiten ersehen werde, daſs das mitgeteilte nicht von Raoul de Soisson sei: *probablement elle est de Mr de Moncrif qui aura voulu imiter l'ancien langage.* Von der Melodie sagt er nichts; sie wird wohl von ihm selbst herrühren. Soll man da nur naive Imitationsversuche sehen, oder ist nicht schon eine bewuſste Täuschung des Publikums, allerdings auch mit einer Dosis Naivität, anzunehmen? In einem Werke, das Anspruch machte auf gelehrten Anstrich, war es jedenfalls viel bedenklicher als bei einem Produkt der Unterhaltungsliteratur.

Die Lieder Richards und Blondels weisen uns wieder auf den Komponisten der Oper, deren Hauptthelden sie sind. Es sei also gestattet, noch kurz zu skizzieren, wie Grétry die an ihn gestellte Aufgabe, ein Sujet aus dem mittelalterlichen Leben zu behandeln, auffaſste und zu lösen suchte. Seine erste Oper auf einem derartigen Textbuch war, wie gesagt, *Aucassin et Nicolette.* Sedaine hatte sein Libretto nach der von Lacurne de Sainte-Palaye (1752) besorgten Übertragung der cante-fable gemacht. Die 1789 unter dem Titel *Essai sur la musique* geschriebenen Erinnerungen Grétrys zeigen uns, wie er das Problem auffaſste. Er sieht nicht zunächst das rein Menschliche in der Situation, sondern, was ihn in erster Linie fesselt, das ist die alte Zeit. Wie viele seiner Zeitgenossen, blickte Grétry mit einer gewissen Ehrfurcht auf die gute alte Zeit: *Bien des gens trouvent dans les mœurs de nos aïeux je ne sais quoi de religieux qui les transporte dans ces siècles où régnaient franchement les préjugés des vices et des vertus: ceux-là aiment singulièrement la pièce et la musique d'Aucassin et Nicolette, d'autres s'y ennuyent par ce qu'ils n'ont pas les mêmes sentiments, ignorant que le regret du passé constitue par comparaison le bonheur du présent* (*Essai* I, p. 336). Wie suchte er nun seine Zuhörer in die alte Zeit zurückzuversetzen? Mit welchen Mitteln vermochte er die gewünschte Stimmung zu erwecken? Er sagt es uns auch: nicht etwa durch ausschlieſsliche Anwendung veralteter Modulationen oder antiker Gesänge, sondern durch Opposition des Modernen und des Alten: *dans le courant de l'ouvrage je n'ai pas cherché à mettre partout les chants antiques ou les vieilles modulations que nous ont transmis l'ancien opéra et la musique d'église mais j'ai mis en opposition l'antique avec la moderne … L'ouverture d'Aucassin et Nicolette doit reculer d'un siècle ses auditeurs.* Ein Jahrhundert zurück, das war die Zeit der ersten Lullyschen Oper. Er suchte also durch eine gewollte Einfachheit und gewisse beabsichtigte Steifheit zu wirken.

Übrigens überläfst er die Aufgabe, den Zuhörer in frühere Zeiten zu versetzen, mehr dem Text: *d'ailleurs les chants anciens doivent l'être par les paroles gothiques qui se trouvent répandus dans le poême.* Durch solche Äufserung, die die Nachahmung der alten Sprache verlangt, stellt sich Grétry durchaus auf den Standpunkt der Moncrif, Sedaine usw.

Aucassin et Nicolette hatte, wie schon oben angedeutet, nur geteilten Beifall gefunden. Die *Correspondance littéraire* (XII, 365) hat allerlei Bedenken, und selbst bei der Wiederaufnahme nach einer Umarbeitung schreibt Grimm: *Cette musique est un peu agreste et plus bizarre encore, il faut l'avouer, qu'elle n'est neuve et piquante. On dirait volontiers que le poête et le musicien trop fidèles aux costumes* (sic) *qu'ils ont voulu peindre tiennent souvent plus du welche que du français* (XIII, 65). Er hat nicht ganz unrecht, wenn er hier Grétry vorwirft, manchmal etwas bizarr zu sein. Dem heutigen Hörer würden am meisten die einfachen, frischen Lieder, wie das des Wächters oder des Hirten, zusagen.

Trotzdem blieb Grétry seinen Grundsätzen auch in *Richard Cœur de Lyon* getreu, und diesmal mit besserem Erfolg. Zu der berühmten Arie *Une fièvre brûlante* bemerkt er: *Les mêmes reflexions m'engagèrent à la faire dans le vieux style pour qu'elle tranchât sur tout le reste: ai-je réussi? il faut le croire puisque cent fois ou m'a demandé si j'avais trouvé cet air dans le fabliau qui a procuré le sujet.* Und die *Correspondance littéraire* schreibt diesmal: *La romance chantée par Blondel et le Roi nous rappelle ces chants si doux et si touchants que l'on retrouve encore dans le fond de nos provinces méridionales et comme des monuments qui déposent qu'elles ont été le berceau de nos ménestrels et de nos troubadours.*

Eine etwas naive Bemerkung macht Grétry noch: er habe die Arie Blondels *O Richard, ô mon roi* etwas ausgedehnter und komplizierter geschrieben, weil Blondel als Dichter und Künstler seiner Zeit vorangehen darf.

Bei aller Naivität liegt doch in Grétrys Verfahren etwas Grofszügiges. Er weifs wenig vom Mittelalter, er ist aber durch die einfache Schönheit einiger Erzählungen aus jener Zeit gerührt. So sieht er im Mittelalter eine Zeit, wo das Leben einfacher und aufrichtiger war, und blickt mit einer gewissen Ehrfurcht und, wie viele seiner Zeitgenossen, mit einer gewissen geheimen Sehnsucht auf diese Zeit zurück. So wird man in der Musik die Vorstellung jener alten Zeit am besten durch Einfachheit erwecken können. Für die Darstellung einer modernen Situation kann die Kompositionsweise komplizierter sein. Archaisierende Künsteleien überläfst er dem Dichter; die Musik braucht das nicht.

Anders steht es mit de Laborde. Er zeigt grofses Interesse für das 12. und 13. Jahrhundert, hat auch ziemliche Kenntnisse; ob er viel Verständnis und Sympathie für das Mittelalter hatte,

könnte man bezweifeln. Jedenfalls zeugt folgende Stelle: *si les débris sur lesquels M. le marquis de Paulmy a composé sa chanson ne sont pas les véritables, nous sommes tentés de leur en savoir gré; car il n'est guères possible de croire que l'ancienne chanson fût aussi agréable et aussi expressive que la nouvelle* (II, p. 143) von geringer Begeisterung für die ältere Lyrik. So ist es auch zu erklären, daſs anstandslos eine moderne Melodie einem Blondel oder Richard zugeschrieben wird. Spielereien mit imitierten und für echt ausgegebenen Gedichten waren in literarischen Kreisen und in der vornehmen Gesellschaft nicht selten (cf. u. a. Moncrif, *Œuvres* III, p. 232). Aber bei einem Werk wie Labordes *Essai,* das doch einigermaſsen als gelehrtes Buch gelten sollte, war es bedenklicher. Man muſs sich allerdings auch wieder in Erinnerung rufen, wie kritiklos jene Zeit vorging. Aber man wird doch öfters den Zweifel nicht los, ob noch naiver Glaube oder schon bewuſste Täuschung vorliegt.

Fragen wir uns also noch einmal, welche Bedeutung diese Männer, die beide um 1780 mit ansehnlichen Werken vor die Öffentlichkeit traten, für die Geschichte des 'genre troubadour' haben, so wird man wohl sagen können, daſs Grétry ein Repräsentant der etwas naiven, aber ehrlichen künstlerischen Richtung war, während Laborde jedenfalls dazu beigetragen hat, die oberflächlichere Seite zu verstärken und das Pasticcio zu verbreiten.

Frankfurt a. M. Th. Gerold.

Berichtigungen und Zusätze zum portugiesischen Teil von Körtings Lateinisch-romanischem Wörterbuch.

(Fortsetzung.)

3015) ***dĭspăcto** u. ***dĭspăctĭo.** — Das hier aufgeführte span. und ptg. *despachar* mit dem Verbalsubst. *despacho* dürfte ursprünglich ein Ausdruck des Handelsverkehrs (es heiſst 'abfertigen, ausfertigen, absenden') und als solcher ital. Lehnwort sein.

3016) **dĭspăro.** — Dieselbe Bedeutung 'abfeuern', die ital. *sparare* haben kann, hat auch das span. und ptg. *disparar.*

3018) **dĭspĕndo** — und

3020) **dĭspēnsus.** — Füge hinzu: span. ptg. *despender* 'verausgaben' und das Subst. *despesa* 'Ausgabe'.

3025) **dĭspŏlĭo.** — Hier steht fälschlich span. *despoyar* statt *despojar* wie 2914.

3027) ***dĭsprĕtĭo.** — Ptg. nicht *despreçar* und *despreço,* sondern *desprezar* und *desprezo.*

3048) **dĭvīno.** — Füge hinzu: aptg. *devĩar* = erraten, weissagen (*CB*), nptg. *adivinhar.*

3049) **dĭvīnus.** — Füge hinzu: aptg. *devĩo* = Wahrsager, nptg. *adivinho* (*divino* = 'göttlich' ist gelehrt).

3054) **do.** — Das Perf. ptg. nicht *déi,* sondern *dei* (gesprochen mit *ê*; doch ist *déi* die aptg. Aussprache).

3056) **dŏcĕo.** — Zu den afranz. und prov. Reflexen des Part. *dŏctus* füge hinzu: aptg. (*CM*) *doito* und *duito* = 'gelehrt, gewöhnt, erfahren', wovon das Verb *doitear,* wohl = 'belehren, Erfahrungen machen lassen'. Darüber vgl. Lang in *ZRPh* XXXII, p. 394. Dem heutigen Dialekt von Baião (bei Alvaro de Azeredo p. 13) gehört an *doutiar* = cultivar, *doutío* = cultivo, die freilich auch von dem neueren Lehnwort *douto* abgeleitet sein könnten.

3060) ***dōdĭcīnă.** — Ptg. *duzia* hat hier nichts zu suchen, denn es wird *dúzia* gesprochen. Es ist ptg. Ableitung von *dôze* mit durch das *i* bedingtem Umlaut. Aber auch span. *docena* gehört nicht hierher; denn es ist abgeleitet mit dem Suffix *-ena* < *-ēna.*

3065) **dŏlĕo ...** ptg. *doér.* — Vielmehr *doer.*

3084) **dŏmĭnŭs.** — Span. *don* (und wohl auch ptg. *dom?*) soll aus dem Vokativ *domine* stammen; doch ist die Annahme bei dem vortonigen Gebrauch des Titels unnötig.

3087. — Span. ptg. *amansar* = 'zähmen' wird hier von *mansus,* Part. van *manēre* abgeleitet (gleichsam 'ans Haus gewöhnen'), unter 5910 aber mit Diez span. ptg. *manso* = 'zahm' als Kurzform von *mansuētus* auf-

gefaſst. Diese Auffassung ist die natürlichere, weil man sonst *manso* als erst aus *amansar* abgeleitet betrachten müſste.

3094) **dōnum.** — Hiervon leitet K. span. *don* und ptg. *dom* ab. Das letztere wäre an sich möglich und würde ein aptg. *dõo* voraussetzen (wie nptg. *bom* < aptg. *bõo*), das aber nicht vorkommt. Statt dessen hieſs es *don*, Plur. *dões*, das zu span. *don* stimmt und dem Franz. oder Prov. entlehnt sein muſs. Dagegen wird das Fem. aspan. *dona*, aptg. *dõa* der lat. Plur. *dōna* sein.

3095) ***dŏrmĭcŭlo, *dŏrmĭcŭlōsus** ... ptg. *dorminhôço*. — Das Wort existiert nicht, wohl aber *dorminhôco*, worin Coelho das Doppelsuffix *-inh-oco* sieht. Von **dormiculare* lieſse es sich nur ableiten, wenn es auf ein älteres **dormilhoco* zurückginge.

3128) **dŭcĕntī, -ōs** (schriftlat. auch *-ae, -a*). — Da im Span. und Ptg. das Wort (wie alle Hunderter) Geschlechtsflexion hat (*doscientos, -as*; *duzentos, -as*), so kann diese im Lat. nicht bloſs der Schriftsprache angehört haben.

3149) **dŭplŭs** ... ptg. *doble*. — Statt dessen heiſst es *dóbre*, ein Adjektiv, das aber auch schon veraltet zu sein scheint; dafür sagt man *dobrado*. Dagegen gibt es das Subst. *dôbro*, das sogar zu Zusammensetzungen wie *tres dobro* = 'das Dreifache' verwandt wird.

3154) **dūrĭtĭa.** — Span. *duración* und ptg. *duração*, die beide 'Dauer' bedeuten, haben damit natürlich nichts zu tun, wohl aber ptg. *dureza*.

3158) **dŭx.** — Hinzuzufügen wäre span. ptg. *duque*, das jedenfalls mit anderen Ausdrücken des Lehnswesens und mit Eigennamen wie *Henrique* oder *Denis* aus Frankreich übernommen worden ist.

3163) **ags. east.** — Füge hinzu: ptg. *éste* oder *léste*, der seemännische und geographische Terminus für das sonst gebräuchliche *nascente* oder *oriente*.

3167) **ēbrĭăcŭs** ... altspan. *embriágo*. — Davon abgeleitet das span. und ptg. Verb *embriagar* 'berauschen', das noch heute gebräuchlich ist.

3183) **ĕccŭ[m] + hīc.** — Wie span. *aquí* gibt es ptg. *aqui*.

3189) **ĕccŭ[m] + ĭllŏ.** — Dem span. Neutrum *aquello* entspricht ptg. *aquillo*, aptg. *aquelo*.

3195) **ĕccŭ[m] + iste** ... ptg. *aqueste, aquesta*, Ntr. *aquisto, aquesto*. — Alles längst veraltete Formen für *este* usw.; das Ntr. dazu ist *isto*, das von K. gegebene *esto* ist aptg.

3209) **ĕgŏ.** — Als ptg. Pronomen der 1. Plur. gibt K. *nos*; es ist aber zu unterscheiden zwischen unbetontem *nos* und betontem *nós*.

3212) ***ēgŭtto** — soll das Etymon des franz. *égoutter* sein, das aber schon Diez richtig zu prov. *esgotar* stellt. Dazu gehört auch ptg. *esgotar* = 'leeren, ausschöpfen', wovon ein Subst. *esgôto* = franz. *égout*.

3216) **ējĕcto.** — Warum span. *echar* nicht von *jactare* oder **jectare* kommen soll so gut wie aptg. *geitar* (oder *jeitar*), weiſs ich nicht, da doch *enero* < *januarĭus*. Span. *jitar* kann nur dialektisch sein. Ptg. *geito* ist übrigens, wie die Bedeutung beweist, kein Verbalsubst. zu *geitar*: s. Diez! Was *deitar* betrifft, das schon aptg. neben *geitar* das gebräuchlichere ist,

so führt Cornu (Gröbers *Gr.*[2] I, p. 959) es wohl richtig auf **deictare* zurück: geht doch Meyer-Lübke (*Gr. d. rom. Spr.* I, p. 155; 241; 317) für ital. *rece* von *rẹicit* und für verschiedene Formen anderer Sprachen von *tráicĕre, tráictum* aus.

3229) **ēlĭgo** ... ptg. *elegir.* — Vielmehr *eleger*: natürlich kein Erbwort.

3255) **ĕo.** — Unter den ptg. Formen des Verbums ist die 2. Plur. Ind. Pr. *ides* ausgelassen.

3279) ***ĕrrātīvŭs.** — Wie dazu das ptg. interjektionale *arreda!* = 'aus dem Wege!' gehören soll, ist mir unklar. Es ist nichts als der Imperativ des Verbs *arredar*, und dieses heiſst nicht bloſs 'entfernen', sondern auch 'sich zurückziehen'. Coelho zieht es mit Recht zu *retro*; es entspricht einem **arretrāre.* Falls das Adj. *arredío* = 'abgesondert, zurückgezogen' mit Recht von Diez zugleich mit dem aspan. *radio* aus **erratīvus* abgeleitet wird, so muſs doch das ptg. Wort von *arredar* beeinfluſst worden sein.

3281) **ĕrro.** — Dem span. Verbalsubst. *yerro* entspricht ptg. *êrro.*

3301) **ēvānĕsco** ... ptg. *esva(h)ir.* — Daneben *esvaecer.*

3304) **ĕx** ... ptg. *es-*. — Andere volkstümliche Formen des Präfixes sind: *enx-* (z. B. in *enxame* = Bienenschwarm) und *ens-* (z. B. in *ensanchar* = erweitern, < *examplare*).

3316) ***ĕxăquo** ... span. *enjuagar*, s. **ersūco.** — Gemeint ist **exsūco,** und dort, unter 3494, wird die span. Form durch Mischung von *exsucare* und *aquare* (soll heiſsen *exaquare*) erklärt. Die Annahme ist aber unnötig; denn *enjuagar* ist einfach umgestellt aus *enjaguar*, wie das ptg. *enxaguar* beweist, das gleichfalls 'ausspülen' bedeutet.

3345) ***ĕxcărpsŭs** ... ptg. *escaso.* — Vielmehr *escasso.*

3382. — Nicht *limpiar* ist ptg., sondern *limpar.*

3420) **ĕx** + **germ. magan.** — Füge hinzu: ptg. *desmaiar*, Subst. *desmaio.*

3429. — Span. wie ptg. existiert ein *surdir* (ursprünglich wohl Schifferausdruck, Nebenform zu *surgir*) neben *surtir*, und man wird das erstere zu franz. *sourdre* stellen wie das letztere zu span. ptg. *surto*, Part. von *surgir*. *Surto* aber wird am natürlichsten von **surctu*, neugebildet zu *surgĕre*, abgeleitet (vgl. u. zu 3452).

3452) ***ĕxpĕrgĭto** ... prov. altspan. ptg. *espertar* — und

3453) ***ĕxpĕrrĭgo** ... prov. altfrz. *esperir.* — Ptg. existiert *esperto* = 'erwacht, wach, schlau', span. *despierto*, wohl auch aspan. *espierto*; das wird **expèrctu*, neugebildet zu *expergère*, sein (vgl. oben zu 3429). Davon ist sicher erst *espertar* abgeleitet. Nun gab aber auch *expèrtu* (zu *experīri*) *esperto*, und die Bedeutungen 'wach' und 'erfahren' vereinigen sich leicht in der Bedeutung 'schlau'; daher werden sich die beiden Verben vermengt und prov. afranz. *esperir* < **experire* die Bedeutung von *expergiscere* angenommen haben.

3454) ***ĕxpĭgrĭtio.** — Dazu mag man ptg. *espreguiçar-se* (= die Glieder recken) stellen.

3468) **ĕxprĭmo.** — Ptg. neben dem gelehrten *exprimir* das volkstümliche *espremer* = auspressen.

3470) **ĕxpŭlvĕro** ... ptg. *empoar, empolvoriçar.* — Statt des letzteren l. *empolrorizar*; doch sind beide natürlich ptg. Bildungen mit der Vorsilbe *em-* < *in-*, die erstere volkstümlicher, die andere gelehrter Art.

3473) **ĕxquădro** ... span. nur das Sbst. *esquadra.* — Das ist ein Irrtum: aufser *escuadra* gibt es *escuadrón* und *escuadría*, das Verb *escuadrar* usw. Ebenso im ptg. *esquadra* und *esquadrão*, ferner das Verb *esquadrar*, *esquadro* = 'Winkelmafs' u. a.

3479) ***ĕxsapĭdŭs** ... ptg. *enxabido.* — Wie es scheint, betont K. dies Wort falsch: es heifst *enxabído* oder, mit pleonastischem Negativpräfix, *desenxabído* und kann nur neugebildetes Part. von einem **enxaber* < **exsapĕre* sein.

3501) **ĕxtĕrae** ... = frz. *êtres*, die Räumlichkeiten eines Hauses. — Dasselbe Wort ist zweifellos aptg. *estra* = Ausgang (*CM* CLI, 4; CCLXI, 5), das mit *fenestra* (wie unter 3680 vermutet) nichts zu tun haben kann. Das unter 3526a erwähnte span. *estrago* = 'Aufsentür' wird hiervon eine Ableitung sein.

3541) **ĕxtŭrbo.** — Füge hinzu: span. *estorbar*, ptg. *estorvar*, beide mit verschiedenen Ableitungen.

3542) ***ĕxtŭrdĭo** ... cat. span. ptg. *atordir, aturdir.* — Ptg. existieren noch das ziemlich gleichbedeutende *atordoar* und das merkwürdige Subst. *estúrdia*, das Blut. definiert als 'palavra chula, que se diz de moços, extravagantes, e sem sizo', wozu er als Beispiel zitiert: 'Aquelle moço é um esturdia'. Erst später scheint man daraus ein Adj. *estúrdio* und ein Verb *esturdiar* abgeleitet zu haben.

3548) ***ĕxvĕntācŭlŭm** ... frz. *éventail* — und

10046) ***vĕntālĭŭm** ... frz. *ventail*, Luftloch, *vantail*, Türflügel, *éventail*, Fächer. — Auch im Franz. hiefs im 16. Jahrhundert *ventail* 'Fächer': s. Léry, *Histoire d'un voyage faict en la Terre du Brésil*,[1] chap. XVIII, wo von der Sitte der Wilden die Rede ist, das Feuer unter ihren Hängematten nachts anzufachen 'avec certains petits ventaux ... faits de la façon des contenances que les dames de par deça' (d. h. in Europa) 'tiennent devant elles au pres du feu, de peur qu'il ne leur gaste la face'. Eine vollständige Geschichte der Bezeichnungen für den Fächer wäre ein interessantes Stück Kulturgeschichte. Dafs auch der äufserste Orient keine geringe Rolle dabei spielt, haben Leite de Vasconcellos und Gonçálvez Viana (s. *Apostilas*, s. v. Leque) nachgewiesen anläfslich der Herleitung des ptg. *léque* aus dem Adj. *léquio* = 'zu den Liu-kiu-Inseln gehörig'. Das älteste mir bekannte Beispiel für das Subst. *leque* steht bei Gabriel Soares de Sousa (1587), wo von einer Art Fächerpalme gesagt wird:[2] 'Quando se estas folhas seccam, fazem-se em pregas tão lindas como de leques da India; e quando nascem, sahem feitas em pregas, como está um leque estando fechado'.

3552) ***ĕxvŏlo.** — Ableitung ptg. *esvoaçar*, flattern.

---

[1] Herausgegeben von Gaffarel, Paris 1880, II, 105.

[2] A. a. O. XIV, p. 192.

3570) **făcĭo.** — Ptg. Formen: l. *fazes* und *fazem* statt *faces* und *facem*.

3572) **făctīcĭŭs.** — Statt ptg. *feticeiro* l. *feiticeiro*. Das bekannte *fetiche*, franz. *fétiche*, deutsch *fetisch* wird einem afrikanischen Kreolendialekt entstammen, der auslautendes [s] durch einen [ʃ]-ähnlichen Laut ersetzt.

3574) **făctĭo.** — Das hier erwähnte ptg. *fação* (man schreibt gewöhnlich *facção*) ist natürlich Lehnwort, in der Bedeutung 'Partei' vermutlich aus dem Franz.; daneben besteht das volkstümliche *feição* = Gestalt, Aussehen, Zug.

3575. — S. 2243.

3576) **făctŏr.** — Ptg. *factor* ist gelehrt, volkstümlich *feitor* = 'Arbeitsaufseher, Geschäftsvertreter', woher *feitoría*, das deutsche 'Faktorei'.

3578) **făctŭm.** — Man streiche ptg. *fecha* und *fecho*: s. zu 2243.

3579) **făctūră.** — Füge hinzu: span. *hechura*, ptg. *feitura* = 'Arbeit, Geschöpf', aptg. (*CV* 916) *feituras* = engl. *features*, welches letztere natürlich seinen Ursprung im Afranz. hat.

3599) ***fāllĭŏ.** — 'Fehlen, mangeln' soll nptg. *fallecer* heiſsen. In Wirklichkeit heiſst es *faltar*; *fallecer* wird hauptsächlich euphemistisch für 'sterben' gebraucht. Hinzuzufügen ist das ptg. Verbalsubst. *falha*, wovon das neue Verb *falhar*. Demnach wird wohl auch das entsprechende aspan. *falla* — erwähnt unter 3598 — denselben Ursprung haben.

3601) ***făllīvă** ... ptg. *faisca*, Funke. — Warum dieses nicht an die 3663 erwähnte vulglat. Form *failla* (*favilla, non failla* App. Probi 73) angeknüpft wird, begreife ich nicht: durch Suffixtausch hätten wir dann sofort *faisca*. In betreff des Suffixes vgl. das sich begrifflich damit berührende *corisco* (= *faisca electrica*) und hierzu Cornu in Gröbers *Gr.* [2] I, p. 935.

3614) **făměs.** — Nicht nur span. *hambre* weist auf **famĭne*, sondern auch ptg. *fome* wird denselben Ursprung haben: vgl. die Ableitung *esfomear* = 'aushungern' mit *nomear*.

3620) ***fanfa.** — Füge hinzu: ptg. *fanfarra, fanfarrão* und andere Ableitungen. Daſs franz. *fanfare* nicht einheimischen Ursprungs ist, wird man schon deshalb vermuten dürfen, weil der Gegensatz dazu, *chamade*, aus Portugal stammt. Beides mögen ursprünglich Jagdausdrücke sein.

3657) **fătīgo.** — Ptg. *fadigar* (neben *fatigar*) und dazu Ableitungen: ob gelehrt?

3658) ***făto.** — Auch ptg. *fadar*.

3660) **fătŭŭs.** — Auch ptg. Subst. *enfado* = 'Verdruſs, Langeweile', Verb *enfadar*.

3662) **faux, faucem** (***fox, *focem**). — Ptg. *focinho*, span. *hocico* sind nicht sowohl mit 'Rüssel' als 'Schnauze' zu übersetzen, werden auch, wie 'Schnäuzchen', vom Gesicht des Menschen gebraucht: sie sind sicher nicht abgeleitet vom Verb *foçar, hozar*, sondern Diminutive von *fox, hox* < **foce*.

3669) **fĕbrĭs** ... ptg. *febra*. — Vielmehr *febre*.

3679) **fēmĭnă** ... ptg. *fémea*. — Vielmehr *fêmea*.

(Fortsetzung folgt.)

S. Paulo (Brasilien). O. Nobiling.

Kleinere Mitteilungen.

Grendel als Personenname.

The Great Roll of the Pipe for 1179—80 (Pipe Roll Soc. 1908, p. 80) nennt, als Strafgeld ans Exchequer zahlend, einen *Aedric Grendel* im Dorfe Wiz, wahrscheinlich einen (Bauermeister) Zehnschaftsvorsteher-Haupt der Freibürgerschaft. Vielleicht eine Spur des Fortlebens der Beowulfsage.

Berlin. F. Liebermann.

Der Name Arthur

kommt vor Galfrids von Monmouth *Historia Britonum* bei Anglonormannen äufserst selten vor. J. H. Round zitiert eine Urkunde, die vor 1154 ein *Nigellus Filius Arthuri* bezeugt. Dessen Vater kann Arthur spätestens um 1120 genannt worden sein (*Peerage and pedigree* II, 37).

Berlin. F. Liebermann.

Englische Vergnügungen auf Kirchhöfen.

Nach einer vielverbreiteten Legende traf im 11. Jahrhundert weihnachtliche Kirchhoftänzer schwere Strafe. Noch 1308 verbot der Bischof von London *luctas, coreas vel lacivia* auf den Kirchhöfen der Pfarre und der Stiftskirche Barking vor den Festen der hh. Margareta und Adelburga, als einen Anlafs zu Befleckung, Streit und Totschlag. [Aus Registrum des Bistums druckte den Text *The Canterbury and York society, part* 21 (1910), p. 73.]

Der Kult des heiligen Botulf samt seinem Jahrmarkt wanderte aus Ostanglien in die Heimat der dort herrschenden Dänen. Vielleicht also auf den Brauch der Anglodänen geht es zurück, wenn in Dänemark im späteren Mittelalter, wie der Erzbischof von Lund tadelt, *quidam in ecclesiis et cimiteriis in certis festivis vigiliis et noctibus, præsertim Johannis baptiste et Botulphi* [17. Juni], *mores gentilium sectantes coreas ducunt, carmina turpissima canunt* [E. Jørgensen, *Fremmed Indflydelse under den Danske Kirkes tidligste Udvikling* 84].

Berlin. F. Liebermann.

Chaucer und Ciceros 'Laelius de amicitia'.

Um den kranken Bauern zu einer Beisteuer zu einem Klosterbau zu bewegen, sagt der in der Erzählung des Gerichtsboten auftretende Bettelmönch von sich und seinen Klosterbrüdern, sie hätten so viele Schulden, dafs sie ohne fremde Hilfe ihre Bücher verkaufen müfsten, und wenn dann der Welt ihre Predigten fehlten, so müsse

sie ganz zugrunde gehen. Denn der Welt die Bettelmönche rauben, das hieſse ihr die Sonne rauben:

For who-so wolde us fro this world bireve,
So god me save, Thomas, by your leve,
He wolde bireve out of this word the sonne.
For who can teche and werchen as we conne?
(V. 411 ff.).

Dieser prahlerische Vergleich des Bettelmönches kann aus Ciceros Abhandlung 'Laelius de amicitia ad T. Pomponium Atticum' stammen, wo er passender auf den Verlust der Freundschaft angewandt ist: *Solem enim e mundo tollere videntur qui amicitiam e vita tollunt, qua nihil a dis immortalibus melius habemus, nihil iucundius* (§ 47).

Ob Chaucer die Cicero-Stelle im Original oder in einem anderen Werke gelesen hatte, läſst sich nicht bestimmen. Mir ist der Vergleich noch in einer Schrift eines Chaucer wohlbekannten Klerikers begegnet, in der 'Summa de virtutibus' des Dominikaners Guilielmus Peraldus (auch Paraldus), auf dessen 'Summa seu Tractatus de vitiis' der einen groſsen Teil der 'Parson's Tale' füllende Sündentraktat zurückzuführen ist.[1] In der 'Summa de virtutibus', die mir in einem Kölner Druck des Jahres 1479 vorliegt, ist in dem Abschnitt *De caritate*, im 8. Kapitel *De amore proximi* wörtlich zitiert: *Tullius de amicicia Solem de mundo tollere videntur qui amiciciam de vita tollunt* ... (fol. r. 2 a).

Kürzlich ist Miss Hammond, die Verfasserin von 'Chaucer, a bibliographical manual' von Kittredge (Modern philology VII, 477, Anm. 5) getadelt worden, weil sie im Anschluſs an meinen Aufsatz in den 'Englischen Studien' XX, 156 f. für Troilus II, 19—21 den Einfluſs der italienischen Dichtung 'L'intelligenza' angenommen hat. Ich möchte deshalb betonen, daſs ich, da inzwischen, soviel ich weiſs, andere Quellen für den Namen Anelida und andere Parallelstellen für den Vergleich eines in Dingen der Liebe unerfahrenen Mannes, der deshalb von der Liebe nicht schicklich zu reden weiſs, mit einem Blinden, der die Farben nicht beurteilen kann, nicht beigebracht worden sind, es heute noch für durchaus möglich halte, daſs der in der italienischen Dichtung belesene Engländer auch die 'Intelligenza' kannte. Kittredges Bemerkung: *As to the blind man's lack of judgment in colors, that is a very common proverb, popular for centuries and of European currency* (p. 478) ist selbstverständlich, es handelt sich aber nicht um diese sprichwörtliche Wendung, sondern um den Vergleich des Mannes, der von Liebe nichts versteht, mit einem farbenunkundigen Blinden.

Derselbe Gelehrte hat wiederholt, zuletzt wohl in 'Modern philology' VII, 482, Anm. 4, die Ansicht ausgesprochen, daſs Chaucer

[1] Cf. Kate Oelzner Petersen, 'The sources of the parson's tale', und 'E. St.' XXX, 464 ff.

Dantes 'Convito' nicht kannte. Ich weifs nicht, ob Kittredge meinen Aufsatz 'Anglia' XIII, 184 f., in dem ich eine merkwürdige Übereinstimmung des Ausdrucks in Dantes und Chaucers Ausführungen über das Wesen des wahren Adels hervorhob, kannte. Für alle Fälle bemerke ich, dafs ich mir den bei Chaucer auffälligen Ausdruck *old richesse* auch heute noch am besten als eine Übersetzung von Dantes *Antica ricchezza* erkläre.

Strafsburg. E. Koeppel.

The *Alphabet of tales,* no. 135.[1]

The above is one of a group of stories which may be called 'Tales of the fetid breath'.[2] As is stated in the opening words, it is derived from St. Jerome.[3] The passage will be found in the latter's treatise, *Adversus Jovinianum,* Book I, ch. 46 (see Migne's *Patrologia Latina,* XXIII, col. 275 and, perhaps more conveniently, pp. 29 ff. of the *Supplementum,* ed. F. Haase, Leipzig, 1902, to the edition of Seneca's Works in the Bibliotheca Teubneriana) and it reads as follows:

Duillius qui primus Romae navali certamine triumphavit Biliam virginem duxit uxorem, tantae pudicitiae, ut illo quoque saeculo pro exemplo fuerit quo impudicitia monstrum erat, non vitium. Is jam senex et trementi corpore, in quodum jurgio audivit exprobrari sibi os fetidum et tristis se domum contulit. Cumque uxori questus esset quare numquam se monuisset, ut huic vitio mederetur: Fecissem, inquit illa, nisi putassem omnibus viris sic os olere.

Later on in his treatise St. Jerome says, *Supplementum,* p. 31, with reference to the stories he has been telling concerning women, of

[1] Publications of the Early English Text Society, original series, no. 126 (1904), ed. M. M. Banks. It is, of course, the English version of *Alphabetum narrationum.*

[2] For the literature of the subject see A. C. Lee, *The decameron: its sources and analogues,* pp. 231 ff. (notes to day 7, novel 9), London, 1909, and Victor Chauvin, *Bibliographie des ouvrages arabes ou relatifs aux Arabes publiés dans l'Europe chrétienne de 1810 à 1885,* VIII, 144, Leipzig, 1904. The commoner form of the *motif,* differing from that with which we are dealing, is as follows: An envious man wishes to alienate a king from his favorite. He tells the latter that the king finds his breath offensive and advises him to turn away his head whenever he approaches his master. He then tells the king that the favorite does this because he (the favorite) says that the king's breath is offensive. The king is about to have the favorite executed but usually the plot is detected and he is saved. — A good example of this type will be found in Walter Map, *De nugis curialium,* pp. 124 ff. (Camden Society, 1850).

[3] St. Jerome's words are given almost without change by John of Salisbury in his *Policraticus,* book III, ch. 13. See edition of C. C. J. Webb, I, 216 f. (Oxford, 1909). Evidently from St. Jerome also the story passed into Pauli's *Schimpf und Ernst* (completed about 1519). See H. Oesterley's edition, p. 140. Bibliothek des Literarischen Vereins in Stuttgart, vol. 85 (1866).

which this is one: *Scripserunt Aristoteles, Plutarchus et noster Seneca de matrimonio libros ex quibus et superiora nonnulla sunt et ista quae subiicimus.*

Now, nothing is known of any story, similar to the above in the works of Aristotle. On the other hand, we find a variant of it in two places in Plutarch's *Moralia,*[1] viz. in the treatise *De capienda ex inimicis utilitate,* I, 218 and again (somewhat more briefly) in the *Apophthegmata,* II, 10. In both places, however, the story is told of Hiero,[2] the Sicilian tyrant, who became the ruler of Syracuse in 478, B.C. In view of these circumstances it is reasonable to infer that Seneca's lost treatise *De matrimonio* was St. Jerome's source for his form of the story. The purpose of the present note, however, is to call attention to another version of this story which appears to have escaped hitherto all students of the subject — namely, in Lucian's *Hermotimus.* The passage is as follows (ed. C. Jacobitz, I, 357, Bibliotheca Teubneriana):

Τῷ γὰρ Συρακουσίῳ Γέλωνί φασι δυσῶδες εἶναι τὸ στόμα καὶ τοῦτο ᾿επὶ πολὺ διαλαθεῖν αὐτόν, οὐδενὸς τολμῶντος ᾿ελέγχειν τύραννον ἄνδρα, μέχρι δή τινα γυναῖκα ξένην συνενεχθεῖσαν αὐτῷ τολμῆσαι καί εἰπεῖν ὅπως ἔχοι· τὸν δὲ παρά τὴν γυναῖκα ἐλθόντα τὴν ἑαυτοῦ ὀργίζεσθαι ὅτι οὐκ ἐμήνυσε πρὸς αὐτὸν εἰδυῖα μάλιστα τὴν δυσωδίαν, τὴν δὲ παραιτεῖσθαι συγγνώμην ἔχειν αὐτῇ· ὑπὲρ γὰρ τοῦ μὴ πεπειρᾶσθαι ἄλλου ἀνδρος μηδὲ ὁμιλῆσαι πλησίον οἰηθῆναι ἅπασι τοῖς ἀνδράσι τοιοῦτό τι ἀποπνεῖν τοῦ στόματος.

It will be observed that next to those in Plutarch and (hypothetically) Seneca this constitutes the oldest example yet noted in European literature. Lucian differs from Plutarch in two points: First, he tells the story not of Hiero but of his brother and predecessor, Gelo; secondly the king learns that his breath is offensive not from an enemy but from a strange woman with whom he is sleeping. It is possible, of course, that he derived the tale from Plutarch and that these variations are due merely to his imperfect recollection of the original. It seems more likely, however, that the story came to him from some other source. In all probability the version which connects it with Duillius is secondary to the Sicilian versions. It is to be remembered that the First Punic War in which Duillius (consul 260 B.C.) won his fame was fought mainly in Sicily and along its coasts. Indeed, a later Hiero, ruler of Syracuse, was an ally of Rome during most of the war. So frequent in the East, however, are 'fetid breath' tales of a somewhat different character[3] that one cannot but suspect that this too is ultimately of oriental origin.

University of Tennessee. J. Douglas Bruce.

[1] I use the edition of the *Moralia* in the Bibliotheca Teubneriana.
[2] He is specified, II, 9 as *Ἱέρων ὁ μετὰ Γέλωνα τύραννος.*
[3] Cf. A. C. Lee and V. Chauvin cited in a note above.

Ein Zeugnis zur Entstehung der neuenglischen Schriftsprache.

Unter den von den Gemeinen an König Eduard III. gerichteten Petitionen befindet sich eine aus dem Jahre 1347, deren Inhalt auf das Vorhandensein eines Oberdialektes, der über den anderen Dialekten steht, hinzuweisen scheint. Da bis jetzt meines Wissens noch nicht auf die Stelle aufmerksam gemacht worden ist, so sei sie hier in extenso abgedruckt:

Rotuli parliamentorum vol. II, 172 b, 63 (21 Eduard III, 1347) .. responsio ... Quiele Commune monstrerent a n*ost*re dit Seign*our* (173 a) le Roi *et* les Grantz en plein parlement lour avis, p*ar* une bille en la fourme q*e* s'ensuit:

64. De aviser a forsclore les Provisours Aliens, il semble q*e* bon est q*e* n*ost*re Seign*our* le Roi mande ses Lettres au Seint Piere le Pape, monstrant *et* movant, q'il doit voler *et* ordener *et* tiels Ministres *et* Beneficers en Seinte Esglise faire, q*e* poent leinz profit faire quant à l'amendement *et* salvation des Almes de lour Parochiens *et* Subgitz desqueux ils ont les Cures; Mais les Provenders Aliens ne conissent n'entendent le pateys ne la lange d'Engleterre, ne la Commune d'Engleterre lour, p*ar*quoi ils ne poont[1] ne ne scievent valer ne aider ne conseiller lour Suggitz, p*ar* Predications, Confessions, n'en autre manere entendable; quelles defautes poent estre causes universeles de perte *et* dampnation des Almes de Cristiens. Et aussint p*ar* la ou les Beneficers des Seintes Esglises cureles deyvent de commune Ley faire residence, *et* despendre les Biens de Sainte Esglise entre lour povre Parochiens, les Provisours Aliens tut le profit emportent, sanz residence, amendement ou profit faire a lour Benefices; ...

Die 'fremden Pfründer kennen und verstehen weder die Sprache noch den Dialekt Englands', so heifst es ganz deutlich. Mit 'Sprache' und 'Dialekt' müssen aber die Gemeinen ganz bestimmte Begriffe verbunden haben. Die 'Sprache' war für sie natürlich nicht das Anglofranzösische; denn anglofranzösisch sprechende Prediger und anglofranzösich verstehende Beichtväter hätten den englischen Bauern ebensowenig genützt wie 'fremde Pfründer', wie denn in einer späteren Petition (1379—80 Richard II, vol. III 82 b, 37), wo die Gemeinen sich wiederum über dieselben '*gentz d'estrange lange*' beklagen, unter den vernachlässigten Pflichten auch das '*enseigner le poeple*' (selbstverständlich auf englisch!) ausdrücklich erwähnt wird. Die '*lange d'Engleterre*' ist deshalb ein englisches Idiom und kann als solches kaum etwas anderes gewesen sein als der am Hofe und in der Hauptstadt London gesprochene Dialekt. Also schon zu Chaucers Kindeszeit bemühten sich viele, eine *lange* zu sprechen, die etwas vom '*patois*' verschiedenes war. Hierdurch wird auch Brandls Annahme von einem 'Königsenglisch' um das Jahr 1307 gestützt.[2]

St. Gallen. Bernhard Fehr.

---

[1] Dies ist wohl ein Druckfehler für *poent*.

[2] Grundrifs der germ. Phil., 1. Aufl., Bd. II S. 637, § 39, wo die fünf dem König (Eduard II.) gewidmeten Träume von *Adam Davy* behandelt werden.

Städtische Karnevalsaufzüge.

Bei einem Aufruhr zu Norwich anfangs 1443 erschien John Gladman, der *of disporte, as is and ever hath ben accustomed in ony cite or burgh thrugh al this reame, on fastyngong tuesday made a disporte with his neighburghs, having his hors trapped with tyneseyle and otherwyse dysgysyn things, crowned as king of kristmesse, in token that all merthe shuld end with þe twelve monthes of þe yer, afore hym eche moneth disgysd after þe seson þerof, and lenten cladde in white with redde herrings skinnes and his hors trapped with oyster shelles after him, in token þat sadnesse and abstinence of merth shulde followe and an holy tyme; and so rode in diverse stretes of þe cite with other peple with hym disgysed, making merthe and disporte and pleyes.* Der Abt und andere Stadtfeinde verklagen die Bürger beim König, diese hätten in Aufruhr gegen den Staat *corouned the said John Gladman as kyng with coron, ceptre and diademe;* ed. Wil. Hudson *The records of the City of Norwich* (1906) I, 345; vgl. *Introd.* p. LXXXVIII.

Berlin. F. Liebermann.

Politische Reimerei 1433.

In den Parteikämpfen der Gemeinde Norwich gegen gewalttätige Stadtbeamte sagte das Volk von diesen fünfen:

Qwoso have any quarrel or ple,
If in the gildhall at Norwich it be;
Be it false, be it true,
If he but withstand John Hauke, John Querdlyng,
Nicholas Waleys, John Belagh, John Mey,
Sore shall him rewe,
For they'll rewle all the court with their lawes newe;

ebd. 334; vgl. p. LXXXV.

Berlin. F. Liebermann.

Franz. *crème*. — *Archiater* und *medicus* in Frankreich.

Archiv CXXIV, 385 schreibt J. Jud: 'Eine Gleichung wie griech. *χρῖσμα*, lat. chrisma 'Salbe': it. *crésima*, frz. *crème* (S. 124)[1] muſs den Glauben wecken, als ob frz. *crème* 'Sahne' vom griech.-lat. Worte abstamme, während doch Meyer-Lübke selber vor Jahren (*Zs. f. rom. Phil.* IX 253) das Grundwort in dem seit dem 7. Jahrhundert bezeugten crema gefunden hatte, das auch in der ablautenden Form *crama* den rätischen Formen zugrunde liegen muſs.'

Meine betreffende Äuſserung lautet: 'Suchen wir nach dem Etymon, so bleibt entweder *chrisma* ... oder aber das bei Ven. Fort. 11, 14 vorkommende *crama*. So nämlich, nicht *crema*, lesen die Handschriften, wie man aus Leos Ausgabe sehen kann. Béarn. *grama* 'Schaum', engad. *gramma*, comask. *crama* gehen wohl sicher darauf

[1] Nämlich der 2. Auflage meiner *Einführung*.

zurück. Im Franz. reimt *crème* mit *aime*; auffallend bleibt die häufige Schreibung mit *es*, wogegen ich *ai* nicht belegen kann; vielleicht hat *cresme* 'Salbe' eingewirkt. Wenn Bezas Bemerkung 80 "Pronuntiamus correpte *crema* pro cremore lactis, pro chrismate vero lunga penultima scribimus *cresme*" nicht etwa auf einer künstlichen Unterscheidung des Grammatikers beruht, so würde sie für zwei verschiedene Etyma sprechen, also für *crama*; was Thurot, *Prononciation* I 341 sonst über das Wort bringt, ist nicht geeignet, eine definitive Entscheidung zu bringen.'

Ich habe also die Frage offen gelassen. 1887 hat dann Leser, *Fehler und Lücken in der li Sermon saint Bernhart benannten Predigtsammlung* S. 78 aus Anlaſs des in seinem Texte vorkommenden *cranma* sich entschieden für *chrisma* ausgesprochen, und zwar mit vollem Rechte, da das *a* weder aus *ĕ* noch aus *ē* noch aus *a* entstanden sein kann, und im Anschluſs daran habe ich auf ostfrz. *krim* aufmerksam gemacht (*Deutsche Literaturzeitung* IX 1749), dessen *i* wiederum nur auf *ẹ* + *s*, nicht auf freies *ę* oder *ẹ* zurückgehen kann. Auch morv. *krama* kann nichts anderes sein, während allerdings vion., savoy. *krama* wieder auf *crama* beruht.

Also das Nordfranzösische zeigt eine Reihe von Formen, die nur von *chrisma* herkommen können, während Süd-, Südostfrankreich und Graubünden solche haben, die auf *crama* zurückgehen. Formen, die nur aus *crema zu erklären wären, gibt es nicht.

Wenn Jud nun trotzdem etwa aus geographischen Gründen, weil der Norden nicht wohl ein lateinisches Wort haben kann, wo der Süden ein vorlateinisches aufweist,[1] an **crema* festhalten will, so muſs er beweisen, daſs der Ausgangspunkt von frz. *crème* eine Gegend ist, wo *ẹsm* und *ęsm* vor dem 12. Jahrhundert zusammengefallen sind, und daſs von dieser Gegend aus das Wort dann dahin gewandert ist, wo *ẹsm* und *ęsm* verschiedene Reflexe ergeben, und daher dann die Form des hier in anderer Bedeutung lebenden Vertreters von *chrisma* angenommen hat. Er muſs ferner einigermaſsen wahrscheinlich machen, warum kein **creime* überliefert ist. Er muſs endlich zeigen, daſs eine Form **crēma* überhaupt existiert hat, denn, ich wiederhole, die handschriftliche Überlieferung (vgl. noch eine Glosse im *C. Gl. L.* VII 89) kennt nur *crama*. Es müſste auch, wenn die Erschlieſsung von **crēma* aus dem Nordfranzösischen zwingend wäre, weiter erklärt werden, wie eine solche Form möglich sei: 'Ablaut' ist bald geschrieben, aber gibt es innerhalb des Gallischen weitere Beispiele eines Ablautes *ē* : *ā* (aus idg. *ei* : *ā*, da gall. *ē* einem alten *ei*, nicht altem *ē* entspricht) bei ein und demselben Worte? —

Schuchardt hatte (*Zs. f. rom. Phil.* XVI 521) geschrieben: 'Ich vermute, daſs *archiater* auch auf romanischem Boden noch irgendwo,

[1] Godefroy führt *craime* aus Evrart, *Genèse* an, was ich nicht kontrollieren kann. Ist es richtig, so beweist es *crama* auch für den Norden; *cresme* : *quaresme* : *esme* im *Mariage Rustebuef* 83 aber kann wiederum nur *chrisma* sein.

in volkstümlicher Form, entdeckt wird. Dazu veranlafst mich das Vorhandensein eines baskischen Wortes für "Arzt", welches *acheter* lautet und welches Fremdwort sein mufs.' Diese von Jud bedingungslos übernommene Auffassung habe ich *Einf.* S. 102 abgelehnt. 'Das gerade auch in Gallien durchaus übliche Wort ist *medicus,* afrz. *mire,* aprov. *metge,* dem sich in gewissen Schichten als Modewort das griech. *archiatros* zur Seite gesellte. Es war am Merowingerhofe üblich, offenbar vornehmer als *medicus* und drang von den fränkischen Merowingern zu ihren fränkischen Untertanen, wogegen die Romanen diesen Fremdling nicht annahmen; es mag auch am westgotischen Hofe üblich gewesen sein und drang zu den Basken, die es ebensogut aufnahmen wie *medicus,* bask. *mireku.*'

Jud findet das 'unverständlich' und schreibt (*Arch.* CXXIV 387): 'Machen wir uns doch über die Lebensbedingungen des Wortes "Arzt" klar: "Ärzte" gab es wohl im Frankenreich nur am Hofe des Königs oder etwa noch in den grofsen Städten; die auf den Märkten umherziehenden Quacksalber werden im 6.—8. Jahrhundert noch selten genug gewesen sein. Nun wendet Meyer-Lübke ein, dafs *medicus* in Gallien das durchaus übliche Wort sei; allein gerade afrz. *mire* zeigt halbgelehrte Form, wie *grammaire* aus *grammatica,* und da nun doch einmal bezeugt ist, dafs Ärzte am Hofe der Merowingerkönige *archiatri* hiefsen, weshalb soll denn das Wort in den Städten Nordfrankreichs nicht ebenso wie in jenen der deutschen Rheinlande gebräuchlich gewesen sein?'

Es handelt sich hier um eine prinzipiell wichtige Frage, daher ich etwas ausgreifen mufs. Dafs namentlich bei Kultur-, Titel-, Modewörtern die verschiedenen Gesellschaftsschichten überall und zu allen Zeiten stark auseinandergehen, ist bekannt. Ebenso ist es bekannt, dafs Modewörter der obersten Gesellschaftsschichten unter Umständen herabsteigen, zum Allgemeingut werden, wenn auch im grofsen Ganzen das Umgekehrte das Häufigere ist. Wann aber das geschieht, das können wir nicht erschliefsen, wenn uns nicht die Wörter selber Auskunft geben. Ich nehme ein modernes Beispiel. Gewisse höhere Gesellschaftskreise in Wien sagen 'soupieren' für das eigentlich wienerische 'nachtmahlen'; die entsprechenden Berliner Kreise brauchen das Wort ebenfalls. Wenn man nun nach tausend Jahren Reste von 'soupieren' an diesen beiden Endpunkten fände und daraus den Schlufs zöge, dafs 'soupieren' im 19./20. Jahrhundert im Deutschen weit verbreitet gewesen sei, so wäre, wie wir wissen, dieser Schlufs vollständig falsch. Nun unser Wort. Bei den Römern hiefs der Arzt *medicus,* und diese Benennung ist mit der Sache auch nach Gallien gekommen. Daneben bestand *archiatros,* aber nicht gleichbedeutend mit *medicus,* es war vielmehr 'der erste Arzt am Kaiserhofe und sonstwo, Oberarzt, Leibarzt' (Georges). Man sehe die Stellen im Thesaurus I 460 nach, der *archiatros* ist der, der '*habeat summam in arte notitiam*'. Daneben findet sich auch gelegentlich Gleichwertigkeit von *iatros* und *archiatros,* doch liegt kein Grund vor, z. B. in

der Inschrift *filio eq. Romani archiatri Beneventani* (*CIL.* IX 1655) einen gewöhnlichen Arzt zu sehen.

Aus *medicus* mufste im Prov. *metge* entstehen, und so lautet das Wort; in einem Teile des nordfranzösischen Sprachgebietes *mie,* und so lautet das Wort; im Wallonischen *met,* und so lautet das Wort noch heute z. B. in Lüttich (s. Forir *mett*). Dafs aber gerade bei diesem Begriffe eine feinere Form *medicus* sich länger hält und dann als *mire* erscheint, ist sachlich ohne weiteres verständlich. Wir sehen also, dafs in manchen Schichten *medicus* zu allen Zeiten üblich blieb, dafs es in anderen etwas erneuert wurde. Dafür aber, dafs der Titel des *archiatros* in Frankreich an Stelle des einfachen *medicus* getreten war, fehlt jeder Anhaltspunkt. Am Merowingerhofe wie am römischen hiefs der Leibarzt *archiatros,* jeder andere Arzt bei den Römern und Romanen *medicus,* bei den Franken *lakki.* Nun wird bei letzteren allmählich der alte *lakki* durch den *arzat* verdrängt, vielleicht weil dieser überlegen war, vielleicht weil der *lakki,* indem er sich *arzat* nannte, feiner erscheinen wollte, wie ja heute der *Doktor* bei den Deutschen den *Arzt* viel mehr verdrängt als der *docteur* den *médecin.* Die Galloromanen aber hatten gar keine Veranlassung, *medicus* durch *archiatros* zu ersetzen; die Verschiedenheit der Kunst zwischen den beiden, die dieselben Studien gemacht hatten, war nicht so grofs wie die zwischen dem *archiatros* und dem *lakki,* und sie mochten viel weniger in den Fall kommen, ein Hofwort der fränkischen Könige, das nicht eine spezifisch germanische Einrichtung bezeichnete, nicht zum Feudalwesen gehörte, nachzusprechen. Bemerkenswert ist, dafs gerade im Osten Frankreichs die bodenständigen Entwicklungen von *medicus* anzutreffen sind, und da anderseits jede Spur von *archiatros* fehlt, so ist es reine Willkür, seine Gebräuchlichkeit in den 'Städten Nordfrankreichs' zu behaupten.

Wie sich das Nebeneinander von *acheter* und *miriku* im Baskischen erklärt, ist schwer zu sagen. Die Bewahrung des *k* und *t* in dem ersteren weist auf Entlehnung in recht alter Zeit, noch in römischer, nicht in romanischer, und damit ist schon gesagt, dafs das baskische Wort für die Existenz von *archiater* nach dem Verfall des Römerreiches in romanischem Munde nicht beweisend sein kann. So glaube ich, *acheter, Arzt* als ein Schulbeispiel dafür beibehalten zu können, dafs das Vorkommen eines Wortes an zwei Punkten der Peripherie nicht ohne weiteres als Beweis für dessen Gebrauch innerhalb des ganzen Kreises dienen kann.[1]

Wien. W. Meyer-Lübke.

[1] Noch manches andere wäre an Juds Besprechung richtigzustellen. So widerspricht die Übersetzung von *tribulum* mit 'Dreschwagen' (S. 387, 1) der alten Beschreibung ebensosehr wie der heutigen Bedeutung des Wortes; ein Schufs ins Blaue ist die Polemik gegen einen Inf. **plovĕre* (S. 403), da weder *Einf.* § 152 noch sonst von irgendeinem von denen, die das Verhältnis von *pluere* zu dem alten *plovĕre* behandelt haben, ein solcher vom Standpunkte des Lateinischen aus auch ganz undenkbarer Inf. angesetzt worden ist usw.

Zeitberechnung und Zeitbezeichnung.[1]

Bekanntlich gibt es in den Sprachen nur für bestimmte Zeitpunkte und Zeitabschnitte, wie für die Jahreszeiten, Monate und Wochentage besondere Bezeichnungen und Namen, während andere Zeiteinheiten, wie Jahre, die Jahres- und Monatstage, Minuten und Sekunden nur gezählt werden. Theoretisch wäre es denkbar, wenn auch eine grofse Erschwerung der Sprache, dafs auch sie je einen besonderen Namen hätten.

Die indogermanische Urzeit kannte erst eine Zweiteilung des Jahres in den schnee- und eisbringenden Winter und eine freundlichere, aufleuchtende, helle Jahreszeit, mag diese nun als Frühling, Sommer oder Maizeit gefafst werden. (Man vergleiche das 24. Kapitel 'Sommer und Winter' in Jakob Grimms 'Deutscher Mythologie'; 3. Ausgabe [Göttingen 1854]; Bd. II, S. 715—740.) Max Müller hat eine Reihe von griechischen Sagen und Mythen (wie die von der Niobe[2]) sehr hübsch in diesem Sinne gedeutet. Bei Homer herrscht die Dreiteilung des Jahres in Frühling, Sommer und Winter vor. Dafs auch die alten Germanen erst drei Jahreszeiten kannten, geht aus der Stelle in der 'Germania' des Tacitus (Kap. 26) hervor, wo es heifst: *Unde annum quoque ipsum non in totidem digerunt species: hiems et ver et aestas intellectum ac vocabula habent, autumni perinde nomen ac bona ignorantur.* Erst mit der Einführung von Obst und Wein wird das damals schon wohl vorhandene Wort Herbst (ahd. *herpist*, ags. *hearfest*) zur Bezeichnung einer Jahreszeit verwandt (vgl. Jakob Grimm, 'Geschichte der deutschen Sprache', 2. Auflage [Leipzig 1853]; Bd. I, S. 53). Dagegen werden in den indischen Hymnen des Rigveda schon Frühling, Sommer, Herbst und Winter nebeneinander genannt, und mit dem Vordringen des indischen Volkes nach dem Süden wird diese Vierzahl von Jahreszeiten sogar zu einer Sechszahl erweitert, wie schon Jakob Grimm in seiner 'Mythologie' Bd. II, S. 718 in bezug auf Europa sagt, 'dafs, je weiter nach Norden hin, in Europa zwei Jahreszeiten, Sommer und Winter, vortreten, je weiter nach Süden drei, vier oder fünf unterschieden werden können'. Oft dient dabei allerdings die einzelne Jahreszeit auch zur Bezeichnung des ganzen Jahres. (Näheres s. bei O. Schrader: 'Die älteste Zeitteilung des indogermanischen Volkes' [Berlin 1878], S. 11—24, Heft 296 der 'Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge', hg. von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff, und in seinem Hauptwerk 'Sprachvergleichung und Urgeschichte, linguistisch-historische Beiträge zur Erforschung des indogermanischen Altertums'; 3. Aufl. [Jena 1906], S. 222—240.)

Der Mond mit seinen zwölfmal im Jahre sich erneuernden Umlauf um die Erde erscheint als natürlicher Zeitmesser. 'Mond'

---

[1] Die Einzelliteratur findet man in den angezogenen Schriften.

[2] Vgl. dazu Adolf Schmidt, 'Handbuch der griech. Chronologie', Jena 1888, S. 74—93.

und 'Monat' sind daher auch dieselben Wörter. Ihre Herkunft von der idg. Wurzel *mê* 'messen' ist indes fraglich.

Die Rechnung nach Mondabschnitten, Monaten ist altindogermanisch, da die Bezeichnungen für 'Monat' in den indogermanischen Sprachen annähernd übereinstimmen (vgl. Fr. Kluge, 'Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache'; 6. Aufl. Strafsburg 1905, S. 272). Dagegen weichen sie ebenso wie die Töchtersprachen in der Benennung der einzelnen Monate ganz bedeutend voneinander ab. Während z. B. die griechischen Monate überwiegend von Göttern und Götterfesten ihren Namen führen, ist bei den nüchternen Römern ungefähr die Hälfte der Monate nach Zahlen benannt (vgl. Theod. Mommsen, 'Die römische Chronologie bis auf Cäsar'; 2. Aufl. Leipzig 1859). Eine Zusammenstellung der Monatsnamen in den verschiedenen Sprachen vom Griechischen bis zum Baskischen und Albanischen hat schon Jakob Grimm in seiner 'Geschichte der deutschen Sprache', Bd. I, Kap. VI: 'Feste und Monate' (2. Aufl., S. 53—74) gegeben, die dann noch von Dr. Paulus Cassel[1] in seinem Aufsatze 'Die Namen der Monate' ('Aus Literatur und Geschichte.' Abhandlungen von Dr. Paulus Cassel; Berlin u. Leipzig 1885; S. 299—322) ergänzt worden ist. Über den Reichtum des Deutschen an Bezeichnungen für die Monate vgl. die schöne, der germanistischen Abteilung der XXVII. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu Kiel 1869 gewidmete Monographie von Karl Weinhold: 'Die deutschen Monatsnamen' (Halle 1869), die nacheinander die ältesten, dann die seit dem 15. Jahrhundert gemeindeutschen, endlich die landschaftlichen Bezeichnungen aufführt, ihren Inhalt und ihre Bedeutung untersucht und endlich eine ausführliche alphabetische Zusammenstellung der zahlreichen Monatsnamen gibt. (Man vergleiche auch den Artikel von Gust. Bilfinger: 'Syorkel' [Name für Februar] in der 'Zs. f. deutsche Wortforschung', hg. von Fr. Kluge, Bd. V, S. 263—269.)

Eine natürliche Einteilung des Monats in zwei Hälften ergab sich aus den beiden sich entgegengesetzten Phasen des Mondlichts: Voll- und Neumond.

Dagegen ist die 'Woche' keine Einteilung des Monats oder des Jahres, sondern eine von beiden gänzlich unabhängige Aneinanderreihung von Tagen. Sie greift daher von einem Monat in den anderen und von einem Jahr in das andere über (vgl. Franz Rühl: 'Chronologie des Mittelalters und der Neuzeit'; Berlin 1897; S. 49—63: 'Die Woche und ihre Tage', und Dr. B. M. Lersch, 'Einleitung in die Chronologie', 2. Aufl., Freiburg i. Br. 1899, 2 Bände). Sie ist also eine mehr künstliche Zeiteinteilung. Den Persern z. B. war sie in der ältesten Zeit fremd, wie jetzt noch den Negern (vgl. H. Tönjes, 'Ovamboland', Berlin 1911, S. 90).

---

[1] Ebendesselben Verfassers dort S. 305 erwähnte Abhandlung über die Namen der Jahreszeiten ist mir nicht zugänglich gewesen.

Die Zahl der Wochentage ist denn auch bei den einzelnen Völkern verschieden. Die Griechen rechneten nach Dekaden, d. h. zehntägigen Zeiträumen (vgl. Dr. Ludwig Ideler: 'Handbuch der mathemathischen und technichen Chronologie'; Berlin 1825—26; Bd. I, S. 88 u. 279). Die altrömische Woche ist achttägig und führt nach dem römischen Zählungsbrauch den Namen *nundinum* (von *nonus* und *dies* = auf den neunten Tag fallend). Die indianischen Ureinwohner Mittel- und Südamerikas sowie Mexikos[1] hatten teils dreitägige (die Muyocas), teils neuntägige (Peruaner), teils dreizehntägige (religiöse) bzw. zwanzigtägige (bürgerliche) Wochen (Azteken), die Chinesen und Japaner ursprünglich sogar 60 verschiedene, nach Tieren und den Elementen benannte, sich wiederholende Tagesnamen. Am verbreitetsten ist indes die siebentägige, meist nach den Planeten benannte Woche. Ihr Ursprung ist trotz mehrfacher Untersuchung noch dunkel. Auch in der neuesten gelehrten Untersuchung von mehreren Verfassern in Bd. I, S. 150—193 der 'Zs. für deutsche Wortforschung', hg. von Fr. Kluge (P. Jensen: 'Die siebentägige Woche in Babylon und Ninive'; Th. Nöldeke: 'Die Namen der Wochentage bei den Semiten'; A. Thumb: 'Die Namen der Wochentage im Griechischen'; derselbe: 'Die albanesichen Wochentage'; G. Gundermann: 'Die Namen der Wochentage bei den Römern'; R. Thurneysen: 'Die Namen der Wochentage in den keltischen Dialekten'; W. Meyer-Lübke: 'Die Namen der Wochentage im Romanischen'),[2] heben sich die Resultate von Jensen und Nöldeke nahezu auf. Meist wird chaldäische Herkunft angenommen (vgl. Schrader a. a. O., Bd. II, S. 453); denn bei den Juden, bei denen die siebentägige Woche ebenfalls uralt ist, hatte nur der Sabbat einen besonderen Namen,[3] während die übrigen Tage nur gezählt wurden. Diese Bezeichnungsweise übernahm das Christentum, nur daſs der Sonntag hinzukam,[4] und ihm folgte der griechische Orient. Von Babylon ist

[1] Vgl. A. Humboldt: 'Vue des Cordillères et monumens des peuples indigènes de l'Amérique' (Paris 1810, p. 125—194, 247, 254—265).

[2] Eine im 4. Heft des 1. Bandes bereits angezeigte Abhandlung von Fr. Kluge: 'Die germanischen Namen der Wochentage', ist in den Wissenschaftlichen Beiheften zur Zeitschr. des allg. deutschen Sprachvereins erschienen.

[3] Ähnlich hieſs jedes siebente Jahr Sabbatjahr und war wie der Sabbat der Ruhe und Gottesverehrung gewidmet. Aussaat und Ernte muſsten eingestellt werden, die Felder brachliegen. Nach Ablauf von siebenmal sieben Jahren wurde das sogenannte Jobeljahr gefeiert (s. A. Kinzler: 'Die biblischen Altertümer'; 5. Aufl. Calw 1877, S. 257—274. Vgl. dazu aber auch Joh. Hehn, 'Siebenzahl und Sabbat bei den Babyloniern und im Alten Testament', Leipzig 1907 (Leipziger Semitistische Studien, hsg. von A. Fischer und H. Zimmern, Bd. II Heft 5). Die groſsen Werke von P. Kugler, 'Die babylonische Mondrechnung' und 'Sternkunde und Sterndienst in Babel', waren mir nicht zugänglich.

[4] Englisch auch (seit 1554) Sabbat, wonach die Sabbatarians ihren Namen führen, welche wie die Schotten die durch Charles Know eingeführte strenge Sabbatfeier haben (vgl. Dr. W. Sattler: 'Deutsch-engliches Sachwörterbuch' [Leipzig 1904], S. 783).

nach einer ansprechenden Annahme Dr. E. Robert Roeslers in seiner gelehrten kleinen Schrift 'Über die Namen der Wochentage' (Wien 1865) S. 15 die planetarische Bezeichnung der Wochentage durch chaldäische Wahrsager, Sterndeuter und Horoskopsteller nach Rom und durch die Römer dann zu den Romanen und Germanen gekommen.[1] Das lat. Wort für Woche *septimana,* eigentlich 'siebenzählig', neben dem das griechische *hebdomas* (*hebdomada*) vorkommt, hat sich im Romanischen als frz. *semaine,* ital. *settimana* usw. erhalten.[2] Das gemeingermanische Wort 'Woche' ist seiner Herkunft und Bedeutung nach noch nicht aufgeklärt.[3] Früher hat man es meist mit lat. *vices* 'Wechsel' zusammengebracht, doch ist das Wort jedenfalls germanischen Ursprungs (vgl. Fr. Kluge: 'Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache'; 6. Aufl., S. 428).

In der Bezeichnung und Berechnung der Woche zeigen die uns hier näher interessierenden Sprachen einige Eigentümlichkeiten. Von den romanischen Sprachen hat eine, nämlich die portugiesische, die Bezeichnung nach den sieben Planeten nicht angenommen, sondern zählt einfach in der altkirchlichen Weise die Wochentage.

Im Englischen ist für die Woche jetzt fast nur die Gesamtbezeichnung *week,* für zwei Wochen hingegen die Zählweise *a fortnight* in Gebrauch. Früher sagte man neben *a week* auch *a sevennight, se'nnight* oder *sennight* (vgl. Prof. Dr. W. Sattler: 'Deutsch-englisches Sachwörterbuch'; Leipzig 1904, S. 588).[4] Aus beiden Bezeichnungen geht hervor, daſs die Germanen wie die Kelten ursprüng-

[1] Über die verschiedenen Bezeichnungen der Wochentage bei denselben vgl. Dr. Roesler a. a. O. S. 18—26. In der Osthälfte Europas, bei den Slawen und Letten, herrscht dagegen wie bei den Persern und Arabern in Vorderasien das Zahlsystem der Juden und Griechen vor, während bei den Finnen und Tataren bald das planetarische, bald das Zahlsystem sich findet (s. Roesler S. 27—32).

[2] Unter *semaine le roi,* Königswoche, verstand man im Mittelalter diejenige Woche, in der nach einer Anordnung Ludwigs des Heiligen in Frankreich jede Privatfehde ruhen muſste. — Von frz. *semaine* ist dann *le semainier* gebildet, = einer, der die Woche hat, ein in Klöstern, Schulen und früher, als sie noch Eigentum der Schauspieler waren, besonders in Theatern gebräuchlicher Ausdruck, der die Person bezeichnete, die während der Woche die Aufsicht über den inneren Dienst hatte. (Vgl. das 1908 bei A. Colin in Paris in frz. Übersetzung erschienene Buch des Dänen Karl Mantzius über Molière und Dr. Cl. Klöpper: 'Französisches Real-Lexikon'; Leipzig 1902; Bd. III, S. 405.) Über ein *la semaine* genanntes Spiel, bei dem sieben gezeichnete Trapeze mit den Wochentagen bezeichnet werden, vgl. ebenda. — Wie von *la semaine le semainier,* so kommt von 'Woche' mhd. der *wochenaere* in derselben Bedeutung (siehe Dr. Weigand: 'Deutsches Wörterbuch', 4. Aufl.; Gieſsen 1882; Bd. II, S. 1133).

[3] Ideler Bd. II, S. 183 leitet es von *wik* = 'Ordnung, regelmäſsiger Wechsel' ab.

[4] An *seven days* erinnert die Bezeichnung *The Seventh Day Baptists* für die Angehörigen der englischen Religionsgemeinschaft, die nicht den ersten, sondern den siebenten Tag der Woche, den Sonnabend, als Ruhetag feiern.

lich nach Nächten zählten.[1] Cäsar und Tacitus bestätigen uns dies. Von letzteren sagt Cäsar in seinen *Commentarii de bello Gallico* VI, 18: *Ob eam causam spatia omnis temporis, non numero dierum, sed noctium finiunt; dies natales et mensium et annorum initia sic observant, ut noctem dies subsequatur*; und über die Germanen berichtet Cornelius Tacitus in seiner 'Germania' Kap. 11: *Nec dierum numerum, ut nos, sed noctium computant, sic constituunt, sic condicunt: nox ducere diem videtur* (vgl. J. Grimm: 'Mythologie', Bd. II, S. 671 u. 714). Unsere Namen Fastnacht und Weihnacht erinnern an diesen Brauch, ebenso wie der englische Titel von Shakespeares 'Was ihr wollt': *Twelfthnight*, der von den heiligen 'Zwölfnächten' (Weihnachten bis Dreikönig) der Wodansverehrer herrührt. Mit Recht sagt O. Schrader ('Sprachvergleichung und Urgeschichte', 3. Aufl.; Bd. II, S. 235) von der Urzeit: 'Wenn der Zeitmesser der Urzeit der Mond und nicht die Sonne ist, so versteht sich die Zählung nach Nächten, nicht nach Tagen, fast von selbst.'

Während nun im Englischen die Kollektivbezeichnung für die Woche fast allein gebräuchlich ist, kommt im Deutschen und Französischen meist die ziffernmäfsige Bezeichnung, und zwar nach Tagen vor. Hierbei zeigt sich eine weitere Eigentümlichkeit. In beiden Sprachen sagt man anstatt 1 Woche gewöhnlich 8 Tage (statt 7 Tage),[2] Während man dann aber im Deutschen für 2 Wochen 14 Tage sagt, heifst es im Französischen in diesem Falle 15 Tage (*quinze jours*).[3] Wie erklärt sich das? Man könnte daran denken, dafs 15 die Hälfte der Tage der geraden Monate ist. Richtiger deutet Grimm im Wörterbuch die Bezeichnungsweise dahin, dafs der ursprünglichen Frist von Nächten, die in der Zahl der Nächte zwischen Vollmond und Neulicht ihren Grund hatte, noch der Tag zugegeben wurde, mit dessen Eintritt der Termin zu Ende ging und

[1] Nach Friedr. Kluge, 'Etym. Wörterbuch', 5. Aufl., S. 371 war 'Tag' im Deutschen ursprünglich nur Bezeichnung der hellen Tageshälfte, der Tag von 24 Stunden hiefs Nacht.

[2] Im Altfrz. kommt daneben auch 7 Tage ziemlich häufig vor. Dr. H. Rauschmaier 'Über den figürlichen Gebrauch der Zahlen im Altfranzösischen', Erlangen u. Leipzig 1892 (Heft III der 'Münchener Beiträge zur romanischen und englischen Philologie', hg. von Prof. H. Breymann), S. 49 glaubt auch begrifflich einen Unterschied im Gebrauch der beiden Zahlen gefunden zu haben, indem 8 Tage bei einer vollen Woche zunächst da, wo es sich um ein längeres Verweilen, wie bei Festlichkeiten, handelt, gebraucht worden sei (vgl. auch ebenda S. 114).

[3] Das gleiche gilt vom Italienischen (*quindici giorni*), Spanischen (*quince dias*) und Neugriechischen. Schon im Altfrz. war nach Rauschmaier a. a. O. S. 66 die Zahl 14 hier selten. Ein Beispiel für diese romanische Zählweise im Englischen (aus Thackerays 'Arthur Pendennis') s. bei Fiedler-Sachs: 'Wissenschaftliche Grammatik der englischen Sprache' Leipzig 1861, Bd. II, S. 213. Als Gerichtsfrist war die Bezeichnung 15 Tage dagegen auch im Deutschen durchaus gebräuchlich (vgl. Jakob Grimm: 'Deutsche Rechtsaltertümer', 4 Aufl., bes. durch Heusler-Hübner Leipzig 1899; Bd II, S. 299).

dann neben den nächsten auch nach ebensoviel Tagen mit diesem Zugabetag gezählt wurde, wodurch sich die Formel 1 Tag und 14 Nächte in jene 15 Tage umwandelte. Der Zugabetag blieb also in die ganze Zahl mit aufgenommen, d. h. man sagte 8 Tage, 15 Tage.

Erwähnung möge in diesem Zusammenhange, wenn auch mehr als Kuriosum, die zur Zeit der französischen Revolution vom Nationalkonvent, besonders auf Betreiben des Deputierten Romme, der auch Berichterstatter in dieser Angelegenheit war, versuchte Einführung der griechischen Dekade, der zehntägigen statt der siebentägigen Woche, finden, wobei der Tag in 10 Stunden, die Stunde in 100 Minuten, die Minute in 100 Sekunden geteilt wurden. Die einzelnen Tage der Woche erhielten die Namen *Primidi, Duodi, Fridi, Quartidi, Quintidi, Sextidi, Septidi, Octidi, Nonidi, Decadi*; 3 Dekaden bildeten den Monat, der durchgehends 30 Tage erhielt. Zu 12 Monaten kamen 5, im Schaltjahr 6 Ergänzungstage, sogenannte *jours épagomènes* oder *jours complémentaires*. Der Anfang des Jahres wurde auf den 22. bzw. 23. September gelegt. 3 Gemeinjahre bildeten mit dem folgenden Schaltjahr eine *Franciade*. Diese am 5. Oktober 1793 beschlossene, übrigens nie populär gewordene Zeitrechnung wurde infolge eines von Napoleon veranlafsten Senatsbeschlusses vom 9. September 1805 wieder aufgehoben, und mit dem 1. Januar 1806 kehrten die Franzosen wieder zum gregorianischen Kalender zurück (vgl. Lud. Ideler, a. a. O. Bd. II, S. 468—470).

Schroffe Gegensätze und damit natürliche Einteilungen wie bei den Jahreszeiten Winter und Sommer sind beim Tage Nacht und Tag. Die Nacht erscheint dabei vielfach als feindliche böse Gewalt im Gegensatz zu dem gütigen Wesen des Tages (vgl. das Kap. 23: 'Tag und Nacht' in J. Grimms 'Mythologie', Bd. II, S. 697—714). Eine weitere Einteilung des Tages (in Vormittag, Mittag, Nachmittag usw.) war der Urzeit noch fremd (vgl. O. Schrader: 'Sprachvergleichung', Bd. III, S. 237) und wurde erst in späterer Zeit höherer Kultur vorgenommen.

Über eine merkwürdige sprachliche Bedeutung von 'Tag' im mittelalterlichen Rechtsleben in dem Ausdruck 'Jahr und Tag', nämlich die von 6 Wochen und 3 Tagen, hat schon J. Grimm in den 'Deutschen Rechtsaltertümern', 4. Aufl. Berlin 1899, Bd. I, S. 307 (vgl. auch Rich. Schroeder, 'Lehrbuch der deutschen Rechtsgeschichte', 5. Aufl. Leipzig 1907, S. 739, wo Note 59 die weitere Literatur angegeben ist) und ganz neuerdings in einem längeren Exkurs Ferd. Güterbock in seinem Buche 'Der Prozefs Heinrichs des Löwen; kritische Untersuchungen' (Berlin 1909) gehandelt. Letzterer kommt dabei in Übereinstimmung mit J. Grimm und in Gegensatz zu den Rechtslehrern R. Schröder und Brunner zu dem Ergebnis, dafs die natürliche wörtliche Auffassung die ursprüngliche und lange Zeit, etwa bis zum Jahre 1300, allein gültig gewesen sei, dafs dann aber in der späteren Epoche des Mittelalters im lokalen Gerichtsstand, der

vor allem praktische Ziele verfolgte, auch jene übertragene Bedeutung aufgekommen, d. h. daſs dem Jahre mit den 45 Tagen noch eine Gerichtsfrist hinzugefügt worden sei, so daſs mit dem Ausdruk 'Jahr und Tag' der erste Gerichtstag nach Ablauf des Jahres als Termin festgesetzt wurde (s. a. a. O., Anhang S. 203—210, Exkurs III: Die Bedeutung von 'Jahr und Tag').

Frankfurt a. M. W. Grote.

Thackeray und Daudet.

In *Trente Ans de Paris* verwahrt sich Daudet dagegen, daſs er die Gestalt der kleinen Delobelle in *Fromont jeune et Risler aîné* der Miss Jenny Wren in Dickens *Mutual Friend* nachgebildet habe, und in der Tat zeigen die beiden, was den Charakter betrifft, nichts Übereinstimmendes. Aber zwei andere Figuren seines Romans haben groſse Ähnlichkeit mit Dickensschen Personen: Chèbe und Delobelle. Herr Chèbe ist wie Herr Micawber im *David Copperfield* Agent für alles, womit sich nur handeln läſst, ohne jedoch auf einen grünen Zweig zu kommen; beide machen ihre Geldgeschäfte, d. h. ihre Anleihen, 'von Mann zu Mann' (*between man and man* — bei Dickens, *d'homme à homme* — bei Daudet), und während schlieſslich Micawber und Familie nach Australien gehen, denkt wenigstens Risler daran, mit den Chèbes dereinst in ein ganz unbekanntes Land zu ziehen, wo niemand von ihren Schicksalen weiſs. Und Herr Delobelle hat manchen Tropfen Turveydropsches Blut in seinen Adern. Dieser, als der Besitzer eines Tanzinstituts aus Dickens *Bleak House* bekannt, versteht es geradeso gut wie der stellungslose Schauspieler, auf Kosten seiner schwer arbeitenden Familie ein höchst bequemes Leben zu führen. Elegant gekleidet, gut genährt, beanspruchen sie für sich den Löwenanteil ihres Verdienstes und stellen sich noch gar, als ob sie mit ihrer Müſsiggängerei eine Mission, eine Pflicht erfüllten. Mit diesem Anspruch finden sie allerdings nur bei ihren Angehörigen Glauben, dafür aber bei ihnen auch einen unerschütterlichen, blinden, unbedingten Glauben. Interessant ist es auch, daſs Herr Turveydrop seine Frau, die sich für ihn zu Tode gearbeitet hat, als *Sainted Wooman* bezeichnet, während Herr Delobelle die seinige *cette sainte femme* nennt.

Wenn aber Daudet seine Abhängigkeit von Dickens in Abrede stellt, so ist es merkwürdig, daſs er von seinem Verhältnis zu Thackeray nicht spricht, und doch macht es den Eindruck, als ob *Vanity Fair* das Vorbild zu *Fromont jeune* gewesen ist.

Die Hauptpersonen in beiden Romanen sind drei Frauengestalten — bei dem Engländer: die beiden Guten und Tugendhaften, Lady Jane und Amelia Sedley, und ihnen gegenüber im Mittelpunkt der Handlung die bitterböse Becky Sharp, — bei dem Franzosen: Claire Fromont uud Désirée Delobelle und anderseits Sidonie Chèbe. Becky und Sidonie, beide aus armseligen Verhältnissen entsprossen, suchen

ihr Heil in einer reichen Heirat, und zwar ist Reichtum die einzige Bedingung, die an die Person des Zukünftigen gestellt wird. Becky hätte den alten gräfslichen Crawley genommen, wenn sie nicht schon vorher heimlich seinen jüngeren Sohn geheiratet hätte, und Sidonie denkt beim Anblick des ebenso unliebenswürdigen alten Gardinois: Wenn er nur zehn Jahre jünger wäre! Beckys Gatte ist, wie gesagt, Rawdon Crawley, von dessen Junggesellenzeit Thackeray recht viel Schlimmes zu sagen weifs; aber als Ehemann sucht er ihn uns sympathischer zu machen, und zwar mit dem Erfolge, dafs wir am Ende volles Mitgefühl mit dem armen Rawdon haben. Diesem zweiten Rawdon ist nun der ältere Risler, Sidoniens Gatte, sehr ähnlich. Plump und unbeholfen, müssen beide gar bald erfahren, dafs sie für den gesellschaftlichen Verkehr ihrer Frauen ungeeignet sind, und es wird ihnen gar nicht verwehrt, wieder wie früher ihre Abende im Klub oder in der Brasserie zuzubringen. Beide lieben ihre Gattinnen und hätten sich wohl ein schöneres Familienleben gewünscht, so aber müssen sie sich damit begnügen, hin und wieder auf einige Stunden — der im Hause seiner Schwägerin, der Lady Jane, jener in der Wohnung der Claire Fromont — die Ruhe und Behaglichkeit eines wohlgeordneten Haushalts zu geniefsen. Die Heirat Beckys ist insofern ein Mifsgriff gewesen, als das Erbe der reichen Tante Rawdons, auf welches sie gerechnet hatten, ihnen nicht zugefallen ist, und so lebt man denn hauptsächlich vom Schuldenmachen; späterhin hilft allerdings der ältere Bruder ein wenig, mit dem sich Becky sehr gut zu stellen weifs; hat er ihr doch sogar eine Brillantbrosche geschenkt, ohne diese Tatsache der Lady Jane mitzuteilen. Aber Beckys Durst nach Gold und Juwelen wäre ungestillt geblieben, hätte nicht ihr reicher und freigebiger Gönner und Freund, der Marquis de Steyne, ihre Wünsche erfüllt. Diese beiden Personen, den Schwager und den Marquis, hat Daudet vereinigt in der Gestalt von Georges Fromont, Claires Gatten. Zwar lebt Sidonie als Rislers Frau in durchaus gesicherten Verhältnissen, aber was ihre Eitelkeit und Genufssucht sonst noch begehrt: das Coupé, die Villa, Diamanten, Festlichkeiten — alles das bezahlt Fromont. Und Rawdon und Risler ahnen nichts Böses. Als sie aber schliefslich die Wahrheit erkennen, findet die Vergeltungsszene statt, die von Thackeray und Daudet ganz gleich dargestellt wird. Die beiden Rächer treffen ihre Gattinnen in Balltoilette, juwelengeschmückt; Becky trägt 'die Brillanten an der Brust, die Steyne ihr gegeben hatte', und Sidonie die Diamantenrivière, die Fromont ihr für 30000 Frank gekauft hatte. Alle Ringe und Armbänder und Spangen müssen abgelegt werden; aber den Busenschmuck reifst Rawdon herab, ganz so wie Risler. Auch von dem Sündenlohn, den sie in ihren Schränken aufbewahrt und verborgen haben, bleibt ihnen nichts. Die Frauen gehorchen willenlos; Becky bittet: 'Töte mich nicht, Rawdon!' Und Sidonie mufs an ein Wort denken, das ihr Schwager Franz ihr einmal gesagt

hat: 'Er wird vielleicht davon sterben, aber er wird Sie vorher töten'. So schlimm kommt's nun freilich hier wie dort nicht; aber die beiden Damen beginnen nun ein Leben auf eigene Hand. Becky geht nach dem Kontinent; spielt, wenn sie Geld hat; borgt und schwindelt, wenn sie keins hat; gibt Konzerte, tritt als Sängerin auf usw., und Sidonie sehen wir zum letztenmal im Café chantant, wo sie ihr *Pauv' pitit mam'zelle Zizi* vorträgt.

Aber auch die Nebenhandlung in *Vanity Fair* findet ihr Gegenstück in *Fromont jeune.* Amelia Sedley und Désirée Delobelle sind gleich liebenswürdige, zärtliche Wesen. Hilflos der Welt gegenüber, ganz Gefühl, sehen sie in ihrer Liebe ihr einziges Glück. Nach vielen Schwierigkeiten heiratet Amelia ihren George Osborne; jedoch schon ein paar Wochen darauf, als sich die Familien Crawley und Osborne in Brüssel treffen, umstrickt Becky den jungen Ehemann so, dafs er ihr in einem Briefchen eine gemeinsame Flucht vorschlägt. Diesen Brief hebt Becky sorgfältig auf, um nach Jahren ihrer Freundin Amelia über den wahren Charakter ihres Mannes die Augen zu öffnen. — Désirée liebt den jüngeren Risler, und es soll gerade ein Verlöbnis zustande kommen, als Sidonie hindernd dazwischentritt. Sie fürchtet den jungen Mann, der ihr Verhältnis zu Fromont durchschaut, und möchte ihn entfernen, und ihren Verführungskünsten gelingt es auch, ihn dahin zu bringen, dafs er ohne Rücksicht auf seinen Bruder, der ihm ein Vater gewesen ist, sie in einem Briefe um gemeinsame Flucht bittet. Diesen Brief sendet dann späterhin nach der häuslichen Katastrophe Sidonie ihrem Gatten.

So besteht wohl kein Zweifel, dafs Daudet Thackeray mancherlei verdankt, und das darf man bei aller Verehrung für Daudet ruhig sagen; denn durch diese Anlehnung an den englischen Roman wird der Wert des seinigen nicht vermindert, und seine eigene Arbeit an dem Buch ist deswegen keine geringe gewesen. Schon die Schaffung der bürgerlichen Umgebung zeugt von eifrigen Studien und grofser Gestaltungskraft, und mit ebenso grofser Kunst hat er seine Personen zu lebenswahren, diesem Milieu angepafsten Menschen gemacht. Wie konsequent er die Charakteristik durchgeführt hat, beweist der Schlufs des Werkes, der von Thackeray völlig verschieden ist. Rawdon nimmt nach einigem Bedenken die Stellung als Gouverneur von Coventry Island an, die er Steyne zu verdanken hat, und Becky wird nach weiteren Abenteuern schliefslich wieder eine reiche und äufserlich sehr fromme und wohltätige Dame. Eine derartige Lösung verträgt sich nicht mit bürgerlichen Anschauungen und würde auch dem grofsen Publikum, für welches Daudet schrieb, kaum behagt haben. Deswegen läfst der Dichter Risler selbst Hand an sich legen, und Sidoniens schrecklicheres Schicksal sich vorzustellen, überläfst er dem Nachdenken des Lesers.

Berlin. H. Willert.

Sitzungen der Berliner Gesellschaft
für das Studium der neueren Sprachen.

Sitzung vom 11. Januar 1910.

Herr Aronstein spricht über die *Organisation des englischen Schauspiels im Zeitalter Shakespeares.* Der Vortrag wird gedruckt in der *Germanisch-romanischen Monatsschrift* erscheinen.

Herr Lücking weist auf die Wichtigkeit hin, welche die Stellung des *Master of the Revels* für die Shakespeare-Bacon-Frage habe, und fragt, nach welcher Methode in den Ausführungen des Vortragenden die Verschiebung des Geldwertes berechnet worden sei. Im Anschluſs an die Auskunft erörtert Herr Wolff die Schwierigkeit, diese Veränderung befriedigend zu bestimmen. Herr Kabisch weist auf den Maſsstab hin, den die Rechnungen der Tochter der Mme de Sévigné böten.

Herr Kabisch bringt als Fortsetzung seines Vortrages vom 14. Dezember 1909 in umfassender Weise die *Fachausdrücke der Aviatik,* indem er zuerst von den Flugapparaten und allen ihren Teilen und deren Zwecken, sodann von den Flugplätzen und ihren Einrichtungen spricht und für jeden Ausdruck der deutschen Flugtechnik den in Frankreich dafür gewählten bringt und belegt. Es zeigt sich dabei, daſs die Terminologie zwar im groſsen und ganzen in ihren Wörtern, die zum Teil aus allen anderen Sportfächern entnommen, zum Teil für die Aviatik neu gebildet sind, bereits feststeht, daſs aber natürlich, bei der Jugend der neuen Kunst, manche Bezeichnungen noch schwanken.

In der Diskussion teilt Herr Köbe als Ergänzung einige Synonyma mit. Einzelheiten zur Deutung und Übersetzung einiger Fachausdrücke geben ferner die Herren Lewent, Müller und Platow. Herr Risop verweist wegen *aérostier* neben *aérostatier* auf seine Ausführungen in der *Zs. f. rom. Phil.* Bd. 21, S. 547.

Herr Oberlehrer Dr. Otto (Charlottenburg) wird in die Gesellschaft aufgenommen.

Sitzung vom 25. Januar 1910.

Herr Risop handelt von den durch die preuſsische Regierung von 1818—1820 veranlaſsten Maſsregeln, die die Einführung der romanischen Sprachen und Literaturen als Unterrichtsfach in den Lehrplan der Berliner Universität zum Ziele hatten. Im besonderen wird das Verhältnis Aug. Wilh. Schlegels zu dieser Hochschule sowie die Persönlichkeit und die akademische Tätigkeit Fried. Wilh. Valentin Schmidts eingehend erörtert. Nach einer Darstellung der geistigen Strömungen, die während des zweiten Jahrzehnts des vorigen Jahrhunderts den Unterrichtsbetrieb des Französischen an den höheren Lehranstalten Preuſsens gehemmt oder gefördert haben, wird die Wirksamkeit des Lektors Carl Friedr. Franceson kurz gestreift. Der Vortrag erscheint in *Vollmöllers Krit. Jahresbericht für rom. Philologie* Band X.

Herr Münch bezeichnet es als wünschenswert, festzustellen, wie sich die anderen deutschen Regierungen zur Einführung der romanischen Sprachen und Literaturen in den Universitätslehrplan stellten.

Herr A. Tobler erörtert die Bedeutung Valentin Schmidts und gibt einige Ergänzungen über die Beziehungen zwischen Romanistik und Romantik unter besonderem Hinweis auf Böhmer.

Die Herren Oberlehrer Marquardt und Hoffmann werden zur Aufnahme in die Gesellschaft vorgeschlagen.

Sitzung vom 6. Februar 1910.

Herr Lücking sprach über den ersten Satz der Widmung von Shakespeares 'Lucrece': *The loue I dedicate to your Lordship is without end: whereof this Pamphlet without beginning is but a superfluous Moity.* — I, 1. Nach der bisherigen Auffassung ist der Sinn: Die Liebe (oder Freundschaft), die ich Eurer Lordschaft weihe (widme, zueigne), ist ohne Ende (endlos), und diese Schrift ohne Anfang ist nur ein überflieſsender (oder überflüssiger) Teil derselben. Dies ist ein Unsinn, weil sich Liebe (oder Freundschaft) und eine Schrift nicht wie das Ganze und ein Teil zueinander verhalten können. 2. Das Ganze, von dem das Pamphlet ein Teil ist, wird eine Schrift sein müssen. In *The love I dedicate* handelt es sich nicht um *love*, sondern um *a love*. Der Plural *loves* = *love-affairs* 'Liebeshändel' findet sich bei Shakespeare und der Singular dazu bei Dryden (*ev'ry love*) und Swift (*his first love*). In der Widmung bezeichnet *The love* den dargestellten Liebeshandel, d. h. die Liebesgeschichte, *the love-tale*, wie *Ovidii Amores* Ovids Schrift 'Liebeshändel' bedeutet. Der Sinn des Satzes ist: Die Liebesgeschichte, die ich Eurer Lordschaft widme, ist ohne Schluſs, und diese Einzelschrift ohne Anfang ist nur eine übermäſsige (d. h. gröſsere) Hälfte derselben. — 3. Der Dichter gibt Southampton und dem Publikum ein Rätsel auf: der Gesamtstoff (x) = ($\langle \frac{1}{2}$ *loue* $+ \rangle \frac{1}{2}$ *loue*) + *end*. Diese Gröſsenverhältnisse liegen nicht bei Ovid und Chaucer, nicht bei Augustinus und in den 'Gesta Romanorum', auch nicht bei Bandello und Painter, wohl aber bei Livius vor. Der fehlende Anfang ist Liv. I, 57, der Inhalt des Pamphlets Liv. I, 58 + $\frac{1}{5}$ 59, der fehlende Schluſs Liv. $\frac{4}{5}$ 59 u. 60. Liv. I, 57 und Liv. I, 58 + $\frac{1}{5}$ 59 (bis *iurant*, cf. *and that they swore* Lucr. 264, 7) verhalten sich wie 2 : 3. Das Zurückgreifen des Dichters auf Liv. I, 57 und sein Übergreifen in Liv. $\frac{4}{5}$ 59 (Str. 265) sind bloſser Schein: er scheidet alles Politische aus (wie schon Augustinus) und behandelt die Schändung als Privatsache, als Angelegenheit der Verwandten. — II. Erläuterungen: 1. Konnte der Dichter die Schändung wirklich als einen Liebeshandel betrachten? Augustinus, der Verfasser der 'Gesta Romanorum', Chaucer und Bandello verschmähen es, von Liebe zu reden. Anders die Alten und die Männer der Renaissance. Bei Livius ist Sextus Tarquinius *amore ardens* und gesteht er Lucretia seine Liebe, und Painter übersetzt beides; von Ovid wird er wenigstens als *amans hostis* bezeichnet. Shakespeare wendet Ausdrücke wie *love, loving, lover* zwar selbst auf Tarquin nicht an, wohl aber legt er *my loving tale* und *my love* nebst *love's* ihm in den Mund. — 2. Der Dichter dediziert das Pamphlet als die gröſsere Hälfte der Liebesgeschichte mit; aber warum dediziert auch die fehlende kleinere Hälfte? Er konnte stilistisch nicht wohl anders, wenn es ihm um das Rätsel zu tun war. Auch beabsichtigte er wohl, auf den jungen Grafen einzuwirken, ihn zur Lektüre des fehlenden Anfangs nebst dem fehlenden Schlusse zu veranlassen und so die Wirkung der Dichtung zu erweitern. — 3. Warum behandelt er Livius anders als die anderen Quellen, die er ebenfalls gelesen hat? Die anderen schweigt er tot; Livius hingegen nennt er zwar nicht, er verhüllt ihn aber so, daſs er ihn zugleich enthüllt. Livius war für das Gros der akademisch Gebildeten eine neue Erscheinung: die erste englische Ausgabe war erst 1589 erschienen. Livius lasen nur Gelehrte (scholars); eine Übersetzung erschien erst 1600. Die

Art, wie der Dichter Livius behandelt, läſst darauf schlieſsen, daſs er zwar verhüllen, aber zugleich enthüllen wollte, daſs er ein Gelehrter war. — III. 1. Der Dichter hat in seiner Dichtung eine Einrichtung getroffen, die darauf berechnet ist, anzudeuten, daſs *love* mit *loving tale* der Bedeutung nach koinzidiert. *Loving tale* steht nämlich Str. 69, 4 rechts, *love* Str. 96, 3 links und *love's* 96, 4 links. Nun haben aber die Ziffergruppen 69 (die schon in Venus und Adonis den Umschwung, die Peripetie markiert) und 96 die Eigentümlichkeit, daſs sie, um 180 Grad gedreht, zwar auf dem Kopfe stehen, gleichwohl aber ihren ursprünglichen Zahlenwert besitzen. Legt man eine der beiden Strophen auf die andere, so liegen *love's* und *loving tale* symmetrisch. Dreht man die eine Strophe genau um ihren Mittelpunkt um 180 Grad, so koinzidieren die Stämme von *love's* und *loving tale*. Nimmt man den Drehungspunkt zwischen dem dritten und dem vierten Verse an (so daſs die Strophen in je eine kleinere und eine gröſsere Hälfte — 3 : 4 — zerfallen), so koinzidieren die Stämme von *love* und *loving tale*, und *love's* liegt zu *loving tale* symmetrisch. — 2. Dasselbe Resultat ergibt sich, wenn beide Strophenscheiben um je 90 Grad in entgegengesetzter Richtung gedreht werden. — 3. Dreht man 69 um 90 Grad, so erhält man das Symbol des Krebses (Cancer). Da Krebse rückwärts gehen, so kann darin eine Andeutung gefunden werden, daſs Scheibe 69 rückwärts, nämlich von links nach rechts, und mithin Scheibe 96 vorwärts gedreht werden soll. — 4. Bezeichnet man die Richtung der Drehung auf den Scheiben symmetrisch, oberhalb der horizontalen Durchmesser mit Pfeilen, unterhalb mit *back* und *on*, so liest man nach der Drehung oben *back on*. — 5. Mit *Back...on* und *on...back* spielt der Dichter Str. 239. Der Name *Bacon* gliedert sich zwar phonetisch in *Ba con*, etymologisch jedoch in *Bac on*. Wie E. Bormann bemerkt hat, beginnen die ersten Verse des Gedichts mit *FR B* und schlieſsen die letzten mit *consent : banishment*. Unter dem letzten Verse steht in der Ausgabe von 1594 *FINIS*. Zieht man mit Rev. Begley eine gerade Linie so, daſs *con* und *ba* über derselben bleiben, so steht auch das *F* über ihr, so daſs man *F ba con* liest.[1] Unter dem letzten Verse steht aber auch die Bogensignatur *N*. *N* war die übliche Abkürzung für *Nomen*. Verlängert man die Schenkel dieses *N*, so bleibt *ba* links von der linken und *con* rechts von der rechten Verlängerung. Es läſst sich nach allem der bekannte Vers 156, 1 *Revealing day through every cranny spies* auf die Dichtung selbst anwenden, zumal der Abgesang der Strophe mit *B F* beginnt.

Herr Brandl spricht über die *Reform der englischen Schreibung*. Der Vortragende weist zunächst auf die Gründe hin, die eine Reform als wünschenswert erscheinen lassen: die mühselige Aneignung der Rechtschreibung stellt sich als eine Verschwendung von Zeit und Kapital, als ein Hindernis auf dem Wege zur Weltsprache dar. Zu der besonders verwickelten Gestaltung der englischen Rechtschreibung ist es aus mannigfachen Gründen gekommen: weil die Angelsachsen in ihrer Orthographie die Quantität weit ausgiebiger berücksichtigen muſsten als wir, weil auch die Qualitätsbezeichnung sorgfältiger ist als bei uns, haben sie bedeutend mehr Zeichen nötig. Überdies wurde von vornherein die Orthographie nicht von Lateinkundigen geregelt, sondern von Buchdruckern; da nun seit Caxton die Veränderungen in der Aussprache viel zahlreicher und tiefgehender waren als bei uns, da vor allem auch das Lateinische englisch ausgesprochen wurde und so diese Verschiebungen mitmachte, fehlte auch

[1] Eine ähnliche typographische Einrichtung zeigt die Folio von 1623 im letzten Reimpaar (*be : free*) des Epilogs des Sturmes: zieht man eine Gerade so, daſs *r* und *b* über ihr bleiben, so stehen rechts über ihr *ſpiris* (st. ſpirit) *Proſpero*, so daſs man liest: *fr b* [*ſpir*]*is Proſpero*.

weiterhin die Möglichkeit, die englische Rechtschreibung nach der lateinischen zu korrigieren. Dazu kam, daſs vielfach der Schreibung eine ganz andere Aussprache zugrunde gelegt wurde als im Munde des Volkes üblich war (*clerk, heaven*), daſs die konservative Schreibung sich um den mächtigen Einfluſs des Akzents nicht kümmerte (*mouth* und *Plymouth*!). Aus allen diesen Gründen würde eine gelehrte Kommission bei einer Regelung der englischen Orthographie fast unüberwindlichen Schwierigkeiten begegnen. — In England tauchten derartige Bestrebungen schon vor dreiſsig Jahren auf. Die ersten Versuche hatten ihren Ursprung in stenographischen Kreisen. Man wollte da eine rein phonetische Schreibung einführen; da sich aber bald zeigte, daſs dies neue Englisch kaum noch lesbar war, daſs es die gesamte Literatur mit einem Schlage vollkommen veraltet gemacht und dadurch unabsehbare materielle und ideelle Schädigungen veranlaſst hätte, da auch jede Autorität in strittigen Fällen fehlte, so schlief diese Bewegung wieder ein. Dazu hatte auch die Befürchtung beigetragen, die Kultureinheit mit dem angelsächsischen Amerika möchte durch einseitiges Vorgehen zerrissen werden; es ist daher bezeichnend, daſs eine Wiederaufnahme dieser Bestrebungen nicht in England, sondern in Amerika erfolgte, wo man sicher sein kann, daſs das Mutterland schlieſslich nachfolgen wird, wenn etwas erreicht wird. Am 12. Januar 1906 bildete sich in Amerika aus eigenem Antriebe eine Kommission *Simplified spelling board*, über deren Tätigkeit die Fortsetzung des Vortrages berichten wird.

Herr Oberlehrer Tolle wird zur Aufnahme in die Gesellschaft vorgeschlagen.

Sitzung vom 20. Februar 1910.

Herr Brandl beendet seinen Vortrag über die *Reform der englischen Schreibung*. Er führt aus, wie im *Simplified spelling board* unter den englischsprechenden Völkern das amerikanische Element weit überwogen habe, und wie die Mitglieder zum groſsen Teile Staatsmänner, Richter, Kaufleute etc., nicht Professoren gewesen seien. Die erstrebte Reform hielt sich zunächst in sehr engen Grenzen: vorhandene Doppelschreibungen sollten derart ausgenutzt werden, daſs die einfachere zur herrschenden gemacht würde, wobei dann amerikanische Eigentümlichkeiten sich durchgesetzt hätten (*honor* statt *honour, theater* statt *theatre, traveled* statt *travelled*). Unterm 21. März 1906 wurde eine Wortliste A mit 300 Wörtern veröffentlicht, in der man folgende drei Prinzipien (doch machte ihre Durchführung auf Konsequenz keinen Anspruch) feststellen kann: 1) überflüssige Buchstaben werden weggelassen (*esthetics, medieval, etiquet, tho, prolog*); 2) gewisse Veränderungen nach der Seite der Herkunft werden eingeführt (*offense, pretense*, mit *s* statt mit *c*); 3) andere werden nach seiten derAussprache eingeführt (*surprize*, *f* statt *ph*). Die Bescheidenheit dieses Vorgehens hatte Erfolg, 13000 Leute verpflichteten sich auf diese Liste, dazu eine Reihe von Städten, Zeitungen, die groſsen Wörterbücher. Infolgedessen ging die Bewegung weiter: im April 1907 bildete sich ein *Advisary Counsel* mit 200 Mitgliedern, der am 30. Januar 1908 eine Wortliste B mit 75 neuen Schreibungen veröffentlichte. Hier war die Konservativität der Liste A aufgegeben, aber nicht ihre Inkonsequenz. Hervorzuheben ist, daſs gewisse stumme Buchstaben nicht mehr geschrieben werden sollten: also *de(b)t, i(s)le, g(h)ost, g(u)ardian*, aber *guilt*; *s(c)ent, s(c)ion, s(c)issors*, aber *science*; *b(u)ild*, aber *buy*: *foren* (statt *foreign*), aber *mountain*. Auſserdem wurden sechs Regeln aufgestellt, die sich im wesentlichen mit der Frage der Schreibung oder Nichtschreibung des End-*e* befaſsten; ferner wurde noch die Schreibung der Endung des Part. Perf. geregelt (*kist, mist*, aber *paced, baked*). — Das Komitee verlangte für diese Orthographie nur allgemeine Anerkennung, nicht Befolgung im einzelnen, infolgedessen waren zu Anfang 1909 auch 20000 Unterschriften da. Am

25. Januar 1909 erschien eine Liste C mit 1100 Wörtern, deren Schreibungen auf folgenden Regeln beruhen: 1) alle kurzen *ea* sind *e* zu schreiben (*hed, bred,* aber *learn*), 2) das *e* der Endung *ed* fällt durchaus, 3) End-*e* nach nachtoniger Silbe fällt (*justis, cornis,* aber *house, are, hare*), 4) Wörter auf *v* nach *r* und *l* verlieren das *e* (*serv,* aber *live*). — Der Vortragende zeigt an zahlreichen Beispielen, wie merkwürdige und unklare Wortbilder durch diese Reformen entstehen. Er zeigt, wie die Folge dieser Bewegung, die fortgesetzt werden soll, eine allgemeine Unsicherheit im Schreiben und Lesen sein müsse. Im ganzen werde sich der Weg, der hier beschritten ist, als unpraktisch erweisen; phonetische Transkriptionen aber könnten sich als ein Anfang zum Zerbrechen des englischen Kulturreiches erweisen. Zum Ziele einer Reform der englischen Schreibung werde man gelangen, wenn man die vorhandenen Quantitäts- und Qualitätsbezeichnungen der Vokale systematischer ausbildet, als es die Drucke des 16. Jahrhunderts taten: dabei aber könnten und sollten gerade die Ergebnisse der Philologie wegweisend, die Philologen selbst die besten Helfer sein.

Herr Ludwig spricht über *Schiller und die Schule.* Der Vortrag erscheint im Druck in den *Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Schul- und Erziehungsgeschichte.*

Herr Tolle wird in die Gesellschaft aufgenommen.

Sitzung vom 8. März 1910.

Herr Cornicelius spricht über eine *Geschichte der italienischen Grammatik aus der Schule Benedetto Croces.* Er gibt zunächst einen Überblick über die Lehre der zuerst 1902 in Palermo erschienenen Ästhetik Croces, für die alle Sprache wesentlich Kunst ist, und nicht nur die Stilistik, sondern auch die ganze Grammatik sich in die Ästhetik auflöst. Eine solche Gleichstellung von Sprache und Kunst ist nicht anzunehmen; auch der von Croce sonst hochgestellte H. Paul weist ausdrücklich auf den Unterschied beider hin. Und selbst wo Sprechen als bewufstes künstlerisches Sprachbilden auftritt, bleibt der vollkommene Sprachausdruck — der Ausdruck des künstlerisch Schönen, wie Croce es auffafst — eine der Begabung der allermeisten unerreichbare Kunst. 'Sobald man spricht, beginnt man schon zu irren', hat selbst Goethe gesagt. Ganz auf Croces Standpunkt aber hat sich Trabalza, *Storia della grammatica italiana* (Mailand 1908) gestellt. Er macht mit der strikt ästhetischen und individuellen Auffassung von Sprache so völlig Ernst, dafs er auch für die Orthographie den Satz verficht: Wie der Inhalt, so die Form. Dem widersteht doch die offenbare Unmöglichkeit, überhaupt in der Schrift eine adäquate Lautbezeichnung zu finden. In dieser ästhetischen Auffassung bleibt die ganze Grammatik für T. wie für Croce nur ein *espediente didattico* ohne wissenschaftlichen Wert, weil ohne wissenschaftliche Aufgabe. Nur weil in den Werken der Grammatiker ein Fortschritt ganz eigener Art sich vollzieht, fortschreitender Tod und Auflösung in die Ästhetik, ist die Geschichte der Grammatik ein Beitrag zur Geschichte des menschlichen Denkens und der Kunst. Es handelt sich, historisch zu erkennen, wie die empirische Grammatik zur philosophischen, die philosophische zur ästhetischen wird. Diese Entwicklung der italienischen Grammatik legt T. auf über 500 Seiten dar. Auf diesen Inhalt geht der Vortragende nicht näher ein, macht zum Schlufs nur noch Mitteilungen aus dem Anhang des Buches, dem vollständigen Abdruck des ersten Versuches einer grammatischen Darstellung der florentinischen Umgangssprache (*Regole della volgar lingua fiorentina*), deren Verfasserschaft L. Morandi keinem Geringeren als Lorenzo il Magnifico zugeschrieben hat. Vgl. *Archiv* CXXI, 238.

Herr Wolff spricht über den *englischen Buchhandel zu Shakespeares Zeiten.* Der Vortrag wird im Druck in den *Englischen Studien* erscheinen.

Sitzung vom 22. März 1910.

Auf der Tagesordnung stand neben einem gröfseren Vortrag eine Kleine Mitteilung von Adolf Tobler. Die Mitglieder erhielten folgende Benachrichtigung: 'Da nun der Mund verstummt ist, dem wir noch einmal zu lauschen hofften, hielt es der Vorstand für angemessen, die angekündigte Sitzung am 22. März ganz ausfallen zu lassen.'

Sitzung vom 12. April 1910.

Die Sitzung wurde durch eine Gedächtnisfeier für Adolf Tobler ausgefüllt. Herr Risop sprach über *Adolf Tobler und unsere Gesellschaft.* Herr Morf schilderte das Werden Toblers als Mensch und Gelehrter (*Adolf Tobler, ein Lebensbild*). Beide Vorträge sind im *Archiv* CXXIV, 237—58 gedruckt.

Herr Oberlehrer Dr. Gladow wird zur Aufnahme in die Gesellschaft vorgeschlagen.

Sitzung vom 26. April 1910.

Herr Becker sprach über *Frauenfrage und Frauenbildung im Zeitalter Shakespeares.* Dafs es in der Renaissancezeit eine Frauenfrage gab, beweist die grofse Zahl von Angriffs- und Verteidigungsschriften, die sich mit der Frau beschäftigen. Die Frage ist schon damals nicht spezifisch englisch, sondern international. Eine ganze Anzahl von Schriften, die von Engländern verfafst sind, und die sich mit dem Gegenstand beschäftigen, erhielt ihre Anregung von Frankreich, Deutschland oder Italien. Der Kern der Frage ist die ethische Bewertung der Frauenseele. In England begegnet man fast durchgehends einem starken Pessimismus: fast alle führenden Geister und die Mehrheit der hierhergehörigen Schriften sprechen mit Mifstrauen oder Geringschätzung von der Frauenart. Nur wenige sind für die Frau begeistert eingetreten. — Von untergeordneter Bedeutung war derzeit die Frage nach der intellektuellen Leistungsfähigkeit der Frau. Hier knüpfen aber die englischen oder in England lebenden Pädagogen Thomas Morus, Erasmus, Vives, Elyot, Mulcaster an; um den weiblichen Charakter zu bessern, wollen sie der Frau die Bildung zugänglich machen, wobei die einzelnen das Ziel verschieden weit stecken. Doch nirgend wird in der Zeit ein Programm aufgestellt, das die gesellschaftlichen Fesseln der Frau weiterzustecken beabsichtigt. Als erster Bahnbrecher der weiblichen Bildung ist Thomas Morus anzusehen, der seinen Töchtern eine von den Zeitgenossen vielgepriesene Bildung zuteil werden liefs, wodurch auch Erasmus erst sich der Frage der weiblichen Erziehung zuwandte. Der Puritanismus, der sich mit der Zeit in die Geringschätzung der Frau teilt, lehnt auch noch die weibliche Bildung ab, soweit sie über das Wissen religiöser Dinge hinausgehe. Auch die medizinische Wissenschaft konnte der Frauenbildung nichts Ermutigendes sagen: nach der damaligen Temperamentenlehre und deren Prinzipien wurde das Temperament der Frau als unförderlich für die Verstandesfunktionen angesehen.

Herr Kabisch spricht, ausgehend von der ihm mündlich bekannt gewordenen Vokabel *la balaitière* 'das Ginsterfeld' (die er nur in dem siebenbändigen 'Nouveau Larousse illustré' lexikalisch registriert gefunden hat), über die Verbreitung, die das keltische *balan* (das Stammwort zum französischen *balai*) heute noch in seiner keltischen Bedeutung 'der Ginster' mundartlich in ganz Frankreich neben dem galloromanischen *genêt* hat. Es zeigt sich, dafs bis in die Pyrenäen hinein sich dieses rein keltische Wort findet; es zeigt sich aber auch, dafs alle Orte, wo es sich

findet, für die beiden eindringenden Völker, die Romanen und Germanen, wegen ihrer gebirgigen, brüchigen, sumpfigen oder sandigen Bodenbeschaffenheit nicht begehrenswert für die Besiedelung waren, so daſs man die mit solchen Ländereien zufriedenen Kelten in denselben belieſs. Hiernach ist die Ansicht der Lexikographen, selbst eines Littré, daſs heute 'keltisch' nahezu dasselbe sei wie 'niederbretonisch', richtigzustellen: *balai* für *genêt* findet sich im gröſsten Teile der Bretagne überhaupt nicht.

Die Herren Oberlehrer Dr. Krämer und Ehrke haben sich zur Aufnahme in die Gesellschaft gemeldet.

Auſserordentliche Sitzung vom 29. April 1910.

M. Gustave Cohen (aus Paris) sandte folgenden Bericht über das von ihm behandelte Thema: *L'évolution de la mise en scène dans le théâtre français des origines au XVIIe siècle, avec projections lumineuses*:

Dans son exorde il consacre quelques mots au regretté Tobler et à son éminent successeur H. Morf, dont il a entendu le matin même la leçon d'ouverture et dont il veut, dit-il, suivre les préceptes.

Il montre les origines du drame, sorti de la liturgie même et il voit dans l'autel, dans le chœur, dans la nef la première scène et le premier théâtre. Les rubriques des pièces liturgiques témoignent d'un constant souci de dramatisation; une machinerie primitive se montre dans les mouvements de l'étoile au devant des rois, dans le bûcher feint de Nabuchodonosor et dans les lions articulés de Daniel.

Mais ce n'est que dans le drame sorti de l'Eglise, au XIIe et au XIIIe siècles, que la mise en scène prend toute son importance et se distingue véritablement des prescriptions du rituel. Un fragment de Résurrection contient une énumération des nombreux «lius» et «mansions» c'est à dire des décors, et le Jeu d'Adam est beaucoup plus précis encore. On y voit déjà un paradis et un enfer.

C'est aux positions respectives de ces deux décors principaux que le conférencier consacre la troisième partie de son exposé.

Il commence par rejeter la vieille hypothèse des cinq étages superposés; il s'élève aussi contre cette fausse théorie, si vivace jusqu'à nos jours, à cause de son synthétisme simpliste, des trois étages: paradis au dessus, enfer en dessous, terre au milieu.

Mais M. C. n'accepte pas non plus sans restrictions la théorie de Paulin Paris, généralement admise jusqu'à nos jours, des décors posés les uns à côté des autres.

Il montre combien en vérité la question est plus complexe: Disposait-on de beaucoup d'espace, on alignait les mansions sur une distance parfors de 100 mètres; en avait-on moins, on n'hésitait pas à les faire chevaucher les uns sur les autres. On connaît à Alençon des mansions à trois étages, pas davantage.

Quant au Paradis, il occupait toujours par rapport à la scène, une position surélevée, puisque là se trouvaient les appareils de voleries servant à ravir Jésus et les prophètes en gloire.

M. C. décrit en détail la machinerie des anciens mystères et il termine en montrant à travers tout le moyen âge chez les auteurs, les acteurs et les spectateurs l'invasion croissante de l'élément profane. Il insiste sur la continuité de l'évolution dans l'histoire du théâtre, plus évidente même en ce qui concerne la technique de la scène qu'en ce qui touche la littérature proprement dite.

Une série de projections très nettes, empruntées aux manuscrits et aux estampes de la Bibliothèque Nationale à Paris, vinrent alors, accompagnées d'un abondant commentaire, illustrer cette conférence.

Sitzung vom 10. Mai 1910.

Seinen Vortrag der vorhergehenden Sitzung fortsetzend, gibt Herr Becker eine Charakteristik der weiblichen Bildung in England zur Zeit der Renaissance. Er kommt zu dem Schlufs, dafs sich bei einer verhältnismäfsig grofsen Zahl eine zum Teil weitgehende sprachliche Bildung der Frau nachweisen läfst, dafs aber anderseits die realen Kenntnisse vermifst werden. Daraus mag sich auch das Fehlen origineller Werke weiblicher Herkunft in der Epoche erklären. — Immerhin hatte die Renaissance in England zwei Momente, die für die Entwicklung der weiblichen Erziehung hätten bedeutungsvoll werden können: 1) die wissenschaftliche Beschäftigung mit der Frage der weiblichen Erziehung, 2) die bis zu einem gewissen Grade schon verbreitete Bildung unter den Frauen der Zeit, die geeignet gewesen wäre, eine gute Tradition zu schaffen. Aber beide Momente wurden unwirksam gemacht durch die zur Herrschaft gelangten Puritaner, die der weiblichen Bildung durchaus feindlich gegenüberstehen. Als daher später die Frage der weiblichen Bildung in England von neuem auftaucht, knüpft sie nicht an die alte Tradition an, sondern holt die Anregung aus dem Auslande.

In der Diskussion bringt Herr Risop für das wiederholt auftauchende Argument von der gröfseren Reinheit der Frau eine Anzahl Belege aus mittelalterlichen und modernen Literaturen.

Herr Ebeling spricht über die *altfranzösischen Imperfekta auf -oue,* die er auf *-abo* statt *-abam* zurückführt. Die Ausführungen des Vortragenden werden im Druck erscheinen.

In der Diskussion weist Herr Morf auf die Möglichkeit hin, eine Erklärung für die betreffenden Formen in dem bilabialen Charakter des lateinischen *v* zu suchen. Man könnte von **lavavam* ausgehen, das mit ähnlichen Formen auf *portabam* eingewirkt habe. Der Schwund des *e* (*portot* statt *portoet*) könne aus der Frageform erklärt werden.

Herr Ebeling macht als Stütze für seine Auffassung noch die Tatsache geltend, dafs das Hin und Her zwischen dem erst abgestofsenen Endungs-*e* (*-abo* statt *-abam*) und dem später von anderen Formen her wieder angefügten nicht in derselben, sondern in verschiedenen Sprachepochen geschehen sei.

Herr Ehrke wird in die Gesellschaft aufgenommen.

Sitzung vom 27. September 1910.

Herr Kolsen spricht über den *Trobador Giraut de Bornelh und seine Freunde.* Nicht von 1175 bis 1220 blühte Giraut, wie Diez, *Leben und Werke*[2] (S. 110) und mit ihm noch im Jahre 1908 Anglade, *Les Troubadours* (S. 130) meint, sondern von etwa 1165 bis 1199. Infolge der zeitlichen Verschiebung, die Girauts poetisches Schaffen bei Diez erfahren hat, sind die vielen Anspielungen des Dichters auf Personen und Tatsachen unrichtig oder gar nicht verstanden worden, und so bedarf denn Diezens Schilderung von Girauts persönlichen Beziehungen der Berichtigung und Ergänzung. An der Hand zahlreicher Belegstellen aus des Dichters Werken und der nach Diezens Zeit in den Hss. N^2 und S^g aufgefundenen und an den Texten nachgeprüften *razos* werden darauf Girauts Freundschaftsverhältnisse einer Besprechung unterzogen. Als männliche Freunde des Dichters begegnen: Sobre-Totz, d. i. der gascognische Edelmann Raimon Bernart de Rovigna (vgl. in der Giraut-Ausgabe Nr. 68, v. 51 *Rovinhás*), Linhaure, identisch mit dem Grafen Rambaut d'Orange, die beiden Bertrans (die Fürsten von Orange Bertran de Baux I. und sein Sohn Bertran de Baux), die Könige Alfons II. von Aragon, Alfons VIII. von Kastilien, Ferdinand II. von Leon, Sancho der Weise von Navarra und Richard

Löwenherz, ferner der Vizgraf Ademar V. von Limoges, Fürst Boëmund III. von Antiochia, der Delphin Robert I. von Alvernhe, Eble (de Saignes), Graf Raimund V. von Toulouse (der Herr von *Argensa* in 28, 48), Mos Solatz de Quer (Roger von Foix) und die nicht zu identifizierenden Mon-Joi, wohl ein Gascogner (s. 20, 54), Topiner, Mos Folha, Antic, No-Conten (?), Rigaut und Joios. Als weibliche Freunde Girauts kommen in Betracht seine Geliebte Escaronha und deren Zofe Alamanda, vielleicht auch die Vizgräfin Ermengarde von Narbonne (*midonz de Narbona*, 26, 99) und die Gräfinnen Urgel (21 VII) und Tiburge (34 VII). Einige Mitteilungen der *razos* erweisen sich als falsch. Nicht der König von Navarra hat Giraut an der Grenze von Kastilien, Aragon und Navarra ausplündern lassen, sondern einer seiner Untertanen (vgl. 55 III, IV u. 66 X), wahrscheinlich ein navarresischer Ritter (68 VI). Ademar V. war wohl nicht mit Giraut zusammen in Palästina (s. *Archiv* CXVI, 455 f.), und Alamanda war nicht Girauts Geliebte. Widerlegt wird ferner durch 65 VIII die Nachricht, daſs Girauts Haus durch Übeltäter überfallen worden sei, und die Worte der Biographie *tot l'ivern estava en escola e aprendia letras* werden, anders als bei Diez, dahin gedeutet, daſs Giraut im Winter in der Schule unterrichtete. Es wird auch darauf hingewiesen, daſs die Gedichte, in denen des Dichters bester Freund *Senher Sobre-Totz* oder *En S.-T.* genannt wird, früher anzusetzen sind als die mit der vertraulichen Bezeichnung *Mos S.-T.* Wegen seiner Armut (vgl. 66 II, III, 38 VI, 75 VIII) war Giraut für die Ausübung seines Dichterberufs auf die Unterstützung der Reichen und Mächtigen angewiesen (52 II, 55 III, 66 I). Daſs aber seine Beziehungen zu den vornehmsten Kreisen der damaligen Gesellschaft sich mehrfach so freundschaftlich gestalteten, das hatte er gewiſs nicht nur seiner groſsen Bildung und seiner dichterischen Begabung zu verdanken, sondern in hohem Grade auch seinem Frohsinn und seiner Geselligkeit, sowie der aus vielen seiner Aussprüche sich ergebenden Vornehmheit seines Wesens und seiner Gesinnung.

Herr Risop greift auf seine frühere Erörterung über das Aufkommen weiblicher Zwitterformen neben Familiennamen männlicher Struktur zurück (s. *Archiv* CXXIV, 149 f.) und verweilt nun insbesondere bei den Schwierigkeiten, die entstehen, wenn ein solcher zur Benennung der Ehefrau dienender Name vokalisch anlautet und der auch sonst gewöhnlich eintretende bestimmte weibliche Artikel somit die Fähigkeit der geschlechtigen Unterscheidung einbüſst. In Gegenden nun, die eine durch Anfügung eines geeigneten Suffixes fühlbar werdende Sonderung der weiblichen Form nicht belieben, kann sich in dringenden Fällen die Sprache, falls sie nicht zu Umschreibungen greift, nur dadurch helfen, daſs sie auf die Elision des *e* oder *a* des bestimmten Artikels verzichtet, um so die gelegentlich unentbehrliche Klarheit zu schaffen; sie fügt also, wie in der Literatur freilich sehr selten anzutreffende Fälle erweisen, zu *l'Etienne* (Mann) ein *la Etienne* (Frau), oder auch bei eintretendem Bedarf zu *l'Etienne* (Frau) ein *le Etienne* (Mann). Der hier auf dem vollen Artikel *le, la* ruhende logische Nachdruck führe wahrscheinlich nicht zu einer rhetorisch-dynamischen Betonung dieser Elemente; ihre Behandlung in der lebendigen Sprache sei vielmehr derjenigen analog zu denken, die der Vortragende schon früher für logisch betonte *je, me, te, le, se, mon, ton* nachgewiesen hat (s. *Archiv* CV, 449) und für *ne, si* (altfrz. *se*), *ce*, (*ne*...) *que* später nachzuweisen verheiſst. Der Vortragende faſst daran anschlieſsend die Fälle zusammen, in denen die moderne Schriftsprache vor Zahlwörtern mehr oder weniger entschieden zur Unterlassung der Elision des tonlosen Vokals einsilbiger Wörter fortschreitet (*de une heure* [Zeitangabe], *le, la onzième, le un* [*au un*], *ne ... que un*), und erklärt diesen Vorgang durch assoziative Einflüsse. Zu den *Archiv* XCV, 318 ff. von ihm beigebrachten wesensgleichen Fügungen wie *minuit* (*midi*) *sonnèrent* gesellt

der Vortragende nun *une heure sonnèrent* und zeigt, dafs in Verbindungen wie *sur les minuit* (*midi*), *sur les une heure* (nach *sur les deux heures*) die Gruppe *sur les* nur noch als Exponent für die nur ungefähr bestimmbare Tagesstunde empfunden werde und es demgemäfs, z. B. im 16. Jahrhundert bei Estienne Pasquier, sogar zu *sur les entre sept et huit du matin* (*sur les neuf à dix heures*) komme, eine Ausdrucksweise, die dem Sinne nach von der bei den Chronisten des 15. Jahrhunderts begegnenden Fügung *environ entre dix et onze heures* gewifs nicht verschieden sei. Der Vortragende beleuchtet die Folgen, die sich aus dem lautlichen Zusammenfall von Wörtern mit aspiriertem und solchen mit stummem *h* für die ungeschulte Volkssprache und besonders für Gegenden ergeben müssen, die die Aspiration überhaupt nicht kennen, aber durch den bisweilen sehr kräftig wirkenden Kontakt mit der nordfranzösischen Schriftsprache auf Unterscheidungen hingewiesen werden, die ihnen selbst ungeläufig sind. So kommt es zu *l'hasard, j'hais,* und in Genf, wo man *l'hareng, l'haie, l'hibou* u. dgl. sagt, gelangt man, nach der anderen Richtung über das Ziel hinausschiefsend, zu *le hameçon* und sogar zu *la anse* und *le anchois*, analog schon im Altfranzösischen begegnendem *sa ante.* Der fast durchgeführte Übergang zu *le oui, que oui,* sowie gelegentliches *la huitre, le huissier* sind Ergebnisse des komplizierten Anlautes, während die Behandlung von nordfrz. *altus*, der herrschenden Deutung entgegen, durch den Einflufs der für *profond, long, large, grand, petit* verbindlichen Verhältnisse erklärt wird.

In der Diskussion zitiert Herr Kuttner als charakteristisches Beispiel französischer Akzentuierung eine Stelle aus Ruy Blas: *je vous túe et me túe.* Herr Becker will Fälle wie *l'hasard* und ähnliche phonetisch erklären; man spräche ja auch *l'père.* Herr Risop führt dagegen einen Vers Maupassants an, in dem *le oui* zwei Silben bilde. Herr Münch bringt für die Unterscheidung von Frau und Tochter aus dem Westfälischen 'die Hermannsche' (Frau) und 'die Hermanns' (Tochter) bei. Herr Tiktin hätte einiges über die Verhältnisse in anderen Sprachen zu hören gewünscht; er selbst greift einige Beispiele aus dem Rumänischen heraus. Den Ausdruck *sur les entre sept et huit heures* will er nicht als Pleonasmus, sondern als feinere Schattierung dieser Zeitbestimmung gelten lassen.

Herr Dr. F. Lommatzsch wird zur Aufnahme in die Gesellschaft vorgeschlagen.

Sitzung vom 18. Oktober 1910.

Herr Brandl widmet *Furnivall*, dem verstorbenen Ehrenmitgliede der Gesellschaft, einen Nachruf, der im *Archiv* gedruckt erscheinen wird.

Herr Münch sprach zum *französischen Kulturleben der Gegenwart.* Der Vortragende wollte nur in anspruchsloser Weise Eindrücke wiedergeben, die er unlängst bei einem Besuch der Stadt Reims von dieser interessanten Stätte französischer Geschichte und Kultur empfangen habe. Seine Bemerkungen galten namentlich den verschiedenen Menschentypen, denen man in einer solchen französischen Provinzialstadt zu begegnen pflegt, wobei denn Arbeiter und Soldaten, Bürgerfrauen, Kleriker, Habitués der Kaffeehäuser, Schulkinder, Modedamen usw. eine kurze Charakteristik fanden. Bei dem losen Zusammenhange des ganzen Themas mit den Zwecken der Gesellschaft für neuere Sprachen konnte nur eine Art Zwischenaktsunterhaltung beabsichtigt sein.

Herr Adolf Müller berichtet über den *XIV. allgemeinen deutschen Neuphilologentag* zu Zürich, Pfingsten 1910. Nach der Teilnehmerliste waren 296 Personen anwesend, darunter 105 Reichsdeutsche (4 aus Berlin), 7 Österreicher, 3 Engländer, 2 Rumänen, 8 aus Paris. In der am Nachmittag des 16. Mai stattfindenden Vorversammlung wurde die Tagesordnung festgesetzt, wobei die Nachricht, dafs Herr Morf durch Unpäfslichkeit verhindert sei, seinen Vortrag zu halten, allgemeines Bedauern hervorrief.

Einige Schwierigkeiten machte die Wahl des Vororts, doch erklärte schliefslich Frankfurt a. M. sich bereit, die nächste Tagung bei sich abzuhalten. Ein Antrag des Herrn Nagel, dafs man sich die lebenslängliche Mitgliedschaft des Verbandes durch einmalige Zahlung von 20 Mark erwerben könne, wurde angenommen und später von der Hauptversammlung genehmigt. Der Verband zählt jetzt 2245 Mitglieder. Der Vortragende empfiehlt den Anschlufs daran. Die den Mitgliedern der Tagung eingehändigte Festschrift enthält wertvolle Abhandlungen, über die im *Archiv* CXXIV, 438 kurz berichtet ist. Bei dem Begrüfsungsabend im Zunfthause Schmidstube wurden die Teilnehmer durch die prächtigen Gesänge des Jodelsextetts erfreut. — Die feierliche Eröffnung fand am 17. Mai im Rathaussaale statt. Nach den Begrüfsungsreden durch die Vertreter des eidgenössischen Schulwesens, des Kantons Zürich und dann der Stadt ergriff Prof. Vetter das Wort. In seiner Rede wies er auf die geschichtlichen Erinnerungen der Stadt und des Saales hin, betonte, dafs in der Schweiz mit ihren drei Sprachen der Unterricht auf diesem Gebiete praktisch gelöst sei. Er wies auf die Mannigfaltigkeit des schweizerischen Schulwesens hin, wodurch eine gröfsere Bewegungsfreiheit gestattet sei, und erwähnte zum Schlufs jene Schweizer, die sich in der Kunst und Wissenschaft ausgezeichnet und einen Einflufs auf das Ausland ausgeübt hätten, und gedachte dabei besonders Adolf Toblers. Nachdem die Vertreter der einzelnen Länder und der Vortragende als Vertreter der Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen ihre Glückwünsche dargebracht hatten, hielt Herr Gauchat seinen Vortrag über Sprachforschung im Terrain,[1] worin er seine seit zwanzig Jahren gemachten Bemühungen darstellte, die dialektischen Wörter, Redensarten und ihre Laute an Ort und Stelle aufzunehmen, und ihre Wichtigkeit für den Sprachforscher zeigte. Der Vortragende berührte alsdann die anderen Vorträge, von denen einige bereits in den *Neueren Sprachen* vollständig abgedruckt sind. Er schilderte ferner die zur Feier der Tagung veranstalteten Festlichkeiten: das Festmahl, die Theatervorstellung der 'Suisses Romands' und der 'Etudiants français' und die Seefahrt nach der Ufenau, woselbst die Teilnehmer durch einen vom Abt von Einsiedeln abgesandten Professor aufs herzlichste begrüfst und durch die musikalischen Vorträge einer Anzahl Klosterschüler, die unter Leitung ihrer Lehrer von Einsiedeln dorthin gekommen waren, erfreut wurden. Zum Schlufs betonte er die freundliche Aufnahme und die Bemühungen der schweizer Kollegen, den Gästen den Aufenthalt so angenehm wie möglich zu machen, so dafs diese Tagung allen denen, die daran teilnahmen, eine liebe Erinnerung bleiben wird.

Das ehemalige Mitglied der Gesellschaft Herr Kgl. Baurat Müller ist wieder eingetreten.

Herr Dr. Lommatzsch wird in die Gesellschaft aufgenommen.

Sitzung vom 1. November 1910.

Herr Spies sprach über das *englische Theater und Theaterwesen der Gegenwart.* Nach einer kurzen, besonders die Bibliographie andeutenden Einleitung behandelte der Vortragende: I. Allgemeines über das englische Theater der Gegenwart. a) Grofse Fragen. 1) Zensur; 2) Shakespeare National Theater; 3) Shakespeare Kritik. b) Organisation des englischen Theaters. c) Praktische Ratschläge für den Studierenden. — II. Dramatische Gattungen und Londoner Theater: Oper. Operette. Musik und Konzerte. Klassisches Drama. Melodrama. Historic. Schauspiel. Lustspiel. Posse. Burlesken und Parodisten. Pantomime. Music Hall und Verwandtes. — Der Vortrag wird in etwas veränderter und vollständiger

[1] Abgedruckt im *Bulletin de la Société de dialectologie romane* II, 93 ff.

Form als Kapitel eines vom Vortragenden Anfang Januar bei Trübner in Strafsburg zu veröffentlichenden Buches erscheinen, dessen Titel lautet: ‘Das moderne England. Einführung in das Studium seiner Kultur mit besonderem Hinblick auf einen Aufenthalt im Lande’.

In seinem Vortrage über den *Titelhelden des Eckenliedes* sucht Herr Becker Uhlands Ansicht, dafs wir in der Sage einen alten Drachenkampf zu sehen haben, dadurch zu stützen, dafs er den Namen Ecke etymologisch als ‘Schlange, Drache’ deutet. Er sieht darin einen alten *ja*-Stamm, der sich aus einem *i*-Stamm entwickelt habe. Der *i*-Stamm liege noch vor in ai. *ahi*, av. *aži*, gr. *ὄφις*, die alle auf ein indogerm. **og^uhi* zurückgehen; durch Übergang in die *ja*-Klasse ergab sich **og^uh̯ios*, das im Urgerm. **aγu̯ioz* und westgerm. **agi̯az*, **aggiaz* werden mufste, woraus lautgesetzlich ahd. *ecki*. — Die Anknüpfungen des Namens an den Stamm von got. *agjan* sind abzulehnen.

Die Herren Dr. Siebert, Kündiger, Wenderoth und Merz haben sich zum Eintritt in die Gesellschaft gemeldet.

Sitzung vom 15. November 1910.

Herr Ludwig spricht über *Sherlock Holmes und sein Geschlecht.* Im Anschlufs an einen früher (Sonntagsbeilage der *Vossischen Zeitung*, 1906, Nr. 32) veröffentlichten Aufsatz über die Ahnen des grofsen Detektivs in der Weltliteratur stellt der Vortragende nun seine Nachkommen zusammen. In den Nachahmungen lassen sich zunächst zwei Typen unterscheiden, auf der einen Seite die Hebung des Detektivs durch übermenschliches Wissen und unerschöpfliche Vielseitigkeit in dämonische Höhen, auf der anderen Seite Herabdrückung ins Handwerkerhafte. Die Figur Sherlock Holmes’ selbst wurde bald von anderen übernommen: eine dramatische und novellistische Literatur, letztere meist parodierend, knüpft sich an ihn. Der grofse Detektiv forderte als Gegenspieler den grofsen Verbrecher, an sich ebenfalls ein alter Typus, der aber in England (Amerika) und Frankreich jetzt neue charakteristische Varianten erzeugt. Endlich wurde nun auch Holmes selbst dem Überverbrecher gegenübergestellt, so dafs sich gewissermafsen aus These und Antithese die Synthese ergibt.

Herr Münch teilt mit, dafs ein Erlafs des französischen Unterrichtsministers erschienen ist, der Vereinheitlichung und Vereinfachung der grammatischen Terminologie zum Ziele hat, und regt an, davon Kenntnis zu nehmen. Er weist ferner empfehlend auf die Société J.-J. Rousseau hin.

Herr Morf spricht zu zwei Stellen der *Divina Commedia*, *Inf.* I, 101 ff. und *Purg.* XXVI, 118 f. Er schildert kurz den Stand der *Veltro*-Frage. Er gibt zu, dafs Bassermann (*Heidelberger Jahrbücher* 1902, 28 ff.) stilisierte Elemente der Danteschen *Veltro*-Prophezeiung in der Sage vom Grofs-Chan der Tartaren aufgewiesen hat, glaubt aber nicht, dafs damit auch der Sinn der Prophezeiung bestimmt sei. Der ganze Geist der beiden ersten Gesänge der *Commedia* mit ihrer religiösen, joachimitischen Stimmung widerstrebt universalpolitischer Deutung und zwingt zur Annahme, dafs Dante in dem prophezeiten Erretter der *umile Italia* sich einen Papst gedacht hat, den *universalem pontificem novae Jerusalem* der Joachimiten und Franziskaner, denen Dante in der Stilisierung seiner Prophetie folgt. Dante ist zu der Zeit, da er die ersten Teile des *Inferno* schreibt, noch durchaus guelfischer Überzeugung und Parteistellung. Er hat sich dann allmählich vom Guelfen zum Ghibellinen entwickelt, und sein grofses Gedicht trägt die Spuren solcher Entwicklung. Es ist nicht erlaubt, aus moralisch-ästhetischen Erwägungen heraus, diese Spuren wegzuinterpretieren oder zu verwischen, und es ist sehr bedauerlich, dafs von einzelnen Dante-Erklärern, wie Zingarelli (*La vita di Dante in compendio*, Milano 1905, p. 121), dabei sogar kulturkämpferische Gesichtspunkte gel-

tend gemacht werden. Der Vortragende weist darauf hin, daſs fünfhundert Jahre nach Dante ein anderer frommer katholischer Dichter einen zukünftigen Friedenbringer prophezeit hat: Mistral, am Schluſs des 6. Gesanges der *Mirèio*. Die Seherin Tavèn weissagt dort das Kommen eines *mèstre pescadou*, der, nachdem Sankt Petri morscher Kahn zerschellt, die Standarte des Kreuzes auf neuem Bote siegreich die Rhone heraufführen werde. Mistral hat auf Befragen es abgelehnt, seinen 'Fischermeister' näher zu deuten: der lebende Dichter bleibt stumm, wie der tote. Doch ist es augenscheinlich, daſs auch er das Heil in einem zukünftigen Papste sieht. Aber in einem Papste, der an den Ufern der Rhone, in Avignon, wie einst im 14. Jahrhundert leben wird. Dante aber hat das avignoneser Papsttum mit leidenschaftlichen Worten gegeiſselt und abgelehnt (*Purg.* XXXII, 148 ff.). — In der Deutung der vielbesprochenen Stelle *versi d'amore e prose di romanzi soperchiò tutti* schlieſst sich der Vortragende im wesentlichen G. Paris und P. Rajna an. *Versi d'amore* sind die provenzalische (strophische) Lyrik; *prose di romanzi* sind die nordfranzösische Literatur, sowohl in Prosa wie in unstrophischen Reimen (z. B. der *Roman de la rose*). Nicht nur *De vulgari eloquentia* I, 10 ist hier heranzuziehen, sondern auch Kap. 25 der *Vita Nova*. Aus diesem merkwürdigen literarhistorischen Kapitel erhellt, daſs es für Dante nur eine Form vulgärer Poesie gibt: die Liebeslyrik, den Minnesang (*rimare sopra materia amorosa*). Dante skizziert dabei in wenigen Zeilen eine Geschichte dieser romanischen Dichtkunst, an der nur zwei Idiome der Romania beteiligt sind: die *lingua d'oco* und die *lingua di sì*. Von der *lingua d'oïl* kein Wort! Die spielt in Dantes Geschichte der Dichtkunst keine Rolle. Sie ist für ihn ausschlieſslich die Sprache der Prosa, d. h. des unstrophischen (unpoetischen) Schrifttums, der *prose di romanzi*. Dieser Ausdruck *prose di romanzi* bezeichnet also die nordfranzösische Literatur, während die *versi d'amore* den südfranzösischen Minnesang bezeichnen. Und der Sinn des Danteschen Urteils über den Troubadour Arnaut Daniel ist der: er übertraf an literarischer Kunst alle Autoren Frankreichs, die des Südens und die des Nordens.

Herr Lücking weist vergleichend auf die Auffassung der elisabethischen Zeit hin, die ihrerseits die dramatische Literatur nicht zur Poesie rechnete.

Der bisherige Vorstand der Gesellschaft wird wiedergewählt.

Die Herren Dr. Siebert, Kündiger, Merz, Wenderoth werden in die Gesellschaft aufgenommen.

Herr Hille hat sich zur Aufnahme gemeldet.

Sitzung vom 29. November 1910.

Herr Conrad spricht in einem Vortrage mit dem Titel *Aus der Welt des Übermenschentums* über eine Reihe hervorragender Persönlichkeiten aus der italienischen Renaissance, wie sie uns aus ihren Briefen entgegentreten, im Anschluſs an Lothar Schmidts Werk *Die Renaissance in Briefen* (Leipzig 1909): im besonderen über Petrarca, Boccaccio, Poggio, Alessandro Strozzi; des längeren verweilt er auf den seltsamen erziehlichen Einflüssen, denen der junge Prinz Federigo Gonzaga am Hofe des Papstes Julius II. von seiten amoralistischer Prälaten ausgesetzt ist, mit spezieller Berücksichtigung der schamlosen Briefe des Kardinals Bibbiena an des Prinzen Mutter, auf Machiavelli und Aretino, den typischen Vertretern des Übermenschentums. Zum Schluſs stellt er diesem von rücksichtslosem Machtstreben und rohem Sinnenmaterialismus beherrschten Übermenschentum das edle Menschheitsideal der Renaissance gegenüber, welches Castiglione in seinem *Hofmann* (neu übersetzt von Wesselsky, München u. Leipzig 1907) entwickelt hat.

Im Hinblick auf die Einleitung, in welcher der Vortragende dargelegt hat, daſs das von Nietzsche zu galvanischem Leben erweckte Übermenschentum mit unseren heutigen politischen, sozialen und Rechtsverhältnissen in unhaltbarem Widerspruche steht, erklärt Herr Förster, daſs er mit den Ansichten des Vortragenden im allgemeinen nicht übereinstimmen könne, ohne auf Einzelheiten einzugehen.

Herr Lücking weist als besonders charakteristisch für die Zeit noch auf Bandellos Novellen hin, die gewöhnlich in Gegenwart der Hausfrau erzählt werden. Herr Förster weist als Gegenbild des Übermenschen auf Wilhelm Raabe hin.

Herr Wolff spricht zum *Wesen der poetischen Produktion.* Da der Vortrag in der Sitzung nicht beendet werden konnte, wird der Bericht über ihn erst nach seinem Abschluſs in der nächsten Sitzung gegeben werden.

Herr Hille wird in die Gesellschaft aufgenommen.

Sitzung vom 13. Dezember 1910.

Herr Wolff beendet seinen Vortrag: Zum *Wesen der poetischen Produktion.* Nachdem der Vortragende den Begriff der Poesie bestimmt und als die Grundlagen der poetischen Produktion das äuſsere Geschehnis auf der einen, das innere Erlebnis auf der anderen Seite dargelegt hat, gibt er eine genauere Umschreibung dieser beiden Begriffe, von denen der erstere im Sinne des Dichters mit der gesamten Fülle der Überlieferung zusammenfällt, der zweite innerlicher Art ist und auf eine Wertsteigerung der Persönlichkeit des Künstlers hinausläuft. Die Verbindung von äuſserem Geschehnis und innerem Erlebnis ist der Moment der Konzeption, die in nuce das ganze Kunstwerk enthält, um aber als solches zu erscheinen, mehrere begrifflich verschiedene Stadien der Formgebung durchlaufen muſs. Die Formgebung ist erstens eine geistige, unter welche die Verbindung des Rohstoffes mit einer Idee gehört, sodann die Anpassung an die herrschenden Anschauungen der Zeit; zweitens eine sprachlich-stilistische, die aber keine Spezialität der poetischen Produktion mehr bildet.

In der Diskussion meint Herr Morf im Gegensatz zum Vortragenden, daſs kein Stoff prinzipiell künstlerischer Darstellung unzugänglich sei. Gegenüber dem hierbei angeführten Beispiel aus Dante macht Herr Wolff geltend, daſs es sich dabei um eine Szene aus dem *Inferno* handele, was besondere Beurteilung bedinge.

Herr Lücking sprach über eine bei Duran abgedruckte *Lucretiaromanze,* die 1550 in Saragossa und in Antwerpen gedruckt worden ist und auch in einem von Ferd. Wolf in der Prager Universitätsbibliothek aufgefundenen spanischen Bande fliegender Blätter, und zwar in zwei Exemplaren, erhalten ist. Die Romanze, deren Stil volkstümlich ist, stimmt ihrem Inhalt nach zum Teil mit der Erzählung in den *Gesta Romanorum* überein. In beiden fehlt die Vorgeschichte, der nächtliche Ritt aus dem Lager vor Ardea. In beiden hält sich Collatin in Rom, Lucretia jedoch an einem ungenannten Orte auf, der in den *Gesta Rom.* ein *castrum* ist. In beiden wird nicht nur Valerius, der schon bei Ovid und so bei Chaucer und Gower (*Confessio Amantis*) fehlt, sondern auch Brutus nicht genannt: in der Romanze sogar Lucretias Vater nicht, so daſs nur ihr Mann als Rächer in Betracht kommt. Gemeinsam ist beiden Darstellungen auch, daſs Tarquinius mit dem Tode bestraft, der Romanze eigentümlich jedoch, daſs ihm das Haus angezündet wird. Die auffälligste Eigentümlichkeit der Romanze besteht jedoch darin, daſs der Schänder Tarquinius der König der Römer ist, und daſs die Romanze mit dieser Neuerung beginnt (*Aquel rey de los romanos Que Tarquino se llamaba*). Erwägt man, daſs *el rey de los Romanos* nicht etwa nur ein historischer, sondern zu-

gleich ein aktueller Begriff war, so erwehrt man sich kaum des Eindrucks, daſs es sich bei der Voranstellung dieses Begriffs um eine politische Spitze handelte. Gegen Karl V., der sogleich zum Kaiser gewählt wurde, kann dieselbe nicht gerichtet gewesen sein, wohl aber gegen seinen Bruder Ferdinand, der im Januar 1531 zum König der Römer in Köln gewählt und in Aachen gekrönt wurde, und dem in Volkskreisen die Schuld am *sacco di Roma* (Mai 1527), die Karl V. zurückwies, unschwer aufgebürdet werden konnte. — In einem Punkte, nämlich darin, daſs Tarquinius' Verhalten als Verrat (*traicion*) gekennzeichnet wird, stimmt die Romanze mit Chaucer und Gower überein, und darin, daſs Tarquin der Lucretia das Schwert auf die Brust setzt, mit Chaucer (*Y á los pechos se la puso* 19, sc. *su espada*; *And sette the swerde al sharpe unto hir herte* 116). Daſs ein Spanier Chaucer kannte, erscheint bei den nachweislichen Beziehungen zwischen England und Spanien nicht unmöglich. — Die Romanze erinnert in einer Reihe von Ausdrücken und Wendungen auch an Bandellos Lucretianovelle (II, 21). Diese ist zwar erst 1554 im Druck erschienen, erzählt und niedergeschrieben ist sie jedoch geraume Zeit vor 1531. Isabella da Este, die den Grafen Castiglione zur Erzählung veranlaſste, starb zwar erst 1539, der Graf selbst jedoch schon am 7. Februar 1529 in Toledo. Bandello, der im Oktober 1525, als die Spanier unter Antonio de Leyva Mailand besetzten, von dort fliehen muſste, ist nach dieser Zeit nicht mehr in Mantua gewesen. Castiglione reiste als päpstlicher Nunzius am 5. Oktober 1524 von Rom ab und kam auf dem Landwege am 11. März 1525 in Madrid an. Hat er, wie es wahrscheinlich ist, auf dieser Reise seine Mutter und seine mutterlosen drei kleinen Kinder in Mantua besucht, so war dies für ihn die letzte Gelegenheit, die Novelle zu erzählen. Daſs Bandello dem Grafen eine Abschrift zugehen lieſs, ist nicht zu bezweifeln.

Herr Morf weist darauf hin, daſs es die Romanzen auf fliegenden Blättern noch heute in Spanien gibt, daſs sie auch noch gesungen werden — auch in Paris findet man dergleichen noch, wie Herr Kuttner mitteilt. Die besprochene Romanze hält Herr Morf für ein Bänkelsängerlied; er bezweifelt auch die Möglichkeit einer Einwirkung Chaucers. Herr Lücking erörtert nochmals seine Auffassung: der bänkelsängerische Ton schlieſse nicht einen gebildeten Verfasser aus. Herr Becker teilt mit, daſs es eine spanische Übersetzung von Gowers *Confessio amantis* gebe. Diese ist nach einer portugiesischen Version angefertigt, die ihrerseits auf dem englischen Original beruht.

Verzeichnis der Mitglieder

der Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen.

Januar 1911.

Vorstand.

Vorsitzender:	Herr	A. Risop.
Stellvertretender Vorsitzender:	„	Ad. Müller.
Schriftführer:	„	A. Ludwig.
Stellvertretender Schriftführer:	„	K. Schmidt.
Erster Kassenführer:	„	M. Kuttner.
Zweiter Kassenführer:	„	G. Opitz.

A. Ehrenmitglieder.

Herr Dr. Gröber, Gustav, Universitätsprofessor a. D. Strafsburg, Ruprechtsau.

„ Dr. Meyer-Lübke, Wilhelm, ord. Professor an der Universität, Mitglied der k. k. Akademie der Wissenschaften. Wien, XVIII, Währingerstrafse 147.

Rev. Skeat, Walter W., Dr. phil., Litt. D., LL. D., Professor. Cambridge, 2 Salisbury Villas.

Herr Dr. Suchier, Hermann, ord. Professor an der Universität. Halle a. S., Sophienstrafse 32.

„ Sweet, Henry, M. A., Hon. Ph. Dr., Professor. Oxford, 15 Rawlinson Road.

Frau Vasconcellos, Carolina Michaëlis de, Dr. phil. Porto, Cedofeita.

B. Ordentliche Mitglieder.

Herr Dr. Aronstein, Ph., Professor, Oberlehrer an der Luisenstädt. Oberrealschule. Berlin S. 59, Dieffenbachstrafse 76 II.

„ Dr. Becker, Gustav, Oberlehrer an der Charlottenschule. Berlin W. 30, Zietenstrafse 21.

„ Dr. Berger, Rudolf, Oberlehrer an der III. städtischen Realschule. Berlin NW. 23, Altonaerstrafse 21.

„ Dr. Beyer, Bruno, Oberlehrer an der städtischen Realschule in Charlottenburg. Charlottenburg, Grolmannstrafse 62 II r.

„ Dr. Bitterhoff, Max, Oberlehrer an der XIII. städtischen Realschule. Berlin NW. 6, Luisenstrafse 62.

„ Dr. Block, John, Professor, Oberlehrer an der Goetheschule. Halensee, Johann-Georgstrafse 11.

„ Boek, Paul, Professor, Oberlehrer am Königstädtischen Realgymnasium. Grofs-Lichterfelde, Marthastrafse 2.

„ Dr. Bolle, Wilhelm, Oberlehrer am Gymnasium in Friedenau. Friedenau, Wielandstrafse 4.

Herr Dr. Born, Max, Oberlehrer an der Chamissoschule. Schöneberg, Berchtesgadenerstraſse 22/23.

„ Dr. Brandl, Alois, Geh. Regierungsrat, ord. Professor an der Universität, Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Berlin W. 10, Kaiserin-Augusta-Straſse 73 III.

„ Dr. Carel, George, Professor, Oberlehrer an der Sophienschule, Charlottenburg IV, Waitzstraſse 8.

„ Dr. Churchill, George B., Professor am Amherst College. Amherst, Massachusetts, U. S. A.

„ Dr. Cohn, Georg. Berlin W. 15, Bregenzerstraſse 8 III.

„ Dr. Conrad, Herm., Professor an der Haupt-Kadettenanstalt. Groſs-Lichterfelde O., Bismarckstraſse 11.

„ Dr. Cornicelius, Max. Berlin W. 30, Luitpoldstraſse 4.

„ Dr. Dammholz, Rudolf, Professor, Direktor der Auguste-Viktoria-Schule und des Mädchen-Realgymnasiums. Charlottenburg, Nürnbergerstraſse 63.

„ Delmer, Frederic Sefton, Professor, Lektor der engl. Sprache an der Universität, Lehrer an der Kriegsakademie und an der Militärtechn. Akademie. Berlin NW. 23, Flotowstr. 8.

„ Dr. Dibelius, W., Professor an der Hochschule. Hamburg, Sierichstraſse 18 III.

„ Dr. Driesen, Otto, Oberlehrer an der städtischen Realschule in Charlottenburg. Charlottenburg, Giesebrechtstraſse 6.

„ Dr. Düvel, Wilh., Direktor des Realgymnas. Reinickendorf-Ost.

„ Dr. Ebeling, Georg, Privatdozent an der Universität. Charlottenburg, Sybelstraſse 35 Portal Ic.

„ Dr. Ehrke, Karl, Oberlehrer an der Realschule zu Zehlendorf-Wa. Zehlendorf-Wa., Annastraſse 5 II.

„ Enderlein, E., Professor, Direktor der höheren Mädchenschule in Schneidemühl.

„ Engel, Hermann, Professor, Oberlehrer am Friedrich-Werderschen Gymnasium. Charlottenburg, Kantstraſse 40.

„ Dr. Engwer, Theodor, Professor, Kgl. Provinzialschulrat. Steglitz bei Berlin, Arndtstraſse 40.

„ Featherstonhaugh, Albany, Lehrer an der Kriegsakademie. Charlottenburg, Leonhardtstraſse 10.

„ Dr. Förster, Paul, Professor, Oberlehrer am Kaiser-Wilhelm-Realgymnasium. Friedenau, Schmargendorferstraſse 23.

„ Friedländer, J., Oberlehrer an der III. Oberrealschule. Berlin N. 58, Eberswalderstraſse 35.

„ Dr. Fuchs, Max, Professor, Oberlehrer an der VI. städtischen Realschule. Friedenau, Stubenrauchstraſse 5.

„ Dr. Gade, Heinrich, Oberlehrer am Andreas-Realgymnasium. Berlin NO. 43, Am Friedrichshain 7 III b.

„ Dr. Gladow, Hans, Oberlehrer am Reformgymnasium in Mariendorf. Südende, Langestraſse 10.

„ Dr. Goldstaub, Max. Wilmersdorf, Jenaerstr 3, Gartenh. I l.

Herr Gornay, A., Professeur. Genf, 4 avenue de la Forêt.
„ Dr. Greif, Wilhelm, Professor, Oberlehrer am Andreas-Realgymnasium. Berlin SO. 16, Köpenickerstraſse 142 II.
„ Dr. Gropp, Ernst, Professor, Direktor der städtischen Oberrealschule I. Charlottenburg, Schloſsstraſse 27.
„ Haas, J., Oberleutnant a. D. Berlin C. 2, An der Schleuse 5 a.
„ Hahn, O., Professor, Oberlehrer an der Victoriaschule. Berlin S. 59, Urbanstraſse 31.
„ Hamilton, Louis, Lektor des Englischen am Orientalischen Seminar. Halensee-Berlin, Joachim-Friedrichstraſse 40.
„ Harsley, Fred, M. A., Lektor der englischen Sprache an der Universität. Berlin W., Pallasstraſse 13, b. Schill.
„ Dr. Hausknecht, Emil, Direktor a. D., Professor an der Universität. Lausanne, Avenue d'Ouchy 96.
„ Dr. Heinze, Alfred, Professor, Oberlehrer am Kaiser-Wilhelm-Realgymnasium. Charlottenburg, Kuno Fischerstraſse 14.
„ Dr. Hellgrewe, Wilh., Professor, Oberlehrer an der städtischen Oberrealschule I in Charlottenburg. Charlottenburg, Bismarckstraſse 39.
„ Dr. Hendreich, Otto, Professor, Oberlehrer an der Luisenstädtischen Oberrealschule. Charlottenburg, Uhlandstr. 24.
„ Dr. Herrmann, Albert, Oberlehrer an der XII. städtischen Realschule. Berlin NO. 18, Werneuchenerstraſse 11 II.
„ Dr. Herzfeld, Georg. Berlin W., Lützowufer 30 III.
„ Dr. Hille, Karl, Oberlehrer am Realgymnasium in Lichtenberg. Berlin O. 112, Finowstraſse 35.
„ Dr. Hoffmann, Willy, Probekandidat. Berlin SO. 26, Elisabethufer 5.
„ Dr. Johannesson, Fritz, Professor, Direktor der XIV. städtischen Realschule. Berlin N. 65, Lüttícherstraſse 56/60.
„ Kabisch, Otto, Professor, Oberlehrer am Luisenstädtischen Gymnasium. Johannistal, Waldstraſse 6.
„ Keil, Georg, Professor, Oberlehrer a. D. Berlin SW. 48, Friedrichstraſse 32 II.
„ Dr. Kiehl, Bruno, Oberlehrer an der Herderschule. Charlottenburg, Lohmeyerstraſse 13.
„ Dr. Koebe, Karl, Oberlehrer am Luisenstädtischen Gymnasium. Berlin W., Nürnbergerstraſse 67 I.
„ Dr. Kolsen, Adolf, Professor. Berlin W. 30, Heilbronnerstr. 26.
„ Dr. Krackow, Otto, Oberlehrer an der Oberrealschule II. Charlottenburg, Leibnizstraſse 97.
„ Dr. Kraemer, Franz, Oberlehrer an der Schillerschule. Berlin NW. 52, Alt-Moabit 111.
„ Dr. Krueger, Gustav, Professor, Oberlehrer am Kaiser-Wilhelm-Realgymnasium, Lehrer an der Kgl. Kriegsakademie, Lektor des Englischen an der Technischen Hochschule zu Charlottenburg. Berlin W. 10, Bendlerstraſse 17.

Herr Dr. Kühnhagen, Oscar, Professor, Oberlehrer an der IV. städt. Realschule in Berlin. Charlottenburg, Neue Kantstraße 17.
„ Kündiger, Hans, Oberlehrer am Andreas-Realgymnasium, Berlin NW. 52, Kirchstraße 24.
„ Dr. Kuttner, Max, Professor, Oberlehrer an dem Kgl. höh. Lehrerinnenseminar und an der Augustaschule. Berlin-Schöneberg, Bozenerstraße 21.
„ Lach, Paul, Handelsschuldirektor a. D. Berlin S. 14, Dresdenerstraße 90 I.
„ Lahmann, Gustav, ordentl. Lehrer an der Schillerschule. Berlin SW. 61, Waterlooufer 12.
„ Dr. Lamprecht, F., Professor, Oberlehrer am Gymnasium zum Grauen Kloster. Berlin C. 2, Klosterstraße 73 II.
„ Langenscheidt, C., Verlagsbuchhändler. Schöneberg-Berlin, Bahnstraße 29—30.
„ Dr. Laue, Franz, Oberlehrer an der Realschule. Charlottenburg V, Königsweg 58 II.
„ Dr. Lewent, Kurt, Oberlehrer am Dorotheenstädtischen Realgymnasium. Berlin W. 30, Barbarossastraße 16.
„ Dr. Lommatzsch, Erhard. Halensee-Berlin, Johann Georgstraße 11.
„ Dr. Löschhorn, Hans, Professor, Oberlehrer am Kgl. höh. Lehrerinnenseminar und an der Augustaschule. Berlin W. 35, Genthinerstraße 41 III.
„ Dr. Lücking, Gustav, Professor, Direktor der III. städtischen Realschule. Berlin W. 35, Steglitzerstraße 8 a.
„ Dr. Ludwig, Albert, Direktor des Realgymnasiums zu Lichtenberg. Berlin O. 112, Frankfurter Allee 188 B I.
„ Luft, F., Oberlehrer am Hohenzollerngymnasium. Berlin-Friedenau, Kaiserallee 74.
„ Dr. Lummert, August, Oberlehrer an der Dorotheenschule. Berlin NW. 21, Dortmunderstraße 2.
„ Dr. Mangold, Wilhelm, Professor, Oberlehrer a. D. Steglitz, Kleiststraße 38.
„ Dr. Mann, Paul, Professor, Oberlehrer am Luisenstädtischen Realgymnasium. Berlin SW., Schleiermacherstraße 12.
„ Dr. Marquardt, Rud., Oberlehrer am Realgymnasium in Friedenau. Friedenau, Stubenrauchstraße 63.
„ v. Mauntz, A., Oberstleutnant a. D. Charlottenburg, Knesebeckstraße 2.
„ Dr. Merz, Johannes, Oberlehrer am Realgymnasium in Friedenau. Friedenau, Isoldestraße 6.
„ Dr. Michaëlis, C. Th., Stadt-Schulrat. Berlin W., Derfflingerstraße 17.
„ Dr. Morf, Heinrich, ord. Professor an der Universität, Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Berlin-Halensee, Kurfürstendamm 100.

Herr Mugica, Pedro de, Dr., Dozent an der Handelshochschule und Lehrer der spanischen Sprache am Oriental. Seminar. Berlin NW. 21, Wilsnackerstraſse 3.

„ Dr. Müller, Adolf, Professor, Oberlehrer an der Kgl. Elisabethschule. Friedenau, Südwest-Korso 13.

„ Dr. Müller, August, Oberlehrer an der Kgl. Elisabethschule. Berlin SW. 47, Groſsbeerenstraſse 55 part.

„ Müller, Friedrich, Kgl. Baurat. Friedenau, Goſslerstraſse 2.

„ Müller, Fritz, Oberlehrer an der städtischen Oberrealschule I. Charlottenburg I, Mindenerstraſse 14 II.

„ Dr. Münch, Wilhelm, Geh. Regierungsrat, ord. Honorar-Professor an der Universität. Berlin W. 30, Luitpoldstr. 22 II.

„ Dr. Münster, Karl, Professor, Oberlehrer an der VII. städtischen Realschule in Berlin. Köpenick, Freiheit 1.

„ Dr. Naetebus, Gotthold, Bibliothekar an der Kgl. Bibliothek. Groſs-Lichterfelde O., Frauenstraſse 3.

„ Dr. Neuendorff, Bernh., Oberlehrer an der Oberrealschule II. Charlottenburg, Bismarckstraſse 13.

„ Dr. Noack, Fritz, Oberlehrer am Gymnasium in Groſs-Lichterfelde. Groſs-Lichterfelde, Theklastraſse 12.

„ Dr. Nobiling, F., Oberlehrer an der Oberrealschule II in Charlottenburg. Charlottenburg I, Wilhelmsplatz 1 a.

„ Opitz, G., Professor, Oberlehrer am Dorotheenstädtischen Realgymnasium. Steglitz, Schloſsstraſse 77 III.

„ Dr. Otto, Ernst, Oberlehrer an der Herderschule. Charlottenburg, Kaiser-Friedrich-Straſse 2 a.

„ Dr. Pariselle, Eugène, Professor, Lektor der französischen Sprache an der Universität, Lehrer an der Kgl. Kriegsakademie. Berlin W. 30, Landshuterstraſse 36 II.

„ Dr. Penner, Emil, Professor, Direktor der XIII. städtischen Realschule, Lehrer an der Kgl. Kriegsakademie. Berlin NW. 23, Schleswiger Ufer 14.

„ Dr. Philipp, Karl, Oberlehrer am Königstädtischen Gymnasium. Berlin NW. 52, Calvinstraſse 24.

„ Dr. Platow, Hans, Oberlehrer an der mit dem Gymnasium verbundenen Realschule. Zehlendorf bei Berlin, Alsenstraſse 45.

„ Dr. Püschel, Kurt, Oberlehrer am Dorotheenstädtischen Realgymnasium. Berlin NW., Essenerstraſse 13.

„ Dr. Risop, Alfred, Professor, Oberlehrer am Dorotheenstädt. Realgymnasium. Berlin W. 57, Potsdamerstraſse 82 c.

„ Dr. Ritter, O., Professor, Direktor der Luisenschule. Berlin N. 24, Ziegelstraſse 12.

„ Dr. Roediger, Max, Geh. Regierungsrat, auſserord. Professor an der Universität. Berlin W. 62, Bayreutherstraſse 43 II.

„ Roettgers, Benno, Professor, Direktor der Victoriaschule. Berlin S. 14, Prinzenstraſse 51.

Herr Dr. Rosenberg, Professor, Oberlehrer am Köllnischen Gymnasium. Charlottenburg, Knesebeckstraſse 8/9.

„ Rossi, Giuseppe, Kgl. ital. Vizekonsul, Lehrer an der Militärtechnischen Akademie. Berlin NW., Lüneburgerstraſse 22.

„ Dr. Sabersky, Heinrich. Berlin W. 35, Genthiner Straſse 28 I.

„ Dr. Sachrow, Karl, Oberlehrer. Charlottenburg, Kuno Fischerstraſse 15 III.

„ Dr. Saſs, Ernst, Oberlehrer am Mommsen-Gymnasium. Charlottenburg, Berlinerstraſse 95.

„ Dr. Schayer, Siegbert, Oberlehrer an der IV. städtischen Realschule. Berlin NO. 55, Greifswalderstraſse 194.

„ Dr. Schleich, Gustav, Professor, Direktor des Friedrich-Realgymnasiums. Berlin S. 53, Schleiermacherstraſse 23.

„ Dr. Schlenner, R., Professor, Oberlehrer an der Luisenstädtischen Oberrealschule. Berlin S. 59, Hasenheide 68 III.

„ Dr. Schmidt, Karl, Professor, Oberlehrer am Kaiser-Wilhelm-Realgymnasium. Berlin SW. 47, Yorkstraſse 68.

„ Dr. Schmidt, Karl August, Oberlehrer an der Luisenstädtischen Oberrealschule. Berlin S. 61, Lehninstraſse 9 IV.

„ Dr. Schmidt, Max, Professor, Oberlehrer am Prinz-Heinrich-Gymnasium. Berlin W. 50, Rankestraſse 29 III.

„ Schreiber, Wilhelm, Professor, Direktor der städt. Humboldtrealschule in Tegel. Tegel, Hauptstraſse 33 a.

„ Dr. Schulze-Veltrup, Wilhelm, Professor, Oberlehrer am Falk-Realgymnasium. Berlin NW. 23, Schleswiger Ufer 12.

„ Dr. Seibt, Robert, Oberlehrer an der VII. städtischen Realschule. Berlin W. 50, Würzburgerstraſse 10.

„ Dr. Siebert, Georg, Oberlehrer an der höheren Mädchenschule und dem höheren Lehrerinnenseminar in Pankow. Pankow-Berlin, Neue Schönholzerstraſse 16 II.

„ Smith, James, M. A., Lehrer des Englischen. Berlin, Gossowstraſse 1, Gartenhaus.

„ Dr. Spatz, Willy, Oberlehrer am Bismarckgymnasium. Berlin-Wilmersdorf, Uhlandstraſse 107.

„ Dr. Spies, Heinrich, Privatdozent an der Universität. Berlin W. 57, Kurfürstenstraſse 4.

„ Dr. Splettstöſser, Willy, Oberlehrer an der XIII. städtischen Realschule in Berlin. Wilmersdorf-Berlin, Gieselerstraſse 22.

„ Dr. Strohmeyer, Fritz, Professor, Oberlehrer am Gymnasium II. Wilmersdorf, Hohenzollerndamm 187.

„ Stumpff, Emil, Direktor der Friedrich-Wilhelm-Realschule. Königswusterhausen.

„ Dr. Tanger, Gustav, Professor, Direktor der IV. städtischen Realschule. Berlin NO. 18, Distelmeyerstraſse.

„ Dr. Teſsmann, A., Oberlehrer an der Margaretenschule. Charlottenburg, Sybelstraſse 60 II.

Herr Thiedke, Gustav, Oberlehrer am Helmholtz-Gymnasium zu Schöneberg. Friedenau, Fehlerstraſse 3.

„ Dr. Thurau, Gustav, Privatdozent an der Universität. Greifswald, Wolgasterstraſse 53.

„ Dr. Tiktin, H., Professor am Orientalischen Seminar. Friedenau, Isoldestraſse 1.

„ Dr. Tobler, Rudolf, Oberlehrer am Werner-Siemens-Realgymnasium in Schöneberg. Friedenau, Goſslerstraſse 25.

„ Tolle, Karl, Oberlehrer an der Berliner städtischen Studienanstalt. Berlin SW., Fürbringerstraſse 1.

„ Truelsen, Heinrich, Professor, Oberlehrer am Gymnasium. Landsberg a. d. Warthe.

„ Dr. Ulbrich, O., Professor, Geh. Regierungsrat, Direktor des Dorotheenstädtischen Realgymnasiums. Berlin NW. 7, Dorotheenstraſse 13/14.

„ Vilmain, Joseph, Liz., Oberlehrer in Cottbus. Cottbus, Kaiser-Friedrich-Straſse 28 II.

„ Dr. Vollmer, Erich, Oberlehrer am Bismarck-Gymnasium. Wilmersdorf-Berlin, Uhlandstraſse 123.

„ Weber, Emil, Oberlehrer am Askanischen Gymnasium. Berlin SW. 29, Bergmannstraſse 32.

„ Dr. Wenderoth, Georg, Oberlehrer an der Auguste-Viktoria-Schule in Charlottenburg. Friedenau, Südwest-Korso 75.

„ Dr. Werth, H., Direktor der städtischen höheren Mädchenschule und des städtischen höheren Lehrerinnenseminars. Potsdam, Waisenstraſse 29.

„ Dr. Wespy, Paul, Professor, Direktor der II. Realschule in Schöneberg. Schöneberg, Mühlenstraſse 8 b.

„ Wilke, Felix, Professor, Oberlehrer an der Kaiser-Friedrich-Schule in Charlottenburg, W. 15, Hohenzollerndamm 3.

„ Dr. Willert, H., Professor, Oberlehrer an der VII. städtischen Realschule. Berlin SW. 11, Kleinbeerenstraſse 8 I.

„ Dr. jur. Wolff, Max J., Professor. Berlin W. 15, Wielandstraſse 24.

„ Zack, Julius, Professor, Oberlehrer an der XIII. Realschule. Berlin SW. 46, Luckenwalderstraſse 10.

C. Korrespondierende Mitglieder.

Herr Dr. Begemann, W., Direktor einer höheren Privat-Mädchenschule. Charlottenburg, Wilmersdorferstraſse 14.

„ Dr. Jarník, Joh. Urban, Professor an der tschechischen Universität. Prag.

„ Dr. Meiſsner, A. L., Professor. Belfast (Irland).

„ Dr. Scheffler, Wilhelm, Professor am Polytechnikum. Dresden-A. 14, Sedanstraſse 6.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Alfred Gercke und Eduard Norden, Einleitung in die Altertumswissenschaft. (Unter Mitwirkung von J. Beloch, E. Bethe, E. Bickel, J. L. Heiberg, B. Keil, E. Ackermann, P. Kretschmar, C. F. Lehmann-Haupt, K. J. Neumann, E. Pernice, P. Wendland, S. Wide, F. Winter.) I. Band: Methodik, Sprache, Metrik, Griechische und römische Literatur. XI, 588 S. M. 13, geb. M. 15. II. Band: VII, 432 S. M. 9, geb. M. 10,50. Leipzig u. Berlin, Teubner, 1910.

Über Notwendigkeit oder Nutzen methodologischer Einführungen gehen die Meinungen bekanntlich weit auseinander. Ein gerade auch im akademischen Unterricht besonders bewährter klassischer Philolog stritt mir gegenüber gerade aus Anlaſs des vorliegenden Werkes jeden Vorteil solcher Hodegetik scharf ab: sie diene nur dazu, dem Studenten das Gefühl zu geben, nun könne er alles allein machen. Ich kann mir diese Anschauung so wenig aneignen, daſs ich vielmehr eine Anzahl von Mängeln im Betrieb des neuphilologischen Studiums auf das Fehlen einer geeigneten Einführung begründen möchte. Denn die an sich in den meisten Partien vortrefflichen Grundrisse der germanischen und romanischen Philologie sind, wie nach dem Vorwort des vorliegenden Buches das Handbuch von Iwan v. Müller auch, zu ausführlich; es ist dem Studenten unmöglich, durch sie die so nötige erste Orientierung zu gewinnen. Aber auch die speziell methodologischen Partien von Paul, Groeber, Tobler, deren wissenschaftlicher Wert klar ist, sind für den Anfänger vielfach zu wissenschaftlich gehalten. Ein solches Buch darf — das ist die wichtigste Aufgabe! — weder anlocken noch abschrecken; es soll zu einer ernsten Arbeit Lust machen.

Natürlich hat jeder Dozent zu einem gewissen Teil diese Leistung selbst zu erfüllen; aber eben nur zum Teil. Und dann — wir können es nicht alle. Der mündliche Vortrag bleibt unersetzlich, weil er den Wissensstoff immer im Fluſs erhält; aber daneben müssen eben auch feste Ufer zum Ausruhen und Weiterblicken vorhanden sein. Der Lehrer kann eine Stelle schwer entbehren, die ihm für allerlei methodische Einzelfälle sichere Belege vorrätig hält.

Gercke und Norden scheinen mir für die uns fehlende Einführung in das Studium der deutschen Philologie ein vortreffliches Muster zu liefern — das selbstverständlich nicht einfach kopiert werden dürfte. So würde sich etwas, was ich hier vermisse, bei uns gewiſs von selbst einstellen: eine selbständige Darstellung der Entwicklung unserer Wissenschaft. Der Hinweis auf die groſsen Gestalten der Meister scheint mir für den, der ihr Jünger werden soll, ein unentbehrlicher, lebenspendender Teil der Propädeutik; und wer würde Jacob Grimm so knapp behandeln wollen wie hier Carl Lachmann behandelt wird?

Für den Inhalt des Werkes kann ich mir ja nur den Satz aneignen: 'Der erste Schritt zur Kritik ist die Erkenntnis des Nichtwissens', der mit Recht gerade S. 100 steht. Nur Kretschmars, übrigens höchst gewandte, Skizze der Sprachwissenschaft (S. 131 f.) scheint mir hin und wieder doch zu entschieden im Behaupten (z. B. bei der Erklärung der Fragesätze

S. 226), zu summarisch (über die Bedeutungslehre S. 212; aber ganz vortrefflich über die 'Bedeutung der Eigennamen' S. 216), und doch nicht immer ganz klar. (Die wichtige Frage über das Verhältnis zwischen Sprache und Literatur ist mir aus Bethe-Wendland S. 431 besser verständlich geworden als aus Kretschmars längeren Ausführungen S. 162 f.)

Bei Gerckes Methodik (S. 3 f.) begegnen ja freilich oft die gleichen Probleme und Aufgaben wie bei uns. Die Betonung der wissenschaftlichen Phantasie war mir sehr willkommen; die Hinweise auf Fehler der Autoren (S. 70), auf Analyse und Synthese im Wechselverhältnis (S. 101), die gesunden Bemerkungen über Wertkritik (S. 79) liefsen sich ins Germanistische fast ohne Änderung übersetzen. Dagegen sehe ich einen für den Anfänger bedenklichen Ausspruch wie (S. 39) den über den 'Firlefanz' der 'amüsanten Urkundlichkeit' lieber in einer für fertige Gelehrte berechneten Arbeit wie Stählins 'Editionstechnik' (S. 32 über 'orthographische Quisquilien') als an dieser Stelle.

Worum ich aber die klassischen Philologen vor allem beneide, das sind die übersichtlichen Nachweise über Handschriften und Ausgaben (S. 399 f., 547) mit so praktischen Winken wie über eine 'leider sehr teure Ausgabe' (S. 422); das sind die 'Gesichtspunkte und Probleme', die Norden knapper und schärfer behandelt (über Topik der Motive S. 576 f.; Stil S. 577 f.; Kunst der Erzählung S. 580, der Komposition S. 582; poetische Technik S. 583; Gattungen — bei deren Einteilung wir trotz Elsters Widerspruch in seiner 'Literaturwissenschaft' beharren! — S. 585), während Bethe uns durch Hinweise auf germanistische Forschungen (S. 441), die allerdings leicht vervollständigt würden, verpflichtet (Novellistik S. 440 f.; Stoffgeschichte S. 443; der poetische Wortvorrat in der Prosa S. 446).

Die klassischen Philologen sind die Lehrer unserer Lehrer gewesen. Sie können jetzt glücklicherweise manches auch bei uns lernen — und tun es auch; aber das Lehren haben wir noch immer von ihnen zu lernen!

Auch den zweiten Band dieser Einleitung zeichnen die Vorzüge aus, die den ersten für Anfänger und Aufsenstehende so empfehlenswert machen: übersichtliche Anordnung, klarer Ausdruck, Zurücktreten des Unwesentlichen. Ebenso ziert beide eine Eigenschaft, die für unsere fälschlich engherzigen Spezialistentums verdächtigte Zeit symptomatisch ist und die gerade in den 'Einleitungen' zu oft vermifst wird: die Beachtung der grofsen allgemeinen Strömungen neben den individuellen Erscheinungen. Besonders bezeichnend ist dafür in Sam Wides Darstellung der antiken Religion der Abschnitt über Geschichte der griechischen Religiosität (S. 219 f.), dem freilich bei der römischen (S. 269) etwas völlig Entsprechendes nicht gegenübergestellt werden kann; dafs aber hierzu nicht einmal der Versuch gemacht wird, erscheint dem Verf. als ein Mangel in Wissowas ihm sonst als Autorität geltendem Buche (S. 287. Nicht als ob er deshalb in blinde Abhängigkeit verfiele; so ist er S. 260 geneigt, im Gegensatz zu Wissowa im Mars einen ursprünglichen Vegetationsgott zu sehen). Ebenso strebt Gercke in seiner Geschichte der Philosophie gern zu dem ethischen Idealbild einer Epoche (S. 303) oder dem 'Zeitgeist des Hellenismus' (S. 339) vor. Und aus der gleichen Tendenz ist auch in Winters Kapitel 'Griechische Kunst' der interessante Abschnitt 'Parallelerscheinungen in der griechischen Dichtkunst und bildenden Kunst' (S. 161 f.) hervorgegangen — freilich der einzige, der, so lehrreich er auch durch seine Analogien ist (vgl. z. B. meine 'Altgerm. Religionsgeschichte' S. 431), doch durch seinen Umfang aus der Ökonomie des Werkes herausfällt, obwohl die Künstlergeschichte mit bewundernswerter Konzentration vorgetragen ist.

Wie sehr sich die Philologie überhaupt in dieser Richtung entwickelt hat, läfst Pernices Behandlung des Privatlebens am deutlichsten hervor-

treten — schon im Titel, der dies einheitliche Abstraktum statt des Kollektivums 'Privataltertümer' wählt. Hier war für die ältesten Schichten das meiste zu tun. Im übrigen ist dieser Abschnitt und danach der über 'Exakte Wissenschaften und Medizin' (S. 393 f.), von dem gröfsten Kenner dieses Zweiges antiker Wissenschaftsgeschichte, Joh. Ludw. Heiberg, geschrieben, naturgemäfs von engerem Fachinteresse als die andern. Doch ist die übersichtliche Parade der 'Probleme' (S. 423), überhaupt ja eine Eigenart des Gesamtwerkes, wieder von vorbildlicher Bedeutung.

In Winters 'Griechischer Kunst' erscheinen mir für den Germanisten die feinen Bemerkungen über Porträtkunst (S. 133) und die Ausnützung der Gleichnisse (S. 162 f.; vgl. Heiberg, S. 393) besonders lehrreich; auch auf die tragische Komposition (S. 176) mufs besonders hingewiesen werden. — Bei Gercke kommen von allgemeineren Fragen besonders methodische in Betracht: die Behandlung der Etymologie im Altertum (S. 357), die Biographie (S. 373), die neuere Echtheitskritik (S. 379). Ein starker Einflufs von Gomperz, wie in allen Teilen von Wilamowitz, ist so natürlich als für den, der allgemeinere Gesichtspunkte sucht, erfreulich.

Die gröfste Bedeutung für den Nichtphilologen hat aber die Darstellung der Mythologie. Wie dies Wort vermieden wird, bleibt auch merkwürdigerweise der Begriff des Mythos ganz aufser Betrachtung. Diese Auffassung, die den Mythos als ein rein literarisches Produkt anzusehen scheint, vermag ich freilich nur für eine Wirkung der augenblicklich modernen Überschätzung des Kultus anzusehen. Wide steht aber auch im Guten auf modernem Boden; es versteht sich von selbst, dafs er nicht mehr Heidentum und Christentum (S. 241 f.) durch eine katastrophale Kluft trennt, dafs er hellenischen Fetischismus (S. 207, in nicht ganz genauer Verwendung des Begriffs; S. 260) oder Tabu (bes. S. 266) annimmt und somit gleichfalls primitive und antike Religion nicht als zwei Welten unterscheidet. In seinem Abrifs der Geschichte der Mythologie (wozu ich wieder auf die meinige in obengenanntem Buche verweisen möchte; wir berühren uns vielfach, z. B. betr. der 'junghistorischen Schule' S. 250) ist auch er, wie es jetzt üblich ist, ungerecht gegen die vergleichende Mythologie (S. 251), die nur ebenso einseitig und gewaltsam mit dem Wort operierte wie jetzt manche Folkloristen (z. B. Preufs) mit dem δρώμενον. Doch ist auch er gegen die Übertreibungen des Folklorismus (S. 252) nicht blind. Kleine Bemerkungen wie (S. 197 Anm.) über ἔνθεος oder (S. 284) über die romantische Stimmung unter Augustus (dem ersten 'Romantiker auf dem Thron der Cäsaren', worauf vor Julian noch Hadrian diesen Titel beanspruchen konnte) beleben die etwas trockene Darstellung. Immerhin — ενθεος in jedem Sinne des Wortes ist die Religionsgeschichte zu lang, in zu hohem Grade gewesen; da kann das Gegenteil mit Wissowa und Wide nicht schaden.

Berlin. Richard M. Meyer.

Die niederdeutschen Rechtsquellen Ostfrieslands, hg. von **C. Borchling**. Bd. I: Die Rechte der Einzellandschaften. (Quellen zur Geschichte Ostfrieslands, Bd. I.) Aurich, A. H. F. Dunkmann, 1908. XII, CXL, 282 S., mit 5 Faksimiles. M. 8.

Friesische Rechtsquellen in niederdeutscher Sprache waren nicht unbekannt, aber Borchling hat jetzt zum erstenmal die des deutschen Ostfrieslands zwischen Ems und Weser vereinigt und mit Benutzung aller erreichbaren Handschriften in kritischen Texten herausgegeben, abgesehen vorläufig vom Landrecht des Grafen Edzard, wofür der zweite Band seiner Publikation bestimmt ist. Der vorliegende erste bringt uns die Rechte der Einzellandschaften, unter denen der Emsgau sich durch die Fülle

juristischer Aufzeichnungen hervortut, während Rüstringen zurücksteht, noch mehr Harlingen und Jeverland, ein Verhältnis, wie es ganz ähnlich schon zur altfriesischen Zeit bestand. Abgefaſst sind diese niederdeutscher Sprache sich bedienenden Rechte etwa in den Jahren von 1450—1550, und die Handschriften, die sie überliefern, reichen vom 15. bis ins 18. Jahrhundert. Zuerst stehen die Satzungen noch auf dem Boden des alten Rechtes, sind im wesentlichen Übersetzungen der friesischen Aufzeichnungen; allmählich macht sich in ihnen die politische Umgestaltung des Landes, das Eindringen des römischen Rechtes und des Protestantismus geltend, letzteres in den Wurster Handschriften der Rüstringer Priesterbuſsen und des Seendrechtes (*seend* = mh. *sent* 'synodus'). Diese Handschriften des Landes Wursten stammen aus einem Gebiete, das, wie das Land Würden, jenseit der Weser auf ursprünglich sächsischem Boden liegt. Beide Länder wurden von Butjadingen aus kolonisiert, und hier sind gegen Ende des 15. Jahrhunderts einige Satzungen von Anfang an niederdeutsch aufgezeichnet worden. In unseren Wurster Handschriften ist die Sprache stark dem Hochdeutschen angenähert. Stark sind aber auch die friesischen Reste in den jüngeren Wurster Buſstaxen, die nach Borchling auf eine private Zusammenstellung in friesischer Sprache aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts zurückgehen, während die offiziellen Wurster Willküren von 1508 bereits niederdeutsch abgefaſst sind. Der niederdeutschen Rechtssprache von ungefähr 1450 ab ging die niederdeutsche Urkundensprache um hundert Jahre voran.

Die Reste friesischer Sprache, die diesen Rechtsquellen in verschiedenem Maſse eignen, sind es gewesen, die den Herausgeber zur Beschäftigung mit ihnen veranlaſsten, doch haben seine sprachhistorischen Pläne ihn nicht abgehalten, die Geschichte der Texte und ihrer Quellen eingehend zu untersuchen; man vergleiche auch seine Abhandlung über die älteren Rechtsquellen Ostfrieslands, Aurich 1906. Allerdings breitet er diese Forschungen nur für das Rüstringer Recht vollständig vor uns aus: die Ökonomie des Bandes hat ihn genötigt, die verwickeltere Prüfung des Emsgauer Rechtes für eine andere Stelle zurückzulegen und hier nur die Ergebnisse mitzuteilen. Das ist für den Benutzer dieses ersten Bandes freilich unerwünscht, geradeso wie die Verschiebung des dafür geplanten Glossars auf den zweiten. Hat aber der Verfasser für diese einen guten Grund in den Berührungen der Texte beider Bände, so wird er auch am besten wissen, weshalb nicht eine Verteilung des *gesamten* Materials auf zwei Bände: 1) Texte und 2) Untersuchungen, oder auch auf drei: 1) Rechte der Einzellandschaften, 2) Edzards Landrecht, 3) Untersuchungen (und Glossar?), möglich war. Statt zu bemängeln, wollen wir uns lieber freuen, daſs hier in der Tat, wie Borchling hofft, eine würdige Fortsetzung und Ergänzung zu Richthofens Friesischen Rechtsquellen dargeboten wird, würdig auch durch das stattliche Äuſsere und den vorzüglichen Druck der Publikation.

Mit der konservativen Behandlung der Texte bin ich einverstanden, obgleich ein so offenbarer Fehler wie 198, 28 *sculdich, synen schaden so* (statt *tho*) *beteren* hätte beseitigt werden dürfen.[1] Mindere Sparsamkeit bei der Interpunktion würde ebenfalls das Verständnis des öfteren erleichtert haben; doch scheint mir der Herausgeber hierin zum Vorteil der Sache nicht gleichmäſsig verfahren zu sein.

Die niederdeutsche Sprache raubt kaum etwas von dem Reiz, der in den stolzen sagenhaften Überlieferungen der freien Friesen liegt, und das 'alte Lied' S. 224 (worin *tins* ursprünglicher als *tribut* sein wird) klingt auch niederdeutsch selbstbewuſst genug. Die formelhafte Sprache ist ge-

[1] Ist in demselben Stücke S. 197, 36 zu ergänzen: *when godt ehm effte ehr* < *wedder kynder gifft vnd* >?

blieben mit ihren Umschreibungen und schmückenden Beiwörtern, mit ihren alliterierenden (in den jüngeren Quellen auch reimenden) Formeln und ihren mehrgliedrigen Ausdrücken. Ich gebe Beispiele. Für Italien *det suderste konningrike* 158, 27. Die Nacht ist charakterisiert als *de duyster nacht* 26, 10; Gold als *dath schinende goldt* 182, 40; der Schild als der rote bei den sächsischen Feinden 18, 37; 182, 33; der braune bei den Verteidigern des friesischen Landes 182, 31. Statt des kahlen Ausdrucks 'Galgen und Rad' steht *dat noertolde tree ende dat neghenspakede veel, dat is dat rat* 35, 3 (weiter unten Z. 28 fehlerhaft durch Auslassung). Alliterierend *de werde werlt* 181, 11; *de sollte seefloth* 182, 16; *de solte zee* 195, 4; *den hogen helm* 18, 37; analog *jegen den stapa helme* 182, 31; *de glogende gluth* 163, 19. Zahlreich sind die zwei- und mehrgliedrigen Wendungen. Ich erwähne nur *vorrichtet vnde vordomet* 20, 8; *bynnen huse ende bynnen druppel* 26, 10; *ahm lichten dage vnd schinender sunnen* 182, 5 (vgl. unten 37, 35); *slapender tidt vnd by vnwisse wakende* 163, 18; *myth joduten, zeter vnd wapene ropende edder der geliken* 185, 6; *to der kerken vnd van* 194, 20; *yn kyue vnd yn orlighe* 195, 7; *losen vnd vrygen* 195, 10; *an beerbeenken offt an kroge* 195, 15; *ßone offt frede* 195, 17; *an vnsen depen vnd groenswarden* 195, 24; *ßo homodich vnd so dristich* 195, 41; *myt nayachten vnd klockenslage* 196, 3; *by loefften vnd by eden* 196, 8. (Die Budjadinger Küren von 1479 S. 194—196 sind besonders reich an Formeln aller Art. Nur in ihnen treffen wir endreimende.) Von alliterierenden Formeln begegnen am häufigsten *hof ende hus* und *hus ende hof*, dazu einmal die verbale Bindung *husen vnd hauen* 164, 22. Vgl. noch *to dorppe offt to felde, to huysß offt to haue* 167, 8. Dagegen findet sich das ebenfalls noch jetzt lebendige *landt vnde luede* weit seltener. Ich hebe ferner heraus *vnwilliken ende vnwetene* 23, 9; *gheen blodelse noch bloetrunne* 25, 28; *myt dome, myt drechte* 38, 15; *ein dume deer* 57, 41; *fell vnde vlkee* 158, 22; *vppe der were vnd vppe werve* 163, 21; *dath men sture vnd straffe* 163, 31; *dryuende vnd dregende* 182, 40; *auer kerk vnd karkhaue* 184, 21; *tho breue offt banne* 184, 26; *tho hale vnd tho horne* 185, 23; *vryg vnde velich* 194, 21; 195, 24; *fredesam, vrig vnd velich* 195, 1; *bynnen vnd buten karspellen* 195, 2 (dazu noch zwei Doppelglieder: *vth vnd to huß, an wegen vnd an stegen*). Vgl. *van buthen wenthe tho bynnen, vnd bauen vnd weddervmme* 182, 34; *staen stede vnd vast vnuorbroken* 195, 4; *an venne offt an velde,* verbunden mit der endreimenden Formel *an erue offt an weruen* 195, 28; *anfanck offt ynbrack* 196, 1; *blodig und blaw* im Würder Bufsbuch von 1627, S. 210, 10, 18. Weiter ausgesponnen sind folgende Stellen: *waer eyn man vp enen anderen vechtet lechtes daghes vnde by schynender sunnen* (vgl. oben 182, 5) *mit egge vnde mit oerde* (Alliteration!) *ende myt synes selves handen* 37, 34. Vgl. *ock schole wy vnse lande weren myth egge vnd ohrde vnd myth dem brunen schylde* 182, 30. Formeln mit Endreim begegneten uns schon vorhin: *an wegen vnd an stegen* 195, 3; *an erue offt an weruenn* 195, 28. Dazu tritt *touen offt rouen* 195, 26. Das ausdrückliche Hervorheben von Einzelheiten wirkt wie eine doch nicht beabsichtigte Beschreibung und läfst vor dem inneren Auge des Lesers ein anschauliches Bild entstehen, wo unsere Gesetze sich kahler Kürze befleifsigen. Das BGB. spricht z. B. § 833 ganz allgemein und abstrakt von der Beschädigung eines Menschen oder einer Sache durch ein Tier und der Ersatzpflicht des Tierhalters: unsere Rechte malen im einzelnen aus, unbekümmert darum, dafs sie alle Möglichkeiten nicht erschöpfen können. Aber lieber als jenen Paragraphen des BGB. lesen wir gewifs in den 24 Emsgauer Landrechten das elfte S. 23: *waer ene ticht wort gheworpen vp enen man van synes peerdes hoef ofte beestes hoern, hundes tant, swynes tene of van hanes sporen, so* usw. Oder ähnlich in den Emsgauer Bufstaxen S. 57, 39: *peerdes hoef, swynes tant, hundes bete, ossen hoern vnde hanen voet, al dat eyn dume deer den luden doet,* schon mit einem verallgemeinernden Zusatz, durch den sich der Gesetz-

geber gegen Lücken zu decken sucht, der aber der Anschaulichkeit ermangelt. Bis zu förmlichen Erzählungen gelangen diese Rechte in den Fällen, die sie setzen. Da verrät einer Land und Leute, zieht ins Sachsenland und holt daraus den hohen Helm und den roten Schild und den gewaffneten Ritter, erschlägt dann in Friesland Leute und verbrennt Häuser. Wird er gefangen, so soll man ihn sacken und nordwärts ins Meer werfen und da ertränken (18, 35 ff.; 35, 15 ff.). An zwei anderen Stellen (24, 36 ff. und 162, 12 ff.) die vollständige Geschichte eines Friesen, den die Nordmannen gefangengenommen und gezwungen haben, sein Vaterland zu schädigen; der dann in die Heimat entflieht, angeklagt, aber freigesprochen wird, weil er schwört, alles nur auf Geheifs seines Herren getan zu haben und um sein Leben zu retten. Eine nächtliche Brandlegung und ihre Sühne wird uns S. 25 f. und 163, die gewaltsame Zerstörung eines Hauses — 'so dafs der eine Wind dem anderen begegnet in dem Hause' — S. 58, die Vorgänge bei einer Hochzeit S. 139 (vgl. 38, 14 ff.), das wichtige Eindeichen des Landes — *dath wy Fresen scholen eyne seebordt maken vnd einen gulden wall vnd bandt, de vmme alle Freßlande lycht, dath is de dyck* — S. 182 vorgeführt. Aber selbstverständlich gewinnen wir, auch ohne dafs so breit ausgemalt wird, aus der Festsetzung der Pflichten und Rechte, der Vergehen und ihrer Strafen einen vielseitigen Einblick in Leben und Fühlen der Friesen, die selbst einen scharfen Unterschied zwischen sich und den Deutschen machen (125, 31 ff.; 130, 31; 155, 18), deren alte Feinde die Sachsen *suder ouer berch* und die *Noermans*, 'die nordischen Wigande' *norden ouer haff* sind (vgl. 18, 36; 24, 36; 38, 9; 157, 18 u. ö.). Zu sprachlichen, stilistischen, rechts- und volkskundlichen Forschungen reizt diese dankenswerte Arbeit Borchlings an, die natürlich immer unter Vergleichung der altfriesischen Texte ausgeführt werden müssen. Meine abgerissenen Bemerkungen sollten nur einigermafsen beweisen, dafs diese Rechtsquellen für den Philologen durchaus keine langweilige und unergiebige Lektüre bilden.

Berlin. Max Roediger.

Siebs, Theodor, Helgoland und seine Sprache. (Beiträge zur Volks- und Sprachkunde.) Mit einer Karte von Helgoland. Kuxhaven, Rauschenplat, 1909. 319 S. M. 3.

Das Friesische war lange Zeit das Stiefkind der germanistischen Wissenschaft. Seit aber in den neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts vor allem deutsche Gelehrte die lebende friesische Volkssprache in ihren mannigfaltigen Dialekten im Lande selbst aufzuzeichnen begannen, hat erfreulicherweise das Interesse an friesischer Sitte und Art zugenommen. Die Schwierigkeit der Fixierung friesischer Mundarten ist von allen anerkannt, die das friesische Idiom nach dem Volksmunde aufzuzeichnen versuchten. Es gehört ein geübtes Ohr und eine sichere phonetische Vorbildung dazu, einen friesischen Dialekt für die Wissenschaft nutzbar zu machen. Prof. Siebs, dessen neueste Veröffentlichung die Sprache Helgolands betrifft, hat seit zwei Jahrzehnten seine Arbeit in den Dienst des Friesischen gestellt. Die Vorarbeiten auf dem Gebiete des helgoländischen Dialektstudiums waren nicht allzu zahlreich. Oelrichs 'Snake jim Hollunder?' (1882) kam für den Forscher kaum in Betracht. Wertvoller waren die Sammlungen von Hoffmann von Fallersleben (Frommanns 'Die deutschen Mundarten' III, 25) und Joh. Minfsen (zum Teil von diesem selbst veröffentlicht in Ehrentrauts Friesischem Archiv I [1849], S. 165—261). Prof. Siebs hatte bereits früher in seiner Geschichte der friesischen Sprache (Pauls Grundrifs der germ. Philologie I² [1901], S. 1152 ff.) mancherlei helgoländische Wortformen besprochen, aber eine systematische Lautlehre fehlt auch hier. Der Wunsch nach einer eingehenderen Darstellung des

helgoländischen Friesisch wurde um so reger, je mehr die friesischen Dialekte auf den Nachbarinseln (Sylt, Föhr, Amrum) in fachwissenschaftlichen Untersuchungen zu ihrem Rechte kamen. Zudem sind, wie Prof. Siebs schreibt, die Geschicke der Insel jetzt gröfseren Veränderungen ausgesetzt, die sich auch auf die Sprache erstrecken. In einem ersten Teil gibt der Verfasser eine Geschichte der Insel von den ältesten Zeiten an und orientiert im allgemeinen über Land und Leute. Gespräche, Erzählungen und Gedichte in helgoländischer Mundart mit deutscher Übersetzung eröffnen den zweiten Teil. In Verbindung mit dem ausführlichen Wörterverzeichnis (S. 192—315) bietet dieser Abschnitt eine lebendige Einführung in das helgoländische Idiom. Den zusammenhängenden Texten folgt ein Kapitel über die helgoländischen Vornamen, Familiennamen und Ortsnamen sowie über die Namen der auf der Insel heimischen Vögel, Seetiere und Pflanzen. Die systematische Laut- und Formenlehre des dritten Teils ist geschickt mit Beziehung auf die deutschen Laute angeordnet, so dafs nicht nur der Fachgelehrte daraus Belehrung schöpfen kann. Das ist aber gerade ein Vorzug des Siebsschen Buches, dafs es auch weiteren Kreisen dienen will. Tausende besuchen jeden Sommer die Insel. Auch diesen sei also das Buch empfohlen.

Breslau. E. König.

Lauterbach, Martin, Das Verhältnis der zweiten zur ersten Ausgabe von 'Werthers Leiden'. (Quellen und Forschungen 110.) Strafsburg, Trübner, 1910. X, 128 S. M. 3,50.

Es ist merkwürdig, dafs trotz der ungeheuren Fülle und Menge der Goetheliteratur Lauterbachs Thema nicht schon früher in einer Monographie bearbeitet worden ist, und es beweist dieser Umstand wieder, was mit Stolz jeder Deutsche wie jeder Germanist versichert, dafs Goethe auf unabsehbare Zeit hin noch unerschöpflich ist. Hier liegt eine Arbeit vor, die seit zehn Jahren, seit Erscheinen des Wertherbandes der Weimarer Ausgabe, gleichsam dringend ihrer Erledigung geharrt hat. Ganz geleistet ist die Arbeit auch durch Lauterbachs Buch noch nicht. L. hat, um es kurz zu sagen, nur die Bausteine zusammengetragen und geordnet. Den Bau ausführen kann nur ein Belesenerer, ein Goethe-'Philologe' strengster Observanz, wie sie spärlich, sehr spärlich gesät sind. Der erst würde das reichlich vorhandene Material ganz ausnutzen und vervollständigen können, um an der Hand des Werther ein Bild der Wandlungen in Goethes Kunst und Sprache zu bieten. Man braucht nur wenig weiter zu greifen als Lauterbach, um anregenden Vergleichungsstoff in Hülle und Fülle zu finden. Indes, Lauterbach hat sein Thema so eng wie möglich gefafst. Ihn interessieren nur die Veränderungen, die der Werther bei seiner Umarbeitung in den achtziger Jahren erfahren hat.

Lauterbachs Arbeit zerlegt sich in zwei grofse Abschnitte. Der erste, umfangreichere befafst sich mit den Wandlungen der Sprache, der zweite mit denen des Inhalts.

Die Arbeit fufst ganz und gar auf Seufferts kritischer Leistung in der Weimarer Ausgabe. Jeder Angriff gegen diese mufs auch Lauterbach treffen. Man könnte dies Verfahren um seines Vertrauens zu Seufferts Arbeit willen unwissenschaftlich nennen, wäre nicht gerade Seufferts Ausgabe ein anerkanntes Meisterstück philologischer Akribie. Denn dafs Seuffert A 1 nicht benutzt, ist ohne gröfsere Bedeutung, zumal für die Unterschiede der Bearbeitung von 1786 von der Fassung von 1774. Und Lauterbach tut recht, A 1 gar nicht zu berücksichtigen, wenn er das auch noch ausdrücklich hätte erwähnen können.

Der erste Teil des Lauterbachschen Buches ist sehr interessant durch seine Einzelheiten, wenn auch das Resultat, dafs Goethes Sprache in der zweiten Fassung ein festeres Gefüge im Sinne bewufster Annäherung an

ein einheitliches Schriftdeutsch gewinnt, nicht gerade überrascht. (Siehe 'Rousseau, Richardson, Goethe' von Erich Schmidt, 1875, S. 260.) Riemanns Bemerkung ('Goethes Romantechnik', 1902, S. 208), dafs die zweite Fassung nicht dämpfe, sondern ihr gerade einige der leidenschaftlichsten Stellen entstammen, steht damit nicht im Widerspruch, denn diese von Riemann gemeinten Stellen sind nur dem Inhalt nach leidenschaftlich, die Sprachform jedoch ist die der achtziger Jahre. Gerade für diesen ersten Teil möchte man wünschen, dafs Lauterbach bald einen Nachfolger findet, der Goethes Sprache und ihre Wandlungen im weiteren Rahmen untersucht. Es wären hierzu noch andere Prosadichtungen, z. B. die 'Stella', heranzuziehen, eventuell auch auf andere Prosaiker der Zeit übergreifen. Vorbild und auch Material liegen in Minors und Sauers trefflichen sprachlichen Forschungen vor. (Minor und Sauer, 'Studien zur Goethephilologie', 1880, S. 42 ff., bes. z. B. zu 'Wanderer' W. A. 112, 15, M. S. 83, 125, 143, 186 ff., 284.)

L.s Einteilung des rein sprachlichen Abschnittes nach: 1. Wortformen, 2. Wortbestand und Wortgebrauch, 3. Syntax, erscheint geeignet, das Material zu erschöpfen. Seine Tabellen überzeugen, obgleich mir Stichproben zu ergeben scheinen, dafs auf absolute Vollständigkeit — mit Recht — kein Wert gelegt ist.

Der Abschnitt über das unflektierte 'all' (Lauterbach, S. 48 ff.) hätte in Verbindung gesetzt werden können mit dem Abschnitt 'Das nicht flektierte attributive Adjektiv' (S. 8—9). Eine grofse Zahl der Beispiele dieses Abschnittes sind wie 'all' unbestimmte Zahlwörter: 'viel, wenig, einzig'.

Der zweite Abschnitt Lauterbachs behandelt die inhaltlichen Änderungen. Lauterbach erzählt ausführlich die Entstehungsgeschichte des Werther. Dafs Lotte im Roman eine sentimentale Beimischung erhalten habe gegenüber Lotte Buff, trifft übrigens meiner Ansicht nach höchstens für den zweiten Teil des Werther zu. Das Resultat der Lauterbachschen Darstellung ist der Satz, dafs Goethe den Kästners versprochen habe, binnen einem Jahre die handgreiflichen Ähnlichkeiten zu mildern und zu verwischen. Wie weit indes spielten künstlerische, wie weit persönliche Gründe für die Umarbeitung mit? Diese Frage schneidet Lauterbach gar nicht an, und doch ist sie ungemein wichtig. Genügte der Werther von 1774 noch dem Goethe vom Anfang der achtziger Jahre? Mir will das nach den Zeugnissen nicht ohne Einschränkung so scheinen. An den engst beteiligten Kästner schreibt Goethe zunächst von einer künstlerischen Hebung des Romans. Er denkt ihn, ohne die Hand an das zu legen, was so viel Sensation gemacht hat, noch einige Stufen höher zu schrauben. Dann fügt er hinzu: 'Dabei war unter andern meine Intention, Alberten so zu stellen, dafs ihn wohl der leidenschaftliche Jüngling, aber doch der Leser nicht verkennt.' 'Also nur 'unter andern'. 'Dies wird den gewünschten (auf die Kästners bezüglich) und besten (im künstlerischen Sinne) Effekt thun. Ich hoffe, Ihr werdet zufrieden sein.' (Graef, 'Goethe über seine Dichtungen' 1, 2. 1902, S. 545.) Es greifen also künstlerische und persönliche Rücksichten ineinander, doch überwiegen meines Erachtens die des Künstlers. Wie sollte es schliefslich auch anders sein? Will man etwa glauben, ein Künstler wie Goethe würde einem als reif und gut erkannten Werke eine dauernde Gestalt geben wollen, bei der er Gelungenes weniger glücklich ersetzen müfste? Es handelt sich hier doch nicht um ein gelegentliches Arrangement wie bei den Bearbeitungen, die Goethe an Voltaires 'Mahomet', an 'Romeo und Julia' und an seinem eigenen 'Götz' vornahm.

Ich erkläre mir den Hergang etwa folgendermafsen: Goethe gab — aus vollem Herzen übrigens — den Kästners das Versprechen, den Werther zu ändern. Jahrelang blieb es uneingelöst. Weshalb, weifs man nicht. Die Weimarer Ereignisse mögen Schuld tragen. Aber ist es nicht fast wahrscheinlich, dafs Goethe den Werther zunächst absichtlich zurück-

schob, weil er sich ihm zu nahe fühlte? Erst 1777 liest er in seinem Werk, und alles ist ihm neu und fremd daran. 1780 liest er das ganze Werk, und wieder vergehen zwei Jahre, bis er an die Umarbeitung geht. Das Versprechen band ihn, aber es hätte vielleicht nicht allein genügt. Dafür zeugt die umfängliche sprachliche Bearbeitung, mehr aber noch die veränderte Komposition. Lauterbach hat sie leider nicht genügend berücksichtigt (S. 105). Er beschränkt sich darauf, eine erhebliche Abschwächung des Motivs der gekränkten Ehre festzustellen. Die Ziele der Umarbeitung sind nach Lauterbach (S. 106): 1. in Werther wird das Bewufstsein seiner unhaltbaren Lage deutlicher dargestellt; 2. seine gröfsere Selbsterkenntnis wälzt von Lotte den Verdacht der Mitschuld ab; es wird ihr Gelegenheit gegeben, der mafslosen Überschwenglichkeit des Freundes entgegenzutreten; 3. die Person Alberts wird gehoben.

Unverkennbar überwiegen in diesen drei Punkten die persönlichen Motive. Und Lauterbach führt die drei Linien überzeugend vor. Indes, er schaltete dabei die künstlerisch bedeutsame Episode vom Bauernburschen aus, um sie später gesondert zu behandeln. Ob das berechtigt ist? Wozu dient und welches ist die Wirkung dieser Episode? Meiner Ansicht nach liegt hier der Kernpunkt der Umarbeitung. Es kann sich nicht darum handeln, lediglich noch eine Episode oder noch eine Parallelgeschichte einzufügen. Die Bauernburschenepisode nimmt vielmehr eine Sonderstellung ein. Lauterbach führt vier Episoden an (S. 121). Ich möchte in dieser Aufzählung die Zurückweisung im Hause des Grafen missen. Ich halte sie nicht so sehr für eine Episode als für ein untrennbar zur Handlung gehöriges Element. Oder vielmehr: erst in II nähert sich dieses Geschehnis dem Episodischen dadurch, dafs Werthers Verdrufs und Zerfallenheit mit der Gesellschaft und seinem Amte überhaupt mehr zurückgedrängt wird. Zwei andere Episoden dienen lediglich der Illustrierung von Werthers allgemeiner Stimmung. Sie zeigen die Vernichtung idyllischer Elemente, gleichwie für Werther die Idylle von Wahlheim zur Tragödie wird. Aber inhaltlich haben sie nichts mit Werthers Liebesgeschichte zu tun. Die dritte freilich, die von dem geisteskranken ehemaligen Schreiber des Amtmanns, zeigt nur tragische Elemente und kommt Werthers eigener Geschichte schon näher. Sie ist charakteristischerweise einteilig, während die anderen beiden Episoden in je zwei Abschnitten an geschickt gewählten Stellen eingefügt sind. Die Bauernburschenepisode dagegen ist eine Werther weit näher berührende Parallelgeschichte. Zunächst ist sie wie Werthers eigene Geschichte lediglich Liebesgeschichte. Dadurch wird die Alleinherrschaft des erotischen Elements des Romans entschieden. Werthers Mifsstimmung über die ihn umgebende Gesellschaft wird durch sie noch mehr in den Hintergrund gedrängt, so dafs selbst die Affäre in der gräflichen Gesellschaft episodischen Charakter annimmt. Dann aber ist die Bauernburschenepisode in drei Abschnitten mitgeteilt. Dadurch erhält sie ein starkes formales Übergewicht über die anderen Episoden. Zugleich aber ändert sie die Einteilung des Romans und greift damit entscheidend in die Komposition ein. Von den zweiteiligen Episoden fällt auf jedes Buch jedesmal ein Teil. Der dritte Teil der Bauernburschenepisode wird jedoch im Herausgeberbericht erzählt und hilft diesem ein verändertes Aussehen verleihen.

Das, was Lauterbach über die beiden Fassungen des Herausgeberberichts gesagt hat, trifft zu. Es genügt indes der Frage nach der veränderten Komposition nicht. In II hat der Herausgeberbericht eine gröfsere Selbständigkeit als in I. Das liegt vor allem daran, dafs in II der Herausgeber mehr und zusammenhängender zu Worte kommt. Das Ende des Bauernburschen erfahren wir nicht aus Werthers Briefen, sondern durch den Autor, der naturgemäfs dadurch weit mehr in den Vordergrund tritt. In II ist der Herausgeberbericht nur eine Schilderung von Werthers Liebestod; in I gehört er dadurch, dafs auch der in II ausgeschaltete

gesellschaftliche Verdrufs Werthers noch nachklingt, enger zum zweiten Buche. In II ergreift Goethe das Wort, um Werthers Ende ausführlich zu erzählen, und die Briefe und Tagebuchstellen sind nur eingeschaltet. In I verbindet Goethe die im Herausgeberbericht mitgeteilten Briefe Werthers durch erklärende Zwischensätze (s. W. A., Bd. 19, S. 141, 15 ff. und 410, 1 ff.). Und zu dieser veränderten Stellung des Schlusses zum Ganzen trägt die Dreiteilung der Bauernburschenepisode bei.

Fassen wir zusammen, so ergibt sich: Goethe spürte, wie bekanntlich auch Napoleon, die Naht in dem Roman. Er erkannte, dafs der Werther von 1774 zwei verschieden starke Motive zu vereinigen suchte, nämlich die tragische Liebe Werthers und seine soziale Mifsstimmung. Diese Zwiespältigkeit strebte er zu vereinfachen, indem er das erste Element auf Kosten des zweiten wesentlich verstärkte. Dazu dient einmal die Zurückdrängung des gesellschaftlichen Verdrusses, dann aber vor allem die starke Hervorhebung und Beleuchtung von Werthers Liebe durch die Episode des Bauernburschen. Und insofern ist diese Episode das wichtigste Stück der ganzen Umarbeitung.

Königsberg i. Pr. C. A. v. Bloedau.

Wilhelm Heinrich Wackenroders Werke und Briefe. [Hg. von Friedrich von der Leyen.] 2 Bände. Jena, Eugen Diederichs. 334 u. 257 S.

Diese Ausgabe der Werke und Briefe von Wackenroder, von dem Verlag in der würdigsten Weise ausgestattet, wird vielen willkommen sein, auch wenn die Arbeit des Herausgebers nicht allen Anforderungen entspricht, die man an ihn zu stellen berechtigt war, und die wirklich nicht schwer zu erfüllen waren. Zunächst ist es schon recht anfechtbar, wenn er die Beiträge Tiecks zu den 'Herzensergiefsungen' und den 'Phantasien' in den Anhang verweist. Viel konsequenter wäre es gewesen, wenn er sie gar nicht mitgeteilt hätte, wie ja Tieck selber in der Ausgabe von 1814 eine solche Ausscheidung vorgenommen hatte. Wird aber ein Neudruck der beiden Schriften des 'kunstliebenden Klosterbruders' angekündigt, dann darf man diese Schriften nicht in zwei Hälften zerreifsen, auch wenn die Autorschaft eines jeden der beiden Freunde in allen Fällen mit unbedingter Sicherheit festzustellen wäre. Und wenn die Vorreden von Tieck, die über Wackenroders und seinen eigenen Anteil berichten, mitgeteilt wurden, dann durfte doch auch die Nachschrift zum ersten Teil des 'Sternbald' nicht fehlen, in der Tieck seinen Anteil an den 'Herzensergiefsungen' genau angibt. Der Aufsatz über Hans Sachs stammt aus dem Nachlafs von der Hagens, der die Wackenroderschen Kollektaneen von Erdwin Julius Koch erhielt und daraus erst altdeutsche Werke kennen lernte (vgl. Dziatzko, Briefe von der Hagens an Heyne, 1893, S. 16); Jacob Grimm berichtigt gelegentlich einen Irrtum, der sich aus Wackenroders Sammlungen in den Grundrifs von Koch eingeschlichen hatte (an Meusebach 34). Mehr Verdienst hat der Herausgeber um die Briefe Wackenroders. Er stellt zunächst den Briefwechsel mit Tieck bequem zusammen, so dafs man nun die Briefe der beiden Freunde sich nicht mehr aus den beiden Holteischen Briefsammlungen zusammensuchen mufs, sondern bequem fortlesen kann. Er hat auch einige zerstreut gedruckte Briefe hinzugefügt und zwei Briefe in der Handschrift ausfindig gemacht.[1] Aber auch hier hat er sich nicht

[1] Band II, S. 252 f. fragt der Herausgeber, wohin die von Köpke benutzten Briefe von und an Tieck geraten seien? Er hätte sich über ihr Schicksal und zugleich über die Holteischen Briefpublikationen aus den Briefen Holteis an Köpke (Briefe an Rudolf Köpke, für die Literaturarchiv-Gesellschaft in Berlin herausgegeben [von Heinrich Meisner und Erich Schmidt], Berlin 1909, S. 25 ff.) genauer unterrichten können.

besonders weit umgetan und nicht tief eingelassen: es hätte ihm sonst nicht entgehen können, dafs der Brief an Tieck vom 1. September 1792 schon in der Beilage zur 'Vossischen Zeitung' von 1903 Nr. 19 gedruckt und auch in den Jahresberichten verzeichnet ist. Zu dem Bericht vom 2. Juni 1793 über die fränkische Reise bemerke ich, dafs auch noch zwei spätere erhalten sind: der erste vom August 1793 im Besitz von Professor R. Wolkan in Wien und der zweite vom 4. Oktober 1793, der sich in A. Meyer-Cohns Autographensammlung (S. 60) befand. Die Augustreise hat Wackenroder mit Prorektor Weisser (Köpke I 105) gemacht. Er schwärmt zwar hier schon für die drei Ruinen von Berneck, aber von der Gastfreundschaft der fränkischen Klöster ist er keineswegs entzückt, denn sie mufsten unter den Dienern und Lakaien schlafen, und ein enthaupteter heiliger Dionysius mit dem Kopf in der Hand ist ihm eine so abscheuliche Vorstellung, dafs er darüber klagt, dafs die katholische Religion und Mythologie ebensoviel geschmackwidrige als schöne Kunstideen an die Hand gebe. Er beschreibt die Galerie in Pomersfelden (von der Leyen I 200) und gibt ein Verzeichnis der Italiener darin, in denen er immer nur 'Rafael' finden will. Er ist auch schon auf altdeutsche Bücher und Handschriften aus. — Auch für die Biographie ergibt sich daraus manches Wichtige, z. B. dafs Wackenroder wiederholt in Nürnberg gewesen ist, im Juni und im Oktober 1793 (Meyer-Cohn). Leider aber hat es der Herausgeber überhaupt nicht für der Mühe wert gefunden, die spärlichen Daten über Wackenroders Leben zusammenzustellen. Wir wissen jetzt ja etwas genauer, dafs er am 13. Juli 1773 geboren ist ('Vossische Zeitung' 1904, Beilage Nr. 14), und dafs er nach der Erlangener Studienzeit von Michaelis 1793 bis Michaelis 1794 in Göttingen immatrikuliert war (Dziatzko a. a. O. 16). Auch die neuen Nachrichten über Wackenroders Ende in Friedrich Schlegels Briefen an seinen Bruder ('er hatte ein Faulfieber, ist dann mehrere Monate melancholisch gewesen oder wie andere sagen rasend') und in den Briefen an Burgsdorff (hg. von Cohn, S. 9, 137, 176, 209: 'er hat den Verstand verloren') hätten dem Herausgeber nicht blofs als biographisches, sondern auch als psychologisches Material wertvoll sein können. Da auf dem Gegensatz zu dem Vater die Tragik seines Lebens beruht, sollte man sich doch auch diesen einmal näher anschauen; vielleicht können dazu die 'Erinnerungen an Chr. B. Wackenroder' dienen, die Berlin 1809 erschienen sind. Schade auch, dafs das Relief von Friedrich Tieck (Hildebrandt S. 12), das einzige Bild von Wackenroder, von dem wir wissen, dem Herausgeber nicht erreichbar war.

Und so haben wir eigentlich am meisten dem Verleger zu danken, dafs er Wackenroders Persönlichkeit und sein Werk einem weiteren Leserkreise durch die schön ausgestattete und handliche Ausgabe nähergebracht hat. Hoffentlich erlebt sie bald eine neue Auflage, in der die Fehler der ersten vermieden sind.[1]

Wien. J. Minor.

[1] Auch der Abdruck von 'Dürers Ehrengedächtnis' in Reichardts nur in München bequem zugänglichem 'Deutschland' (1796, III. Band, 7. Stück, S. 59—73) hätte nicht blofs einige Druckfehler in den 'Herzensergiefsungen' berichtigen, sondern auch über die Art, wie Tieck das Eigentum seines Freundes behandelte, Licht verbreiten können. Ich notiere zu von der Leyen: I 52, Z. 6 v. u. hochbelobte; 53, Z. 2 v. o. wurmzerfressenen; 54, Z. 12 v. u. begriffen; 55, Z. 3 v. o. ehrwürdiger; 57, Z. 10 v. u. angereizt] geneigt; 59, Z. 6 v. o. deutlich] redlich; Z. 10 v. u. und durch das; Z. 9 v. u. mannichfaltigen; Z. 5 v. u. versagte; Z. 2 v. u. häuslich] fehlt; 60, Z. 7 v. o. Und eben] fehlt; Z. 2 v. u. hatten; 61, Z. 6 v. o. steht 1797 mehresten, in Deutschland meisten; Z. 5 v. u. bei nächtlicher; Z. 3 v. u. erkannte; Z. 2 v. u. sah ich sehr] nur; 62, Z. 13 v. u. von; Z. 12 v. u. wären] worden; Z. 5 v. u. wagte] fehlt; 63, Z. 4 v. o. an] über; Z. 4 v. u. ziehen.

F. Panzer, Beowulf. (Studien zur germ. Sagengeschichte I.) München, Beck. X, 409 S.

Mit ausgedehnter Kenntnis der germanischen Heldensagen, der altnordischen Sagas und der Märchendichtung bei den verschiedensten Völkern, mit Scharfsinn und auch mit Wagemut sucht Panzer die Quellenfrage des Beowulf gründlicher als bisher zu lösen. In jüngster Zeit hatte sich bereits herausgestellt, dafs dem Abenteuer Beowulfs mit Grendel und Grendels Mutter ein Märchen unterliegt, für das sich deutliche Spuren in alt- und spätskandinavischen Trollgeschichten beibringen lassen. Auf diesem Wege schritt Panzer weiter: er verfolgte das Märchen weithin, auch bei Romanen, Kelten und Slawen, bei Zigeunern und Asiaten, selbst in Afrika und Amerika, um aus diesem Material — über zweihundert Nummern — den ursprünglichen Kern zu erschliefsen. Besonderes Gewicht legte er dabei auf jene Fassungen, in denen der Held seine übermenschliche Kraft durch die Abstammung von einem Tiere besitzt; das Bärensohn-Märchen ist ihm die eigentliche Grundlage für die Eposteile von Beowulf und Grendel; selbst den Namen Beowulf = Bienenwolf bringt er mit dem Bären in Zusammenhang. Dies Märchen sei dann gewachsen, bis es in vielen Einzelheiten — diese werden freilich bald in dieser, bald in jener Fassung gefunden — die Züge des vorhandenen Epos antizipierte. Es sei bei den Dänen kurz nach der Zeit des Hygelac und Hrothgar mit der historisch-geographischen Umgebung dieser Könige verknüpft und zu einem Epos ausgedichtet worden, von dem der ags. Beowulftext lediglich eine 'freie Bearbeitung' sei (S. 394), etwas freier als eine Übersetzung.

Der Kern des Märchens, wie ihn Panzer aus seinen sehr bunten Geschichten herausschälte, soll folgenden Inhalt gehabt haben: 'Der Held steigt in eine unter- oder überirdische Welt und besteht dort einen gefährlichen Kampf gegen ein oder mehrere dämonische Wesen. Er erlöst durch diese Tat mehrere von jenen Ungeheuern gehütete Jungfrauen und befördert sie auf die Oberwelt; er selbst mufs, von treulosen Gefährten verraten, im Dämonenreich zurückbleiben. Schliefslich findet doch auch er Mittel zu glücklicher Rückkehr, naht sich verkleidet den Erlösten, überführt und bestraft die Verräter und bringt durch Verheiratung mit der Schönsten das Märchen zum glücklichen Ausgang' (S. 14). — Nehmen wir zur Kontrolle der Methode, durch die Panzer auf obige Urform gelangte, die Entwicklung eines Novellenstoffs aus historisch lichter Zeit, etwa die Geschichte von Romeo und Julia, bei der, weil sie durch feste literarische Fassungen lief, die Aussichten auf Herausschälung des Ursprungs günstiger sind. Wie einfach ist da der internationale Kern! Er besteht in dem scheintot machenden Gift. Das Material Panzers ist zerstreuter, bunter und, weil mündlich überliefert, durch Gott weifs wie viele verlorene Zwischenstufen unterbrochen. Um so kühner berührt es, eine schon ziemlich motivreiche Urform herausdestilliert zu finden. Panzer räumt selbst ein, dafs 'auch in diesem Teile der Erzählung die einzelnen Motive nach Märchenart von Fassung zu Fassung variieren'. Dennoch will er zugleich dies Urmärchen bis in die 'Zeiten indo-iranischen Gemeinschaftslebens' zurückversetzen (S. 245). Sind Märchentypen mit so vielen Motiven wirklich derart beständig? Was an Märchen zu dauern pflegt, ist eine aus Dämonenlehre, Natursymbolik, Zauberei oder ähnlichem Wunderglauben geschöpfte Phantasiegestalt, oder ein Stück Weisheit, eine seltsame Begebenheit, eine Rechtsfrage; die Einkleidung aber wechselt ungemein — viel mehr als bei Novellengestaltungen mit literarischer Filiation —, je nachdem es zu Leuten mit anderer Sitte, Landschaft, Rechtsanschauung, Literaturtradition und Gesamtkultur gelangt. Das sind zunächst nur apriorische Zweifel. Die summarische Art, mit der Panzer der einen Fassung mehr, der anderen weniger Gewicht beilegt, dies Motiv für wichtig

und jene Lücke oder Variante für unbedeutend erklärt, hat etwas Freies und Groſszügiges, doch auch viel Subjektives und Gefährliches.

Bei der Volksballadenforschung hat sich herausgestellt, daſs wir oft Neuschöpfung eines Stoffes annehmen müssen, daſs z. B. das Hero-Leander-Motiv an den verschiedensten Orten unabhängig auftaucht, wo ein Wasser zwei Ufer trennt, selbst bei den Maoris in Neuseeland, wie Froude vor zwanzig Jahren in '*Oceana*' bezeugte. Sollte in unserem Falle nicht auch Neuschöpfung möglich und diskutierbar sein? Ich kann mir ganz gut vorstellen, wie ohne indisch-iranische Bärensohnquelle ein Erzähler oder eine Erzählerreihe an einem nordgermanischen Fürsten- oder Adelshof, von der dort heimischen Trollgestalt ausgehend, zu einem Märchen gelangte, das dem Beowulf-Grendel-Abenteuer mindestens ebenso verwandt war. An einem solchen Hofe lag es nahe, den Troll über bierschwere Mannen in der Halle herfallen zu lassen; natürlich nicht am hellen Tage, sondern zur Gespensterstunde, mit entsprechend grauenhaftem Zubehör. Wo immer die Blutrache galt, war bei der Austilgung eines Unholdes darauf zu achten, daſs man sich auch seiner Sippe entledige; der Troll, als Einsamer, besitzt nur seine Mutter — also hat der Held ihr nachzugehen und den Garaus zu machen. Gewöhnlichem Zauberglauben entspricht es, daſs gegen solche Unholde das einfache Schwert versagt; eine besondere Waffe muſs aushelfen, oder wohl gar krasses Gliedausreiſsen. Von Kompositionsgesetzen des Märchens zu reden, ist durchaus nicht übergescheit; war der Held in der Jugend träge und hat er vor dem Hauptkampf eine Probe zu bestehen, so gibt es eine wirksame Steigerung. Überdies war solche Probe durch den Rechtsgrundsatz nahegelegt, daſs, wenn der Held fiel, der Auftraggeber für den Leichnam und wohl gar für Buſse aufzukommen hatte, wie dies im Beowulf V. 445 ff., 1054 f. deutlich vorgesehen ist. In einer Zeit, wo noch jedermann das Recht kennt und die Völker sogar zäher an ihrem Recht hängen als an ihrer Sprache, kann überhaupt der Einfluſs des Rechts auf die Märchen- und Sagenbildung nicht zu stark berücksichtigt werden. Wenn ich heutzutage die Leute in den Tiroler Bergen dazu bringe, mir von Almengeistern, Buttermandln und Putzenweibln zu erzählen, handelt es sich im Grunde regelmäſsig um Fragen, die den Leuten in der Wirklichkeit auf die Finger brennen, wie die Aufnahme von Fremden, das Almosen von verwaltetem Gut, die Schonung von Nachbarsbesitz u. dgl. Auch das Märchen wächst und wechselt nicht willkürlich, und das Studium der Realien, in erster Linie der Rechtsdinge, dürfte oft Herkunftstheorien entbehrlich machen, die im Grunde die Ursprungsfrage nur weiter nach rückwärts schieben, statt sie zu lösen.

Das Wertvollste an Panzers Forschungen scheinen mir die zahlreichen, zum Teil verblüffenden Ähnlichkeiten in konkreten Zügen zu sein, die er zwischen einzelnen Fassungen seines Märchenkomplexes und unserem Beowulfepos erweist. Sie wirken oft wie ein Kommentar. Man kann an ihnen Altertümer studieren. Die Frage ist nur, ob diese Parallelen auf Filiation beruhen müssen oder ob sie auch aus Anregung von gemeinsamen Sitten und Dichtweisen, Geräten und Waffen, Aberglaubens- und Kulturdingen entstanden sein mögen. Vielleicht tut man hierbei gut, zu sondern. In Fremdfassungen fand Panzer die Übereinstimmungen mit dem Beowulf in der Regel vereinzelt, in den altskandinavischen Fassungen dagegen, besonders in der Grettirsaga und in Ormr Storolfsson, erscheinen sie reihenweise. Nur bei letzteren ist mir Abhängigkeit vom Quellenmärchen zu Beowulf-Grendel ohne weiteres einleuchtend. Wenn aber das eine Motiv der von Panzer konstruierten Beowulfquelle seine nächste Parallele im Serbischen findet (Grendels Halle erleuchtet durch ein Feuer, S. 286), das zweite im Portugiesischen (Dämonentötung durch ein eigenartiges Schwert, S. 288), das dritte im Italienischen (Springen von Grendels Leiche beim Kopfabhacken, S. 289), das vierte im Zigeunerischen (Unruhe der wartenden Kameraden, S. 290), so denkt man wohl eher an zufällige Übereinstim-

mung, wie sie bei der Begrenztheit der menschlichen Phantasie unvermeidlich ist, wenn Dutzende von Erzählern einen erleuchteten Raum, einen Kampf mit einem Dämon, Mitnahme von Siegestrophäen oder Gefühle von Kameraden zu beschreiben haben. Panzer hat insofern manchen Beitrag zur Psychologie des Märchens überhaupt statt zur Spezialgeschichte der Beowulfquelle geliefert.

Ähnliche Zweifel wandeln mich an gegenüber Panzers Ansicht, das Drachenabenteuer Beowulfs sei 'zusammengeschweifst aus dem Thor- und dem Fafnirtypus' (S. 309), d. h. aus der glücklich und aus der tragisch endenden Klasse germanischer Drachenkämpfe. Denn alle Züge, die dieser Teil des Beowulfepos mit anderen Drachenkämpfen gemein hat, können sich auch aus der damaligen Gemeinvorstellung von einem Drachen und einem Recken erklären: das Untier haust natürlich in der Wildnis, womöglich an einem Wasser; es hütet einen Schatz, der natürlich eine höfische Vorgeschichte hat; es schnaubt Feuer, wogegen ein eigener Schild angefertigt werden mufs; es trägt oben Horn, woran eine gewöhnliche Waffe versagt; unten nur ist es verwundbar, wird daher am besten von unten erlegt. Der Held endlich wird am ehesten da verletzt, wo ihn kein damaliger Panzer schützte. Die darüber hinausgehenden Züge von Beowulfs Drachenkampf jedoch entbehren der gruppenweisen Parallele, und für den Hauptzug — den unerschrockenen Helfer Wiglaf, der eigentlich den Drachen tötet und dann den sterbenden Helden betreut — fehlt überhaupt jegliche nennenswerte Parallele. Bei aller Hochachtung vor Panzers Wissen und Denken finde ich also eine 'Quelle' für dies Abenteuer Beowulfs zurzeit noch nicht erwiesen. Wenn dem ags. Epiker irgendeine Andeutung zuflofs, sein Held habe schliefslich zusammen mit dem bei den Angeln wohlbekannten Wægmundsprossen Wiglaf auch einen Drachen überwunden, so konnte dies ausreichen, um ihn auf Grund allgemeiner Kunde von Drachen und Recken zu der vorliegenden Gestaltung des Abenteuers zu veranlassen und zu befähigen.

Des weiteren will Panzer die Verbindung des Grendelmärchens mit dem Drachenkampf und mit der historisch-geographischen Umgebung des Dänenhofes unter Hrothgar, mithin das Stoffliche des Beowulfepos 'in den Hauptzügen' (S. 394 f. und 399), einem oder mehreren Dänendichtern zumuten, nach denen ein Angelsachse nur noch als freier Bearbeiter tätig gewesen sei (S. 394). Der Fortschritt von den Gattungen des Liedes und der Prosageschichte, in denen allein sich unseres Wissens die Erzählungskunst der Germanen bewegte, zum Epos wäre demnach schon von heidnischen Dänen gemacht worden, im 6. bis 7. Jahrhundert, als ihnen weder ein christlicher Nachbar noch ein Strahl antiker Kunsttradition direkt helfen konnte. Doch lernen wir aus der Literaturgeschichte hellerer Zeiten, dafs ein Volk einen solchen Übergang zu einer ihm bisher unbekannten literarischen Gattung nur macht, wenn es in einem gewaltigen Kulturaufschwung eigener Art begriffen ist, wie etwa die alten Griechen, als sie das Drama entwickelten, und die frühmittelalterlichen Franzosen, als sie Mysterium und Moralität erfanden, oder wenn ein Vorbild von aufsen mitwirkt. Wie anders als für die Dänen grauer Vorzeit treffen diese Bedingungen für die Angelsachsen im 7. Jahrhundert zu, die eben mit der Kulturwelt Roms in Verbindung getreten und so zu Cædmon und Beda vorgeschritten waren! Wie zahlreich ist auch sonst das Grofsepos bei den Angelsachsen von jener Zeit ab vertreten, während man es bei den Skandinaviern noch ein halbes Jahrtausend später, in der Edda, vergebens sucht! — Aber vielleicht denkt sich Panzer 'die Hauptzüge' des Beowulf nicht in einem dänischen 'Epos', sondern nur embryonenweise in einem knapp zusammengedrängten Liede vereinigt. Für diesen Fall möchte ich darauf verweisen, wie menschenfreundlich und selbstaufopfernd jede Handlung des Beowulf ist, der schliefslich, fast wie Christus, sein Leben daraugibt, um den Seinen unendliche Schätze zu gewinnen, während die

Eddalieder noch überfliefsen von selbstischem Trotz, von urheidnischer Rauflust, von Grimm und Unerbittlichkeit. Man braucht nur den Stoff des Beowulf in den schlichtesten Worten nachzuerzählen, um aus seinem innersten Gefüge einen Anhauch angelsächsischer Kultur zu bekommen, grundverschieden von altdänischer Kraftwildheit. Ein Beowulfdichter auf Seeland um 600 wäre eine Ausnahme gewesen, ein Weichling, ein Kryptochrist. Auch hätte sein Werk nicht blofs ins Angelsächsische übernommen, sondern vor Abfassung des erhaltenen Textes schon bei den Angelsachsen popularisiert werden müssen, denn in diesem Texte werden die wichtigeren Personen und Begebenheiten unverkennbar als leidlich bekannt vorausgesetzt.

Hier sei mir eine Abschweifung gestattet. Sarrazin hat kürzlich (E. St. XLII, 16 f.) meine Behauptung bestritten, dafs im Beowulf die nordischen Eigennamen alle sprachlichen Veränderungen des Angelsächsischen im 5. bis 7. Jahrhundert regelmäfsig durchgemacht haben (Ags. LG. § 29). Manche seien unvollkommen anglisiert, und daraus folge, dafs schon damals keine eigentlich lebendige Tradition ihre Lautform schützte. Gehen wir die von Sarrazin angeführten Belege durch. Die dänischen *Skjöldungar* erscheinen in der Beowulf-Hs. zweimal noch als *Scyldunga(s)*, in den übrigen Fällen als *Scyldingas*: 'die gewöhnliche Form der ags. Patronymica ist ohne Zweifel *-ing*'. Doch ist hier erstere Form die regelmäfsige ags. Lautentsprechung für *-ung*, letztere nur eine darüber hinausgehende Nationalisierung durch Suffixtausch; wie übrigens auch sonst gerade in frühags. Hss. *-ung* mit *-ing* schwankt, hat uns soeben H. Weyhe in seiner Habilitationsschrift 'Zu den ae. Verbalabstrakten auf *-nes* und *-ing*, *-ung*' (Leipzig 1910, S. 20) gezeigt. — Statt des zu erwartenden *Heađobeardna* habe die Beowulf-Hs. zweimal *Heađobearna*, und solcher Ausfall der Dentalis entspreche 'nicht ags. Lautgesetzen, wohl aber urnordischen'. Wirklich urnordischen und nicht erst viel späteren?[1] Aber abgesehen davon: Schwund des mittleren Konsonanten, wenn drei zusammenstofsen, entspricht tatsächlich einem ags. Lautgesetz, das bereits Cosijn, Aws. Gr. I, 175 u. ö. angedeutet und Bülbring, Ae. EB. § 533 deutlicher fixiert hat. — Wenn *Brisinga* (*mene*) zu *Brosinga* wurde, liegt kein skand. Eigenname zugrunde, sondern Breisach. — *Geomær* statt *Eomær* (: *eđel* 1960) und *Hunferđ* statt *Unferđ* (: *Ecglafes* 499 u. ö.) gehören als offenbare Schreiberverderbnisse nicht hierher; der späte Schreiber hat, ohne auf die Alliteration zu achten, eine weitgehende Nationalisierung durch Worttausch vorgenommen, und ebensowohl auch in *Garmund* statt *Wærmund* 1962. — *Hænum* statt *Hæþnum* 1983 ist abzulehnen, weil in der Hs. zwischen *Hæ* und *nū* deutlich eine Lücke mit Rasur steht. — *Heaþoræmes* statt *-reamas* 519 ist eine der vielen spätags. Schreiberformen, die, weil es sich um schwachbetonte Vokale handelt, auf ganz normaler Entwicklung beruhen. — Was endlich den wichtigsten Fall *Ohthere* = altn. *Ottarr* betrifft, greift Sarrazin meine Ableitung von **Anhtuharir* deshalb an, weil nasaliertes *a* im Altnordischen *ā* ergeben habe, nicht *ō*, z. B. *gās*, *āst*; dem altn. *Ottarr* hätte nach ihm konsequent ein ags. *Uhthere* entsprechen müssen. Aber Sarrazin übersieht dabei den altn. u-Umlaut. Geht man aus von der Grundform **Anhtuharir*, so mufste das *a* durch das folgende *u* und die Nasalität umgefärbt werden, was man wohl kombinierten u-Umlaut nennt. Ebenso wurde z. B. **Anu-laibar* altn. zu *Olāfr*; vgl. Noreen, Gr. § 111. Danach bleibt nicht ein einziger Fall von lautgesetzlich unvollkommener Überführung eines skand. Eigennamens zum Beowulfdichter übrig, was gegenüber den zahlreichen Fällen dieser Art in der Alfredzeit sicherlich zu denken gibt.

Ich möchte von Panzers bedeutsamem Werke nicht scheiden, ohne schliefslich noch eine Prinzipienfrage zu berühren. Wenn Müllenhoff

[1] Freund Heusler habe ich für wertvolle Hilfe bei diesen altn. Dingen zu danken.

den Höhepunkt der mythischen Erklärungsversuche darstellte, so steht Panzer am entgegengesetzten Pol und will, ganz erfüllt von vergleichender Märchenkunde, alle Mythe aus der Beowulfsage herauswerfen, selbst daſs bei den Angelsachsen ursprünglich der Kulturheros Beow(a) für den Helden des Grendelkampfes galt. Ohne auf Erwägungen allgemeiner Art einzugehen, auf die Nähe des Heidentums in der Entstehungszeit des Beowulfepos, auf die vielen Mythenreste in den ags. Zauber- und Lehrsprüchen, auf die Sakralspuren in den ags. Königsgenealogien u. dgl., will ich nur die eine konkrete Stelle über Beowa-Grendel, die selbst Olrik (DH 246) bestehen lieſs, gegen Panzers Anwürfe S. 395 ff. verteidigen, damit nicht Schweigen als Zustimmung ausgelegt werde. Es handelt sich um die Namen der Nachbarorte *Beowan ham* und *Grendles mere* in der bekannten Wiltshire-Urkunde von 931. Panzer kann es allenfalls verstehen, daſs nach den Berichten über Grendel ein *mere* nach diesem benannt wurde; 'wieso aber ein *ham* nach dem Helden der Grendelsage benannt sein sollte, ist schlechterdings unerfindlich' (S. 398). Aber *ham* bedeutete nicht bloſs 'eingehegte Waldwiese', wie in den ags. Wörterbüchern und in Middendorffs nützlichem 'Ae. Flurnamenbuch' steht, sondern ist geradezu als 'Götterhain' oder 'Idolhain' zu erweisen, in der merkwürdigen Stelle bei Beda, Hist. eccl. II, 14, wo die Entweihung der Idolstätte *Godmundinga ham*, heute Goodmanham bei Market-Weighton, durch den bekehrten Oberpriester Coifi geschildert wird. Der Ortsname *Beowan ham* = 'Idolhain des Beowa' würde danach keineswegs der Annahme widerstreben, daſs dieser Heros nach Götterart in einem Haine verehrt worden sei, und kann hiemit für den Erlöser von der Grendel-Not ganz passend erscheinen. Wer durchaus zweifeln will, kann zwar immer noch behaupten, obiger Beowa stehe dem ähnlich benannten Könige der Genealogien als eine 'vollkommen gesonderte Persönlichkeit' gegenüber, wie Panzer S. 398 will; aber ob es wahrscheinlich ist, daſs man zwei verschiedene mythische Wesen unter ein und derselben Bezeichnung, die eigentlich nur dialektische Schwankungen — *Beow(a)* und *Beaw(a)* — aufweist, bei einem Volke und zu einer Zeit verehrt habe? Statt zu so gewagten Theorien vorzudringen, möchte ich lieber den Angelsachsen ihren Beowulf lassen, der einmal aus dem Zentrum ihrer alten Stammessage und Epik nicht ungestraft herausgeschoben werden kann. Es ist auch schon ein erhebliches Verdienst, das dem Beowulf-Grendel-Abenteuer unterliegende Märchen tiefer gefaſst und durch mannigfache Parallelen beleuchtet zu haben.

Berlin. A. Brandl.

Wilhelm Gadow, Das mittelenglische Streitgedicht 'Eule und Nachtigall'. Nach beiden Handschriften neu herausgegeben mit Einleitung und Glossar. (Palaestra LXV.) Berlin, Mayer & Müller, 1909. 225 S. 8. M. 9. (Vgl. *Archiv* CXXIII 474.)

Eine Vollausgabe des wichtigen frühmittelenglischen Gedichts 'Eule und Nachtigall' war schon lange ein Desideratum der Anglistik; die Ausgaben von Stevenson, Wright und Stratmann sind ja alle recht veraltet und auſserdem schon längst vergriffen.

So erschien in 1907 die Ausgabe von Wells' 'The Owl and the Nightingale' (Boston, U. S. A. u. London), die ich anderswo schon besprochen habe.[1] Sie muſs als sehr brauchbar bezeichnet werden.

Ganz unabhängig von dieser Ausgabe ist nun die von Gadow neu hinzugekommen. In der Ausgabe von Wells sind die beiden Handschriften synoptisch abgedruckt. In der Gadowschen Ausgabe ist die Schreibung von der Handschrift Cott. Cal. A. IX (C) möglichst unverändert wieder-

[1] Engl. Stud. 41, S. 403 ff.

gegeben. Die dargebotenen Lesarten beruhen auf den vom Herausgeber selbst besorgten Abschriften der beiden Handschriften.

Die beiden neuen Ausgaben unseres Denkmals ergänzen sich sehr gut und enthalten beide wertvolle Beiträge zu einer endgültigen kritischen Ausgabe; wer eine solche zustande bringen will, der muſs entschieden beide Ausgaben zu Rate ziehen.

Die Gadowsche Arbeit enthält u. a. eine eingehende Darstellung der Sprache (Lautlehre und Flexion) des Gedichts (S. 33—93), die zwei Drittel der Einleitung (S. 3—93) ausmacht. Eine solche Darstellung fehlt bei Wells, der sich mit einigen vereinzelten Bemerkungen über sprachliche Verhältnisse begnügt.

Auch in der Behandlung des Versbaues des Denkmals bietet Gadow (S. 21—32) eine detailreichere Darstellung als Wells. Die Ansichten der beiden Verfasser über das Metrum und seinen Bau gehen weit auseinander; so erklärt sich, daſs Berührungspunkte zwischen ihren Darstellungen in dieser Hinsicht fast durchaus fehlen.

In der Einleitung wird auſserdem über Überlieferung (S. 3—6), Inhalt und Entstehung des Gedichts (S. 6—20) gehandelt. Hier wird das Interesse des Lesers vor allen Dingen durch den Abschnitt in Anspruch genommen, wo Gadow weitere Einzelheiten über die Persönlichkeit des im Gedicht erwähnten *Nichole of Guldeforde* mit Hilfe Felix Liebermanns ans Licht fördert, indem er ihn teils mit einem *Nicholaus, submonitor capituli de Gudeford* im 'Vetus registrum Sarisberiense' (in einem Inventar, das bei Godalming nahe Guildford im Jahre 1220 aufgenommen wurde), teils mit einem *Nicholaus, capellanus archidiaconi* (der als Testator einer Urkunde um 1209 in den 'Charters and Documents illustrating the history etc. of Salisbury' erscheint) identifiziert. Dieser *Nichole of Guldeforde* kann nicht gut der Verfasser des Gedichtes sein; für die Entstehungszeit bietet aber seine Person einen näheren Anhalt. Darüber sagt Gadow: 'Als Entstehungszeit von EN ergibt sich daher mit Sicherheit das zweite oder dritte Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts.' Nun ist es klar, daſs der viel erörterte Passus (c. 1091—1092): *þat under-wat þe king Henri, Jesus his soule do merci* sich nur auf Heinrich II. († 1189) beziehen kann; es fragt sich aber, ob der Dichter sich in dieser Weise ausgedrückt hätte, wenn Heinrich III. (1216—1272) bei der Abfassung des Gedichts den Thron schon bestiegen hätte. Dadurch ergibt sich gewissermaſsen als ein Terminus ad quem meines Erachtens das Jahr 1216.

Nach dem Text (S. 99—165) folgt nun ein Glossar (S. 169—215); Anmerkungen zum Text (S. 217—255) beschlieſsen das Buch, von welchem vorher S. 1—50 nebst einem Bericht über das nicht Gedruckte in Dissertationsform erschienen waren.

Zuletzt einige wenige Bemerkungen:

S. 5. Daſs *spore* V. 1125 in der Hs. C mit Gadow in *swore* 'Hals' (ae. *swēora*) zu ändern ist, scheint mir zweifellos. Die Schreibungen *swore* : *dore* (A: *sweore* : *deore*) stehen mit dem Reim V. 1011 f. *bor* : *dor* (A. *beor* : *deor*) auf einer Stufe (ae. *ēo* erscheint ja in C äuſserst häufig als *o*). Ich kann mich nicht der Ansicht Wells' anschlieſsen, der in seinem Glossar *spore* mit *claw* übersetzt, da *spore* (ae. *spora*) : *dore* (ae. *dēor*) einen schlechten Reim geben würde. Soweit stimme ich Gadow vollkommen bei. Nur muſs ich bekennen, daſs mir die Darstellung Gadows S. 5 'Reimverderbnisse: ... *spore* st. *swore* (: *dore*)' etwas zu lakonisch vorkam.

S. 21 ff. Gegen das Kapitel über den Versbau lieſsen sich allerlei Anmerkungen machen. So glaube ich z. B. nicht, daſs die vortonigen Silben *a-* (< *on-* in *aȝen, among, abak, awai*), *i-* (< *ȝe-* in *iwarnesse, ifed*) die Hebung tragen. Ebenso scheint mir die Betonung *a sumére* 'im Sommer' doch bedenklich. Zur Annahme solcher Betonungen wird Gadow dadurch gezwungen, daſs er überall einen ziemlich regelmäſsigen Wechsel zwischen Hebung und Senkung erblicken will.

S. 29. *ok* 'auch': *tok* 'nahm' in Genesis und Exodus braucht nicht als unreiner Reim betrachtet zu werden; altn. *au, ou* (vgl. altwestn. *auk* 'auch') erscheint ja sehr oft als me. ǭ.

S. 30. Aus der Untersuchung der Reime ergibt sich nach der Ansicht des Verfassers, dafs von dialektischen Reimen in EN verhältnismäfsig sehr wenige vorkommen. 'Der Dichter scheint sie mit Absicht gemieden zu haben', fügt der Verfasser hinzu. Wie der Dichter zu einer Zeit, wo es nur englische Dialekte gab und von einer englischen Schriftsprache noch nicht die Rede sein kann, dialektische Reime meiden konnte, ist mir aber unklar.

S. 31. *heoventinge* (V. 1001) ist wohl Druckfehler; die Schreibung kommt in keiner der beiden Hss. vor.

S. 33 ff. Die Lautlehre zeugt öfters von einer etwas ungeschickten Hand. Ohne hier auf die Sache weiter einzugehen, möchte ich die Frage aufwerfen, welchen Zwecken das Heranziehen der Vergleichsdenkmäler (Old Engl. Homilies I, Laȝamons Brut, On god Ureisun, Assumptio Mariae, Passion und Elf Höllenqualen, King Horn, Genesis und Exodus, Bestiarium, Josephslied) eigentlich dienen soll. Ich mufs bekennen, dafs ich an keiner Stelle gefunden habe, dafs dieses Verfahren die Ergebnisse der sprachlichen oder metrischen Darstellung wesentlich oder einmal erwähnenswert gefördert hat. — Dafs *o* in *more* 'Wurzel' kurz war, ist an und für sich doch nicht so sicher, wie der Verfasser (S. 33) annimmt; vgl. ahd. *morha*. Für Kürze sprechen aber gewissermafsen die Reime *þar-uore* : *more* (V. 1328 f.), *hwar-uore* : *more* (V. 1421 f.), *for-lore* : *more* (V. 1392 f.; bei Gadow S. 33 steht irrtümlicherweise 1382). Inkonsequent ist es jedenfalls, in *hore* 'Schmutz' (S. 35) ohne weiteres ō anzunehmen, da hier auch Kürze denkbar ist (vgl. ae. *horh* 'phlegm, filth').[1]

S. 35. *ear* 'vorher' V. 1637 ist doch kein Partikel!

S. 38. me. *ðeðen* ist nicht aus altwestn. *þaþan* herzuleiten, sondern mit schwed. *dädan* zusammenzustellen und entstammt einem altostn. **þeþan*.

S. 50. "ae. *bycgan* > *beie*." Glaubt der Verfasser wirklich an ein solches merkwürdiges Lautgesetz?

S. 127. V. 759 f.: *Ich kan wit and song manieine*
ne triste ich to non oþer maine

hat Gadow meines Erachtens unrichtig erklärt. Er sagt darüber in den Anmerkungen (S. 220 f.): 'Die ansprechende Konjektur von Wells *mani eine* "manch einen" scheint mir leider nicht haltbar. Liest man *eine* als *ęnne* < ae. *ǣnne*, so wird der Reim zerstört, da *maine* < ae. *mægen* stets diphthongisches *ai* hat. *eine* mit Diphthong < an. *einn* ist höchst unwahrscheinlich, da nirgend sonst, soweit ich sehe, me. (im Reime) belegt. Das überlieferte *manieine* bringe ich mit afr. *manier, manoiier* zusammen und übersetze "Ich verstehe mit Witz und Sang umzugehen". Doch ist vielleicht das me. sonst oft belegte *manteine*, das Stratmann vorschlägt, vorzuziehen.' Mir scheint die Lösung des Rätsels sehr einfach. Weshalb aus ae. *mægne* (mit Synkope; vgl. Bülbring, 'Elementarbuch' S. 170 f.) nicht ein südengl. **mǣne* entstanden sein konnte, ist mir unklar. Dafs *maine*, nach Gadow, sonst stets diphthongisches *ai* hat, beweist nichts; man vgl. das Material bei Gadow S. 31. Die Schreibung *maine* (*mayne*) stammt natürlich aus der Nebenform *main*. Im Original oder in einer beiden Hss. gemeinsamen Vorlage hat wahrscheinlich *meine* gestanden, und diese Schreibung hat dann die Schreibung des Reimwortes (ursprünglich *ęnne* aus ae. *ǣnne*) beeinflufst.

S. 219. Zum V. 515 ist *gouþlich under gore* Dame Siriz V. 5 zu vergleichen.

Göteborg. Erik Björkman.

---

[1] Zu vergleichen sind die Ausführungen Morsbachs über ae. *ðweoru* in seiner Schrift 'Zur Datierung des Beowulfepos', Nachrichten der K. Gesellsch. d. Wissensch. zu Göttingen, Philol.-hist. Klasse 1906, S. 257 f.

The Cambridge history of English literature, ed. by **A. W. Ward** and **A. R. Waller.** III: Renascence and reformation. XII, 587 S. IV: Prose and poetry Sir Thomas North to M. Drayton. XII, 582 S. V: The drama to 1642, part one. XIII, 508 S. VI: part two. X, 533 S. Cambridge, University Press, 1909–10. à 9 s.

Das Werk ist jetzt bis 1642 gediehen; es umfaſst bereits die Hauptblüte der englischen Poesie; man kann daher seinen Charakter deutlich erkennen. Sein Ehrgeiz liegt mehr auf seiten der Darstellung als der Forschung. Wir erhalten lebendige Bilder der literarischen Bewegungen und Persönlichkeiten, auch viel von ihrem kulturhistorischen Hintergrund, während die Geschichte der literarischen Gattungen in der zweiten Linie steht. Daſs die Texte, Versmaſse und Sprachformen, um die es sich in diesen neuen Bänden handelt, für den modern englischen Leser ohne weiteres verständlich sind, ist der Auffassung auf Schritt und Tritt zugute gekommen; man merkt, daſs über die meisten Autoren der Elisabethzeit ein stehendes Urteil sich herausgebildet hat, das hier durch den Chor der Verfasser mit Nachdruck vorgetragen wird; etwas wie ein nationaler Zug geht insofern durch die meisten Kapitel. Die beigefügten Bibliographien sind angenehme Hilfs- und Reizmittel für den, der weiter eindringen will. Recht gute englische Lehrmethode mit praktischer Rücksicht auf Autodidakten.

Der dritte Band bietet eigene Kapitel über die Humanisten, die Reformation, die Aufhebung der Klöster, die schottischen Verhältnisse, den Marprelate-Streit, die Kirchengesetze, die Universitäten, auch über gesellschaftliche Kleinsatire in der Früh-Tudorzeit. Dazwischen treten als Dichtergestalten hervor: Barclay und Skelton, Lindsay, Gascoigne, Spenser; als Dichtungsgruppen: die Hoflyrik seit Wyatt, 'Mirror for magistrates', die Sonette — von S. Lee gründlich behandelt —, die Kritik, die Chroniken, die Romane. Auf den deutschen Einfluſs ist bei Barclay besonders hingewiesen; ein Landsmann, A. Kölbing, durfte dies Kapitel beisteuern. Gegenüber der Klarheit, mit der Courthope das rezipierte Wissen über Spenser zusammenfaſst, sind die Andeutungen von Atkins über die Sprache der Zeit etwas wolkig, doch anregend. Mühsam hatte sich Saintsbury im metrischen Kapitel zuerst durch die laxen Rhythmen der Chaucerschüler und dann durch die Geschlossenheit der sangbaren Lyrik durchzuwinden; je mehr man da die dichterischen Gattungen durcheinanderschiebt, desto wirrer wird der Knäuel.

Im zweiten Bande finden wir erst am Schlusse zwei Kapitel über kulturhistorische Verhältnisse: Buchhandel und Bibliotheken. Den Hauptteil füllt hier die Prosa: Übersetzungen, Bibel, Raleighs Weltgeschichte, Seefahrten, Reisen, Predigten, Burton, Bacon, politische Schriften, *character-writers*, Sport. Eingeschoben sind: Liederbücher und die damit zusammenhängenden Lyriker Southwell und Campion, Epiker nach Spenser mit besonderer Hervorhebung Draytons, endlich Donne. Die Anordnung ist wenigstens nicht pedantisch. Von der Mannigfaltigkeit der Interessen, die sich in Shakespeares London zusammendrängten, gibt dieser Band eine breite Vorstellung.

Shakespeare und seine dramatischen Vorgänger im fünften, seine Nachfolger bis zum Bürgerkrieg im sechsten Band: hier ist mit schöner Methode zusammengefaſst, was zusammen gehört. Das gewaltige Anschwellen der Theaterkunst und ihr Hinüberfluten nach dem Festlande kommen gut zum Ausdruck. Über Politik, Sitte und Gesellschaft in Shakespeares London hat der Hauptherausgeber ein sehr lesenswertes Kapitel beigesteuert, über die Bühneneinrichtungen Child ein ganz von Reynolds abhängiges. Die glänzendste Aufgabe fiel Saintsbury zu: die Dramen und Gedichte des göttlichen William auf zirka sechzig Seiten zu behandeln. Nur über diese Abschnitte sei etwas eingehender berichtet.

Saintsbury schrieb sie mit einer Mischung von leichtem Humor und strengster Kritik. Gesunder sei es, unser Wissen von Shakespeare für *very little* zu halten. Wir können weder auf seinen Vater noch auf seine Frau mehr den Finger legen, können nur *by inference* wissen, daſs er mit seiner Frau wirklich getraut wurde. *We do not know, whether he ever went to school.* Es ist nicht absolut sicher, daſs Greenes *Shakescene* auf ihn zielt, und Chettles Entschuldigung *is absolutely and, it would seem studiously, anonymous.* Festen Boden gewinnen wir erst durch die Aussprüche von Meres und Ben Jonson. Dann wird über die vielen *'apparently'*, *'probably'*, *'there can be little doubt'* u. dgl. gelacht, mit denen die gewöhnlichen Shakespearebiographen ihre Darstellung aufbauschen. Doch geht es auch bei Saintsbury nicht ab ohne verschiedene *'apparently'* und *'certainly'* 199, *'there is no doubt'* 195 und *'it is not too much to say'* 188 — Saintsbury kann gewiſs auch etwas Gegenhumor vertragen! Manche seiner Vermutungen ist sogar recht kühn. So will er *'Measure for measure'* in mehr oder minder vollendeter Form schon in die Mereszeit 1598 versetzen, denn 1) *it seems very unlikely that he would have chosen that theme so late,* und 2) *it is nearly certain that, if he had, he would have worked it up with different results* 190. Cäsar, Coriolan und Mark Anton, weil *all taken from the same source,* scheinen ihm alle *written about the same time* 196. Daſs Shakespeare Macbeth schrieb, kann Saintsbury nur glauben, wenn es *at rather different times* geschah; denn 1) mehrere Stellen, namentlich die zweite Szene mit dem *bleedy sergeant,* sind *in verse and phrase whole stages older than the bulk of the play;* und 2) der Held ist eine auffallende Parallele zu Hamlet — Macbeth kann nie aufhören, wie Hamlet nie beginnen kann 203. Solche Kühnheit hatte allerdings zugleich die glückliche Wirkung, daſs sich Saintsbury der herkömmlichen englischen Meinung widersetzt, Titus Andronicus, Heinrich VI. und sehr viel von Heinrich VIII. müſsten unecht sein. Es ist ein tapferes Wort, wenn er speziell in bezug auf Titus erklärt: durch die Verwerfung dieses dreifach beglaubigten Stückes *the whole process of literary history becomes a mere absurdity* 179. Betreffs der Sonette ist Saintsbury der Pembroke-Theorie nicht abgeneigt, wohl aber der unpersönlichen Auffassung. Wo er ästhetische Kritik an Shakespeare übt, rühmt er vor allem dessen Kunst, seinen Gestalten wirkliches Leben einzuflöſsen — gewiſs ein gutes, nur etwas subjektives Merkmal.

Kein anderer Mitarbeiter ist so leichtherzig zu Werke gegangen. Die meisten Kapitel sind mit dem ernsten Bestreben verfaſst, das wichtigere Material mit möglichster Vollständigkeit und wohlgeordnet in lesbare Form zu bringen. Mancher Verfasser hat auch da und dort Neues geboten; der Forscher darf daher nie versäumen, mit Hilfe der Register nachzuschlagen. Hauptsächlich jedoch hatten die Herausgeber die weiteren Kreise der Gebildeten im Auge; für diese haben sie sich nachträglich entschlossen, noch zwei Bände Proben beizugeben; von diesen wird auch das Ganze sicherlich als die repräsentative Darstellung anerkannt werden, als die das groſs angelegte Werk auftritt.

Berlin. A. Brandl.

B. Neuendorff, Die englische Volksbühne im Zeitalter Shakespeares nach den Bühnenanweisungen. (Literarhist. Forschungen XLIII.) Berlin, Felber, 1910. VIII, 230 S. M. 5; für Subsk. M. 4,50.

Das Buch ging aus einer Preisausschreibung der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft hervor. Nachdem sich der Verfasser mit einem zweiten Bewerber in den Preis geteilt hatte, war er mit seiner Arbeit noch nicht zufrieden, sondern sammelte weitere Bühnenanweisungen bis zum Beginn des Bürgerkrieges herab und erreichte hierin nahezu Vollständigkeit. In dieser Materialaufspeicherung liegt der Hauptwert der Schrift; sie ver-

zeichnet nicht bloſs zahlreiche Möglichkeiten der Inszenierung, sondern gibt auch die Grenzen unseres Wissens in dieser Hinsicht an. Dinge, die in den nahezu dritthalbhundert Stücken, die Neuendorff nach den alten Originalen ausbeutet, nicht bezeugt sind, haben bei der Ausstattung schwerlich viel besagt. Minder wertvoll dünkt mich vielfach die Ausdeutung des Materials, wie an einer Reihe von Beispielen gezeigt werden soll.

Sichergestellt hat Neuendorff zunächst den Gebrauch des Vorhangs vor der Hinterbühne im Shakespearischen Theater. Teils indirekt: andere Londoner Theater derselben Zeit haben ihn vor ihrer ähnlich gebauten Hinterbühne gehabt (S. 221). Teils direkt: Quartofassungen verlangen ihn öfters mit Notwendigkeit (S. 9, 39, 70). Die Zweifler haben so lange die vorgebrachten Beweise nicht anerkannt, daſs die Vorsicht, mit der Neuendorff von Wahrscheinlichkeit und gar von Unentbehrlichkeit redet, völlig am Platze ist. Wird aber das Prinzip einmal anerkannt und die Existenz des Vorhangs zugegeben, so spricht nichts dafür, ihn möglichst selten ziehen zu lassen; im Gegenteil: sein Vorhandensein lud die Dichter zu praktischer Verwendung ein. Die synoptische Bühne, für die Reynolds in seinem bekannten Artikel (Mod. Philol. II) schwärmte, wird daher als eine unbehilfliche Altertümlichkeit auf geringere Theater (S. 144 f.) oder auch auf bescheidene Fälle von abgekürztem Ortswechsel beschränkt.

Einheitlichkeit betreffs Anbringung des Vorhangs für die verschiedenen Bühnen im damaligen London zu erweisen, hat Neuendorff durchaus nicht angestrebt. Mit Recht vermeidet er voreiliges Generalisieren. Vielleicht ist er sogar zu sehr geneigt, Abweichungen anzunehmen. Von den vier vorhandenen Bühnenbildchen — Swan 1596, Roxana 1631, Messalina 1640, Red Bull 1672 — scheint ihm nur M sicher mit Vorhang versehen zu sein. R zeigt die Hinterbühne durch ein ganz ähnlich gerafftes, überdies in der Mitte geteiltes Tuch verdeckt, vor dem nur eine sehr enge Vorderbühne übrigbleibt; das Tuch soll nur *a hanging*, nicht *a curtain* gewesen sein, denn die auf der erhöhten Hinterbühne angebrachten Zuschauer könnten doch den Raum hinter dem Tuche nicht sehen (S. 43): als ob solche Zuschauer auf der Bühne alles hätten sehen müssen, und als ob wirklich immer nur Zuschauer da oben gewesen wären. B zeigt ein verziertes zweiteiliges Tuch vor der Hinterbühne, aus der ein Spieler heraustritt, und ein schlichtes zweiteiliges Tuch vor der erhöhten Hinterbühne, dessen Wallung wie zum Ziehen der Schnur einladet; aber mit Rücksicht auf die Zuschauer oben rechts und links von der erhöhten Hinterbühne sollen auch das keine Vorhänge gewesen sein. Sieht man etwa in modernen Theatern von jedem Logenplatz aus die ganze Bühne? In S ragt an der Stirnseite der Hinterbühne rechts und links je eine Säule auf, deren Breite keinen Sinn hätte und eine ganz unnötige Störung des Blickes über die Bühne veranlaſste, wenn sie nicht die zurückgezogenen Vorhangteile maskieren müſste: abermals glaubt Neuendorff annehmen zu müssen, daſs hier der Vorhang fehlte, wenigstens ursprünglich (S. 26), möglicherweise sei er 'gelegentlich' angebracht worden (S. 93), doch bleibe solches 'noch dahingestellt' (S. 29). Methodisch ist es ja richtig, daſs wir bei jedem Schauspielhaus auf individuelle Besonderheiten gefaſst sein und überhaupt bei jeder wissenschaftlichen Materialsichtung das Trennende mit schärfster Kritik beachten müssen; aber zwischendurch mag auch einmal betont werden, in welch wesentlichen Dingen damals die Londoner Volkstheater übereinstimmten: erhöhte Hinterbühne und weit ausladende Vorderbühne hatten sie alle (S. 102, 118); Dramen der einen Truppe wurden häufig von anderen Truppen, die auf anderen Bühnen spielten, übernommen, woraus sich ergibt, daſs die Dramatiker sich auf einen leidlich egalen Typ einrichten konnten; auch weisen die erhaltenen Auſsenansichten der Theater eine ziemlich gleichförmige Grundanlage auf. Eher haben Bildungsunterschiede, Besuchsverhältnisse und Mode auf die Aufführungsweise sondernd eingewirkt; die geistig hochstehenden Leute im Globus-

theater ließen sich nicht durch Zwischenmusik zerstreuen wie die Besucher der Knabentheater (S. 183 f.); die Ortstafeln in Percys *Faery pastoral* hatten nur dann die Versatzstücke zu ersetzen, wenn sich zuviele Zuschauer auf die Bühne drängten (Sh.-J. B. XXXVIII, 233).

Ein bedeutsames und klares Ergebnis von Neuendorffs Forschungen ist es ferner, daß es normalerweise keine Szenenpausen gab (S. 186 ff.). Verständig macht er dabei auf kleine Überbrückungsszenen aufmerksam, die inhaltlich entbehrlich wären, aber in Ermangelung einer Pause im Spiel den Zeitverfluß markieren müssen, z. B. Merry wives IV 3 (bei anderen Belegen S. 193 f. handelt es sich zugleich um Ortsveränderung). Er hat auch gesehen, daß eine stumme Handlung genügen konnte, um eine Pause zwischen zwei Szenen zu ersparen, und daß eine Hauptperson nach der ersten Szene abgehen und sofort als Gefolgsmann in feierlichem Königsauftritt zu Beginn der nächsten Szene wieder hereinkommen kann (S. 196; vgl. 'Quellen d. weltl. Dramas', S. LXVIII). Damit ist für die Erkenntnis der ungebrochenen Darstellung und der damit verbundenen Vorhangstechnik schon viel gewonnen.

Aber Neuendorff will wenigstens die Aktpause für alle damaligen Dramen, auch die Shakespearischen, retten (S. 184). Eine vielumstrittene Frage! Tatsächlich ist betreffs Shakespeare folgendes zu ersehen: 1) In der Quarto von 'Titus Andronicus' ist, wie Neuendorff selbst S. 185 feststellt, durch eine Bühnenanweisung vorgeschrieben, daß Aaron am Schluß des ersten Aktes nicht verschwindet, sondern bleibt und in den zweiten Akt hinüberspielt; '*Manet Moore*' heißt es, und zwar gibt sich diese Vorschrift nicht als etwas Ungewöhnliches, sondern ist dadurch veranlaßt, daß die übrigen Spieler am Schlusse des ersten Aktes alle abtreten. — 2) Die Akteinteilung ist, mit wenigen Ausnahmen, erst in der Folio von 1623 durch deren Herausgeber eingeführt worden, lange nicht in allen Stücken, und selbst da, wo sie begonnen wurde, nicht immer bis zum Schluß (Pollard, 'Shakespeare folios and quartos', S. 124 f.): so wenig hatte Shakespeare seine Stücke in der Regel danach gebaut, daß den Herausgebern die Arbeit verleidete. Es hat daher für die Shakespearischen Absichten und Gepflogenheiten nichts zu bedeuten, wenn die Folio an der genannten Titusstelle dem Mohren nicht mehr das Bleiben vorschreibt, sondern ihn am Schlusse des ersten Aktes mit den übrigen hinausgehen und am Anfang des zweiten Aktes eigens wieder auftreten läßt; dadurch sollte nur der Akteinschnitt nachträglich im Druck mehr durchgeführt werden. — 3) Seit 1600 werden die Anspielungen auf Zwischenaktsmusik bei anderen Dramatikern 'sehr zahlreich' (S. 182); damals kam diese Sitte offenbar durch die Knabentheater auf (S. 183); wir haben es also mit einer Veränderung der Theatergepflogenheit mitten in Shakespeares Schaffenszeit zu tun. — 4) Shakespeares Globustheater hat diese Neuerung nicht angenommen: dies wird durch eine von Neuendorff gefundene sehr wertvolle Notiz ausdrücklich bezeugt. In dem zur Aufführung im Globus geschriebenen Vorspiel des 'Malcontent' spricht nämlich Burbadge, der Direktor des Globus, von *the not receiv'd custom of musick in our theatre* 1604 (S. 182). Neuendorff will dies zwar so deuten, als hätte das Globustheater nur 'die ausgedehnte Pflege guter Musik nicht in sein Programm aufgenommen' (S. 184); aber in Shakespeares 'As you like it' wurde doch gerade um jene Zeit recht viel Musik innerhalb der Akte gemacht, und in späteren Stücken, vor dem kranken Lear, bei der Belebung der scheinbaren Hermionestatue u. a. hat der große Dramenkünstler mit herzbeweglichen Harmonien ebenfalls nicht gekargt. Die Anspielung geht übrigens auf Zutaten, die die Globusleute im 'Malcontent' anbrachten zum Ersatz (to abridge) für Musik, die die bisherigen Darsteller des Stücks, die kgl. Singknaben, offenbar auch innerhalb des Stücks, also füglicherweise in den Aktpausen vorgesehen hatten (Marston, ed. Bullen I 204). — 5) Von erweisbaren Taktpausen hat selbst Neuendorff in den 36 Dramen Shakespeares nur zwei gefunden

(S. 197), nämlich 'Titus Andronicus' III 2 auf IV 1 und 'Hamlet' III 3 auf IV 1. Ich halte auch diese für unerwiesen. Im 'Titus' hat die der Zunge und Arme beraubte Lavinia schon in der Schlufsszene des dritten Aktes verzweifelte Zeichen gemacht, um die Untat dem Vater zu beschreiben; alles vergebens. Da verlangt Titus, dafs der kleine Lucius ihm vorlese — Ende des Aktes. Und beim Anblick der Bücher, die Lucius hierzu aufnimmt, kommt der Stummen ein rettender Gedanke, sie stürmt auf den Knaben ein, so dafs ihm die Bücher entfallen — Beginn des vierten Aktes —, und dreht sie mit ihren Armstumpfen um, bis sie in Ovids Metamorphosen auf die Philomelegeschichte kommt, durch die sie endlich sich verständigt. Das Spiel bricht also nicht einen Augenblick ab, im Gegenteil, es geht aus dem einen Akt aufs unmittelbarste in den andern über. Im 'Hamlet' aber fällt zwischen das Ende des dritten Aktes — im Gemach der Königin, mit Ermordung des Polonius — und den Beginn des vierten Aktes — Aufzug des Königs mit Gefolge, darunter die Königin — ein drastisches stummes Spiel: Hamlet schleppt den toten Polonius hinaus. Sowohl diese wortlose Zwischenaktion als das sich anschliefsende Auftreten einer eben abgegangenen Person in einem Königsgefolge ist von Neuendorff selbst als nicht störend für Spielübergang von Szene zu Szene erkannt worden (S. 196); nach seiner eigenen Regel ist daher eine Spielpause hier nicht anzunehmen. — Eine durch so viele Dramen und Akte durchgeführte Technik beruht sicherlich nicht auf Zufall. Man braucht nur Schiller aufzuschlagen, um nach kurzem Blättern auf eine sehr verschiedene Art der Akttrennung zu stofsen: die Jungfrau von Orleans z. B. fällt am Schlusse des dritten Aktes auf dem Schlachtfeld in Ohnmacht und beginnt unmittelbar darauf den vierten Akt im festlich geschmückten Fürstensaal mit volltönender Rede. Schiller hat eben mit der Zwischenaktmusik gerechnet. Das Elisabethanische Theater mit seinem Vorhang vor der Hinterbühne dagegen begünstigte eine mehr konzentrierte Spielweise. Ein Drama der Shakespearischen Truppe pflegte 1594, wie auch aus einer nüchternen Prosabemerkung hervorgeht, nur zwei bis drei Stunden zu dauern (Henslowe's Diary, ed. Grey, S. 77): da mufste alles Schlag auf Schlag gehen. Als die Knabentruppen in ihren Theatern die Zwischenaktmusik in Mode brachten, handelte es sich für Direktor Burbadge um 'die Feder auf der Mütze' (Malcontent I 201); trotzdem blieb er beim geschlossenen, *'abridged'* Spiel, vermutlich weil er es wirksamer fand, als wenn sich allerlei Zerstreuung zwischen die Handlung des Dramas drängen durfte. Er war zu Opfern bereit, um sich der Taktpause zu erwehren; so dürfen auch wir sie nicht ohne zwingende Gründe annehmen, und solche sind für Shakespeare noch nicht beigebracht.

Mit dem ununterbrochenen Aktübergang hängt die Enthüllung einer bereits gestellten Gruppe durch den Vorhang der Hinterbühne aufs engste zusammen. Neuendorff findet sie zu Anfang einer Szene nur einmal durch Bühnenanweisungen direkt bezeugt: in Heinrich VI. B. III 2, und zwar nur in der Quarto. An dieser Stelle wird in der Tat vorgeschrieben, den Vorhang zu ziehen und dadurch den Herzog Humphrey zu enthüllen, wie er in seinem Bett von zwei Mördern erdrosselt wird. Mit Recht bemerkt dazu Neuendorff, es sei nicht etwa blofs ein Bettvorhang gemeint gewesen, denn wie sich aus dem Folgenden ergibt, verdeckte der Vorhang das ganze Schlafzimmer des Herzogs (privy room), also die Hinterbühne (S. 39). Minder gelungen scheint mir die Deutung, die Neuendorff dem Foliotext an dieser Stelle gibt. Da fehlt nämlich obige Bühnenanweisung, und dafür heifst es: *Enter two or three running over the stage, from the murther of Duke Humphrey.* Neuendorff schliefst daraus, Shakespeare habe hier eine 'einschneidende' Änderung vorgenommen, auf die Darstellung des Mordes verzichtet, ihn blofs melden lassen und so den Gebrauch des Vorhanges sich erspart. Aus den Versen jedoch, mit denen die Szene anhebt, ergibt sich, dafs die Mörder, unmittelbar bevor sie zu sprechen anfangen,

den Herzog getötet haben: *What have we done! Didst ever hear a man so penitent?* Der eine Meuchler will den anderen sofort mit der Nachricht zu Suffolk schicken, dieser kommt aber gerade selbst daher — *here comes my lord* —, um sich von der richtigen Ausführung seines Befehls zu überzeugen, und schickt sie in sein Haus — *get you to my house* —, wo sie belohnt werden sollen. Der Mord wird also nicht bloſs gemeldet, sondern die Täter werden noch am Tatplatze gezeigt; ja nichts hindert uns, anzunehmen, daſs auch das letzte Würgen noch gezeigt wurde, wie in der Quarto. Neuendorff hat das Wort *Enter* in der Bühnenanweisung der Folio zu buchstäblich gefaſst; es bedeutete nicht mehr immer 'auftreten', sondern manchmal schon in erstarrter Weise bloſses 'bühnenbereit' oder 'enthüllt', wofür Neuendorff selbst an anderen Stellen schöne Belege beibringt (S. 60 f., 73 f., 120—4). Die Bühnenanweisung der Quarto stammte vielleicht aus einem Regisseurbuch, die der Folio aus der Aufzeichnung eines Zuschauers; ihre Verschiedenheit erlaubt, wenn man die Begleitverse hinzurechnet, weder eine zweite Fassung des Dichters noch eine wesentliche Veränderung des Spieles zu erschlieſsen; der Vorhang war auch in der Folio, wenn die Darstellung zu den Versen stimmen sollte, angebracht. Der Fall ist charakteristisch dafür, wie das Wort des Dramatikers in jener Zeit oft genauer von der richtigen Spielweise zeugt als die Bühnenanweisung. Darum mag zur Ergänzung von Neuendorffs vorsichtiger Ansicht, die Enthüllung einer gestellten Gruppe durch den Vorhang sei bei Shakespeare im Szenenanfang durch Bühnenanweisungen nur einmal gesichert, beigefügt werden, daſs sie durch die Verse öfters gesichert ist. Wenn z. B. die Königskrönung Heinrichs VI. mit der Aufforderung des Protektores einsetzt: *Lord Bishop, set the crown upon his head* (B. IV 1), so ist schwerlich die Ankunft der Herrschaften und das ganze vorausgehende Zeremoniell stumm auf der Bühne vorher dargestellt worden, sondern man zog den Vorhang vor einem fertigen Tableau. Wenn der Besuch Macbeths in der Hexenhöhle (IV 1) mit dem Kesselreigen einsetzt '*Thrice the brinded cat hath mew'd*', so ist der Kessel, ein sicherlich unentbehrliches Bühnenrequisit, schwerlich vor den Augen der Zuschauer herbeigeschafft, aufgestellt und geheizt worden u. dgl. m. Manche Schwierigkeiten, die Neuendorff mit dem Throne hat (S. 203 ff.), erledigen sich bequemer, wenn man mit solchen Enthüllungsszenen nicht zu sehr kargen will.

Betreffs der erhöhten Hinterbühne oder, wie Neuendorff mit Brodmeier sagt, der Oberbühne ist das neue Material minder ergiebig. Wenn es Neuendorff einmal unwahrscheinlich findet, daſs eine wichtige und bedeutungsvolle Szene hier 'hinter den kleinen Fenstern' gespielt wurde (S. 37), so kann man nur prinzipiell fragen: wozu war denn sonst ein so groſser Raum mit einem Fenster am anderen auf der Bühne aufgebaut? Speziell sträubt sich Neuendorff dagegen, daſs hier Julias Schlafzimmer lag, in dem sie das Gift trinkt und dann scheintot gefunden wird (Rom. IV 3—5); aber kurz vorher, bei Romeos Abschied nach der Liebesnacht (III 5), war doch ihr Schlafzimmer so hoch gelegen, daſs Romeo auf der Strickleiter herunterklettern muſste (I'll descend); sollte es inzwischen verlegt worden sein? Auch die nötigen Verse zwischen dem Befehl an die Amme, zu Julia hinaufzugehen, und ihren ersten Worten oben sind vorhanden, wenn man sie nur in einer guten Ausgabe suchen will, in Q^2 oder in der Folio und nicht, wie Neuendorff, in der notorisch lückenhaften Q^1: *Go, waken Juliet, go* wird ihr zugerufen; dann nach einer Zwischenzeit: *hie, make haste*; dann nochmals: *make haste, the bridegroom he is come already, make haste I say* — in dieser Zeit kann selbst eine Alte über die wenig mehr als zehn Fuſs hohe Treppe hinaufkommen.

Das Buch gipfelt in einer nicht ganz klaren Beurteilung der 'Wechseltheorie'. Reynolds hat diesen Namen geschöpft (alternation theory) und mag alle schiefen Auffassungen, die daraus entsprangen, verantworten. Es handelt sich nicht darum, daſs regelmäſsig zwischen je zwei Hinterbühnen-

szenen eine Vorderbühnenszene eingeschaltet wurde, oder um dergleichen mechanische Äußerlichkeiten, sondern um die Möglichkeit und Gepflogenheit, auf der Shakespearischen Bühne nach einer oder mehreren Szenen gewisse unentbehrliche Requisiten mit Hilfe des Mittelvorhanges so zu wechseln, daſs keine Unterbrechung des Spieles eintrat. Indem ich die Schlegel-Tiecksche Übersetzung neu herausgab, fiel mir Drama für Drama die Rücksichtnahme Shakespeares auf dies Vorhanggesetz auf, und einige Reflexion ergab, daſs er regelmäſsig die bedeutsamsten Szenen durch Illusionsausstattung hervorhob auf Kosten minder gewichtiger Szenen, für die der farblose und allgemeine Raum vor dem Vorhang genügte. Um Parallelen für dies Vorgehen beizubringen, verwandte Möglichkeiten, auch Schwankungen und Begrenzungen, muſsten die anderen Dramatiker seiner Zeit mit durchforscht werden. Diese Aufgabe ist durch Neuendorff im wesentlichen geleistet worden, und es haben sich weniger Abweichungen vom Shakespearischen Gebrauch herausgestellt, als ich erwartet hatte.

Berlin. A. Brandl.

Jean Beck, La musique des Troubadours. (*Les musiciens célèbres.* Paris, H. Laurens, éditeur.) 8°. 128 S.

Der Verleger H. Laurens hat ein Bändchen seiner Sammlung '*Les musiciens célèbres*' nun auch der weltlichen Musik des Mittelalters gewidmet und mit der Abfassung desselben Herrn J. B. Beck beauftragt. Das Unternehmen des Verlegers, auch die gebildeten Dilettanten mit diesem interessanten, aber meist noch ganz unbekannten Zweig der Musikgeschichte etwas vertraut zu machen, verdient alles Lob; ebenfalls muſs die Wahl des Verfassers gebilligt werden. Ist doch kaum ein Forscher durch umfassende Quellenstudien für eine solche Arbeit besser ausgerüstet als Herr Beck. Die Aufgabe, einem Laienpublikum äuſserst schwierige, zum Teil noch nicht völlig gelöste Fragen in einem Büchlein, dessen Raum begrenzt war, zu erklären, war keine leichte. Herr B. hat sich auch die Schwierigkeiten nicht verhehlt; er entschuldigt sich im Vorwort, daſs er nicht jede Behauptung durch vollständige Beweisgründe haben stützen können; er habe sich aber bemüht, nicht allein Lehrsätze aufzustellen (*de faire apprendre*), sondern dieselben auch genügend zu erklären (*de faire comprendre*).

Zwei Hauptfragen werden in dem Buche behandelt: einmal die, in welcher Weise die überlieferten Monodien zu lesen und zu interpretieren sind, ferner (allerdings kürzer und oft nur gelegentlich) die Frage nach dem Verhältnis dieser Kunstlieder zum kirchlichen und zum volkstümlichen Gesang.

Der erste Teil, der die Überlieferung und Interpretation der weltlichen einstimmigen Melodien behandelt, ist ein sehr klar geschriebener Abriſs der in dem gröſseren Werke 'Die Melodien der Troubadours' (Straſsburg 1908) ausführlicher angestellten Untersuchungen und der modalen Theorie. Da Beck in dem französischen Buche nichts wesentlich Neues sagt[1] und das wissenschaftliche Werk schon früher an dieser Stelle (*Archiv* CXXI, Heft 3/4) besprochen wurde, so sei auf diese Rezension hingewiesen. Ist die modale Übertragungsmethode im allgemeinen als die richtige zu betrachten, so bieten doch manche Fälle für die Bestimmung des Modus nicht unerhebliche Schwierigkeiten. Auf diese hätte B. auch kurz eingehen können; er begnügt sich aber mit der Bemerkung, daſs das System kein starres sei, und daſs dem Sänger eine gewisse Freiheit gelassen wurde (p. 60). In einer Fuſsnote (p. 56) macht Beck eine neue und nicht un-

[1] Riemanns Artikel über 'die Beck-Aubrysche modale Interpretation' (Sammelbände der I. M. G. XI. Heft 4), sowie Fr. Ludwigs Entgegnungen (Zeitschrift der I. M. G. XI. Heft 12) erschienen erst nach dem Druck der Beckschen Schrift.

wichtige Bemerkung über den zweiten Modus. Er hatte ihn schon früher als den spezifisch romanischen bezeichnet, und will in demselben nun auch den Rhythmus des echten *cantus planus* finden. Wir sind gespannt auf die Ausführungen, die B. über diese neue Theorie uns verspricht.

Im zweiten Teil wendet sich Beck den Melodien selbst zu. Er bespricht kurz die einzelnen lyrischen Gattungen: die Kanzonen, das Sirventes, die Tagelieder, die *chansons de toile*, die Romanzen, die Pastorela und das Tanzlied. Für jede Art gibt er interessante und gut gewählte Beispiele. Bei Besprechung derselben streift er die Frage nach ihrem musikalischen Ursprung an und stellt den Grundsatz auf: alle diese Monodien sind Kunstlieder, deren Wurzeln nicht im Volksgesang, sondern im gregorianischen Choral zu suchen sind. Er stützt sich im wesentlichen auf folgende Punkte: zunächst sei der Einfluſs der Klöster ins Auge zu fassen; der Musikunterricht war ein wichtiger Zweig des Unterrichts in den Klosterschulen. B. erinnert an die Bedeutung der Abtei St-Martial in Limoges für die Kirchenmusik und nimmt an, daſs der Einfluſs der dortigen musikalischen Studien sich auch auf die weltliche Musik erstreckt habe. Diese Vermutung wird für B. zur Gewiſsheit durch die Annahme, daſs die Melodien der älteren Troubadours religiösen Charakter tragen (p. 23). Ich kann mich den Erklärungen B.s nicht völlig anschlieſsen. Der Umstand, daſs ein Lied Wilhelms von Poitiers und die 'Alba' Girauts von Bornelh in das *Mysterium der heiligen Agnes* aufgenommen wurden, beweist nichts. Zu jeder Zeit hat die Kirche weltliche Lieder, die besonders beliebt und populär waren, durch Unterlegen geistlicher Texte für ihre Zwecke zu benützen gesucht. Von den Liedern Marcabrus sagt B., sie zeigten alle, mit Ausnahme der Pastoreta *L'autrier iost' una sebissa*, religiöse Inspiration. Nun sind aber nur vier Melodien Marcabrus überliefert; zieht man die Pastoreta ab, so bleiben drei übrig, und bei den Liedern *Bel m'es quant son li fruit madur* und *Dirai vos senes doptansa* habe ich Mühe, besondere Anklänge an gregorianische Melodien zu finden. Es wäre also nur das Kreuzlied zu nennen, das allerdings kirchlich beeinfluſst zu sein scheint. Eher werden wir an den gregorianischen Choral durch den melodischen Charakter des Liedes Jaufre Rudels *Lanquand li iorn son lonc* ... erinnert. Auch die Versetzung der Melodie in eine höhere Lage für den zweiten Teil des Liedes (wie das besonders deutlich in der Fassung der Handschr. *R* hervortritt) ist im Choral nicht selten (vgl. z. B. die Antiphon der Weihnachtsvesper *Hodie Christus natus est*, *Lib. us.* p. 166).[1] Im Charakter der Melodie aber, wie B. es tut, eine Stütze für die Annahme Appels, daſs das Lied religiösen Sinn habe (s. *Archiv* CVII, p. 338 ff.), zu finden, das vermag ich nicht. Es gibt Lieder, die durchaus weltlich sind, deren Melodien teilweise an Kirchengesänge erinnern. So klingt der Anfang der Reverdie *Volez vos que je vos chante* ungefähr gleich dem der Antiphone *Euge, serve bone* und den anderen, nach derselben Melodie gesungenen Antiphonen (cf. *Lib. us.* p. 649, 196 usw.), was B. richtig vermerkt mit den Worten: *'Le début est la forme caractéristique de nombreux chants religieux, Antiennes par ex.'* (p. 107). Da aber der weitere Verlauf der Melodie ganz verschieden ist, so möchte ich diesem Zusammentreffen der Anfangsnoten keine allzu groſse Bedeutung beimessen. Jedenfalls würde ich hier eher unbewuſste Anlehnung sehen als eine bestimmte Absicht, *'afin de favoriser la propagation de sa charmante chansonette'* (B. p. 108). Daſs die Melodien der Kirche den Troubadours im Ohre lagen, ist selbstverständlich; ebenso übte die Kunst der kirchlichen Sänger ihren Einfluſs auf die weltlichen. Mit Recht weist also B. auf die Ähnlichkeit derjenigen Figuren, die die Noten umranken und verzieren. Hinwieder scheint mir das Heranziehen der 'Allelujas'

[1] Ich zitiere nach der Ausgabe von 1904, die mir vorliegt, des '*Liber usualis missae et officii, Editio solesmensis.*'

(p. 24 u. a.) nicht gerade passend; in diesen Gesängen haben wir viel längere Koloraturen, außerdem fehlt ein wichtiges und für die Allelujas charakteristisches Moment in den Troubadourmonodien, nämlich die Imitation, Widerholung oder Umkehrung eines Motivs (cf. z. B. Alleluja der ersten Weihnachtsmesse, *Lib. us.* p. 151, oder zur Himmelfahrt, *Lib. us.* p. 457, usw.). Der Melodie der Allelujas besonders verwandt erscheinen Beck die Tagelieder und die *chansons de toile* (p. 96), und zwar offenbar wegen der etwas komplizierten Verzierungen, die sich in manchen derselben vorfinden. Gewiß verlangt der Vortrag der Alba des Cadenet *Bem platz longa nuech* oder der Chanson *Bele doette* große Kunstfertigkeit, ja gesangliche Virtuosität. Aber sehen wir etwas näher zu und fragen wir uns: sind denn diese schwierigen Koloraturen integrierender Bestandteil der Melodie? Wenn man sie wegläßt, so erscheint meistens eine durchaus einfache Melodielinie.

Gerade in den *chansons de toile* ist das Experiment leicht zu machen; am klarsten tritt es (unter den im Chansonnier de St-Germain überlieferten) bei dem Lied *En un vergier* hervor; aber auch die sehr kompliziert erscheinende Melodie von *Bele Doette* läßt sich auf eine einfache, unverzierte Melodie zurückführen, die etwa so lauten könnte:

Be - le Do - et - te as fe - nes-tres se siet, Lit en un

li - vre mais au cuer ne l'en tient. De son a - mi Do - on

li re - so - vient Q'en au-tres ter - res est a - lez tor-noi-

er. E or en ai dol.

Die Melodie ist (worauf schon Schläger, *Festgabe für Suchier*, hingewiesen) äußerst einfach gebaut, und nur die virtuosen Verzierungen lassen sie beim ersten Anblick kompliziert erscheinen.[1] Daß Sänger, die über eine vollkommene Gesangstechnik verfügten, dieselbe gern bewundern ließen, liegt auf der Hand. Außerdem aber zeigt ein Vergleich der in mehreren Manuskripten überlieferten Lieder, daß die Verzierungen nicht immer an gleicher Stelle stehen und auch bald einfacher, bald komplizierter sind (schon aus den im früheren Buche Becks auf S. 54—64 gegebenen Beispielen ist das leicht zu ersehen), also von den Sängern und Schreibern bis zu einem gewissen Grade willkürlich hinzugefügt oder weggelassen wurden. Wenn also Beck S. 103 schreibt: '*Les chansons de toile n'ont pas été composées pour, et encore moins par de petites fileuses de lin, mais par des poètes-*

[1] Bei der Koloratur auf *li* zweimal den Pressus zu lesen, wie B. (S. 103) tut, scheint mir nicht richtig. Auch sonst sind mir einige Verzierungszeichen wie S. 102 auf *vos* und am Schluß des siebenten Taktes nicht recht erklärlich.

musiciens consommés', so werden wir ihm das für die überlieferte Fassung gern zugeben, mit der Restriktion aber, daſs es sich vielleicht um Bearbeitung älterer einfacherer Melodien, die ganz gut auch von Natursängern haben gesungen werden können, handelt. Und wenn B. weiter solchen Melodien jeden volkstümlichen Ursprung und sogar jede Popularität abspricht und nur eine Verwandtschaft mit gregorianischen Melodien sieht, so möchte ich darauf erwidern: es ist nicht schwer, in den Troubadourliedern verwandte Züge mit gregorianischen Melodien, die uns in groſser Anzahl und verschiedenen Versionen erhalten sind, zu finden. Von etwaigem Volksgesang aber ist uns nichts überliefert, so daſs wir hier auf Vermutungen angewiesen sind. Vielleicht würde es aber möglich sein, wenn einmal alle Troubadours- und Trouvèresmelodien zur Verfügung stehen, durch Vergleiche derselben untereinander gewisse Melodietypen herauszufinden, die auf eine ältere, vielleicht volkstümliche Version zurückweisen würden.

Fragen wir uns jetzt zum Schluſs: ist B. dem von ihm aufgestellten Grundsatz '*de ne pas seulement faire apprendre, mais de faire comprendre*' im Verlaufe seines Buches treu geblieben? so möchte ich mit Nein antworten. Er weckt vielmehr eine Menge Zweifel, er stellt Probleme auf, ohne eine überzeugende Lösung zu geben. Anderseits ist es wieder ein Vorzug des Büchleins, daſs es so anregend wirkt, und wir können nur wünschen, daſs der Verfasser selbst und andere sich weiter bemühen, die Lösung der vielen interessanten Fragen zu beschleunigen.

Frankfurt a. M. Theodor Gerold.

Émile Perrier, Scudéry et sa sœur à Marseille (1644—1647).

113 S. Valence, Imprimerie Valentinoise, 1908. Tiré à cinquante exemplaires. En vente chez l'auteur, Villa du Bocage, Mazargues (Marseille). 5 Fr.

Der Verfasser will nach unveröffentlichten oder wenig bekannten Dokumenten das Leben von Georges und Madeleine de Scudéry in Marseille in seinem Zusammenhang mit dem von der Pariser Welt so verschiedenen sozialen Milieu dieser Stadt darstellen und uns mit einigen Freunden der Scudéry, die im *Grand Cyrus* und der *Clélie* eine Rolle spielen, bekannt machen.

Die Schrift bringt auſser einigen so gut wie belanglosen biographischen Notizen über einige Bekannte der Schriftstellerin nichts Neues, ja stellt sich in ihren wesentlichsten Teilen als ein Plagiat des Buches von Rathéry und Boutron: 'Mademoiselle de Scudéry, sa vie et sa correspondance' (Paris, 1873), dar. Mit einer naiven Unverfrorenheit plündert der Verfasser, der sich als *membre des académies d'Aix, de Marseille et de Vaucluse, ancien président de la société de statistique de Marseille* vorstellt, dieses Werk, das er nirgends auch nur mit einem Hinweis erwähnt. Seine Arbeit ist weiter nichts als eine erweiterte Darstellung des ersten Kapitels bei Rathéry und Boutron. Er folgt ganz der Anordnung dieser Autoren, schreibt ganze Sätze wörtlich ab, ändert hier und da einmal ein Wort, färbt leise den Ausdruck ein wenig anders, setzt ein Adjektiv hinzu, druckt die von Rathéry und Boutron veröffentlichten Briefe ganz oder teilweise ab, stellt die gleichen Reflexionen an und tut bei alledem, als ob er die Ergebnisse seiner eigenen Studien vorbrächte.

Ein einziges Beispiel mag die Methode des Herrn Perrier veranschaulichen. Mademoiselle de Scudéry spricht in einem ihrer Briefe von einer jungen, schönen Dame aus Marseille, die es liebe, mit ihrer Gelehrsamkeit zu prunken. Nachdem er einen Teil des Briefes zitiert hat, schreibt er: '*Malgré la petite épigramme du début, il y avait trop d'affinité entre ces deux femmes pour qu'elles ne devinssent pas bientôt amies intimes. Mais elles avaient compté sans l'intolérance et la pruderie provinciales, comme le*

laisse à entendre la dernière phrase de la lettre que nous venons de citer' (p. 50). Bei Rathéry und Boutron steht zu lesen: *'Malgré cette petite épigramme, que n'auraient pas attendue ceux qui veulent absolument voir une Philaminte dans Mlle de Scudéry, il y avait là trop d'affinités naturelles pour qu'une liaison ne s'établît pas entre ces deux femmes. Mais elles avaient compté sans l'intolérance et la pruderie provinciales, comme le laisse entendre la phrase suivante ...'* (p. 26). Perrier fragt: *'Quelle était donc cette belle fille dont Mlle de Scudéry n'a pas dit le nom et que Victor Cousin n'a pas même soupçonnée?'* Bei seinen Gewährsleuten fand er: *'Quelle était donc cette fille que la lettre ne nomme pas et que M. Cousin n'a pas nommée?'* Und dann behauptet er, daſs er so glücklich gewesen sei, die Maske zu lüften: daſs diese Dame niemand anders sei als Françoise de Diodé, die im *Grand Cyrus* als Philiste auftrete. Er zitiert eine lange Erzählung von Tallemant des Réaux zum Beweise seiner Behauptung. Jeder Leser muſs annehmen, seinen Studien und seiner Kombinationsgabe sei dieser Fund gelungen, in Wahrheit ist die ganze Entdeckung auf der gleichen Seite 26 bei Rathéry und Boutron verzeichnet.

Näher auf dieses unehrliche Machwerk einzugehen, lohnt sich nicht. Nur um diejenigen, die sich etwa einmal mit den Geschwistern Scudéry zu befassen gedenken, auf seine Wertlosigkeit hinzuweisen und ihnen die Mühe und Kosten der Anschaffung der Schrift zu ersparen, ist diese Anzeige verfaſst worden.

Gieſsen. **Walther Küchler.**

Daniel Mornet, Le Sentiment de la nature en France de J.-J. Rousseau à Bernardin de Saint-Pierre. Paris, Hachette, 1907. 572 S.

Der erste Eindruck der Lektüre dieses Werkes ist der des Staunens über den Benediktinerfleiſs seines Verfassers. Seine Argumentation besteht aus einem unübersehbaren Gefüge kleinster Mosaikstückchen, die aus einer immensen Literatur mit staunenswerter methodischer Geschicklichkeit zusammengesucht wurden. Der bibliographische Index enthält 887 Nummern. Unter diesen 887 Nummern sind viele, die allein für sich eine Zeitschrift mit vielen Jahrgängen oder Œuvres complètes mit vielen Bänden bedeuten. Auf welches Raffinement in der Kunst des Lesens und Suchens läſst das schlieſsen! Diese dokumentarische Methode kommt der ästhetischen Wirkung des Buches nicht zugute; es wirbelt uns vor den Augen, wenn die tausend Blättchen aus dem Zettelkasten des Verfassers uns zufliegen. Aber der Autor ist sich dessen bewuſst; er sucht eben sein Verdienst in der Solidität der wissenschaftlichen Beglaubigung und arbeitet so in der Überzeugung, daſs man groſse geschichtliche Thesen nur wagen kann, wenn man vorher eine Menge von 'Detailgewiſsheiten' gesammelt und zusammengefaſst hat. Darum hat sein Fleiſs, den keine Mühe bleichte, sich nicht bloſs dem Groſsen, dem Geistvollen, dem Interessanten zugewendet, er hat mit gleicher Sorgfalt auch den schon im Entstehen vergessenen Schund der Papierschmierer durchmustert. Denn als Zeugen kommen auch diese obskuren Äuſserungen, kommt auch 'das bescheidene Leben der mittelmäſsigen Seelen' in Betracht. Das ist gewiſs richtig. Aber noch wichtiger als diese schriftstellerischen Mediokritäten oder Nullen wären, wenn man sie fassen könnte, d i e bescheidenen Seelen, die überhaupt nichts geschwatzt und die nicht geschriftstellert haben. Und sie werden eben auch von der exaktesten Dokumentenmethode nicht gefaſst. Darum sei hier im Vorbeigehen ein Fragezeichen angebracht, das den Wert dieser Exaktheit betrifft. Es könnte sich z. B. mit dem Naturgefühl ähnlich verhalten wie mit anderen höheren Gefühlen, beispielsweise dem religiösen. Wie es eine stumme Religion gibt — und sie gehört nicht zu den schlechtesten Arten von Religiosität —, so könnte es ein lebendiges und tiefes Naturgefühl geben, das der literarischen Ausdrucksfähigkeit

völlig entbehrt. Man denke z. B. an das, was G. Keller in Romeo und Julia über unsere Bauern sagt, denen eine flache Städterpsychologie das Naturgefühl absprechen oder höchstens in der Abart eines utilitarischen Natursinns zugestehen möchte. Und anderseits, wie man von den Klassikern der Religion, Jesus z. B., lernen kann, religiöse Äufserungen mit kritischem Mifstrauen darauf zu prüfen, wieviel und ob überhaupt Religion in ihnen steckt, so wird man auch das, was Naturschwätzer und Naturschwärmer vorbringen, erst auf seine Echtheit zu prüfen haben.

Diese Bedenken, die sich gegen die Methode im allgemeinen wenden, sollen aber ja nicht die Meinung erwecken, als haben wir es in unserem Verf. mit einem kritiklosen Zettelsammler oder einem philologischen Dryas-dust zu tun. Bewundernswerter noch als sein Fleifs ist seine Kunst des Zusammenschauens und Charakterisierens in anschaulichen Bildern, die sich glänzend bewährt, wo es sich um gröfsere Gruppen, um allgemeine Strömungen und Strebungen handelt, die aber auch in der Individualpsychologie nicht versagt, wie das feine, tiefeindringende Kapitel über Rousseau beweist.

Wir versuchen einen Eindruck zu geben von dem Neuen, das unser Verf. entdeckt hat, und von der eigentümlichen, schärferen Beleuchtung, in die er Altes und Bekanntes gestellt hat. Durch die wirklich schlechte Architektonik seines Buches, die nicht besser wird auch in dem Schlufskapitel der Conclusions, das die Ergebnisse unnötig kompliziert, hat der Verf. diese Aufgabe nicht leicht gemacht. Die Meinung, vor Rousseau habe der Franzose nur Sinn für die Freuden des mondänen Lebens, nicht für die der Natur gehabt, ist zu berichtigen. Ein immer stärkerer Zug aufs Land macht sich schon lange vor 1750 geltend; dazu wirken ungefähr dieselben allgemein menschlichen Motive zusammen, die heute unsere Sommerfrischler aus den Städten herauslocken. Sie werden verstärkt durch einige zeitgeschichtliche Kräfte, z. B. die philosophische Lehre vom Naturstand und die Utopie vom goldenen Zeitalter, die 'Agromanie', wie unser Verf. sich ausdrückt — man könnte auch sagen, die agrarische Romantik, die hinter den physiokratischen Gedanken steht und die Voltaire zum 'Patriarchen' von Ferney gemacht hat, das wachsende Interesse der Laien an der Botanik u. a. m. Literarisch drückt sich diese Strömung, dem Wechsel der Stimmung entsprechend, in doppelter Weise aus, in der Boudoirpoesie der 'églogue galante' und in der 'églogue naïve'. Bei der ersten, vertreten durch Fontenelles und Bernis Idyllen, erinnere man sich an die ewig jungen, lächelnden, mit Atlas und Seide geschmückten Schäfer und Schäferinnen der Bilder Bouchers und Watteaus, denen das Land die 'volupté' bedeutet. Die zweite steht unter dem Einflufs Gefsners und zeigt uns jene Pärchen glücklich Liebender, jene Gruppen tugendhafter Familien, zärtlich sich umschlingend, unter Tannen träumend, Herden weidend. Der biedere Schweizer Landmann, der freie, zufriedene Mensch der Natur, wird angesungen. Halbehrlich heifst unser Verf. diese Ländlichkeit neben der ganz verlogenen der galanten Idylle, und eben darum könnte man fragen, ob das Wort 'naïve' in seiner Überschrift nicht besser durch ein anderes, etwa moralistisch-sentimental ersetzt würde. Es ist die Welt, in der 'alle jungen Mädchen hübsch, tugendhaft und zärtlich, alle jungen Männer freundlich, brav und ehrfurchtsvoll sind, wo es unter einem milden Himmelsstrich nichts als wohltuende Fernblicke, duftende Lenze, kristallklare Bäche, frisches Moos und einladende Haine gibt.' Sehr fein nachgewiesen ist, wie Rousseau, wenigstens nach einer der vielen Seiten seines Wesens, noch ganz an dieser Welt hängt, die er nicht geschaffen hat, in der er vielmehr nur dem Strome folgt, der durch seine Zeit geht. Sein *Devin du village*, sein ungeniefsbarer *'Lévite d'Ephraïm'* waren ihm sehr ans Herz gewachsen. Gefsner war neben Tacitus und Plutarch einer seiner drei Lieblingsschriftsteller. Wenn er gegen die Zurechtstutzung der Natur in den regelgerechten Gärten seine Stimme erhob, so scheint

er offenbar gegen die Eremitagen, Melkereien, Parkhüttchen im Trianonstil nichts auf dem Herzen gehabt zu haben.

Trotzdem wirken die 'Neue Heloïse' und nachher die 'Confessions' umwälzend wie eine Offenbarung. Denn Rousseau ist mehr als Gefsnerischer Schäfer, er ist der leidenschaftliche Mensch, der die *'nature état d'âme'* entdeckt. Für ihn belebt sich die Natur mit dem Lebensgeist, den er ihr leiht, und drückt ihm so das Tiefste aus, was in seinem eigenen Innern lebt. Dieses Kapitel ist der Höhepunkt. Wir können unserem Verf. nicht mehr auf den vielverschlungenen Wegen folgen, auf denen er uns zeigt, wie es 'sich verbreitet in ganze Scharen, das Eigenste was ihm allein gehört'. Nur der Nachweis verdient noch eine besondere Erwähnung, wie Bernardin etwas bringt, das Rousseau nicht hat, und das das moderne Naturgefühl von dem Rousseauschen unterscheidet. Die Rousseauschen Landschaften strahlen die Seele des Autors wider, aber mit ihren blassen Farben und verschwommenen Linien haben sie nicht die unpersönliche Schönheit der Farben und Linien der Dinge selbst. Seine Erinnerungen rufen nicht die Dinge in ihm auf, sondern die seelischen Erregungen, die sie ihm vermittelten; die zahllosen Korrekturen, die man in seinen vielen Konzepten findet, beziehen sich alle nur auf den musikalischen Tonfall seiner rhythmischen Perioden. Bernardin hat das geniale Malerauge, das Rousseau fehlt; er hat eine viel reicher ausgestattete Palette. Nun braucht es nur noch das Genie Chateaubriands, um die Kunst zu vollenden, die Schönheit der äufseren Welt ohne Abzug in Wortzeichen zur Darstellung zu bringen.

Eine Fundgrube der Belehrung über das 18. Jahrhundert — mit diesem Eindruck legen wir das Buch aus der Hand.

Stuttgart. Sakmann.

Gustav Wifsler, Das schweizerische Volksfranzösisch. (Berner Dissertation. Sonderabdruck aus den *Rom. Forschungen* XXVII, H. 3.) Erlangen, Junge & S., 1909. 162 S. 8.

Mit dieser Arbeit ist ein vielversprechender Anfang zum Studium des provinziellen Französisch gemacht worden, zum Studium eines Gegenstandes, der bisher nur in verstreuten Bemerkungen und kurzen Skizzen behandelt wurde. Es ist jene Art des Französischen, die in den verschiedenen, vom Zentrum abgelegenen Teilen zunächst die Mundart ablöst, und die sich von der Sprechweise des Zentrums noch ziemlich stark entfernt, obwohl sie 'in der Wortform durchaus der Schriftsprache entspricht' (Meyer-Lübke, *Hist. Gramm. d. frz. Spr.*, S. 20). Hoffentlich bleibt dieser wichtige Gegenstand nun dauernd dem Repertoire der wissenschaftlichen Forschung einverleibt.

Es möge mir gestattet sein, in Kürze zu zeigen, weshalb dieser neue Zweig der linguistischen Forschung unsere ganze Aufmerksamkeit verdient. Dafs es sich kaum um ein praktisches Interesse handeln kann, liegt auf der Hand. Wenn ein Buch wie das Wifslers durch seinen ausführlichen Index die Möglichkeit bietet, rasch zum Verständnis der wichtigeren Provinzialismen, die man etwa auf einer Reise in der Schweiz zu hören bekommt, zu gelangen, so mag das unter Umständen ganz angenehm sein, aber es ist doch die Nebensache. Das Hauptinteresse, das wir dem Gegenstand entgegenbringen, liegt jedenfalls nach der theoretischen Seite. Und hierbei wieder wendet es sich nicht etwa so stark wie bei der Untersuchung der Mundarten dem Stofflichen zu; es dreht sich nicht um die Frage: Was wird gesprochen? Die Elemente sind ja bekannt, sie sind entweder schriftsprachlich oder mundartlich. Wären die betreffenden Mundarten spurlos verschwunden, dann allerdings würden die Eigentümlichkeiten der schweizerischen Volkssprache als einziger Rest dieser Mundarten auch unser paläontologisches Interesse erwecken und müfsten

uns erraten helfen, was aus dem Volkslatein in jenen Gegenden geworden ist. Das ist nun nicht der Fall. Wir sind über die franko-prov. Dialekte der Schweiz verhältnismäfsig gut unterrichtet und werden noch besser unterrichtet sein, wenn die grofsen Werke, an denen jetzt in der Schweiz gearbeitet wird, vorliegen.

So lenkt sich denn unser Blick nicht auf das Was, sondern auf das Wie, auf die biologischen Fragen. Die Bildung einer Gemeinsprache, die Verdrängung der Mundart durch die *κοινή* ist ein häufiger, ja man kann sagen, bis zu einem gewissen Grade regelmäfsiger Vorgang des Sprachlebens, über dessen eigentliches Wesen und verschiedene Etappen wir eigentlich nur erst sehr mangelhaft orientiert sind. In der Westschweiz spielt sich dieser Vorgang unter unseren Augen ab, und wir haben hier das denkbar günstigste Terrain zu Beobachtungen, weil wir hier die drei Sprachformen: Schriftsprache, Volkssprache und Mundart nicht blofs aus Literaturwerken, sondern an der Quelle als wirklich gesprochene Idiome studieren können. Nun ist ja gewifs nicht ausgemacht, dafs die Dinge sich überall in gleicher Weise abspielen, ja es ist sogar wahrscheinlich, dafs sich etwa die Verdrängung der altitalischen oder gar der keltischen Mundarten durch das Lateinische in manchen Punkten abweichend vollzogen hat. Immerhin haben Schlüsse, die sich auf wirklich beobachtetes Material stützen, einen viel höheren Wert als solche, die sich auf blofser Spekulation aufbauen. —

Die Ausbreitung des Schriftfranzösischen in der Schweiz geht in die Anfänge der Neuzeit und vielleicht noch weiter zurück. Sie hat ihren Ausgangspunkt in den grofsen Städten. Von hier ist das Gemeinfranzösische in die Umgebung und in die kleineren Städte gedrungen. Gegenwärtig hat es hier überall die alten Mundarten vollständig verdrängt und führt nun gegen sie auf dem Lande einen siegreichen Kampf ums Dasein. Es ist aber bei diesem Siegeszug nicht unberührt geblieben, sondern hat eine grofse Anzahl Elemente aus der Mundart aufgenommen und wieder abgestofsen. Die Entwicklung der Mischungsverhältnisse, die sich dadurch ergeben, steht nach dem Gesagten im Mittelpunkt des Interesses, und darüber gibt die fleifsige Arbeit Wifslers denn auch vielfach erwünschten Aufschlufs.

Ein vollständiges Bild der Verhältnisse können wir uns allerdings aus dem Buche nicht machen, und das zu bieten lag auch nicht in seiner Absicht. So ist vor allem die Syntax fast gänzlich unberücksichtigt geblieben, die vieles Eigentümliche und Beachtenswerte bietet. Auch was W. in dem Abschnitt über die Lautlehre bringt, ist, wie wir sehen werden, zur Lösung der verschiedenen Grundfragen nicht ausreichend. Für diesen Zweck wünschte man ferner detaillierten Einblick zu erhalten in die Verschiedenheiten, die sich zwischen den einzelnen Orten und zwischen den einzelnen sozialen Schichten ergeben, und das wäre bis zu einem gewissen Grade durch Sprachproben möglich gewesen, die W. an den verschiedenen Orten, die er aufgesucht hat, sich leicht hätte verschaffen können. Doch wir begnügen uns vorläufig gern mit dem vielen Wissenswerten, das uns jetzt schon vorliegt.

Der Einflufs der Mundart zeigt sich vor allem im Wortmaterial. Der Schweizer Wortschatz hat sein besonderes Gepräge, und W. hat eine schwere Menge von der Schriftsprache abweichender Ausdrücke zusammengebracht. Dafs seine Sammlung noch lange nicht vollständig ist, hat mir ein flüchtiges Durchblättern von B. Vallottons 'Portes entr'ouvertes' gezeigt, bei dem ich auf folgende nicht von W. gebuchte (aber zum Teil in Sachs-Villatte erklärte und dort als schweizerisch bezeichnete) Wörter gestofsen bin: *se royaumer, dordon, jugner, trajeter, niaffe, cassoton, berclure, s'énuquer, sache, senailler, pécleter* (S. 160 zu *péclet* = an der Klinke herumarbeiten?), *taguenasser, ennioler, épouairé, courater, bicler, monte-cou, assomme-monde, ristous, pétouillage, -on, châne, brique* 'Scherben', dazu *bri-*

quer ébriquer, *épécler*, *bedoume*, *monteh!*[1] Dann eigentümliche Gebrauchsarten, wie *escalier* für 'Stufe', *écouter* für 'entendre', *lever* 'stehlen', *raison* nach altfrz. Weise für 'Rede' od. ähnl. (S. 221), *agoniser* trans., reflexive Verba wie *se rentrer*, *se descendre*, *se penser*, *se veiller*, *se tenir* für das intransitive Verb oder spezialisiert, usw. In das lexikalische Gebiet gehören auch die stehenden Redensarten, die W. von vornherein ausgeschlossen hat, wie *passé le double* 'mehr als die Hälfte', *cent maisons et passe*, *route dedans!*, *il y a vieux que* u. ä., *d'une tirée*, *au tout fin* u. dgl. — Der Wortschatz stammt zum grofsen Teil aus der Mundart. W. hat mit klarem Blick die Momente hervorgehoben, die die Erhaltung des dialektischen Gutes begünstigten, resp. das Eindringen des schriftfranzösischen Ersatzes verhinderten, und sein Material auch nach diesem Gesichtspunkt geordnet. Solche Momente sind: Verknüpfung mit speziellen lokalen Verhältnissen (Bodenbeschaffenheit und Klima, Sitten und Gebräuche, Speisen usw.), Seltenheit der Ausdrücke im literarischen Gebrauch (namentlich für Details der Haushaltung, Landwirtschaft usw.; z. B. Wetzsteinkasten der Mäher, Schlachtbank, Zuwage beim Fleisch, Schweinsgrammeln [= Grieben] usw.), etymologische Verknüpftheit mit begriffsverwandten Wörtern (*beurrière* für *baratte*), Gewohnheit der Assoziation mit Nebenvorstellungen (*la lune baigne*), mit Schalleindrücken (*sicler* 'quietschen'), mit Lautsymbolen (*ouichter* 'peitschen'), gewohnheitsmäfsige Verknüpfung der Vorstellung mit einem Gefühlswert usw. Natürlich ist manchmal das Motiv nicht so leicht aufzufinden, und manchmal wieder konkurrieren mehrere Motive. Sprachpsychologisch am interessantesten sind wohl jene Wörter mit etwas komplizierterem Vorstellungsinhalt, die beibehalten werden, weil im Schriftfranzösischen kein äquivalenter Ausdruck besteht, trotzdem die Sache geläufig ist. Sie zeigen so recht deutlich, dafs der Inhalt der Mitteilungen bis zu einem gewissen Grade traditionell und von den vorhandenen Ausdrucksmitteln abhängig ist. Hierher gehören *acouet* (ungefähr entsprechend unserem 'Schneid''), *empare*, *cordre* 'gönnen', *cotter* in gewissen Bedeutungen, *emmoder*, *s'emmoder* (zu MOVITU), wohl auch *éme* (zu ÆSTIMARE).

Was nun die Herkunft dieser nicht schriftfrz. Bestandteile des Lexikons betrifft, so stammen sie, wie bereits bemerkt, zum gröfsten Teil aus der Mundart. Dabei ist nur zu beachten, dafs diese dialektischen Wörter nicht immer dem Dialekt der betreffenden Gegend entnommen sind, sondern offenbar der Volkssprache jenes Zentrums, von dem aus die Ausbreitung der frz. Gemeinsprache stattgefunden hat. Einige lehrreiche Beispiele dafür, die sich bei genauerem Studium wohl noch vermehren liefsen, gibt Wifsler S. 64. Ziemlich viel stammt in letzter Linie aus dem Schweizerdeutschen, und hier ist nicht immer leicht zu entscheiden, ob die Entlehnung direkt in die Volksprache stattgefunden hat oder ob die Mundart die Vermittlerrolle gespielt hat. Wahrscheinlich würden sich Beispiele für beides finden lassen. Ein Teil der Wörter endlich sind, mit dem Schriftfranzösischen verglichen, Archaismen, und auch hier wäre wieder zu untersuchen, ob sie eben in früherer Zeit zugleich mit der Schriftsprache in die Volkssprache übergegangen sind und sich nur in dieser fortgeerbt haben, oder ob sie dem Dialekt entlehnt sind, der sie seinerseits in früheren Perioden aus der Schriftsprache genommen hat. Daraus schon geht hervor, dafs sich der Umfang des dialektischen Einschlags noch nicht mit Sicherheit abstecken läfst, aber er ist jedenfalls erheblich.

Dagegen scheint — wenigstens nach dem zu schliefsen, was die Darstellung W.s uns bietet — der Einflufs der Mundart auf die Lautung

---

[1] Außerdem die auch anderwärts verbreiteten *septante*, *huitante*, *nonante*; *mêmement*; *rien* 'nicht' und *ne .. rien que* 'nur', *tantôt* 'Nachmittag', *venir* 'werden'. *escoffier* (freiburgisch) 'Schuster'.

ein auffallend geringer zu sein. Allerdings ist hervorzuheben, daſs W. nur ganz augenfällige Dinge erwähnt und uns über jene Punkte im unklaren läſst, die in der Schrift wiederzugeben auf Schwierigkeiten stöſst. Wir erfahren also nichts über eine spezifisch schweizerische Artikulationsweise der einzelnen Laute, nichts über die Quantität, nichts über Wort- und Satzakzent und Tonhöhe. Daſs W. diese höchst mühsame Arbeit, die nur mit einem groſsen Aufwand von Zeit und Apparaten befriedigend zu lösen war, nicht unternommen hat, darüber ist ja nun weiter nicht mit ihm zu rechten, da ja die wichtigen prinzipiellen Fragen, die sich an seine Arbeit knüpfen, überhaupt nicht in seinem Blickkreis gelegen sind. — Ich will also nur noch einige Einzelheiten erwähnen, die für W. leicht erreichbar gewesen wären. W. hat für seine Arbeit das obenerwähnte Buch von Vallotton benutzt; es hätte ihm also auffallen müssen, daſs dieser seinen Lausanner Polizeikommissär Potterat *pôrte, sôrte, éconôme, jôli, d'abôrd, rappôrt* aussprechen läſst. Er hätte uns wohl sagen können, ob dieser Zirkumflex nach neufrz. Schriftgebrauch geschlossene Aussprache des *o* (also wie *dépôt* = *dẹpǭ* oder *côte* = *kǭt*) oder bloſs Längung des Vokals bedeutet, wie wohl in *contoûr*. *â* bedeutet wohl, wie zumeist im Pariser Französisch, langes offenes *a*, sonst hätte V. neben *nationâle, sâle, fiâcre, mârche, raisonnâble, tâble, cârte, regârde, arâbe, ârbre, gendârme, fârce, pâpier, Sâtan* nicht auch *étâge, Gustâve, gaillârd* u. ä. geschrieben, wo das *a* bereits im Pariser Französisch lang ist. Aber was soll der Zirkumflex in *pâssent*, wo das *a* bereits in der Normalaussprache lang und offen ist? Etwa die Überlänge andeuten, den 'triple circonflexe', mit dem der Kommissär S. 117 das *âpre* spricht? Durch denselben Vallotton hätte W. auf das stark gerollte *r* in *tram* (S. 11), *grande* (S. 127) usw. aufmerksam werden können. Zu den Assimilationen (S. 35) zu stellen wären etwa die Fälle *pingeon* = *pigeon*, *crinsson* = *cresson* im Freiburgischen gewesen, vgl. Häfelin, 'Pat. rom.', S. 159 f.

W. will nun in manchen Besonderheiten der Aussprache dialektische Einflüsse (Lautsubstitution) erkennen; ob mit Recht, ist vielfach fraglich. Die palatalisierte Aussprache von *k*, *g* in Fällen wie *manqué*, *gueux* ist auch in der zentralfranzösischen Volkssprache sehr verbreitet, und daſs sie in früheren Zeiten auch den gebildeten Kreisen geläufig war, beweisen die Grammatikerzeugnisse von Dangeau und Boindin (Thurot II, 197 f.). Besonders *cintième* ist eine sehr weit verbreitete Aussprache, doch mögen hier zu den lautlichen Gründen auch analogische in Betracht kommen. W. wundert sich, daſs in den Karten des 'Atl. ling.' für *Auguste* und *figure* überall velares *g* erscheine. Es ist das wohl ein Zeichen dafür, daſs das Ohr des Franzosen an leichte palatale Färbung in diesem Falle schon zu sehr gewöhnt ist, um sie herauszuhören. Daſs *ẹ̄* für *ę̄* vielfach eine archaische Aussprache darstellt, hat W. selbst erkannt; diese Fälle von den anderen zu sondern, hat er leider versäumt. Die Verstummung des Endkonsonanten in Wörtern wie *toujou* (Thurot II 83), *veni, voleu*, die Aussprache eines dumpfen *e* in Gruppen wie *dãz ünᵉ fǫl'* entspricht offenbar ganz genau älteren Stadien der neufrz. Sprachentwicklung. Ja selbst die Aussprache eines ə hinter *soif*, *Alfred* läſst sich heute in gewissen Stellungen beobachten, und es fragt sich bloſs 1) ob eben diese Stellungen im Gemeinfrz. und im Schweizer Volksfrz. identisch sind, und 2) ob die Aussprache dieses reduzierten Vokals die gleiche ist. Denn wenn ein Autor ein solches *e* ein '*e* accentué' nennt, so scheint mir das nicht einfach ein Miſsverständnis für 'prononcé', sondern deutet vielleicht darauf hin, daſs es einem *ẹ* näher stehe als das heutige dumpfe *e* (= *ö*) des Gemeinfrz. Und selbst dies könnte im Gemeinfrz. eine Begründung finden, denn die heutige Aussprache des '*e* sourd' reicht schwerlich allzu weit zurück. Selbst die Aussprache *ãŋ* für *ã* usw. könnte einem älteren Stadium angemessen sein. — Dagegen wird *cl*, *pl* usw. mit alveolarem *l* gesprochen, obwohl die Mundart sie durch *kʎ*, *pʎ* und deren Derivate ersetzt hat; die

zahlreichen fallenden Diphthonge, die *ϑ*, *δ* der Mundart fehlen der Volkssprache gänzlich, usw.

Wenn man also den dialektischen Einschlag in der Aussprache abgrenzen will, worauf es W. anzukommen scheint, so wäre überall auf das genaueste zu untersuchen gewesen, was etwa den älteren Etappen der französischen Gemeinsprache (denn im 16. und 17. Jh. wurde ja schon in den Städten französisch gesprochen) auf die Rechnung geschrieben werden könnte und was nicht. Aber selbst bei diesem geht es nicht ohne weiteres an, mit dem Ausdruck Lautsubstitution zu operieren. Wenn nämlich z. B. *canâ* als Wiedergabe von *canard*, *moo* als Wiedergabe von *mort* erscheint, so ist keineswegs von vornherein ausgemacht, daſs für schriftfrz. *mort* direkt *moo* gesagt wurde, etwa weil ein *r* in dieser Stellung den Gewohnheiten des Dialekts widersprach. Es kann seinerzeit *kanar*, *mǫr* gesprochen worden sein und dies sich zu den heutigen Formen entwickelt haben, eine Entwicklung, die ja dann mit dem Abfall des *r* in der Mundart selbst parallel gehen konnte. Warum sollte sich das Volksfranzösische in der Schweiz in den vier Jahrhunderten, während deren wir seine Existenz nachweisen können, nicht ebenso gut weiter entwickelt haben wie das Gemeinfrz. in Paris oder wie die schweizerfrz. Mundarten? Die Ersatzdehnung spricht vielleicht zugunsten dieser Auffassung, doch müſste noch untersucht werden, wie alt der Schwund des *r* in der Mundart in analogen Fällen ist. Durch lautliche Tendenzen, die sich auch in der Mundart konstatieren lassen, aber wohl ohne direkten Einfluſs von ihrer Seite, wird ja auch, wie Wiſsler S. 35 richtig konstatiert, *feutre* im Volksfranzösisch zu *fleutre*.

Während stoffliche Elemente, die Vorstellungen bezeichnen, wie wir gesehen haben, in reichlichem Maſse der Mundart entlehnt werden, scheinen die stofflichen Elemente, die Funktionen bezeichnen (Personalendungen, Suffixe und Präfixe, Präpositionen), fast durchwegs dem Gemeinfrz. anzugehören. Wohl kommt es vor, daſs bei der Verknüpfung derselben mit den Begriffsträgern die mundartliche Auswahl Geltung behält, so wird als Partiz. von *sentir* nach dialektischer Art *sentu* gebraucht. Aber dies ist wohl nur dadurch möglich, daſs *-u* als schriftfrz. Endung von vielen anderen Verben her bekannt ist: die Partizipialendung -ECTU z. B., die in der Mundart eine ziemliche Verbreitung hat, ist in der Volkssprache nicht erhalten, weil sie im Gemeinfrz. keine Entsprechung hat. Eine Femininbildung *ver* — *verdə* hat sich erhalten können, weil sie von den französischen *sourd-e*, *bâtard-e* gestützt wurde; ein Beispiel des im Dialekt so ungemein häufigen Typus *-a*, *-ayə* dagegen scheint nicht vorzukommen. Manche Analogiebildungen dagegen scheinen von der Mundart vollständig unabhängig zu sein (*je m'asseye*, *il a s'agi* usw.). Auch bei der Ableitung scheinen mundartliche Formen nur dort aufgenommen zu sein, wo sie in schriftfrz. Typen passen (vgl. *neigeotter* u. dgl.), ja es werden mundartliche Formen direkt der Schriftsprache angepaſst (*matinier* u. dgl.). Daneben spielt aber hier auch, abgesehen von jedem mundartlichen Einfluſs, die analogische Neubildung und Kontamination eine groſse Rolle, wie immer in neugelernten Sprachen. Im ganzen werden wir also sagen können, daſs Einflüsse der Mundart im Bereich der Morphologie und Wortbildung wohl vorhanden sind, daſs sie sich aber nicht so sehr im Stofflichen, wie vielmehr im Formellen, in der Auswahl, zeigen. Dasselbe würde sich wahrscheinlich auch auf dem Gebiete der Syntax konstatieren lassen.

Aber damit sind noch nicht alle Erscheinungen erschöpft, die sich auf die Einwirkung der Mundart zurückführen lassen; es gibt noch einiges Interessante, das besonders innig speziell mit der Sprachmischung, d. h. mit dem Umstand verknüpft zu sein scheint, daſs ein Individuum zwei Sprachsysteme gleichzeitig beherrschen muſs. In den Lehnwörtern aus dem Dialekt werden die Laute entweder durch die gleichen oder nächststehenden französischen wiedergegeben: *cassein* — *cassin* usw., oder durch

diejenigen, die in anderen Fällen den dialektischen entsprechen: *dzinga — ginguer*. Dieses letztere Verfahren ist das besonders interessante, dessen psychologische Grundlagen noch zu untersuchen wären. Beide Verfahren werden aber dann auffällig, wenn das etymologisch gleiche Grundwort in anderer Form ohnehin im Französischen besteht: *lerger — léger, vouèpe — guêpe, avouillon — aiguillon* ('falsche Rückbildung'), und das letztere besonders auffällig dann, wenn die Neubildung sich weiter von dem etymologisch entsprechenden frz. Wort entfernt als das Dialektwort ('Überentäußerung'): ma. *crotzon* — vf. *crochon* = *croûton*. Aber diese Umstände ändern eigentlich an dem Wesen des Vorganges selbst nichts. Auch ohne direkte Mitwirkung der Mundart kommt es zu ähnlichen Erscheinungen dadurch, daß die Volkssprache sich dem Gemeinfranzösischen, wie es heute gesprochen wird, immer mehr zu nähern trachtet (*parapel, sarbre*). — Eine andere hierhergehörige Erscheinung würde die Verwendung des Wortes im Satze betreffen, die der Mundart entspricht, während das Wort selbst die schriftfrz. Form aufweist. Von hierhergehörigem Material hat A. fast nur das Geschlecht behandelt, z. B. *lièvre* f., *huile* m. Manches allerdings, was er erwähnt, könnte sich wieder einfach als Archaismus erklären, so das weibliche Geschlecht bei *poison, saule, minuit*. (Manche Ergänzungen für dies Kapitel hätte die Sammlung Armbrusters aus der Genfer Volkssprache, *Geschlechtswandel*, S. 143—6 geboten.) — Interessant ferner sind auch die Fälle, wo das schriftsprachliche Wort eine Bedeutung übernimmt, die das etymologisch entsprechende mundartliche hat: *voyage* = 'charge', 'fardeau' usw. S. 69 f. Diese Erscheinung ist vielleicht wieder nicht wesensverschieden von der, die Wißler S. 70 unter dem Titel 'Bedeutungslehnwort' behandelt: *voyage* entspricht dem mundartlichen *viadzo* in der Bedeutung 'Reise', so wie *dernier* dem mundartlichen *derai* (= altfrz. *derrier*) in der Bedeutung 'letzter' entspricht; da mit demselben Wort in der Mundart auch 'Last' resp. 'hinter' bezeichnet wird, so nimmt das schriftfrz. Wort auch diese Bedeutung an. Der Unterschied wäre nur der, daß dort die Worte auch etymologisch dieselben sind, hier verschieden; aber dieser Umstand scheint mir bei der Erscheinung keine Rolle zu spielen. Doch wären die Beispiele auch hier noch im einzelnen zu überprüfen; so könnte bei *loquet* die Bedeutung 'Schloßriegel' archaisch sein. —

Noch einige Bemerkungen im einzelnen:

S. 38. *zère* stammt wohl als Handelsausdruck aus dem ital. *zęro*.

S. 40. In *toussir* ist Einfluß der mundartlichen Konjugationsart nicht sicher. Die Form ist im früheren Neufrz. ganz üblich.

S. 42. *recouvert* für *recouvré*. Es handelt sich wohl um eine Analogiebildung, die von den Präsensformen *recouvre* usw. ihren Ausgang nimmt.

S. 42. Der Grund, warum *saligaud, -aude* als *saligot, -otte* erscheint, liegt doch einfach in der gleichen Aussprache der Endungen *-aud* und *-ot*, also die gleiche Erscheinung wie bei *enclinte*.

S. 44. In der Morphologie vermißt man einen Abschnitt über das Pronomen, der Dinge wie *l'est bon = il est bon, regardez-me voir* behandelte.

S. 45. Bei *batsi* = *baptisé* 'Taufe' wird es sich wohl nicht um einen Übergang in eine andere Wortart, sondern um ein Deverbal auf *-atu* handeln.

S. 48. Bei den Verbalsubstantiven sollten nicht Deverbalia aus dem Präsensstamm wie *trouve* usw. und Bildungen mit *-t*-Suffix (Partizipialstamm) wie *crû, morse* zusammengeworfen werden.

S. 60 f. Anm. Nicht bei allen diesen Wörtern kann als Grund der onomasiologischen Einheitlichkeit angegeben werden, daß sie Verkehrswörter sind. Wie sollte das z. B. für *avoir, bête, cher, été* stimmen?

S. 66. Auch von den hier angeführten angeblich mundartlichen Formen dürften einige als Archaismen aufzufassen sein, z. B. *chatagne* (noch bei Lanoue und Mermet), *flot* d. h. *flau* = *fleau* (vgl. Thur. I, S. 512). —

Mit dem Vorangehenden wollte ich namentlich zeigen, in welcher Richtung sich die weitere Forschung über provinzielle Schriftsprache zu bewegen hätte, um in prinzipiellen Fragen Wichtiges zutage zu fördern. Die Hauptsache aber ist und bleibt, dafs ein Anfang gemacht ist, und das danken wir Wifsler. Das Weitere können wir ja ruhig erwarten. Mit einer Sache allerdings hat es Eile: die Aussprache sollte möglichst bald mit den lautphysiologischen Registrierapparaten und dem Grammophon aufgenommen und die Aufnahmen möglichst allgemein zugänglich gemacht werden. Das Problem, inwieweit die Mundart in den feinsten Details der Artikulation auf die Gemeinsprache einwirkt, ist für die historische Sprachwissenschaft von der höchsten Bedeutung. Das Problem kann aber nur bearbeitet werden, solange die lebenden Mundarten noch beobachtet und alle Beobachtungen im Bedarfsfalle noch kontrolliert und ergänzt werden können — und die Tage der Mundart scheinen gezählt zu sein.

Wien. E. Herzog.

Kr. Sandfeld Jensen, Bisætningerne i moderne Fransk. En Haandbog for Studerende og Lærere. Gyldendalske Boghandel. Kopenhagen und Kristiania, 1909. 253 S.

Bisher war Dr. Sandfeld Jensen hauptsächlich auf dem Gebiete der rumänischen Syntax beschäftigt. Man kennt seine trefflichen Studien über den rumänischen Infinitiv (1900) und die rumänische Konjunktion *de* (*Zs. f. r. Ph.* XXVIII.). Jetzt schenkt er uns ein nützliches Handbuch, das von einem wichtigen Kapitel der französischen Syntax handelt: von den Nebensätzen des Neufranzösischen. Er gruppiert sie nach Aufgabe und Bedeutung, er beschreibt ihre Einleitungsweise und Form, und er stellt zu ihrer Beleuchtung eine Menge gut gewählter Beispiele zusammen. Mit Modal- und Temporalverhältnissen befafst er sich im allgemeinen nicht. Das erfordert eine spezielle Darstellung, die wir vielleicht auch von ihm bekommen werden (vgl. Vorwort, S. 2). Nur wo es unumgänglich erschien, sind Modi und Tempora mit berücksichtigt worden; so bei gewissen Relativsätzen (S. 119), Zeitsätzen (S. 133), Bedingungssätzen (S. 192), Einräumungssätzen (S. 199), Modalsätzen (S. 241).

Die Darstellung ist klar und sauber, eine Frucht von reifer Erwägung und gründlichen Vorstudien. Weitläufiges Theoretisieren ist ferngehalten; geschichtliche Betrachtung ging in den Plan nicht ein; so steht das Werk da, wie es sich ausgibt, als ein praktisches Handbuch. Man kann nicht umhin, an die Verschiedenheit der gleichzeitig erschienenen Neufranzösischen Syntax von J. Haas zu denken.

Ein Verdienst ist auch, dafs Verf. zwischen verschiedenen Darstellungsarten scheidet: älteres von neuerem, feierliches von alltäglichem, familiärem oder vulgärem. Und zwar berücksichtigt er, wie viele Moderne, besonders aus Nyrops Schule, die letzte Sprechart in hohem Grade. Sie ist vielleicht die Sprache der Zukunft; jedenfalls ist sie interessant und amüsant. Die Franzosen selbst haben aber wenig *égard* für diese Ausdrucksweise.

Bei jeder umfassenden syntaktischen Arbeit stellt sich die Frage leicht ein, ob Aufstellung und Anordnung erschöpfend und konsequent sind. Die Antwort ist oft nicht leicht zu finden. Stellt man zur vorliegenden Arbeit diese Frage, so sind verschiedene Antworten denkbar.

Mir scheint wenigstens in einem Falle Inkonsequenz vorzuliegen, nämlich in der Behandlung der Verbindung von Substantiv und *que*, deutsch: Substantiv und *dafs*-Satz. Solche Sätze behandelt Verf. § 10 unter dem Gesichtspunkt der Epexegese; § 11 unter dem Gesichtspunkt von ausgefallenem *de*; und hie und da zusammen mit Konjunktionen: *à condition que, sous condition que, afin que, de peur que,* usw.

Scheiden wir die letztgenannten Fälle aus, die ja ganz natürlich ihre Sonderstellung einnehmen, so veranlassen die unter § 10 und 11 besprochenen Fälle einige Bemerkungen. Der Satz: *Je ne puis me faire à l'idée que vous êtes médecin* (§ 10) ist wohl nicht formell von folgenden Sätzen verschieden: *Les derniers instants ... étaient gâtés pour elle par le pressentiment qu'il ne dirait pas en partant le mot qu'il faut dire* und *Elle caressait naïvement le désir qu'il entreprît un grand et long travail* (§ 11).

Als Epexegesen könnte man in der Tat alle solche Sätze betrachten; das wäre in formeller Hinsicht konsequent. Es sagt aber wenig in bezug auf die Aufgabe dieser Sätze; und manchmal wäre es ziemlich uneigentlich; nämlich wenn das Substantiv mit dem Verb oder einer Präposition nahe verschmolzen ist und mit diesem einen Begriff bildet und artikellos steht, z. B. *J'ai peur que, Prenez garde que, Sous pretexte que.*

Öfters werden diese Sätze nach Diezens Vorgang (III. 336) als Genitivbestimmungen aufgeführt; so von Mätzner (S. 516), von Hölder, der sie S. 358 als Genitivobjekte bezeichnet, von Rosenbauer (*Zur Lehre von der Unterordnung der Sätze im Altfranzösischen* [1886], S. 40) u. a. Die selbe Auffassung liegt bei unserm Verf. für die Formulierung von § 11 zugrunde: 'Im allgemeinen werden französische *daſs*-Sätze nicht mit Präpositionen verbunden. Da, wo zwischen Verben, Substantiven oder Adjektiven und einem folgenden Substantiv (Infinitiv) eine Präposition angewandt wird, fällt diese weg, wenn das Substantiv mit einem *daſs*-Satze ausgetauscht wird.' Beispiele wie oben: *le pressentiment que, le désir que,* ferner *la prévision que, un signe certain que,* usw.

Diese Auffassung ist indes sehr artifiziell. Weder genetisch noch historisch ist ein *de* da. Vgl. Graeme Ritchie, S. 22: *On peut poser en règle générale qu'en ancien français toute proposition complétive est amenée par la conjonction simple, quelle que soit la fonction grammaticale par rapport au verbe principal. Pendant toute la période qui nous occupe, les verbes dont le régime est accompagné d'une préposition* **de** *ou* **à**, *sont généralement suivis d'une proposition complétive annoncée par la conjonction* **que** *sans préposition indiquant le rapport grammatical. C'est ainsi que des propositions faisant fonction, logiquement, de génitif* (cf. Haase, *p. 390) ou de datif, se rangent dans les catégories précédentes, comme propositions-régimes* (das ist auch die Rubrik bei Meyer-Lübke) *amenées par* **que**.

Als Genitivsätze werden die fraglichen Verbindungen auch von Seeger aufgeführt. 'Im Sinne eines possessiven, objektiven oder nunkupativen Genitivs (der oft einer nunkup. Apposition sehr nahe kommt) steht der G. S. nach Substantiven wie ...' (S. 43). Unter den Beispielen: *Mais la croyance que Wallenstein était invincible avait été depuis longtemps ébranlée.*

Genetisch und historisch enthält ohne Zweifel ein Ausdruck wie *le pressentiment qu'il ne dirait pas le mot,* oder *Preuve qu'elle a le tact* (Sandfeld Jensen, S. 19) einen Objektsatz ebensogut wie *elle pressentait qu'il ne dirait pas le mot* oder *Cela prouve qu'elle a le tact.* Und in der Tat dürften solche Sätze am natürlichsten wie auch die von Adjektiven abhängenden: *froissé que son frère eût parlé* (S. 19) den Objektivsätzen zugeschlagen werden; was freilich eine andere Gruppierung als diejenige Sandfeld Jensens erheischen würde.

Indes gibt es ja viele Sätze von ganz der selben Form, die kein Objekt enthalten, Verbindungen wie z. B. *ce point que, cette justice que, cette disgrâce suprême que, le plus sûr moyen que* (Sandfeld Jensen, S. 15—19), *la possibilité que* (Mätzner S. 516), *le fait que,* usw. Wie soll man diese Sätze auffassen? Hier könnte — faute de mieux — die Rubrik Epexegese angehen.

Vielmehr möchte ich diese Nebensätze, da ja im allgemeinen die Bestimmungen eines Substantivs als Attribute bezeichnet werden, als Attributsätze bezeichnen. Und so könnte man konsequent sämtliche Sätze

mit Substantiv und *que* (ausgenommen Konjunktionen *à condition que* usw.) als Attributsätze aufführen, mit der Bemerkung, daſs viele, inhaltlich betrachtet, auch Objektsätze sind. Wenn man einen Satz antrifft wie *La peur de la fâcher, qu'elle ne voulût plus revenir, le retint* (S. 19), wird man wohl *de la fâcher* Attribut nennen: es ist da schwer *qu'elle ne voulût plus* anders zu bezeichnen.

Es würde zu weit führen, andere Prinziperörterungen hier aufzunehmen. Ich beschränke mich auf einige Einzelbemerkungen.

S. 5. Über *que* = *que que* hat sich bekanntlich Littré ausgesprochen, *Aimer* R. 4°. Er bezeichnet die Doppelsetzung von *que* als schwerfällig, obwohl er sie der Vereinfachung vorzieht. Die Praxis hat ihm nicht recht gegeben.

S. 26. Zu *outre que* usw. kann man noch *à part que* fügen: *Il doit ramer moralement les galères, à part que, ses goûts le portant vers la politique, il ne soit préfet* Armand Silvestre, *Les mémoires d'un galopin* 38. Übrigens könnte man der Vollständigkeit wegen neben *hormis que* auch *hors que* aufführen: *Il lui a fait toutes sortes de mauvais traitements, hors qu'il ne l'a pas battu* Ac. (*Hors que de mon château démoli pierre à pierre, On ne fasse ma tombe, on n'aura rien* mit Konjunktiv, *Hernani* III, 6).

S. 29. Die eigentümlichen Wendungen *avec ça que, plus souvent que* werden von keinerlei Erklärung begleitet, vermutlich, weil Verf. keine befriedigende Erklärung gefunden hat. Indes ist, was Kalepky über diese Redensarten sagt (*ZfrPh.* XXXI), sehr ansprechend.

S. 34. Statt *que* als Einleitung einer indirekten Frage setzt man nicht immer *ce que*; *qu'est-ce que* und *qu'est-ce qui* werden auch als Einleitungsformeln angewandt (Martin in *Courrier de Vaugelas* I, 148; *Verm. Beitr.* II,[2] 11).

S. 38 sind einige Sätze als indirekte Fragesätze behandelt, die mit Fragesätzen nichts gemein haben: *On ne se doute pas de ce que les millionnaires sont, parfois, de pauvres bougres* entspricht der Konstruktion: *Il ne se doutait pas qu'on eût des preuves contre lui* und gehört zu § 24.

S. 50. In *tout ce qu'il faut pour écrire* ist *qu(e)* nicht Subjekt, sondern Objekt; vgl. *Il me les faut, Il me la faut* und *Verm. Beitr.* I, 178.

S. 52. Daſs *quoi* auf Substantiv bezogen nur vulgär oder archaisierend sei, ist nicht meine Erfahrung. Bei Faguet z. B. ist es kaum so aufzufassen: *le fond de théorie sur quoi ... s'appuie ce propos* (*Le Correspondant* 1905, S. 876).

S. 66. Auch nach *maintenant* kommt *où* vor: *Il en est surtout ainsi maintenant, où l'e muet final se supprime dans la prononciation*; G. Paris, *Mélanges linguistiques* 643. — Statt wiederholtes temporales *où* ist *que* gewöhnlich: *Hormis les jours où mon père avait pratiqué une opération difficile ... et qu'il en expliquait ... les plus émouvantes phases*; Mirbeau, *L'abbé Jules*, S. 7 (*Mod. Bibl.*).

S. 99: 'Wenn *dont* "hvis" bedeutet' ist wenig einleuchtend, zumal für Fremde.

S. 111. Daſs *qui — qui* als veraltet und rein literär erklärt wird, mag sein; Ac. sagt doch, daſs es noch in der 'poésie familière' vorkommt, und man findet es in der Tat auch z. B. in dem familiären Stil eines Armand Silvestre (wie es auch früher oft bei den 'burlesques' vorkam, Brunot III, 299). Aber daſs die mit *qui — qui* eingeleiteten Sätze allgemein als Relativsätze aufgefaſst werden, ist kaum richtig. Für Diez, Mätzner, Hölder, Stier, Darmesteter-Sudre u. a. sind sie Fragesätze. Daſs einige wie Ayer darin Relativsätze sehen, ist wahr. Andere wie Littré und Meyer-Lübke sprechen sich über diese Frage nicht aus; Tobler scheint Diez beizustimmen (*Verm. Beitr.* II[2], 164 Anm.). Wie die Sache sich in Wirklichkeit verhält, ist nicht leicht zu sagen.

S. 119. Der Satz *Il était là, en effet, qui la reçut dans ses bras* ist

kaum mehr 'unnormal' als *Elle m'aperçut qui avais arrêté ma bête.* Sätze der ersteren Form sind nicht selten; Haas gibt mehrere Beispiele S. 261, wie *J'étais encore là qui essayais d'y voir clair* (Bourget).

S. 160. Der Unterschied, den Verf. zwischen *parce que* und *puisque* aufstellt, scheint mir nicht zutreffend. Wenn er *parce que* als konstatierend, *puisque* als motivierend bezeichnet, ist das zwar nicht gerade gegen die Wirklichkeit, denn beide sind konstatierend und motivierend. Es wäre indessen besser, das umgekehrte zu sagen. In der Tat sagt z. B. Verfassers Landsmann Baruël, dem wir eine treffliche französische Syntax verdanken, daſs *parce que*, als Stellvertreter für das alte *pource que*, den Endzweck, den Beweggrund bezeichnet (S. 236), und dies mit Recht. S. 161 sagt Verf. selbst, daſs *parce que* 'den persönlichen Beweggrund' bezeichne. *Puisque* ist ebenso konstatierend wie *parce que*, insofern es, ebenfalls nach etymologischer Entwicklung, auf ein schon festgestelltes Faktum hinweist.

Nach meinem Dafürhalten sollte man bei Feststellung des Unterschiedes zwischen den beiden Konjunktionen vor allem etymologisch zu Wege gehen. Etwas lag schon vor, das oft bekannt war und nicht ein anderes oder veränderliches sein konnte; dies erklärt, bisweilen motiviert oder veranlaſst dann *(puis)* eine Handlung oder einen Zustand. Oder aber: eine Handlung wird ausgeführt, etwas geschieht, und man fragt sich, oder man gibt an, aus welchem Beweggrund, zu welchem Zwecke *(pour*, später *par [ce que])* dies geschah. Dabei handelt es sich um Gesuchtes, Unbekanntes, das so oder so sein kann, oder um ein Hauptmotiv, das vor anderen Motiven gilt, oder auch um Ausschluſs gewisser Motive (*non parce que, ne … que parce que*, S. 162). Das ist der Grund, warum bei Antworten (Angaben des Unbekannten), bei Präzisierung *(précisément, justement)* oder Hervorhebung *(surtout)* nur *parce que* anwendbar ist. Einiges von diesem sagt auch Verf., wie andere Grammatiker (vgl. Hölder, S. 445), er stellt es aber nicht in das richtige Licht. Und wenn er dahin geht, daſs er behauptet, *puisque* enthalte auch eine subjektive Behauptung oder Annahme (S. 169), scheint mir dies nicht richtig.

S. 190. Die Charakteristik von *pour peu que* befremdet ein wenig; erstens ist es mit *si légèrement que* (Larousse) zu übersetzen, wo der in *légèrement* liegende Minimalbegriff nicht zu übersehen ist; zweitens leitet es Einräumungssätze ein und hätte in § 156 behandelt werden sollen. Dort wird übrigens *pour — que* als veraltet erklärt; mit Unrecht nach Plattner (S. 397; III, 2, 206).

S. 212. Die völlige Gleichstellung von *pour que* und *afin que* ist auch befremdend. Hat Verf. wirklich hinlänglichen Grund, von dem traditionellen Unterschied (z. B. Hölder S. 455) abzusehen?

S. 229. Unter den Vergleichsätzen mit *comme* fehlen eigentümlicherweise Beispiele mit *comme il faut.* Hätte Verf. diese Redensart mitgenommen, würde er vielleicht auch von deren Erstarrung zum Substantiv gesprochen haben: *le comme il faut de la toilette* (Larousse).

S. 236. Daſs bei der Behandlung von *tel* nirgend dessen Anwendung im Konzessivsätzen, auch nicht S. 207 unter *quel — que*, erwähnt wird, beruht gewiſs darauf, daſs Verf. diese Konstruktion nicht zu den modernen rechnet. Sie kommt aber auch bei R. W. L., den Verf. zitiert, vor (S. 61). Daſs sie bei Lücking (S. 240), Ayer (S. 573) figuriert, ist kein Beweis für ihre Brauchbarkeit in neuerer Zeit (vgl. Rohde, S. 19). Übrigens scheint mir nicht Verfassers Erklärung von *tels* in Sätzen wie *Ces femmes qui traînent des queues d'enfants telles des femelles leurs petits* (S. 237) nicht so gut wie diejenige Kalepkys (*Zs. f. r. Ph.* XXXII, 678).

S. 244. Auch *tant plus — tant plus* findet sich: *Tant plus il pioncera, tant plus l'autre sera loin,* Richepin, *La Glu,* S. 50 *(Mod. Bibl.)*; vgl. Littré *Plus* 29°.

S. 245. Eine Bemerkung über die quantitative Bedeutung von *autrement* in dem Beispiel *Chateaubriand raconte avec autrement de cruauté que moi la niaiserie* etc. wäre angebracht gewesen.

Ich hoffe, dafs diese Bemerkungen einen genügenden Beweis dafür geliefert haben, wie hoch ich Verfassers Arbeit schätze und wie inhaltsreich und nützlich sie ist.

Göteborg. Johan Vising.

Karl Bergmann, Die Ellipse im Neufranzösischen. Freiburg (Baden), J. Bielefeld, 1908. 53 S. 8.

Der Verfasser hat sich der Mühe unterzogen, aus dem *Dictionnaire général*, den Grammatiken von Mätzner und Plattner sowie einer Abhandlung von G. Krüger (*Archiv* CVII u. CVIII) eine lange Reihe von elliptischen Wendungen zusammenzutragen und diese nach Gruppen zu ordnen, geleitet von der Überzeugung, dafs 'der Schüler einen Begriff von dem Schaffen des Sprachgeistes bekommen mufs', dafs daher 'das Studium sprachlicher Erscheinungen, wie Ellipse, Euphemismus usw., nicht allein in rein sprachwissenschaftlicher Hinsicht, sondern auch für den neusprachlichen Unterricht auf der Oberstufe wichtig ist'. Von den vierzehn Kapiteln des Büchleins handeln zwölf von der Ellipse 'auf lexikologischem und phraseologischem Gebiet', zwei von der Ellipse 'auf grammatischem Gebiet'. Zur Orientierung über die dabei befolgte Methode seien hier die Überschriften der drei ersten Kapitel wiedergegeben: I. Unter Auslassung des allgemeinen Begriffes beschränkt sich die Sprache auf die Nennung eines charakteristischen Merkmals (*un siège pliant* — *un pliant* — ein Klappsessel); II. Unter Auslassung des allgemeinen Begriffes beschränkt sich die Sprache auf die Angabe des Stoffes, aus dem ein Gegenstand hergestellt wird (*des instruments en cuivre* — *des cuivres* — Blechinstrumente); III. Unter Auslassung des allgemeinen Begriffes beschränkt sich die Sprache auf die Bezeichnung des Ortes, woher der Gegenstand stammt (*laitue romaine* — *romaine* — römischer Salat).

Nicht überall wird dem Verfasser beistimmen können, wer wie Ref. auf dem Standpunkt steht, dafs eine Ellipse nur da zuzugeben ist, wo die Form eines Ausdrucks ein Element zu ergänzen zwingt, ohne welches sie so, wie sie ist, nicht hätte werden können. So ist z. B. *Ne suis-je pas dans les dames seules?* (S. 24) zweifellos eine Verkürzung des Satzes *Ne suis-je pas dans le compartiment des dames seules?*, aber *une femme fanée* ist ohne weiteres (als übertragener Ausdruck, vgl. *une fleur fanée*) verständlich und braucht nicht als Ellipse von *une femme dont le teint est fané* (S. 37) aufgefafst zu werden. Gewifs ist *une tête à cheveux blancs* präziser als *une tête blanche* (S. 37), aber der kürzere Ausdruck mufs nicht notwendigerweise aus dem längeren entstanden sein: es wird einfach von dem Begriff *tête* eine charakteristische Eigenschaft ausgesagt. Mit der spitzfindigen Unterscheidung, es sei nicht der ganze Kopf weifs, sondern eben nur die Haare, wird man doch im Ernst nicht kommen wollen. Was in *avoir de l'âme* und *être tout âme* fehlen soll, ist ganz unerfindlich und wird auch nicht klarer durch die Beifügung der 'vollen Ausdrücke' *avoir du sentiment* und *être une âme sensible* (S. 31). Besonders anfechtbar erscheint, was der zweite Teil über 'die Ellipse auf grammatischem Gebiete' vorbringt. Da werden für die Konstruktion in *Les avares auraient tout l'or du Pérou, qu'ils en désireraient encore* (S. 47) vier Ergänzungen, eine so haltlos wie die andere, zur Auswahl gestellt (1. ... *leur caractère est tel qu'ils* ...; 2. ... *et ils s'en contenteraient si peu qu'ils* ...; 3. .. *en même temps qu'ils* ...; 4. ... *de façon [de telle sorte] qu'ils* ...), da soll *que* in *Je lui parlai qu'il était encore au lit* elliptisch für *lorsque* stehen, und dasselbe *que* in *Il ne fait pas de voyage qu'il ne lui arrive quelque*

accident ein *sans que* ersetzen, und dergl. mehr. Die Erklärungen, die zu den erwähnten und manchen anderen von dem Verfasser noch als elliptisch gedeuteten Erscheinungen Tobler in seinen Vermischten Beiträgen gegeben hat, sind völlig unberücksichtigt geblieben. Wer es aber unternimmt, Schülern höherer Lehranstalten 'das Walten des Sprachgeistes' verständlich zu machen, der sollte ihnen auch die Ansichten des Mannes nicht vorenthalten, der ein Meister in der Beobachtung und Erklärung sprachlicher Erscheinungen war, wie keiner vor ihm gewesen. — S. 10 ist irrtümlicherweise *bateau submersible* mit 'Unterseebot' statt mit 'Tauchboot' wiedergegeben. Eine 'Pyrenäenstadt' Gap (S. 23) gibt es nicht, wohl aber heifst so der *chef-lieu* des Departements der Hochalpen.

Berlin. E. Pariselle.

Carolina Michaëlis de Vasconcellos, Estudos sobre o romanceiro peninsular: Romances velhos em Portugal. Publicados en la Revista 'Cultura Española'. Madrid, 1907—1909.

Der spanischen Romanzenpoesie ist in Deutschland seit Herders und der ältesten Romantiker Zeiten stets ein lebhaftes und andauerndes Interesse gewidmet worden, und zwar sowohl von seiten des gröfseren Publikums, das hier ästhetischen Genufs suchte und fand, wie von den Gelehrten, denen sich auf diesem Gebiete eine Fülle von Problemen auftat in betreff der Art und des Ursprungs volkstümlicher Dichtung und ihrer Beziehungen zu den verschiedensten Gattungen klassischer Kunstpoesie. Führt doch z. B., was Form und Inhalt betrifft, ein gerader Weg von den Romanzen zum klassischen Drama der Spanier, in dem das Romanzenversmafs fast die gleiche Rolle spielt wie der Blankvers in der Elisabethanischen Dramatik, und dessen ältere Vertreter, wie Guillén de Castro, Teile von Romanzen unbedenklich in ihre Theaterstücke aufgenommen haben.[1]

Die grundlegenden und tief eindringenden Studien Ferdinand Wolfs über die Romanzenpoesie der Spanier sind neuerdings von Menéndez y Pelayo wieder aufgenommen und weitergeführt worden, und Ramón Menéndez Pidal ist gegenwärtig bestrebt, diesem ganzen Forschungsgebiet die nötige Zentralisation und nach Vollendung der im weitesten Umkreise organisierten Sammlungen den Abschlufs zu geben. Zu diesem Gesamtwerk hat nun Carolina Michaëlis de Vasconcellos, die beste Kennerin und gewissenhafteste Erforscherin der älteren portugiesischen Literatur, einen wichtigen Beitrag geliefert mit der in der Überschrift genannten umfangreichen und gründlichen Arbeit. 'Studien über die Romanzendichtung der Halbinsel' nennt Frau Dr. Vasconcellos ihre Untersuchungen über die Romanzenverse, die sich bei portugiesischen Schriftstellern des 16. und 17. Jahrhunderts zitiert finden; denn es ist, wie wir sehen werden, ihre Anschauung, dafs Kastilien nicht das einzige Ursprungsland der Romanzen

[1] Man lese z. B. in Lemckes 'Handbuch der spanischen Literatur', Leipzig 1856, III, p. 325 f. die Rede der Jimena, ebenda p. 343 f. einen Teil der Rede des Cid, ferner ebenda p. 364 und 373 die Reden der Doña Urraca und des Don Diego Ordóñez, und man wird, wo nicht die Romanzen selbst, doch ihren Ton unschwer erkennen. — Die über dieses interessante Thema bisher angestellten Untersuchungen sind mir leider nicht zugänglich; ich zitiere nach Beer, 'Spanische Literaturgeschichte', Leipzig 1903, II, p. 41: Menéndez y Pelayo, *Antología* IX, p. 259 ff.: *Romances que se han conservado por medio del teatro.* [Cf. R. Menéndez Pidal, *L'épopée castillane*, Paris 1910: chap. VI, Premiers contacts du *Romancero* et du théâtre etc. — E. Mérimée gibt in seiner Ausgabe der *Mocedades* (Toulouse 1890) die zwei Dutzend Romanzen p. XCIII an, die Guillén de Castro in die Reden seines Dramas verwebt. H. M.]

ist, wenn auch Kastilianisch ihre durch Tradition und jahrhundertelange Übung geheiligte Sprache war.

Da die Arbeit in einer Zeitschrift erschienen ist und ihr Druck sich über zwei Jahre hingezogen hat, so ist ihre Disposition nicht ganz einheitlich, insofern auf die erste Sammlung der Materialien (p. 25—210)[1] eine Nachlese (p. 211—284) folgt, an welche sich erst die Schlufsfolgerungen (p. 285—334) anschliefsen. Der Unübersichtlichkeit wird indessen durch die Inhaltsangabe am Anfang und mehrere Indizes am Schlufs erfolgreich entgegengearbeitet. Was sie alles in ihr Thema einschliefst, fafst Frau Vasconcellos selbst in der Einleitung (p. 5—25) folgendermafsen zusammen (p. 10): 'Stellen aus kastilianischen Romanzen, zitiert von portugiesischen Schriftstellern des 16. und 17. Jahrhunderts, die sie als musikalisches Intermezzo in ihre Theaterstücke eingefügt oder nur zur Verzierung dramatischer und anderer Literaturwerke benutzt haben; blofse Anspielungen auf bestimmte Stoffe, Situationen oder Helden; Nachahmungen (*contrafacções = contrahechuras*) von weit verbreiteten Romanzen; poetische Kommentierungen (*trovas*) und Glossen von Romanzen oder Bruchstücken solcher; burleske Parodien; sprichwörtliche Verwendung von Eigennamen und Halbversen; und schliefslich einige auf alte Romanzen bezügliche Anekdoten.' 'Ich betrachte,' fährt sie fort, 'diese Aufzeichnungen als ebenso viele Zeugnisse für die Vorliebe, mit der die Portugiesen im 15. und Anfang des folgenden Jahrhunderts die epischen Lieder aufgenommen haben, und zwar nicht blofs um der Musik willen, obgleich sicherlich dieser letzteren ein gut Teil ihrer Beliebtheit zu danken ist.'

In bezug auf den Ursprung der Romanzendichtung überhaupt bekennt die Verfasserin, dafs seit ihren 'Romanzenstudien' in der *ZfrPh.* XVI, 40—89, 397—421 und ihrer 'Geschichte der portugiesischen Literatur' in Gröbers 'Grundrifs' ihre Ansichten sich, wo nicht modifiziert, doch geklärt haben. Die Resultate der Forschungen, besonders spanischer Gelehrter, fafst sie selbst p. 19 f. zusammen:

'Die sogen. primitiven Romanzen aus dem 15. Jahrhundert (nur einzelne stammen vielleicht aus dem Ende des 14.) sind Stücke, die sich aus den Epen (*cantares de gesta*) der Spielleute abgelöst haben — was für die Romanzen von den Infanten von Lara und dem guten Grafen exakt nachgewiesen ist und es von denen des Cid in kurzem sein wird —, und jedes dieser Stücke entspricht einer epischen Tirade, deren Reim und Versmafs, das letztere mit fest geregelter Silbenzahl, es beibehält. Diese Stücke blieben im Gedächtnis des Volkes haften, weil sie besonders ergreifend und romantisch waren, erhielten so selbständiges Leben und gewannen an poetischem Reiz und dramatischer Bewegung durch die dichterische, verkürzende und vereinfachende Mitarbeit des Volkes ...'

'Gewifs ist mithin, dafs die primitiven Romanzen rechtmäfsige Erben der alten Epen in gerader Linie sind, wie Milá y Fontanals behauptet hatte, nicht aber die unmittelbaren Erben. Indem die Kritik ihre mehrfachen Umbildungen nach Geist und Form nachwies, hat sie die klaffende Lücke ausgefüllt, welche bei seiner Auffassung zwischen dem heroischrohen Ton des 12. Jahrhunderts und dem gebildeten höfischen Stil des 15. bestehen blieb.'

Dafs so gut wie die alte Spielmannsepik auch die Romanzendichtung ihre erste Heimat in Kastilien hatte, gibt Frau Vasconcellos ohne weiteres zu, und eben darin sieht sie die Erklärung und Begründung für ihren Satz (p. 21), dafs 'bis zum Ende des 15. Jahrhunderts die epische Sprache für alle — Spanier, Galizier und Portugiesen wie Katalanen — das Kastilianische war (und es fakultativ noch im 16. und 17. Jahrhundert blieb),

[1] Ich zitiere nach einem Separatabzug mit eigener Seitenzählung, den ich der Liebenswürdigkeit der Verfasserin verdanke.

genau wie die lyrische Sprache bis 1350 das Galizisch-Portugiesische war für Portugiesen, Galizier und Spanier ... und es fakultativ bis 1450 blieb'. Die Urheberschaft von Portugiesen für diese und jene Romanze hatte sie früher u. a. daraus erschlossen, daſs solche anderswo verbreiteten Volksromanzen gerade auf kastilianischem Boden nicht aufgefunden waren: dieses Argument läſst sie nun zwar fallen, da es durch neuere Nachforschungen widerlegt ist. Aber wenn auch die Romanze von Santa Iria (der heiligen Irene, nach der die portugiesische Stadt Santarem benannt ist) noch heute in Leon und Uruguay fortlebt, so fährt doch eben wegen ihres national-portugiesischen Stoffes Frau Vasconcellos fort, sie für einen portugiesischen Dichter in Anspruch zu nehmen, und die Wahrscheinlichkeit, scheint mir, spricht für ihre Auffassung.

Die Einteilung, die sie ihrem Verzeichnis von Zitaten und Anspielungen aus Romanzen zugrunde legt, ist nicht uninteressant, da sie die Fülle und Mannigfaltigkeit der in Romanzen behandelten Stoffe zeigt. Es ist die folgende: 1) Romanzen aus der Geschichte und Sage Spaniens; 2) andere historische Romanzen; 3) Romanzen aus den Grenz- und Maurenkriegen; 4) Romanzen von Kriegsgefangenen und Galeerensklaven; 5) Romanzen aus dem Karolingerzyklus; 6) solche aus dem Artuszyklus und aus Ritterbüchern; 7) Romanzen aus dem klassischen Altertum und der biblischen Geschichte; 8) novellenartige Romanzen; 9) lyrische Romanzen; 10) Romanzen in Reimpaaren; 11) nicht identifizierte Romanzen.

Allen diesen Stoffkreisen und Gruppen entstammen die Romanzenverse, die portugiesischen Schriftstellern bekannt und geläufig waren. Wie bedeutungsvoll und pathetisch ihre Anspielungen bisweilen sein können, dafür ist gleich die ersterwähnte (p. 27) ein Beispiel. Es war zur Zeit des afrikanischen Feldzuges, auf welchem der junge König Sebastian den Ruhm suchte und bei Alcácer-Quebir den Tod fand, der seine Dynastie, die ruhmreichste Portugals, zum Aussterben brachte und seinem Lande die Unabhängigkeit kostete: ein Teilnehmer an diesem Zuge berichtet, wie auf der Seefahrt der königliche Musiker Domingos Madeira seinem Herrn eine Romanze vom letzten Gotenkönig vorgesungen habe, deren Vers

Ayer fuiste rey de España, hoy no tienes un castillo
(Gestern warst du Spaniens König, heute nennst kein Schloß du dein)

den Hörern mit Recht von übler Vorbedeutung schien. Freilich hatte sich dem Erzähler in der Erinnerung die prophetische Verkündigung deutlicher gestaltet, als sie es eigentlich war, denn in der überlieferten Romanze heiſst es in 1. Person:

Ayer era rey de España, hoy no lo soy de una villa.
(Gestern war ich Spaniens König, heut ist meins der Dörfer keines).

Anderseits ist ein Beispiel für eine witzige Anspielung der an zweiter Stelle (p. 32) erwähnte Vers:

Mensajero eres, amigo, no mereces culpa, no
(Da du nur ein Bote bist, Freund, so trifft dich keine Schuld)

der von Gil Vicente, dem portugiesischen Plautus, so parodiert wird:

Majadero sois, amigo, no mereceis culpa, no
(Da Ihr nur ein Tölpel seid, Freund, so trifft Euch keine Schuld).

Daſs auch der durch Herder uns geläufig gewordene Halbvers

Afuera, afuera, Rodrigo!
(Rückwärts, rückwärts, Don Rodrigo!)

unter den mehrfach zitierten und parodierten ist, sei nur nebenbei erwähnt.

Nicht weniger als 120 Romanzenzitate sind es zunächst, deren Spuren Frau Vasconcellos in portugiesischen Literaturdenkmälern verfolgt. Nicht

zu verwundern ist, dafs die gröfste Anzahl, nämlich 28, dem beliebten und weit verbreiteten Karolingerzyklus entnommen sind. Die in Portugal besonders beliebten lyrischen Romanzen sind gleichfalls stark vertreten, zwar nicht sowohl durch die Anzahl der zitierten Stellen (11) als durch die häufige Wiederholung der Zitate. Unter Nr. 121 wird dann noch das interessante Faktum erwähnt, dafs eine der portugiesischen Heldentaten in Indien, der Sieg bei Salsete im Jahre 1547, von einem anonymen Dichter durch eine Romanze gefeiert worden ist, deren Anfang — in portugiesischer Sprache — der Geschichtschreiber Diogo do Couto mitteilt. Dies ist aber nicht der einzige Fall, in dem ein Portugiese als Romanzendichter bezeugt ist. Ein längerer Abschnitt (p. 133—153) ist Gil Vicentes kastilianischer Romanze 'Don Duardos und Flérida' gewidmet, deren Stoff einem Ritterbuche entlehnt ist, und deren Text Frau Vasconcellos aus verschiedenen alten Drucken und der mündlichen Überlieferung — eine interessante Version hat sich sogar bei den Juden in Tanger erhalten — kritisch herstellt.

Etwas anders steht es mit den Strophen (*trovas*) auf den Tod der Dona Inês de Castro — sie ist die Agnes Bernauerin der portugiesischen Geschichte —, die Gil Vicentes Zeitgenossen García de Resende, den Sammler des *Cancioneiro Geral*, zum Verfasser haben (p. 69—74): sie sind keine Romanze, sondern ein lyrisch-episches, den Damen des Hofes gewidmetes Kunstprodukt, allerdings in ihrem gefühlvollen Ton durchaus volkstümlich gehalten, wie überhaupt im Anfang des 16. Jahrhunderts noch nicht die tiefe Kluft zwischen dem gelehrten Renaissancedichter und der Volkspoesie bestand wie später. Frau Vasconcellos macht es sogar wahrscheinlich, hierin Menéndez y Pelayo folgend, dafs Resende einige Verse seines rührenden Gedichts, die sich in einer noch fortlebenden Romanze sowie in spanischen Theaterstücken wiederfinden, einer echten alten Romanze entlehnt hat. Diese könnte dann in Anbetracht des Stoffes sehr wohl einen Portugiesen zum Verfasser gehabt haben, ist aber leider verloren gegangen; erhalten hat sich eine Umarbeitung und Entstellung des romantischen Gegenstandes, deren Heldin sich Doña Isabel de Liar nennt. Während die historische Dona Inês gleich der Augsburger Baderstochter von dem Vater ihres prinzlichen Gemahls aus politisch-dynastischen Gründen getötet wurde, fällt diese Doña Isabel der Eifersucht der legitimen Gattin ihres fürstlichen Liebhabers zum Opfer. Man wird an die Sage von der schönen Rosamunde erinnert, jener Geliebten Heinrichs II. von England, die von Theodor Körner zum Gegenstand einer Tragödie gemacht worden ist.

Über ein Zitat, das 67., habe ich noch besonders zu sprechen. Aus einer der Romanzen von Durandarte und Belerma führt Frau Vasconcellos die Langzeile an (p. 120):

Ojos que nos vieron ir, nunca nos verán en Francia

und fährt fort: 'Diese ist in die *Eufrosina*' — eine Sittenkomödie des 16. Jahrhunderts — 'aufgenommen worden.' Von der daraus angeführten Stelle genügt es, zum Verständnis ein Stück herauszuheben;

> ... se vos entendem d'anternão, escandalizam-se e levantam-se, como pássaras de tela,[1] donde *ojos que las vieron ir*, etc.

Man sieht, dafs mitten im portugiesischen Text das Zitat in kastilianischer Sprache gegeben ist, jedoch abgekürzt, wie es mit sprichwörtlichen Redensarten zu geschehen pflegte; der Sinn der Redensart ist hier offenbar nur: 'Sie sind davon auf Nimmerwiedersehn'. Weiter heifst es an der

[1] In einer Anmerkung wird erklärt, dafs *tela* eine Vogelfalle mit drei Schlingen ist.

Stelle, die uns beschäftigt: 'Schon vorher hatten zwei andere Dichter die lyrische Sentenz benutzt, indem sie ihr nationale Form gaben.' Und angeführt wird von dem berühmten Verfasser des 'Crisfal':

Quem me vos levou, senhora,
tão longas terras morar?
Olhos que vos virom hir,
nunca vos verão tornar —

sowie von Duarte Brito:

E aqui donde partir (*Subjekt ist 'ich'*),
partindo com gram pesar,
Olhos que me viram ir,
nunca me verão tornar.

Die Veränderung beschränkt sich hier also nicht auf die Übersetzung ins Portugiesische, und die Vermutung liegt nahe, daſs, was an diesen beiden Stellen hat zitiert werden sollen, gar nicht jener Romanzenvers ist. Und anderseits könnte man bei dem obigen abgekürzten Zitat wohl auch zweifeln, wie der zu ergänzende Schluſs in Wirklichkeit gelautet haben mag. — Nun lesen wir weiterhin in einem Nachtrag auf p. 214 f.: 'Verschiedene Anwendungen hat die Formel *Ojos que nos* (resp. *me*) *vieron ir* gehabt, die aus der Romanze "Durandarte an Belerma" stammt.' Es wird hier der Schluſs einer Volksromanze aus Tras-os-Montes vom Grafen Claros de Montalban (mit Assonanz auf *á* oder Reim auf *ar*) angeführt:

Pegara-lhe pela mão, pousava-a no cavalgar.
Olhos que a viram ir, não-na viram cá voltar —

und daran die Bemerkung geknüpft: 'Diese Übereinstimmung im Reim erweckt naturgemäſs die Vermutung, daſs die sprichwörtliche Redensart aus einer unbekannten alten Romanze auf *-ar* stammt, die Gaiferos, den Grafen Claros oder Durandarte zum Helden hatte.' Noch zwei Zitate aus dem *Cancioneiro Geral* werden angeführt, die wieder den sprichwörtlichen Charakter der Wendung dadurch bezeugen, daſs sie dieselbe nur halb zitieren, die Ergänzung mithin den Zuhörern überlassen — etwa wie für den Franzosen die Worte: '*Quand on parle du loup* ...' oder für uns die Erwähnung der 'schönen Tage von Aranjuez' zum Verständnis vollauf genügen. — Ein letzter Nachtrag findet sich dann p. 330, Fuſsnote 3, wo die Auffindung des selben Verses im *Poema de Alfonso XI* mitgeteilt wird: 'In der Strophe 2411 liest man *Ojos que vos vieren ir, nunca se* (? *vos*) *verán tornar*. Wer weiſs, ob das Original nicht in irgendeinem *cantar de gesta* entdeckt werden wird?'

Ich ziehe aus den hier zusammengestellten Tatsachen einen anderen Schluſs, und vielleicht würde ihn auch die Verfasserin gezogen haben, wenn sie zufällig ihre Entdeckungen in anderer Reihenfolge gemacht hätte. Denn gerade mit dem ältesten Auftreten des geflügelten Verses trifft das Modernste im Wortlaut auffallend zusammen. Ich zitiere aus dem alten Gedicht die ganze Stelle:[1]

Si vna destas faser quiere,
El mensaje me trayades,
E si esto non quisiere,
Nunca acá mas vengades.
Otro mensaje a desir,
Por que me oya de quexar;
Ojos que bos vieren yr,
Nunca se berán tornar.

---

[1] Nach 'Poema de Alfonso Onceno', hg. von Florencio Janer, Madrid 1863, str. 2410 f.

Und in den *Cantos populares do Brazil*, die Sylvio Roméro gesammelt hat,[1] steht die in Rio Grande do Sul volkstümliche Vierzeile:

Adeus, fontes, adeus, rios,
Adeus, pedras de lavar;
Olhos que me viram ir,
Quando me verão voltar?

(Lebet wohl, ihr Quellen, Bäche
Und, darauf ich wusch, ihr Steine;
Viele Augen sahn mich gehn,
Wiederkehren sehn mich keine.)

Die beiden ersten Zeilen dieser *quadrinha* mögen oft variiert worden sein; die zwei letzten haben sich offenbar seit dem 14. Jahrhundert bis auf den heutigen Tag, kaum verändert, erhalten, und der Vers, von dem Frau Vasconcellos ausgeht, kann nichts anderes sein als eine dem Inhalt und Reim der Romanze angepafste Variante von einem schon früh in Kastilien wie Portugal vielgesungenen, anscheinend lyrischen Liede.

In den Nachträgen zum gesammelten Material (p. 211—284) folgen noch eine Reihe von Belegen für die Vertrautheit der Portugiesen des 15. und 16. Jahrhunderts mit Romanzen und Romanzenstoffen. Hier unternimmt es die Verfasserin, ein paar frühzeitig aufgezeichnete und berühmte Romanzen zwei portugiesischen Dichtern zuzuweisen, die den Hof der Könige Johann II. und Manuel des Glücklichen zierten, und deren Lebensgeschichte sie eingehend dokumentiert und in mehreren Punkten gegen frühere Irrtümer richtig stellt. Der eine der beiden ist Dom João Manuel, Milchbruder und Jugendgespiele König Manuels, Sohn eines Karmelitermönchs, der es bis zum Bischof und Provinzial seines Ordens gebracht hatte und seine Kinder später legitimierte. Dom João Manuel diente dem portugiesischen König als Gesandter bei mehreren vertraulichen Missionen und starb auf einer derselben in Kastilien gegen 1499. Geist und poetischen Sinn rühmen die Verfasserin wie Menéndez y Pelayo seinen im *Cancioneiro Geral* aufbewahrten Gedichten nach. Der andere ist sein Freund Dom João de Meneses, der in den marokkanischen Kämpfen um die Jahrhundertwende sich auszeichnete und ebenda im Jahre 1514 auch seinen Tod fand. Ihm wird eine lyrische Romanze mit dem Anfang *Venid, venid, amadores, quantos en el mundo son!* zugesprochen, die uns in einem bis vor kurzem nur handschriftlich vorhandenen Liederbuch[2] aufbewahrt ist unter dem Verfassernamen *El Grande Africano,* dem ersteren dagegen eine lyrisch-allegorische Romanze, die beginnt *Gritando va el caballero, publicando su gran mal* und seit 1500 mehrfach gedruckt worden ist, seit 1511 mit der Angabe *'de D. Juan Manuel'*. Aber auch abgesehen von diesen beiden bleiben noch — neben Gil Vicente, von dem im ganzen neun Romanzen teils in spanischer, teils in portugiesischer Sprache aufgeführt werden — zwei berühmte Namen, die wohl zuverlässig unter die portugiesischen Romanzendichter einzureihen sind. Es sind keine geringeren als die Schöpfer der pastoralen Dichtung Portugals in Prosa und in Versen: Bernardim Ribeiro und Christóvão Falcão.[3] Wohl sicher mit Recht wird Bernardim Ribeiro als Verfasser des *cantar romance* 'Avalor' betrachtet, das in den berühmten Prosa-Hirtenroman *Menina e moça* eingeschoben ist, und von dem Frau Vasconcellos bei dieser Gelegenheit einen

[1] 1. Aufl. Lisboa 1883, II, p. 87; 2. Aufl. Rio de Janeiro 1897, p. 338.

[2] 'Un cancionero del siglo XV', hg. von Hugo Rennert, Erlangen 1895.

[3] An den letzteren knüpft sich neuerdings eine literarhistorische Diskussion, die seine dichterische Tätigkeit in Zweifel stellt. Frau Vasconcellos verspricht (p. 263), sich an anderem Orte darüber zu äufsern: eine Äufserung, die gewifs viele mit Ungeduld erwarten.

kritischen Abdruck liefert, ebenso wie von der nicht minder berühmten elegischen Epistel (*carta*) Chr. Falcãos aus der Gefangenschaft an die ihm heimlich Vermählte. Dafs diese Abdrücke noch ganz besonderen Dank verdienen, braucht nicht erst gesagt zu werden. Ein Verfasser von gelehrten, nach Frau Vasconcellos' Urteil ziemlich ledernen Romanzen in portugiesischer Sprache ist Jorge Ferreira de Vasconcellos († 1563), der Dichter der oben erwähnten Sittenkomödie 'Eufrosina' und anderer kulturhistorisch interessanter Werke. Merkwürdig ist auch der blinde Sänger von der Insel Madeira, Baltasar Díaz, der fürs Volk und daher in portugiesischer Sprache eine Anzahl kastilianischer Romanzen bearbeitet, vereinzelt auch dramatisiert hat. Von ihm wird (p. 112) nachgewiesen, dafs er bereits 1537 beim König um die Druckerlaubnis nachsuchte für die von ihm verfafsten und noch zu verfassenden Werke in Prosa und Versen. Eine Romanze auf das Erdbeben von 1522, das eine Stadt auf den Azoren zerstörte, ist anscheinend späteren Datums, nämlich von dem eben in jenem Jahre geborenen Azorianer Gaspar Fructuoso. Von 1550 an gibt es eine grofse Anzahl portugiesischer Romanzendichter.

Das Schlufskapitel 'Rekapitulation und Folgerungen' (p. 285—334) fafst zunächst das Material zusammen und knüpft daran die folgenden Betrachtungen (p. 287 f.): 'Die meisten der von mir angeführten Stellen finden sich in den Werken von solchen Schriftstellern des 16. Jahrhunderts, die durch Vaterlandsliebe, tiefe Kenntnis der Volksseele und lebhaftes Interesse für jede Art Folklore ausgezeichnet sind. Gil Vicente, Jorge Ferreira de Vasconcellos, Luis de Camões nehmen die ersten Plätze ein. Zitate sowohl wie Einschübe gesungener Romanzen sind am häufigsten in den Stücken des portugiesischen Plautus und seiner Schüler ..., doch auch in Gelegenheitsgedichten und vertrauten Briefen des Fürsten der Dichter Portugals; das will sagen: in Dichtungsgattungen, die die Wirklichkeit widerspiegeln, sei es in Prosa oder den altspanischen Versmafsen. In anspruchsvolleren Kunstwerken italienisch-klassischen Stils würde man meist vergebens nach entlehnten Versen volkstümlichen Charakters suchen ... Und die Personen, aus deren Munde wir die Bruchstücke von Romanzen vernehmen? Es ist bemerkenswert, dafs der Mann aus dem Volke, der Bürger und der Adlige das gleiche lebhafte Interesse an der lyrisch-epischen Poesie genommen zu haben scheinen. In unserer Sammlung treten Höflinge und Bauern, Ritter und Knappen, Studenten, jüdische Schneider, Bediente, Ammen, Hauptleute und Soldaten aus Afrika und Indien auf. Sie alle kannten und verwendeten Romanzen ..., bald um den Empfindungen ihres Herzens Luft zu machen, bald zur blofsen Unterhaltung, um auf nächtlicher Wacht nicht einzuschlummern, bisweilen in satirischer Absicht, ein andermal um die Kampflust in der Schlacht anzufachen.'

Die ältesten datierbaren Zitate sind vom Jahre 1483 (p. 291); rund nimmt Frau Vasconcellos als Anfangsdatum der von ihr untersuchten Epoche das Jahr 1450 an und verteilt die von ihr erwähnten Schriftsteller auf drei Literaturperioden: die mittelalterliche, gewöhnlich 'spanische' genannt, die italienisch-klassische oder Renaissanceperiode und die des Barockstils oder der spanischen Herrschaft über Portugal. 'In dieser chronologischen Skizzierung,' fügt sie (p. 295 f.) hinzu, 'liegt hauptsächlich das Neue meiner Demonstration. Über die Beliebtheit spanischer Romanzen in Portugal zu Mirandas und Camões' Zeiten und später hat niemals Zweifel geherrscht, wenn auch niemand Einzeluntersuchungen darüber angestellt hat ... Was hingegen die heroische Zeit des Mittelalters und seine männlich schlichten epischen und episch-lyrischen Erzeugnisse angeht, die unter Ferdinand dem Katholischen schon als "alt" bezeichnet wurden, so hat bisher keiner ihre verwischten Spuren in der portugiesischen Literatur erkannt.' In der Tat hat Frau Vasconcellos die Ansicht Theophilo Bragas

widerlegt, dafs in der berühmten Sammlung des García de Resende, dem *Cancioneiro Geral*, keine Spuren von volkstümlichen Romanzen oder überhaupt von irgendeiner Art Volkspoesie vorkämen, und wohl mit Recht meint sie auch Menéndez y Pelayo widerlegt zu haben, der eben daraus den Schlufs gezogen hatte, dafs die Portugiesen in keiner Weise zum alten Epen- und Romanzenschatz beigesteuert hätten, ja dafs ihnen das Talent für epische Dichtung überhaupt abginge. Im Gegensatz hierzu stellt sie zu den ältesten Kastilianern und Aragonesen, die als Romanzendichter genannt werden und deren Zahl in dem spanischen *Cancionero General* von 1511 schon ziemlich grofs ist, die Portugiesen Dom João Manuel, Dom João de Meneses, García de Resende und Bernardim Ribeiro.

Über die Art und Weise, wie die kastilianischen Romanzen zuerst in Portugal bekannt geworden sind, ist sie ebenfalls anderer Meinung als Theophilo Braga (p. 305 f.): die ältesten gedruckten Quellen waren ihr zufolge fliegende Blätter, *pliegos sueltos*, mit gotischen Lettern auf schlechtes Papier gedruckt und darum früh verloren gegangen, woneben vor wie nach der Erfindung des Buchdrucks auch handschriftliche Hefte kursierten, vor allem aber und am häufigsten mündliche Überlieferung stattfand, die den grofsen Vorzug hatte, Text und Melodie zugleich zu übermitteln. Hierüber läfst sich die Verfasserin näher aus; doch eile ich zum Schlufs und wende mich nur noch ihrer Betrachtung des sprachlichen Problems zu (p. 311 ff.). Sie fafst ihre Beobachtungen folgendermafsen zusammen:

'Die meisten Romanzenstellen behalten, wenn sie von portugiesischen Autoren zitiert werden, in der von mir besprochenen Zeit ihre korrekte kastilianische Form bei. Sehr häufig ist der Text gemischtsprachig: ein Kastilianisch, das von Lusismen strotzt. Nur ausnahmsweise, vielleicht in einem Viertel der Fälle, haben wir reines Portugiesisch: wörtliche Übersetzungen oder freie Übertragungen von alten Romanzen des Nachbarlandes. Von beiden gibt es verhältnismäfsig frühe Beispiele; unter den Zitaten im *Cancioneiro Geral* sind verschiedene in portugiesischer Gestalt.'

'Was die ernsthafte Verwendung rein kastilianischer Stellen betrifft, unterscheide ich zwei Gruppen. Die erste besteht aus gesungenen Romanzen, wobei man annehmen darf, dafs Text und Singweise als ein untrennbares Ganzes aus Kastilien gekommen waren oder die kastilianische Sprache mit ihren reinen Vokalen und ihrem besser erhaltenen Konsonantismus als zum Singen geeigneter galt. Die zweite Gruppe besteht aus cento-artigen Gedichten; hier sollten die fremdsprachigen Flicken, die man einfügte und kommentierte, als solche kenntlich gemacht werden. Übersetzung dagegen fand statt, wenn man das Hauptgewicht auf den Gedanken legte, der etwas Sprichwortartiges hatte ... Der dritte Fall, die Mischung beider Sprachen, ist in der Regel unfreiwillig, ausnahmsweise auch beabsichtigt.' Dafs der wahre Boden für burleske Sprachmischung das Theater Gil Vicentes und seiner Nachahmer war, wird weiterhin (p. 317 ff.) ausgeführt. Hier sei mir noch gestattet, die Schlufsfolgerungen der Verfasserin im Auszug mitzuteilen.

'Die Vorherrschaft der kastilianischen Sprache in den Romanzen ist noch etwas mehr als eine Seite ihrer Vorherrschaft überhaupt. Neben der literarischen Beeinflussung, und sogar überwiegend, herrscht hier unmittelbar und fortdauernd die volkstümliche ... Von 1640 an hat die Übermacht Kastiliens mehr und mehr abgenommen; die sechzig Jahre der politischen Verbindung haben geradezu eine Entfremdung hervorgebracht, die sich in den literarischen und künstlerischen Beziehungen widerspiegelt. Die mündlich überlieferten Romanzen jedoch enthalten noch heute Anklänge ans Kastilianische, besonders in Tras-os-Montes und Beira-Baixa, d. h. an der spanischen Grenze, wo fortwährende Berührung zwischen beiden Völkern stattfindet' (p. 321). Dies wird im Anschlufs an eine Stelle aus Leite de Vasconcellos' *Romanceiro Portuguez* näher ausgeführt und

aus allem dann gefolgert (p. 327): 'Die Romanze ist in Kastilien entstanden aus epischen Gesängen, die von Spielleuten verbreitet wurden; dort hat sie ihre gröfste Lebenskraft besessen und ist von dort nach allen Richtungen ausgestrahlt ... Aber darum möchte ich doch nicht behaupten, dals "alles an alten Romanzen Vorhandene der Rest einer Poesie ist, die ganz und ausschliefslich aus dem kastilianischen Zentrum stammt, woran der Norden, Nordwesten, Westen und Osten der Halbinsel keinen Anteil gehabt haben" ... In kastilianischer Sprache verfafst ist nicht gleichbedeutend mit Werk eines Kastilianers ... Dürftigkeit des epischen Talents und der historischen Erfindungsgabe bedeutet nicht absoluten Mangel. Die Existenz von Kunstromanzen, deren Sprache die kastilianische, deren Verfasser Portugiesen sind, ist Tatsache. Selbst wenn die von Duardos und Flérida die einzige wäre, die nachgewiesenermafsen ausgewandert und volkstümlich geworden ist, so hätten wir ein Recht, zu vermuten, dafs unter den anonym überlieferten einige portugiesischen Ursprungs seien.' Und sicherlich wird niemand widersprechen, wenn die Verfasserin schreibt (p. 332): 'Der Nation, die die "Lusiaden" aufzuweisen hat, kann man unmöglich episches Talent bestreiten.' Eine ansprechende Hypothese stellt Frau Vasconcellos bei dieser Gelegenheit über das bereits oben erwähnte *Poema de Alfonso XI* auf, ein höchst merkwürdiges Erzeugnis, das die Regierung dieses kastilischen Königs und Kriegshelden, des Abwenders der letzten maurischen Invasion, in einem halb spanischen, halb portugiesischen Mischdialekt feiert. Sie meint, es sei das Werk eines ausgewanderten Portugiesen, der kastilianisch zu dichten versuchte, weil ihm dieses Idiom als das eigentlich epische galt. Auf jeden Fall scheint es, dafs wir hier ein lebendiges Zeugnis vor uns haben für den Kampf, den im 14. Jahrhundert die verschiedenen Idiome der Halbinsel ausfochten um die Ehre, den politisch getrennten und doch durch Religion und gemeinsame Interessen geeinten Völkern als Literatursprache zu dienen.

Welches nun die Romanzen sind, die mit der relativ gröfsten Wahrscheinlichkeit gerade portugiesischen Dichtern zugeschrieben werden können, darüber hat die Verfasserin nur Vermutungen. Ich darf sie hier wohl beiseite lassen, da sie unbeweisbar sind, kann mir jedoch nicht versagen, die schönen Schlufsworte anzuführen, denen ich gern und mit voller Überzeugung beistimme:

'In einem Winkel der Halbinsel, nach dem Meere hin allen fremden Einflüssen offen liegend, nach dem Lande zu in steter Berührung mit gröfseren Reichen, von denen es sich im 12. Jahrhundert losgelöst hat, als der Nationalheld (der Cid) schon existierte, hat Portugal keine schöpferische Originalität, die von der des Kernlandes Kastilien verschieden wäre. Es hat jedoch an allen Gattungen der Volks- und Kunstdichtung mitgearbeitet, an einigen mit Glanz, und nimmt in der sentimentalen Poesie den ersten Rang ein. Die zwei oder drei Literaturen ergänzen sich gegenseitig und bilden, streng genommen, nur eine ... So wie der lyrische Volksliederschatz ist auch die Romanzenpoesie ein Werk der ganzen Halbinsel. Die Wurzeln — die epischen Gesänge — und der Stamm stehen auf kastilischem Boden. Nach Portugal reichen nur Zweige, Nachbildungen, die von Spielleuten verbreitet worden sind; als Blüten und Früchte tragen sie novellenartige und lyrische Romanzen. Als höchste Personifikation des epischen und lyrischen Genius Hispanicus aber steht Luis de Camões da.'

S. Paulo (Brasilien). Oskar Nobiling.

Verzeichnis

der von Mitte Dezember 1910 bis Anfang März 1911 bei der Redaktion eingelaufenen Druckschriften.

Allgemeines.

Zeitschrift für österreichische Volkskunde. XVI, 4, 5 [Abhandlungen und gröſsere Mitteilungen: K. Adrian, Drischleg- und Holzknechtspiele aus dem Salzburgischen. — K. Mautner, Die Ausseer Tracht. — J. Blau, Die Spitzen und die Spitzenklöppelei der Slawen in Böhmen, Mähren, Schlesien und Oberungarn. — J. Haudeck, Ein Beitrag zum Ansingeliede in Deutschböhmen. — E. Domluvil, Aus dem Leben der Walachen oder Schafhirten in der mährischen Walachei (Schluſs). — Kleine Mitteilungen. — Ethnographische Chronik aus Österreich. — Literatur der österreichischen Volkskunde. — Mitteilungen aus dem Verein und dem Museum für österreichische Volkskunde].

Gutzmann, Prof. Dr. H., Physiologie der Stimme und Sprache. Mit 92 zum Teil farbigen Abbildungen im Text und auf zwei Tafeln. Aus: 'Die Wissenschaft, Sammlung naturwissenschaftlicher und mathematischer Monographien', Heft 29. Braunschweig, Vieweg, 1909. X, 208 S. M. 8. [Das Buch wendet sich auch an Sprachforscher und möchte insbesondere 'die noch widerstrebenden Phonetiker, Linguisten und Philologen' zur Beachtung der experimentellen Phonetik bekehren. Es ist in hohem Maſse dazu geeignet, um so mehr, als der Verfasser die älteren subjektiven Methoden der Lautbeschreibung und Lautforschung (durch Gehör, Gesicht und 'Getast') nicht geringschätzig abtut, wie das vielfach zum guten Ton der experimentellen Phonetik zu gehören scheint, sondern ihnen neben der instrumentellen Forschung ihr gutes Recht läſst. Ein Meister seines Faches führt in diesem Leitfaden das Wort, das fühlt jeder, der sich hier über I. 'Physiologie der Atmung und Stimme' (p. 1—57) und II. 'Physiologie der Sprachlaute' (p. 57 ff.) unterrichten läſst. P. 141 beginnt die Darlegung der Methode instrumenteller Lautforschung, und daran schlieſsen sich Bemerkungen zur Artikulation der Sprachlaute, die bei aller Kürze ebenfalls manches enthalten, was den Linguisten fördern kann. Ich hebe z. B. die Bemerkung über *s* und *ʃ* hervor (p. 173 ff.). Gerade hier läſst sich auch zeigen, was dem aufmerksamen Leser in dem Buche gelegentlich Schwierigkeiten bereitet: die ungenügende Verbindung von Figuren und Text. Verf. spricht von einem 'ersten *s*' und einem 'zweiten *s*' — ohne übrigens zu sagen, ob dieser Numerierung mehr als bloſs individuelle Differenzen zugrunde liegen — und verweist richtig auf Fig. 84 und 85. Aber wie kommt es, daſs, während die entsprechenden Zungenfärbungen voneinander abweichen, die Palatogramme von Fig. 84 und 85 identisch sind. Fig. 86 und 87 sind mit dem Text gar nicht durch Verweisungen verbunden, und der Leser mag sehen, wie er sich in ihren Kurven zurechtfindet. Und doch muſs, wer 'widerstrebende Philologen' — zu denen ich nicht gehöre — gewinnen will, die Sache möglichst leicht machen. Zu solchen Ungleichheiten in der Ausführung gehört auch einiges in der Bibliographie. Atkinsons *Methods of mouth-mapping* (*Neuere Spr.* VI, 494 ff.) darf nicht fehlen, und die Arbeit von E. A. Meyer, auf

die p. 143[1] so nachdrücklich verwiesen wird, ist nicht angeführt.[2] Es empfiehlt sich, bei allen entlehnten Figuren ohne Ausnahme anzugeben, welchem eigenen oder fremden Werke sie entnommen sind, um dem Leser die weitere Information an Ort und Stelle zu erleichtern. Solch kleine Desiderata zu erfüllen, wird eine zweite Auflage des trefflichen Buches wohl Gelegenheit geben. H. M.]

Allesch, Gustav von, Über das Verhältnis der Ästhetik zur Psychologie. Leipzig, Barth, 1910. S. 401—536. (Aus: *Zeitschrift für Psychologie*, LIV.)

Huber, P. Michael, O. S. B. Die Wanderlegende von den Siebenschläfern. Eine literargeschichtliche Untersuchung. Leipzig, Harrassowitz, 1910. XXI, 574, 32* S. M. 12.

Gendarme de Bévotte, G., La légende de Don Juan. Son évolution dans la littérature des origines au romantisme. Paris, Hachette, 1911. 2 voll. VI, 216; XII, 289 S. Frs. 7.

Landau, M., Hölle und Fegfeuer in Volksglaube, Dichtung und Kirchenlehre. Heidelberg, Winter, 1909. XIX, 296 S. Geh. M. 4, geb. M. 5. [Das Buch vereinigt ein sehr reiches Material, bietet es in übersichtlicher Gruppierung und in fesselnder Darstellung. Es wird besonders auch dem willkommen sein, der von der Lektüre der *Divina Commedia* herkommt und von der Höhe dieser künstlerischen Gestaltung des schreckenvollen Jenseits zurückblicken will auf das bunte und doch gleichförmige Werden dieser Jenseitsvorstellungen bei den verschiedensten Völkern. H. M.]

Lot, F., Diplômes d'études et dissertations inaugurales, étude de statistique comparée. Paris, Champion, 1910. 31 S. [Publikationen, die den deutschen Inauguraldissertationen entsprechen, kennt Frankreich erst seit kurzer Zeit. Es sind die *thèses d'Université*,[3] die sich indessen noch wenig eingebürgert haben, und deren im Gebiete der *Facultés des Lettres* jährlich noch nicht 20 erscheinen. Frankreich kennt aber ein dekoratives *Diplôme d'Etudes supérieures*, zu dessen Erlangung die Einreichung einer wissenschaftlichen Arbeit nötig ist, das sogenannte *Mémoire du Diplôme d'Etudes supérieures*, das Lot der deutschen Inauguraldissertation glaubt gleichsetzen zu können. '*Peu importera*', meint er, *que les unes soient imprimées (en Allemagne) et que les autres (en France) soient présentés en manuscrit.*' Diesen Unterschied halte ich allerdings für schwerwiegend: die mit der Drucklegung postulierte öffentliche Kritik hebt die Leistung, und manches würde auch bei uns von Verfasser und Referenten leichter genommen, wenn die Dissertation nicht gedruckt werden müſste. So mag man denn daran zweifeln, daſs die beiden Leistungen, französisches '*Mémoire*' und deutsche 'Dissertation', die Lot hier statistisch verarbeitet, wirklich gleichwertig seien, und doch mit Interesse und Belehrung Lots Ausführungen folgen. Es geht aus ihnen hervor, daſs die '*Mémoires*' an Zahl weit hinter den 'Dissertationen' zurückstehen, was zeigt, daſs der französische Studierende viel weniger als der deutsche nach einer wissen-

---

[1] Bei den aus Meyer stammenden interessanten Lautbildern, Fig. 76a und b, stört der Umstand, daſs beim ersten (*u*-) und beim letzten (*ſ*-)Bild förmliche Verschlüsse, dort ein uvularer und hier ein alveolarer, dargestellt sind. Insofern bedürften diese Lautbilder der Erklärung.

[2] Sie ist in Gutzmanns *Mediz.-pädag. Monatsschrift* 1907 (Band XVII), 225—43 gedruckt. Dazu vergleiche man nun Meyers umfangreichen Beitrag zur Festschrift Vietor. — Seither ist M. Scheiers Aufsatz 'Die Bedeutung des Röntgenverfahrens für die Physiologie der Stimme und Sprache' in B. Fränkels *Archiv f. Laryngologie u. Rhinologie* 1909 (Band XXII) 175—208 erschienen, mit neun Tafeln (Röntgenbildern) und mehreren Skizzen.

[3] Die umfangreichen sogenannten *thèses de doctorat* haben weniger den Charakter von Inauguraldissertationen als von Habilitationsschriften.

schaftlichen Krönung seines Studiums strebt. Für die französische Philologie ergibt sich daraus die Tatsache, daſs in Deutschland rund doppelt so viel gedruckte 'Dissertationen' erscheinen als in Frankreich handschriftliche '*Mémoires*' eingereicht werden, die sich mit Französisch beschäftigen. Bei den Studierenden der Universitäten Südfrankreichs ist das *Diplôme d'Etudes supérieures* noch viel weniger gesucht als im Norden. Das reine Brotstudium dominiert. — Anerkennung verdient der Freimut, mit dem Lot diese Dinge statistisch darlegt und bespricht. H. M.]

Borel, J., Vollständiges Lehrbuch der Esperanto-Sprache mit Übungen, Syntax und Proben aus Poesie und Prosa. 12. Aufl., 50. Tausend. Berlin, Esperanto-Verlag Möller & Borel, 1910. 146 S. Dazu: Schlüssel, 20. Tausend. 1909. 61 S. [Das Latein hat seine Stellung als Verständigungsmittel der Gebildeten durch die Ciceronianer verloren, und ein modernes Idiom zur Weltsprache zu erheben widerstrebt dem Selbstgefühl der gröſseren Völker. Dadurch war das Problem der künstlichen Weltsprache gegeben. An sich ist es gewiſs eine würdige Aufgabe der Philologie, nachdem sie die verschiedensten historischen Sprachen studiert hat, auch einmal eine möglichst gute selbst zu erschaffen; ist aber mit so romanischem Grundstock die Frage umgangen? Für Esperanto sind neuestens die Luftschiffervereine und manche Naturforscher eingetreten, die besonders auf internationale Verständigung angewiesen sind. Die Ausspracheschwierigkeiten für Engländer sind dadurch vermindert, daſs nur die fünf Grundvokale zur Wortbildung dienen; wie man mir sagt, spricht sie der Engländer leidlich richtig aus, sobald man ihn anweist: 'Speak the continental sounds!' Für Wort- und Satzbildung gilt die gröſste Armut als erster Grundsatz, um das Lernen möglichst zu erleichtern. Das vorliegende Büchlein scheint dem, der sich ein eigenes Urteil durch Erfahrung schaffen will, am meisten zu empfehlen; es faſst den ganzen Stoff in zehn Lektionen zusammen. Ich habe aber auch schon eine Anweisung zu Esperanto gesehen, die auf der Vorder- und Rückseite eines einzigen gröſseren Blattes zusammengedrängt war. A. B.]

Neuere Sprachen.

Modern language notes. XXV, 8. December 1910 [A. Marshall, Elliott. — F. Tupper jr., The Cynewulfian runes of the first riddle. W. A. Mac Laughlin, Old French *acoillir*. — Ch. A. Williams, Zu Uhlands Volksliedern, Nr. 43. — O. Heller, Another unknown letter to Charles Sealsfield. — Reviews. — Correspondence].

Publications of the Modern Language Association of America. XXV, 4. Dec. 1910 [H. J. Weber, Sprachliche Studien zur Ästhetik Winckelmanns. — C. Runtz-Rees, Some notes of Gabriel Harvey's in Hoby's translation of Castiglione's *Courtier* (1561). — Th. W. Nadal, Spenser's Muiopotmos in relation to Chaucer's *Sir Thopas* and the *Nun's priest's tale*. — A. G. H. Spiers, Dolce stil nuovo — The case of the opposition].

Die neueren Sprachen ... hg. von W. Vietor. XVIII, 9, Januar 1911 [N. Hohbach, Sully Prudhomme. — E. Wrage, Die Psychologie der Charaktere in den Romanen G. Mereditha, II. — W. Vietor, Einheitliche Aussprachebezeichnung. — Besprechungen. — Vermischtes]. XVIII, 10, Februar 1911 [E. Wrage, Die Psychologie in den Romanen G. Merediths. — N. Hohbach, Sully Prudhomme. — Besprechungen. — Vermischtes].

The journal of English and Germanic philology. IX, 4. October 1910 [G. O. Curme, The origin and growth of the weak adjective in Germany. — F. W. C. Lieder, The Don Carlos theme in literature. — M. M. Skinner, Brief notes on the indebtedness of Spielhagen to Dickens. — J. A. Adams jr., The Timon plays. — Ch. F. Fiske, Conventionalism in Holinsheds Chronicle II. — Reviews: E. P. Hammond, The Harleian manuscript 7334 and revision of the Canterbury tales. — E. L. Norton, H. Münster-

berg's eternal values. — J. Wiehr, R. M. Wernaer's romanticism in Germany. — F. N. Scott, Täuber's Ursprache and Jespersen's origin of linguistic species. — J. M. Hart, Steiger's Thomas Shadwell's Libertine. — A. L. Elmquist, Hellquist's anmärkninger om de nordiska verben. — H. J. V. Jones, Frederick James Furnivall].

Modern philology. VIII, 2. October 1910 [W. J. Neidig, The Shakespeare quartos of 1619. — J. L. Lowes Chaucer and the Miroir de mariage. — B. Cerf, The Franco-Italian *Chevalerie Ogier*. — W. R. Myers, The technique of bridging gaps in the action of German drama since Gottsched. — J. Matthews Manly, *Elckerlijc-Everyman*: the question of priority. — F. A. Wood, *Elckerlijc-Everyman*: the question of priority. John Ernst Matzke].

Modern language teaching. VI, 6, 7. November 1910 [Discussion column: The teaching of composition. — Holiday course impressions. — Languages in the Oxford senior local examination. — German in girls' schools and the civil service commissioners. — Modern language association. — Correspondence. — Reviews. — From here and there].

Revue germanique. VI, 5. Novembre—Décembre 1910 [L. Pineau, L'histoire et la poésie populaire au moyen âge scandinave. — J. E. Speulé, La religion artistique de Bettina: Gœthe et Beethoven. — J. J. Waldner, Le rêve dans la poésie de Mombert. — Revues annuelles: F. Baldensperger, Littérature comparée. — L. Reynaud, La poésie allemande].

The modern language review. VI, 1. January 1911 [A. F. Westcott, Alexander Montgomerie. — G. Schaaffs, Schröders Ausschreiben und die drei Brudermorddramen. — Texts: C. Foligno, An Italian version of the legend of St. Margaret. — E. K. Chambers and F. Sidgwick, Fifteenth century carols by John Audelay, II. — Miscellaneous notes. — Reviews. — Minor notices. — New publications].

Germanisch-romanische Monatsschrift. III, 1. Januar 1911 [A. Thumb, Experimentelle Psychologie und Sprachwissenschaft I. — Erich Petzet, Die deutschen Handschriften der Münchner Hof- und Staatsbibliothek. — E. Sieper, Über neuere Werke zur englischen Literaturgeschichte. — K. Voſsler, Zur Entstehungsgeschichte der französischen Schriftsprache I. Selbstanzeigen, Vereine und Versammlungen, Nachrichten].

Die Ausbildung der neusprachlichen Lehramtskandidaten. Referate, in der gemeinsamen Sitzung des 'Wiener Neuphil. Vereins' am 4. Juni 1910 in Wien gehalten von A. Seeger, W. Meyer-Lübke und K. Luick. S.-A. aus der Zeitschrift 'Österr. Mittelschule', XXV, 1. Wien, Hölder, 1911. 16 S.

Breymann-Steinmüller, Neusprachliche Reform-Literatur (Französisch und Englisch). Viertes Heft: 1904—1909. Eine bibliographisch-kritische Übersicht, bearbeitet von Dr. G. Steinmüller. Leipzig, Deichert, 1909. VI, 211 S. M. 5,50. [Diese nützliche orientierende Bibliographie hat Breymann vor fünfzehn Jahren mit einem ersten Hefte begonnen, das die Fachliteratur von 1876—93 umfaſste, und über das hier XCVI, 363 ff. referiert worden ist. Dann hat sich nach je fünf bis sechs Jahren ein weiteres Heft angeschlossen. Diese Hefte schenken auch den neu sich erschlieſsenden Gebieten des neusprachlichen Unterrichts, wie z. B. dem der Sprechmaschinen, oder neuen Fragen, wie z. B. der der Trennung von Französisch und Englisch, gebührende Aufmerksamkeit. — Die Referate, die das *Archiv* seit Jahren in seiner Bibliographie bringt, sind vom Herausgeber nicht berücksichtigt, cf. z. B. zu Klincksieck p. 109 *Archiv* CXIV, 479; CXVII, 472. H. M.]

Deutsch.

Kluge, F., Unser Deutsch. Einführung in die Muttersprache. Vorträge und Aufsätze. 2. Aufl. (Wissenschaft und Bildung, 1.) Leipzig, Quelle & Meyer, 1910. 151 S. 8. Geb. M. 1,25. [Diese Einführung in

die Muttersprache unterscheidet sich von anderen Einführungen dadurch, dafs sie nicht in systematischer Form nur die Ergebnisse der Arbeiten anderer, sondern in zehn selbständigen Aufsätzen und Vorträgen meist eigene Forschung des Verfassers über die deutsche Sprache gibt. Eigenste Forschung sind die fünf Essays über die Standes- und Berufssprachen, die Geheimsprachen, die Studenten-, die Seemanns- und die Weidmannssprache: über diese Sprachen in der Sprache den Verfasser der 'Deutschen Studentensprache', des 'Rotwelsch' und der 'Seemannssprache' reden zu hören, wird viele erfreuen. Bedeutende Themen werden in den Aufsätzen 'Das Christentum und die deutsche Sprache' und 'Die Entstehung unserer Schriftsprache' abgehandelt, und wichtig für alle Freunde der Sprache ist das, was Kluge über 'Sprachreinheit und Sprachreinigung' und über 'Die Grenzen der Sprachreinheit' zu sagen hat. Der Aufsatz 'Ein Reichsamt für deutsche Sprachwissenschaft' hat jetzt mehr Interesse denn je. Billig hat das Wissen in der Muttersprache den Vorrang vor allem anderen Wissen, und daher war es glücklich, die neue Sammlung 'Wissenschaft und Bildung' mit einem Buche über die Muttersprache anzufangen. W. Nickel.]

Weise, O., Unsere Muttersprache, ihr Werden und ihr Wesen. 7. Aufl. Leipzig u. Berlin, Teubner, 1909. VIII, 278 S. 8. Geb. M. 2,80. — Ders., Ästhetik der deutschen Sprache. 3. Aufl. Ebenda 1909. VIII, 318 S. 8. Geb. M. 3. — Ders., Unsere Mundarten, ihr Werden und ihr Wesen. Ebenda 1910. XII, 279 S. 8. Geb. M. 2,80. [Dafs von Oskar Weises 'Muttersprache' in 14 Jahren die 7. Auflage, d. h. das 26.—30. Tausend, und von der 'Ästhetik der deutschen Sprache' in 6 Jahren die 3. Auflage nötig geworden ist, setzt ein reges Interesse weiterer Kreise für die Muttersprache voraus und zeigt, dafs die Art der Weisischen Bücher den Bedürfnissen dieser Kreise gemäfs war. 'Unsere Muttersprache, ihr Werden und ihr Wesen' betrachtet die neuhochdeutsche Sprache vom geschichtlichen Standpunkte und vom Standpunkte der Volksart; die 'Ästhetik der deutschen Sprache' aber legt die Schönheiten der prosaischen und dichterischen Ausdrucksweise dar. Ich habe gesehen, dafs sprachlich interessierte Männer, wenn sie zweifelten, wie sie schreiben sollten, sich nicht nur aus dem Wörterbuch der Brüder Grimm Rats erholten, sondern auch zu diesen beiden Büchern griffen. Der buchhändlerische Erfolg dieser und anderer sprachlicher Werke des Verfassers ist wohl der Grund gewesen, dafs Weise sein Talent, sprachliche Probleme in gemeinverständlicher Weise zu behandeln, in einem neuen Werke geübt hat. Die gelehrte Forschung der letzten Jahre über die deutschen Mundarten in einem kleinen Bändchen zusammenzufassen, verlohnte sich wohl der Mühe. Denn Interesse für die Mundarten ist zweifellos da. Reuter wird auch heute viel gelesen, und in der neueren Literatur, vor allem im Drama, das Mundartliches nie verschmäht hat, wird mehr als in der gesprochenen Sprache des täglichen Lebens die heimatliche Art des Sprechens geschätzt. Weise, der schon über das Altenburgische gearbeitet hat, hat sich nicht wie Hubert Grimme (Sammlung Göschen 461; 1910) auf die plattdeutschen Mundarten beschränkt, sondern in seinem Buche 'Unsere Mundarten, ihr Werden und ihr Wesen' alle deutschen Mundarten berücksichtigt. Er hat aus Hunderten von Büchern und Aufsätzen über die deutsche Sprache und die deutschen Mundarten das für seine Zwecke Brauchbare exzerpiert und in eine gemeinverständliche Form gebracht. W. Nickel.]

Sütterlin, Ludwig, Die deutsche Sprache der Gegenwart (ihre Laute, Wörter, Wortformen und Sätze). Ein Handbuch für Lehrer und Studierende. Auf sprachwissenschaftlicher Grundlage zusammengestellt. Dritte verm. u. verb. Aufl. Leipzig, Voigtländer, 1910. XXVIII, 451 S. M. 7, geb. M. 8.

Schulz, Hans, Deutsches Fremdwörterbuch. Erste Liefg. A—Batterie. Strafsburg, Trübner, 1910. 80 S. M. 1,50.

Biese, Alfred, Deutsche Literaturgeschichte. III: Von Hebbel bis zur Gegenwart. 1.—3. Aufl. München, Beck, 1911. VII, 675 S. M. 5,50 in Leinwand geb., M. 7 in Halbfranz.

Zupitza, Julius, Einführung in das Studium des Mittelhochdeutschen. Zum Selbstunterricht für jeden Gebildeten. 10. verb. Aufl. Chemnitz u. Leipzig, Wilh. Gronau, 1910. VI, 120 S. Geb. M. 3,50.

Bacon, Susan Almira, The source of Wolfram's Willehalm. (Sprache und Dichtung. Forschungen zur Linguistik und Literaturwissenschaft. Hg. von H. Maync und S. Singer, H. 4.) Tübingen, Mohr, 1910. VIII, 169 S. M. 5.

Lehnerdt, Waldemar, Die Anwendung der Beiwörter in den mhd. Epen von Ortnit und Wolfdietrich. (Germanistische Abhandlungen, H. 36.) Breslau, Marcus, 1910. XII, 250 S. M. 8.

Dinges, Georg, Untersuchungen zum Donaueschinger Passionsspiel. (German. Abhandlungen, H. 35.) Breslau, Marcus, 1910. 156 S. M. 5,60.

Bonin, Johann Georg Zimmermannn und Johann Gottfried Herder nach bisher ungedruckten Briefen. Worms 1910. 32 S. 8. [Wer Johann Georg Zimmermann nur aus dem Spotte Lichtenbergs kennt, kann aus den vier in dieser Ehrenrettung abgedruckten Briefen sehen, wie Zimmermann sich um die Berufung des Freundes auf einen theologischen Lehrstuhl in Göttingen bemüht hat. Aber diese kleine Publikation hat noch ein weiteres Interesse. Bonin hat die Originalbriefe aus Herders Nachlafs durch die Güte der jetzigen Besitzerin, Frau Billon-Haller in Genf, einsehen dürfen. Er hat sie mit Düntzers Abdruck ('Aus Herders Nachlafs') verglichen und dabei festgestellt, dafs Düntzer ungenau und eigenmächtig verfahren ist. S. 5: 'In den von Düntzer veröffentlichten Briefen sind zahlreiche, zum Teil recht umfangreiche Stellen überhaupt nicht aufgenommen worden, was insofern zu bedauern ist, als gerade sie zur Beurteilung Herders und seiner Freunde oft sehr wichtig sind; 13 Briefe Zimmermanns an Herder, 15 von M. Claudius, 16 von Richter fanden überhaupt keine Berücksichtigung. Und da, wo die Briefe ihrem gesamten Wortlaute nach gegeben sind, ist der Abdruck doch sehr ungenau, die ursprüngliche Schreibart wird nicht gewahrt, Satzzeichen werden oft willkürlich gesetzt, einzelne Worte sogar falsch gelesen und danach gedruckt.' W. Nickel.]

Lucerna, Camilla, Das Märchen. Goethes Naturphilosophie als Kunstwerk. Deutungsarbeit. Leipzig, Fritz Eckardt. 191 S. [Die Verf. sucht aus Goethes disparaten Äufserungen ebenso fleifsig und scharfsinnig wie gewaltsam ein einheitliches System herauszuspinnen, das dann bis ins einzelne in dem 'Märchen' wieder aufgesucht wird. Der doppelte Fehler ist, dafs für Goethes Naturphilosophie zuviel, für das 'Märchen' zuwenig Einheit angenommen wird: indem die Verf. jede — richtig oder zweifelhaft erkannte — Meinung Goethes über Welt, Wechsel, Werden unmittelbar in der Dichtung aufsucht, vergifst sie das eigentümlich treibende Medium der Poesie. Übrigens habe ich noch in keinem Kommentar der vielgewundenen Dichtung so grofse Ausdehnung und so breite Grundlagen gefunden; zu lernen ist im einzelnen viel, und im ganzen nicht wenig anzuerkennen. R. M. Meyer.]

Farinelli, A., Il romanticismo in Germania. Lezioni introduttive. Bari, G. Laterza & Figli, 1911. [Während wir französischen Forschern wie Rouge und Spenlé schon eine Reihe ergebnisreicher Studien auf dem Gebiete der Romantik verdanken, haben sich die Söhne jenes Landes, das den Romantikern vor allem teuer war, bislang wenig mit dieser Epoche deutschen Geisteslebens beschäftigt. Diesem Mangel will Farinelli abhelfen, indem er in dem vorliegenden Buche, einer Frucht seiner Vorlesungen über die deutsche Romantik, kenntnisreich und doch knapp in das Wesen und die Gedanken jener Zeit einführt. Er beginnt mit den 'Präludien der Romantik' bei den Stürmern und Drängern, Herder und

Hamann, und sucht dann die eigentümliche Erkenntnisart der Romantiker zu kennzeichnen, jene Durchdringung des Verstandes mit dem Gefühl und des Fühlens mit der Vernunft. Scharf heben sich die Mitglieder des ersten romantischen Bundes heraus: die beiden Schlegel, der eine als Organisator und Verkündiger der neuen Lehre, der andere als eigentlicher geistiger Führer der Genossen, Novalis, der Dichter der Frühromantik, Tieck und Wackenroder, den Farinelli fein und bezeichnend 'den Beato Angelico der Romantik' nennt. Die philosophischen, ästhetischen und religiösen Bestrebungen der Romantiker werden dann, vielleicht ein wenig zu kurz, behandelt. Es folgt ein Kapitel über die Ideale der Romantik, Spanien, Italien, den Orient etc., und den vollkommensten Ausdruck ihrer Kunstanschauungen im Märchen und in der Musik, sowie ein rascher Blick auf die 'Ausbreituug und den Verfall' der romantischen Ideen. Eine gedrängte Bibliographie berührt auch Vorläufer und Nachwirkungen der Romantik, sowie die Romantiker Englands, Frankreichs, Spaniens und Italiens. B. Badt.]

Zurlinden, Luise, Gedanken Platons in der deutschen Romantik. (Untersuchungen zur neueren Sprach- und Literaturgeschichte, hg. von Walzel, N. F. 8.) Leipzig, Haessel, 1910. VIII, 292 S.

Hirsch, Julian, Fouqués Held des Nordens. Seine Quellen und seine Komposition. (Mit Berücksichtigung der übrigen nordischen Stoffe Fouqués.) Berlin, Ebering, 1910. 76 S. M. 1,50.

Eichendorff-Kalender für das Jahr 1911. Ein romantisches Jahrbuch. Hg. von Wilhelm Kosch. 2. Jahrgang. Regensburg, J. Habbel, 1910. 216 S. M. 2,40.

Lenaus Werke, hg. von Carl Schaeffer. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. Bd. I, II. Leipzig u. Wien. Bibliographisches Institut, 1910. In Lwd. geb M. 4.

Pichler, Adolf, Der Galgenpeter und anderes. Geschichten aus Tirol. München, Die Lese, 1910. XVII, 148 S. [Die Prosageschichten von Pichler sind durch frische Sittenschilderungen aus dem Tirolerlande ausgezeichnet und durch die kräftige Persönlichkeit des Erzählers, die sich überall fühlbar macht. Auf diese beiden Momente verweist sehr ansprechend der Herausgeber, Arnulf Sonntag, in der Einleitung. Auch die Wahl der mitgeteilten Geschichten ist gut: aufser dem Galgenpeter werden der Flüchtling und Notburga abgedruckt.]

Seillière, Ernest, Nietzsches Waffenbruder, Erwin Rohde. Berechtigte Übertragung. 1.—3. Tausend. Berlin, Herm. Barsdorf, 1911. X, 152 S. M. 3. Geb. M. 4,50.

Fries, Albert, Aus meiner stilistischen Studienmappe. I.: Heinrich von Treitschkes Stil. II.: Richard Wagners Stil in Vers und Prosa. Mit einer Beilage: Bemerkungen zu den von Billeter veröffentlichten Proben aus 'Wilhelm Meisters theatralischer Sendung'. Berlin, Borussia-Verlag, 1910. 92 S. M. 1,50.

Przygodda, Paul, Heinrich Laubes literarische Frühzeit. Berlin, Ebering, 1910. (Berliner Beiträge zur germ. u. rom. Phil., veröffentlicht von E. Ebering. XLII. Germ. Abteilung Nr. 29.) 179 S. [Die Arbeit ist etwas unbehilflich; die bei uns so seltene Kunst der Analyse steht dem Verf. nicht zu Gebote, und seine Ausdrucksweise steigert sich zu Sätzen wie (S. 103): 'Ihre Sinnlichkeit ist so gewaltig, dafs sie im Liebesaffekt "Schuft" als Kosewort gebraucht.' Auch ist P.s politisches Urteil etwas rasch und anachronistisch, auch nicht eben scharf, wenn er (S. 153) von dem 'objektiven Ranke' spricht. Aber die gründliche Durcharbeitung des Stoffes ist nicht ohne Ertrag geblieben. Biographisch ist die Verteidigung Laubes in puncto der Ehrlichkeit (gegen Geiger S. 118 f.), literarhistorisch die (wohl etwas zu starke) Betonung von Varnhagens Einflufs (S. 122 f., bes. S. 127) sowie die Beleuchtung von Laubes Stellung zum

historischen Roman (Theorie S. 79 f., Praxis S. 156 f.) als Hauptertrag herauszuheben. Daneben wird gegen Houben der Einfluſs Heinses (S. 107 f.) mit Recht verteidigt, auf das typische Motiv der erotischen Bespiegelung (S. 113) hingewiesen und manch wichtiger Punkt aus Laubes früher Ästhetik herausgeholt (über Heine als Historiker S. 59; gegen die Formlosigkeit der deutschen Novelle S. 80 und den Mangel deutscher Formkritik S. 82). Der Dichter wird gut charakterisiert mit seiner Neigung zur Reflexion (S. 142) und seinen typischen Requisiten und Effekten (S. 162), dem Stil in seiner bewuſsten Entwicklung (S. 162) und der derbsinnlichen Körperbeschreibung (S. 167). 'Er bleibt immer nur Dramaturg' (S. 150), und sein bester historischer Roman ist 'Das erste deutsche Parlament'. Richard M. Meyer.]

Speidel, Ludwig, Schriften. Bd. I—III. Berlin, Meyer & Jessen, 1910/11. I.: Persönlichkeiten, XXIII, 380 S. II.: Wiener Frauen, 277 S. III.: Heilige Zeiten, Weihnachtsblätter, VII, 121 S. [Mit wehmütiger Freude nimmt man die Feuilletons wieder zur Hand, die einst, als sie in der 'Neuen Freien Presse' erschienen, in der ganzen Wienerstadt das Tagesgespräch bildeten und dann mit all jenem Zeitungskram in die Vergessenheit sanken — ausgenommen wenn ein Liebhaber da und dort ein Bündel sammelte und als Schatz aufbewahrte. Jetzt sind sie bequem zugänglich, auch einigermaſsen nach Gegenständen geordnet, und siehe da, sie wirken nicht weniger, sondern mehr: ein verwandter Aufsatz ergänzt den anderen, und die vielen Widersprüche, die man in der Sammelausgabe erwartet hatte, lösen sich auf in die wechselnden Stimmungen einer reichbegabten Persönlichkeit. Speidel war Schwabe und ist es auch in Wien stets geblieben; er selbst sagte mir einmal, jeder Schwabe sei entweder Poet oder Philosoph, und er war beides zugleich; er war Kritiker, und zugleich gehören seine Aufsätze der schönen Literatur an. Weder die Theatergeschichte Wiens in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ist voll zu schreiben, ohne daſs man auf seine Urteile Bezug nimmt; noch ist die Stilkunst der Wienerstadt und die Fülle ihrer Erzählertalente zu erschöpfen, wenn man seine nur zu seltenen Feuilletons ausläſst. Am interessantesten ist gewiſs sein Band 'Persönlichkeiten', weil er selber ein eigenes und warmes Empfinden, ein dialektisch geschultes Denken, eine ausgedehnte Belesenheit und einen herrlichen Blick für alles Charakteristische im Leben besaſs. Unter den von ihm geschilderten Persönlichkeiten sind die Schwaben am stärksten vertreten: Schiller, Uhland, Feuerbach, F. Vischer, D. F. Strauſs. Von Norddeutschen sind wenige berücksichtigt, und unter ihnen vor allem Luther, der wuchtige Reformator, für den man in Wien besonders leicht sich begeistern kann. Neben vielen Männern des Theaters fallen einige Philologen freundlich auf: Schmeller mit seinem bayrischen Wörterbuch und Wilhelm Scherer mit seinen Wiener Erinnerungen. Unter den Künstlerblättern ist das über Heinrich Natter wohl die Perle. — Am meisten Lokalton enthält der Band über die Wiener Frauen, zu dessen Füllung allerdings auch mehrere Feuilletons über Wiener Denkmäler und Spaziergänge verwendet wurden. Als Erzähler aber kommt Speidel am besten in den Weihnachtsblättern zur Geltung. Wenn er hier das Heimatgefühl der Brüder Grimm schildert, hat er zugleich die Urgründe seiner eigenen Phantasie und Sprachkunst aufgedeckt. Nach ihrem Muster hat er selbst eine Reihe Märchen geschrieben. Seine gelungenste Dichtung dieser Art ist wohl das Feuilleton 'Einsame Spatzen' vom 25. Dezember 1883, das einen vereinsamten alten Junggesellen schildert und sowohl in der Gesamtanlage als in Einzelheiten an Dickens' *Christmas carol* erinnert. Den weiteren Bänden darf man mit Begier entgegensehen. A. B.]

Wildenbruch, Ernst von, Blätter vom Lebensbaum. Berlin, Grote, 1910. IX, 484 S. [Die mannhafte und volksgerechte Persönlichkeit Wildenbruchs kommt hier besonders glücklich zum Ausdruck. Übersieht man

diese Blätter, die sich vom Jahre 1878 bis knapp vor seinem Hinscheiden, also durch 30 Jahre, erstrecken, so wird vor allem fühlbar, zu wie vielen öffentlichen Angelegenheiten er als Berufener das Wort ergriff und wie treffend er stets zum Grofsen und Edlen geraten hat. Anfangs ist es immer die Literatur, die ihn auf den Plan ruft: die Aufführung des zweiten Teils 'Faust' wird als ein Gewinn für unsere Bühne bezeichnet; Marie von Olfers erhält ein reizendes biographisches Bildchen zum Geburtstag; der Schriftstellertag in Wien 1893 soll zur Hebung des ganzen Standes beitragen; ein Heinedenkmal für Deutschland ist wünschenswert; die Entwicklung des deutschen Dramas möge über Ibsen und den Naturalismus hinausgehen zu Vernunft und Gesundheit. Bald mischt sich aber eine herzhafte Liebe zu Berlin darein: aufser Marie Olfers wird besonders warm Hermann Grimm bedacht, der *genius loci* am Matthäikirchplatz, und ein Freundeswort zu Karl Frenzels 80. Geburtstag 1907 steht fast am Ende des Bandes. Dann merkt man, wie die Klassikerstadt Weimar überwiegt und das besondere Interesse Wildenbruchs an sich reifst: der Grofsherzog Karl Alexander erhält einen schönen Nachruf; dem neuen Grofsherzog wird das Fernbleiben vom Goethetag verdacht; Kinderscharen sollen alljährlich nach Weimar geführt und dort mit Liebe für unsere Dichterfürsten erfüllt werden. In der letzten Zeit aber richten sich die Sorgen und Mahnungen Wildenbruchs an das ganze deutsche Volk: in einer kühnen Kritik über die Verleihung des doppelten Schillerpreises an ihn selbst warnt Wildenbruch vor der Aufrichtung einer literarischen Mauer zwischen Hof und Volkstum; 'Ein Wort an die Deutschen' verweist gegenüber dem Wachsen von Deutschlands Wohlstand auf die wachsende Not der deutschen Seele; und im letzten Aufsatz 'Landgraf werde hart' ruft Wildenbruch seinen Landsleuten zu, stolzer zu werden und ohne Rücksicht auf Ausland, ohne stetes Warten auf Regierung, ohne Abhängigkeit von Hetzern das Wohl des Ganzen in die eigene Hand zu nehmen. Wildenbruch hat sich hiermit selber eine halbe Biographie geschrieben, in der auch die Kraft seiner Prosarede zu einer eigenartigen Kunst ausgebildet ist. Das prächtige Buch verdient viele und nachdenkliche Leser. A. B.]

Freytag, Schulausgaben und Hilfsbücher für den deutschen Unterricht:

Handel-Mazzetti, E. von, Meinrad Helmpergers denkwürdiges Jahr. Kulturhistorischer Roman. Auszug für den Schulgebrauch, hg. von Johann Rauftl. Leipzig u. Wien, G. Freytag & F. Tempsky, 1911. 182 S. In Leinwand geb. M. 1,20. — Jesse und Maria. Auszug für den Schulgebrauch, hg. von Joh. Rauftl. 140 S. In Leinwand geb. M. 1.

Herder, J. G., Abhandlungen. Ausgewählt und für den Schulgebrauch hg. von Ernst Naumann. 1 Bändchen. 2. verb. Aufl. 1910. 126 S. geb. M. 0,80.

Hamerling, Rob., Aspasia. Ein Künstler- und Liebesroman aus Alt-Hellas. Für den Schulgebrauch gekürzt und bearbeitet von Josef Pohl. 1911. 216 S. Geb. M. 1,50.

Deutsche Gedichte, Selected with notes and an introduction by Camillo von Klenze. 2nd edition revised. New York, Holt & Co., 1910. XVII, 332 S. [Es ist erfreulich, dafs diese handliche Sammlung neuhochdeutscher Poesie für Nordamerikaner es bald zu einer zweiten Auflage gebracht hat. Hierbei sind einige neue Stücke von Droste-Hülfshoff, Mörike, Hebbel, Storm und C. F. Meyer dazugekommen.]

Englisch.

Englische Studien. XLIII, 1 [M. Konrath, Zur Textkritik der Dichtungen Williams von Shoreham. — Two tapestry poems by Lydgate: The life of St. George and The falls of seven princes. Edited by E. P.

Hammond. — K. Groos und Ilse Netta, Psychologisch-statistische Untersuchungen über die visuellen sinneseindrücke in Shakespeares lyrischen und epischen dichtungen. — J. Le Gay Brereton, Notes on some plays of Beaumont and Fletcher. — W. Dibelius, Das erstlingswerk von Charles Dickens. — H. Willert, Der infinitiv mit *to*. — Besprechungen].

Beiblatt zur Anglia. XXI, 1. 2. Dezember 1910, und Titel nebst Register.

Beowulf, ed. with introduction, bibliography, notes, glossary and appendices by W. J. Sedgefield. Manchester, University Press, 1910. VIII, 300 S. 9 s. net. [Sedgefield ist, wie selten einem Engländer, nachzurühmen, daſs er die kontinentale Literatur über ein so viel durchforschtes ags. Denkmal wie Beowulf sorgsam herangeholt, in sich aufgenommen und ohne insulare Zurückhaltung verarbeitet hat. Er behandelt in der Einleitung die Sprach- und Stilverhältnisse, die Einheits- und Entstehungsfrage, gibt auch eine Liste der Dialektformen und einen Abriſs der Alliterationsmetrik. Er hält sich betreffs Text möglichst an die Handschrift und ist dabei nur insofern inkonsequent, als er eine Anzahl spätags. Endungsformen normalisiert. Unter dem Strich verzeichnet er die Besserungen auch der neuesten Forscher auf diesem Gebiete, wie Holthausen, Klaeber, Sievers. Da und dort sitzt das Wissen noch etwas lose. Was die Namenlisten im 'Liber vitae' für die Ansammlung von Mönchen aus den verschiedensten Gegenden in ein und demselben Kloster beweisen sollen, ist mir bei dem örtlich sehr ausgedehnten Charakter der Gebetsbruderschaft, die sich darin einzeichnete oder einzeichnen lieſs, nicht klar (S. 51). Die Zweifel ten Brinks, ob die Synkope des Flexions-*e* in *sendest sendeđ sended* nicht eher spätags. als südlich gewesen sei (S. 52), ist bereits durch den Hinweis von Sievers auf die anglische Psalmenübersetzung entkräftet, die, obwohl spät, der Synkope entbehrt (Ags. Lit. Ges. S. 3). Besuche von ags. Spielleuten des spät-7. Jahrhunderts, also in wesentlich christlicher Zeit, bei den heidnisch gebliebenen Dänen anzunehmen (S. 23), ist eine Hypothese, die den durch die Bekehrung bewirkten Kulturunterschied leicht nimmt — daſs sie in den erhaltenen Berichten über die beiden Völker keine Stütze findet, ist Sedgefield selbst wohl bekannt. 'Waldere' und 'Byrhtnoth' als *heroic lays*, zusammen mit 'Deor', dem Epos Beowulf gegenüberzustellen (S. 28), ist zum wenigsten unklar; u. dgl. Anderseits zeigt Sedgefield öfters guten kritischen Sinn, wo er zu kühne Vermutungen anderer Forscher ablehnt. Obwohl er darauf verzichtet hat, eigene Neuforschung zu bringen, ist er offenbar ein selbständiger Denker, von dem noch viel Gutes zu erwarten ist!]

The riddles of the Exeterbook, ed. with introduction, notes, and glossary by F. Tupper. (The Albion series of Ags. and M. E. poetry.) Boston, Ginn, 1910. CXI, 292 S. [Nachdem Tupper durch Jahre manchen Rätselaufsatz in Zeitschriften veröffentlicht hatte, trat er, reiflich vorbereitet, mit einer Neuausgabe der ags. Versrätsel hervor, die auf diesem Gebiete für geraume Zeit abknotend wirken dürfte. Seine Zutaten — abgesehen vom Glossar — zerlegen sich in Anmerkungen, die ernstlich auf die Probleme jedes Einzelrätsels eingehen, und in eine das Ganze umspannende Einleitung. Das spezifische Verdienst seines Buches möchte ich darin suchen, daſs er die Lösungen nicht zu erraten trachtet, sondern durch Studium der damaligen Lieblingsmotive und änigmatischen Ausdrucksweise sie systematisch herausschält. So hat er mit viel Wissen und gesunder Kritik in eine sehr schwankende Forschungsmaterie beträchtlich mehr Festigkeit gebracht, für einige dieser kopfzerbrecherischen Denkmäler, namentlich für Nr. 20, 37, 40, 42, 56 und 71, auch neue beachtenswerte Deutungen aufgestellt. Die Quellenuntersuchung ergab einerseits Einfluſs von Symposius und Aldhelm, anderseits Reflexe volkstümlicher Rätselliebe. Was Entstehungszeit betrifft, bleibt Tupper bei der ersten

Hälfte des 8. Jahrhunderts, will aber die Gründe von Sievers dafür nicht gelten lassen. Trotz mannigfacher Ungleichheiten, auch im Sprachgebrauch, obwohl sich ein Rätsel inhaltlich wiederholt und ein anderes zugleich in selbständiger Art überliefert ist, entscheidet sich Tupper für einheitliche Abfassung — mir ist schon prinzipiell das Auge lieber, das Unterschiede sondert und betont. Ob Heidnisches noch zu spüren sei, läſst er dahingestellt: heftiger Kampf in der Natur und mit Waffen, den Stopford Brooke so ausdeutet, ist auch von hochchristlichen Dichtern geschildert worden. Mythisches sieht Tupper S. XV und XCIII im Treiben des Sturms und des Eises, in der Gegnerschaft von Sonne und Mond, in der Vorführung des Jahres und der Monate; mir scheinen dies nur Personifikationen; vielleicht haben wir von Mythe zweierlei Begriff. Seine Textbehandlung ist behutsam, entsprechend seinem bekannten kräftigen Aufsatz über das Konjizieren als Pseudowissenschaft. Alles in allem gehört das Buch zu den besten Leistungen der aufblühenden amerikanischen Anglistik.]

Carpenter, H. C. A., Die Deklination in der nordhumbrischen Evangelienübersetzung der Lindisfarner Handschrift. (Bonner Studien zur englischen Philologie, H. 2.) Bonn, Hanstein, 1910. VII, 320 S. M. 10.

Herbert, J. A., Catalogue of romances in the British Museum, vol. III. London, British Museum, 1910. XII, 720 S. [Dr. Warner, der gelehrte und vortreffliche Keeper of Mss., hat dafür gesorgt, daſs der beschreibende Romanzenkatalog Henry Wards eine tüchtige Fortsetzung bekam. In diesem dritten Bande behandelt Herbert die Geschichtensammlungen des Mittelalters, die das Britische Museum handschriftlich besitzt, sowohl die mehr ergötzlichen als die mehr predigtmäſsigen. Obenan stehen die *Exempla* des französischen Bischofs und Kreuzfahrers Jacques de Vitry und die *Fabulae* des südenglischen Zisterziensers Odo of Cheriton. Es folgen u. a. die *Moralitates* des Robert Holcot, des Hausklerikers beim Philobiblon-Verfasser Richard de Bury, und die von Holcot wesentlich beeinfluſsten *Gesta Romanorum*, deren englische Bearbeitungen in Latein und in der Volkssprache besonders berücksichtigt sind. Sehr wichtige Kapitel sind dann die über Wilhelm von Waddingtons *Manuel des péchés* und deren englische Umformung durch Robert Manning of Brunne, denn hier stoſsen wir auf den Hauptautor der me. Satirik und auf eine neue, realistischere Art der Lebensanschauung. Minder bekannt ist eine Reihe anderer Geschichtensammlungen, die zum Teil bis ins 16. Jahrhundert herabreichen, also bis knapp vor die Eintrittsperiode der italienischen Prosanovelle; ihre sachgemäſse Beschreibung ergibt zahlreiche Funde zur Literatur- und Kulturgeschichte, z. B. über den Einfluſs des Ovid, über französische und englische Minstrels, über Seelenverkäufe an den Teufel, zur Kenntnis der Tiersage in me. Zeit, betreffs der me. Dichtungen 'Eule und Nachtigall' S. 110, 128, 201, 'Guy von Warwick' S. 171, 208, 'Robert von Sizilien' S. 202, 'Gregorius' S. 208, 'Judas' S. 840, *Pennyworth of wit* S. 691, 'Titus und Vespasian' S. 707, *Sir Gawan and the Carle of Carlisle* S. 710 und sogar über den ewigen Juden S. 691. Das Buch ist so recht eine Fundgrube, deren Ausbeutung noch wesentlich leichter sein wird, wenn die für den vierten Band versprochenen Register vorliegen. Hervorhebung verdienen noch die *Religious tales* in der Hs. Addit. 21147, Mitte 15. Jahrh., die vormals den Kartäusern zu Erfurt gehörte, wegen ihrer Anspielung auf *Dorothea de Prussia (quae obiit) circa annum 1394* S. 701 und wegen der Wundergeschichte von einer Brotunterschlagung im preuſsischen Kloster Oliva während einer Hungersnot S. 703; das Brot, verwandelt in Stein, wurde später an der Kirchentür aufgehängt mit der Inschrift *Do der scheffil kornis galt acht vnd firczig quard | dissir steyn von eyme brote wart.* — Den Trustees und der Verwaltung des Britischen Museums gebührt für solche Zugänglichmachung ihrer Schätze der wärmste Dank.]

Thompson, E. N. S., The English moral plays. (Transactions of the Connecticut Academy of Arts and Sciences. XIV, 291—414.) Published under the auspices of Yale University. New Haven, Conn., 1910. [Die Moralitäten wurzeln in theologischen Parabeln, die noch des näheren zu erforschen sind. Thompson besitzt erhebliche Kenntnis der frühmittelalterlichen Kirchenliteratur und hat dies Wissen glücklich verwendet, um uns über die Vorgeschichte der Moralitäten, speziell der engl. Moralitäten, mancherlei Neues anzudeuten. Er deckt den starken Einfluſs der 'Psychomachie' auf, betont die Wirkung von Grossetestes '*Institutiones*' und weist im *Anticlaudianus* des Allain de Lille den Ursprung des *Father Reason* nach. Auch für das Spiel vom Vaterunser erfahren wir durch ihn ein wahrscheinliches Vorbild S. 334. Wie sich aus der Bibliographie am Schlusse des Buches ergibt, hat sich Thompson beträchtliche Gelehrsamkeit in der Lateinliteratur aneignen müssen, um solche Funde zu machen; die Pflege, die dem Spätlatein an der Yale-Universität zuteil wird, ist ihm dabei offenbar zugute gekommen. Was er des weiteren über die Entwicklung der engl. Moralität sagt, ist weniger fruchtbar; immerhin verdient es Hervorhebung, daſs er in Skeltons '*Magnificence*' nicht das Tun des Kardinals Wolsey, sondern die Art Heinrichs VIII. dargestellt findet. Der Geschichtschreiber des geistlichen Dramas in England darf die Schrift, obwohl sie etwas lose gefügt ist, nicht übersehen.]

Mařik, Josef, *W*-Schwund im Mittel- und Frühneuenglischen. (Wiener Beiträge, XXXIII.) Wien, Braumüller, 1910. X, 111 S. [Der Verfasser, der sich in Widmung, Paragrapheinteilung, grammatischer Durchbildung und exakter Darstellung als Schüler Pogatschers zeigt, sammelt sein Material aus den modernen Mundarten und den älteren Zeugnissen. Er verlegt den *w*-Schwund bei betonten Silben ins 14. Jahrhundert, was überzeugt. Er glaubt, 'daſs ein *w* nur vor einem *u*-Laut schwinden konnte', S. 84: das ist mir noch nicht klar geworden. Hierbei seien als Beispiele für parasitisches *w* noch *word* < *ord*, Zupitza, Guy of W. zu 7927, und *wrobberes* in meinem Thomas of Erc. zu v. 38 nachgetragen. Auch kommt er auf die me. Wandlungen des *ǭ* zu sprechen, setzt dessen Übergang zu *ū* wesentlich um 1400, S. 95, und glaubt, dieser Übergang habe schon um 1300 begonnen, S. 84. Gegen die vereinzelten Schreibungen so früher Art, welche dies beweisen sollen, bin ich miſstrauisch, besonders wenn sie, wie *muste*, *groupe* < altn. *grōpa*, Labial neben dem Vokal haben oder, wie *guod*, eine für den *u*-Laut nicht landläufige Schreibung aufweisen; da die neuen *ū* nicht mit den alten *ū* zu *o*ᵘ verschoben wurden, hätten wir diese beginnende Diphthongierung des *ū* ausnehmend hoch hinaufzurücken, so daſs die ganze me. Reimbindung *û* : *u*, *ǭ* : *ǭ*, *ǭ* : *o* einen konventionellen Charakter annähme, der historisch unerklärt bliebe. Die Schrift verlangt und verdient sorgsames Studium.]

Ypotis: l'enfant sage. (Das Gespräch des Kaisers Hadrian mit dem klugen Kinde Epitus.) Die erhaltenen Versionen hg. und untersucht von Walter Suchier. (Gesellschaft für romanische Literatur, Bd. 24.) Dresden 1910. XIII, 612 S. [Wichtig auch für Anglisten, weil hier die mittelenglische Versfassung Ypotis in den Stammbaum eingereiht und nach zwei bisher unbekannten Hs. gedruckt ist, sowie wegen einer Prosaübersetzung aus dem frühen 16. Jahrhundert, die allerdings sehr flüchtig nach französischer Vorlage gemacht wurde und hier zuerst für die Öffentlichkeit gedruckt ist. Ob die mittelenglische Versfassung wirklich direkt aus dem Provenzalischen übersetzt ist? Provenzalische Lyrik mag ja durch die singenden Landsleute der Eleonore von Poitou zahlreich nach England gekommen sein, wie aus 'Eule und Nachtigall', sowie aus historischen Quellen zu ersehen ist. Für ein Denkmal von so lehrhaftem Charakter jedoch möchte man lieber französische oder lateinische Vermittlung erwarten.]

Price, H. T., A history of ablaut in the strong verbs from Caxton to the end of the Elizabethan period. (Bonner Studien zur engl. Philologie, H. 3.) Bonn, Hanstein, 1910. XVI, 200 S. M. 7.

Gálvez, José Maria, Guevara in England (Kapitel I und II). Diss. Berlin 1910. XIV, 100 S.

Watt, Homer Andrew, Gorboduc or Ferrex and Porrex. A thesis submitted for the degree of doctor of philosophy to the University of Wisconsin. (Bulletin of the University of Wisconsin, No. 351.) Madison, Wisconsin, May, 1910. 97 S. [Das Denkmal wird nach den verschiedensten Seiten nochmals eingehend durchforscht. Aus dieser Nachlese ersehen wir, dafs Norton, der eine der beiden Verfasser, auch im Parlament das Wort ergriff, als am 26. Januar 1562—63 die Petition an die Königin, sie möge sich vermählen, beraten wurde. Als Quelle haben wir wohl die Gorboducstelle im Geoffrey of Monmouth und nicht etwa bei einem der späteren Nachtreter des Geoffrey anzusehen. Der Einflufs des Seneca ging nicht wesentlich von dessen stoffverwandter Tragödie 'Thebaïs' aus, sondern von seinem allgemeinen Beispiel. Darf man wirklich eine so geschlossene und durch Chöre abgeknotete Tragödie wie Gorboduc als ein *chronicle play* bezeichnen? Watt nennt das Stück überdies *the first of the chronicle plays* (S. 89), was im Hinblick auf Bales *King John* doppelt fraglich ist. Die Bibliographie am Schlufs zeigt, dafs sich der Verf. seine Aufgabe nicht leicht gemacht hat.]

Murray, John Tucker, English dramatic companies 1558—1642. (Vol. 1: London companies 1558—1642. Vol. 2: Provincial companies. Appendices.) London, Constable & Co., 1910. 370, 434 S. Preis 31/6 net. [Es ist eine Wohltat, nach den nicht immer klaren und oft fraglichen Darlegungen Fleays in der '*History of the English stage*' jetzt eine solide, mit gewissenhaftem Streben nach Vollständigkeit gearbeitete Statistik der englischen Schauspielertruppen bis herab zum Bürgerkrieg zu erhalten. Ruhige, sachgemäfse Mitteilung von Material ist der Charakter der beiden Bände, in denen Murray diese für die höhere Geschichte des älteren englischen Dramas wichtige Materie behandelt. Er selbst erzählt uns in der Vorrede, dafs er zunächst nur die Elisabethanischen Wandertruppen in der Provinz studieren wollte. Zu diesem Zwecke sammelte er in den englischen Stadtarchiven ein umfängliches Material; namentlich in Norwich war er so glücklich, in einer Aufzeichnung des Stadtsekretärs die Namen aller Schauspieler zu finden, die sich um die Spielerlaubnis beworben hatten, samt vielen damit verknüpften Einzelheiten. Bald jedoch sah er, dafs er die wandernden Truppen nicht ohne die in der Hauptstadt wirkenden verfolgen konnte; daher widmete er den Londoner Truppen einen ersten Band, in dem natürlich wenig neues Material vorkommt, und machte aus seinen zahlreichen Funden über die Provinzbühnen einen zweiten Band. Im ersten Bande teilt er ein: *greater men's companies* vor und nach 1603, *lesser men's companies* vor und nach demselben Jahre, *children's companies*. Im zweiten Band unterscheidet er Gesellschaften, die unter königlichem Patronat reisten, Gesellschaften mit adligen oder bürgerlichen Patronen, blofse *players companies*, die nur zwischen 1620 und 1635 zu beobachten sind, und *town companies*, die zum Teil noch aus vor-Elisabethanischer Zeit stammten. Der allgemeine Eindruck ist der, dafs eine überraschende Menge hervorragender Leute im ganzen Lande von der Zeit Heinrichs VIII. bis zu Ende der Regierungsperiode Jakobs I. sich für das Drama interessierten; welche Aufmerksamkeit mufs man erst in London den Schauspielern zugewendet haben, wenn sie ringsum in den Grafschaften bis hoch in den Norden hinauf so viele willige Zuhörer fanden! Eine Menge Einzelmaterial folgt dann in den Anhängen, so dafs man die Darstellung Murrays danach kontrollieren kann; die obengenannte Liste des Stadtsekretärs von Norwich allein nimmt 36 Seiten ein und reicht

von 1575 bis 1638; dagegen erforderte Shakespeares Heimatstadt nur eine halbe Seite, und die Eintragungen laufen bloſs von 1568 bis 1597. Kein Geschichtschreiber des englischen Dramas wird an diesem Aktenabdruck vorbeigehen dürfen. Abgesehen von der Geschichte der Truppen, die jetzt so aufgehellt ist, daſs sich mancherlei Stücke fester datieren lassen, ist eine Menge kulturhistorischer Tatsachen für die Behandlung und Schätzung der Dramatik zutage gekommen. Murray selbst beabsichtigt, über diese Nebenausbeute noch ein eigenes Buch folgen zu lassen.]

Ristine, Frank Humphrey, English tragicomedy, its origin and history. (The Columbia University Press Studies in English.) New York, The Columbia University Press, 1910. XV, 247 S. [Der neueste Band dieser vortrefflichen series, durch die sich die Leitung der Columbia-Universität um das anglistische Studium sehr verdient macht, gilt leider einer literarischen Gattung, die schwer zu definieren ist. Ristine selbst geht aus von drei Stücken der Zeit kurz vor Shakespeare, die auf dem Titelblatt der Originaldrucke so bezeichnet sind: das eine ist *Damon and Pythias*, das als Dramatisierung des Stoffes von Schillers 'Bürgschaft' tragisches Grundmotiv und heiteren Ausgang hat; das zweite ist *Appius and Virginia*, eine ausgeprägte Tragödie volkstümlicher Art, an der nur einige Schwankszenen die gemischte Titelbezeichnung veranlaſst haben; das dritte ist Gascoignes *Glasse of Gouernement, so entituled, bycause therein are handled as well the rewardes for Vertues, as also the punishment for Vices.* Die Leute der Elisabethzeit haben den Begriff Tragikomödie offenbar sehr vag erfaſst. Wollte man ihnen folgen, so wäre es schwer zu sagen, welches damalige Drama nicht dazu gehörte. Unter dieser Schrankenlosigkeit hat Ristines Buch gelitten. Ristine sieht sich begreiflicherweise auſserstande, für alle hierher zu rechnenden Stücke eine einheitliche Stilentwicklung festzulegen. Er beschränkt sich auf die Beschreibung verschiedener Beispiele, die er bis ins 18. Jahrhundert herunter nach etwas losen Grundsätzen auswählt. Nicht einmal, welche Dramen Shakespeares heranzuziehen sind, lieſs sich darstellen. Unter den Jugendstücken glaubt er nur 'Two gentlemen', 'Merchant of Venice' und 'Much ado' als eigentliche Tragikomödien bezeichnen zu dürfen — warum nicht auch 'The comedy of errors', wo doch durch alle Akte das Leben des alten Vaters auf dem Spiele steht? In den *romantic comedies* 'As you like it' und 'Twelfth night' findet er wenigstens einige *somber touches* — aber bietet nicht 'Measure for measure' deren noch mehr? Die Grenzlinie zwischen Shakespeares Romanzen und Tragikomödien nennt Ristine selbst *at best an arbitrary one* (S. 85). Auffallenderweise geht er an 'Troilus' vorbei, das nach moderner Auffassung wohl am ehesten als Tragikomödie anzusprechen wäre. Am Schluſs gibt er *a list of English tragicomedies*, in der 'Measure for measure' steht, aber 'As you like it' und 'Twelfth night' fehlt. Der Leser steht nicht vor einem klaren Gedankengange, und kopfschüttelnd legt man das schön ausgestattete Buch, das offenbar viel Arbeit gekostet hat, aus der Hand.]

Feuillerat, Albert, Le bureau des menus-plaisirs (office of the revels) et la mise en scène à la cour d'Elisabeth. Louvain, A. Uystpruyst, 1910. 88 S. [Feuillerat zieht hier aus seinem wertvollen Quellenwerk über die alte Hofbühne, das in Bangs Materialien erschienen ist, die auffälligsten Ergebnisse. Er stellt fest, daſs das Amt des *master of revels* in die Zeit Heinrichs VII. zurückreicht, daſs es unter Heinrich VIII. gehoben und öfters an Adlige gegeben wurde, daſs es unter Elisabeth eine freigebige Dotation bekam und im Jahre 1581 *des pouvoirs presque discrétionnaires.* All dies erfahren wir im ersten Kapitel, betitelt *Historique.* Das zweite ist überschrieben *Administration et fonctionnement.* Hier ist namentlich hervorgehoben, welche Menge von Dekorationsstücken und Ausstattungsdingen für die Hofbühne zur Verfügung stand. Es gab

Häuser, die man auf der Bühne aufschlug, Wälder, Paläste, Schlösser, Städte, darunter die Stadt Rom, und zahlreiche Zinnen, auch Berge und Bäume, die sich auftaten, so dafs eine Person herauswandeln konnte. Sehr viel bemalte Leinwand wurde gebraucht, im Jahre 1582/83 allein 210 Ellen. Die Dekorationen waren häufig in synoptischer Weise angebracht, so dafs man alle Häuser, die man im Laufe des Stückes brauchte, von vornherein sehen konnte. Allein es gab auch bewegliche Dekorationen, die man erst im richtigen Augenblick anbrachte oder hereintrug. *Certaines parties en étaient dissimulées derrière des rideaux*, S. 77. So lag bei der Aufführung von Lylys 'Sappho' am 6. März 1581/82 die Titelheldin auf dem Bett, umgeben vom Gefolge, und befahl, den Vorhang zu ziehen; in Lylys 'Woman in the moon' verhüllten Vorhänge das Haus der Natur, bis Concord und Discord sie wegzogen. Wir erfahren nicht blofs von mehreren Bühnenzugängen für die Schauspieler, sondern auch von der Gepflogenheit, eine Pforte inmitten der Bühnendekoration zu öffnen und dann so weiterzuspielen, als ob nur das Interieur vorhanden wäre. Diese für die Illusion höchst vorteilhaften Einrichtungen mufsten die professionellen Schauspieler kennen lernen, weil sie dann und wann zu Hofe berufen wurden, um ihre Stücke zu spielen; es wäre seltsam, schliefst Feuillerat, wenn sie diese Dekorationstechnik sich nicht auch für ihre eigenen Theaterhäuser angeeignet hätten.]

Venzlaff, G., Textüberlieferung und Entstehungsgeschichte von Marlowes 'Doctor Faustus'. Greifswalder Diss. 1909. 80 S. — Schröder, R. P., Textverhältnisse und Entstehungsgeschichte von Marlowes 'Faust'. Berliner Diss. 1909. 87 S. — De Vries, Harm R. O., Die Überlieferung von Marlowes 'Doctor Faustus'. ('Studien zur englischen Philologie', ed. L. Morsbach, 35.) Halle a. S. 88 S. [Drei Untersuchungen und drei weit verschiedene Ergebnisse! Für V. ist die spätere Quarto B (1616) eine sehr frühe, 1588/9 entstandene Umarbeitung der Grundfassung, die in ihren Anfängen von Marlowe selbst veranlafst wurde und dann in zwei weiteren Revisionen zum jetzigen Texte führte. Henslowes Hausdichter Bird und Rowley haben mit seinem Stadium des erhaltenen Textes etwas zu tun. Schr. setzt die Anfänge des B-Textes auch sehr früh an (Anspielungen auf B zeigt schon 'The taming of a shrew' spätestens 1594, wahrscheinlich spätestens August 1589); Marlowes Mitwirkung bei der Umarbeitung erscheint auch ihm wahrscheinlich; die meisten Zusätze sind 1602 durch Bird und Rowley hinzugekommen. De V. schaltet Marlowe bei der Entstehung von B ganz aus und möchte möglichst alle Zusätze gegenüber der A-Fassung (1604) auf Rechnung von Interpolatoren setzen, unter denen er sich sogar getraut, verschiedene Hände deutlich voneinander zu scheiden. Auch aus A schält Venzlaff Interpolationen heraus, ähnlich geht Sch. zu Werke, während de V. gerade die possenhaftesten und verdächtigsten Szenen dem Original Marlowes zuspricht und in dem Bau von A die charakteristische Handlungsführung Marlowes zu erkennen glaubt. Keinem der Verf. gelingt es, seine gesamten Hypothesen fest zu begründen, aber in jeder der drei Arbeiten stecken wichtige Ergebnisse. Scharfsinnig und überzeugend erklärt de V. die vielfachen Störungen der Textordnung damit, dafs beiden Fassungen Niederschriften einzelner Rollen zugrunde gelegen haben, die von einem Bearbeiter notdürftig zusammengestellt wurden. Schröders Arbeit ist in der Textuntersuchung weniger glücklich; ihr danken wir jedoch wertvolle stoffliche Untersuchungen. Deutlich wird der nachhaltige Einflufs verschiedener dramatischer Typen, der Schul- und Erziehungsdramen des 16. Jahrhunderts und der Moralitäten (Selbstmordversuch, Verschiebung der Reue; Vice > Mephistopheles usw.); stark haben auch die Übermenschideen aus Senecas und Machiavellis Sphäre gewirkt. Venzlaff hat für den Triumph des Papstes über den Sachsen Bruno in Foxes 'Akts und monuments' die Quelle gefunden.

Sehr wahrscheinlich wird auch der 'Faust' spätestens Anfang 1589 — wahrscheinlich früher — datiert, denn später kann 'Taming of a shrew' nicht entstanden sein (erwähnt im 'Menaphon' am 20. Aug. 1589). Noch genauere Zeitbestimmungen müssen zweifelhaft bleiben. Alle drei Arbeiten fördern also unsere Kenntnis Marlowes erheblich, und dieser Fortschritt im wesentlichen wird auch durch die grofse Unsicherheit im minder wichtigen nicht beeinträchtigt, die auch jetzt noch zurückbleibt. Wilhelm Dibelius.]

Jonson, Ben, Volpone. Mit Initialen, einem Titelblatt und Deckel von Aubrey Beardsley. Autorisierte deutsche Ausgabe von Margarete Mauthner. Berlin, Cassirer, 1910. XXI, 163 S. [Die Übersetzung liest sich schön und sogar vornehm. Vergleicht man sie mit dem Original, so findet man sie frei und verschönernd. Dafs zwei Personen, nämlich Sir Politic Would-be und Perigrine, völlig ausgelassen sind, wird man der Übersetzerin nicht schwer verübeln. Sie hat aber auch in stilistischer Hinsicht eine Modernisierung und Veredelung vorgenommen. Es war gewifs nicht leicht, die Barocksätze Ben Jonsons mit ihren oft ungefügen Anspielungen auf Zeitfragen, alte Sitten und Buchdinge in geniefsbares Deutsch zu bringen, und hier und da ist auch etwas verloren gegangen, wofür die Übersetzerin Ersatz zu bieten trachtet. So sind die Verse am Schlufs des Prologs — *The laws of time, place, persons he observeth, From no needfull rule he swerveth. All gall and copperas from his ink he draineth, Only a little salt remaineth* — auf folgende Weise übertragen: 'Befolget das Gesetz der Zeit, des Orts, Und achtet streng des Verses und des Worts. Aus seiner Feder fliefst nicht Gift noch Galle, Ein kleines Salzkorn nur im ärgsten Falle'. Das ganze Buch ist prachtvoll ausgestattet und Edmund Mauthner gewidmet.]

Miles, Dudley Howe, The influence of Molière on restoration comedy. New York, The Columbia University Press, 1910. IX, 272 S. $ 9,50 net. [Miles hat sich an eine wichtige und dankbare Aufgabe gemacht. Auch sein Plan ist löblich: er beginnt mit einer Charakteristik von Molières Komödie, setzt die der Restaurationskomödie daneben und verfolgt dann die Aufnahme Molières von Etheridge und Wycherley ab. Doch hat er sich bei den einzelnen Stücken etwas summarisch ausgedrückt; man hat oft Appetit nach mehr. Auch ist es eine weitgehende Schlufsfolgerung, wenn Miles den ganzen Typ der Restaurationskomödie auf *imitation of the comedy of manners of Molière* zurückführt. Dafs nicht die heimischen Vorbilder, speziell Ben Jonson und Fletcher, den Ton angegeben hätten, sondern der Pariser, geschah nach Miles deshalb, weil die Londoner Gesellschaft sich nicht mehr für satirische Porträtkunst oder romantische Übertreibung erwärmte, wie um 1600. Der Gegenstand ist sehr ausgedehnt; doch habe ich bei flüchtiger Lektüre vieler einschlägiger Stücke mehr den Eindruck gewonnen, als hätte Molière nur einzelne Gestalten und Motive nach London abgegeben, die dann in den Händen der Engländer vergröbert wurden. Eine Liste der Molière-Nachahmungen, alphabetisch geordnet und über 40 Seiten ausgedehnt, erleichtert die Übersicht.]

Ballein, Johannes, Jeremy Colliers Angriff auf die englische Bühne. Ein Beitrag zur Geschichte des englischen Dramas. Marburg, Elwert, 1910. X, 251 S. M. 4,80. [Es ist sehr dankenswert, dafs Ballein einmal die ganze Reihe von Angriffen auf Collier, Fortsetzungen von Collier und einschlägigen Kontroversen beschrieben hat, über die man sich bisher nur im British Museum mit viel Zeitverlust unterrichten konnte. Jetzt übersieht man erst die ganze Bedeutung des Theaterstreites, der 1698 einsetzte. In einem Einleitungskapitel behandelt er die Angriffe auf die Schauspieler der Elisabethzeit, und am Schlufs wirft er einen Blick auf mannigfache Bühnenangriffe in der Mitte des 18. Jahrhunderts. Auf den einschlägigen Stich von Hogarth wäre noch zu verweisen gewesen.]

Intze, O., Nicholas Rowe. Poems 1712. Shakespeare 1709. Lucans 'Pharsalia' 1718. Heidelberg, Karl Groos Nachf., 1910. VI, 268 S. [Der stattliche Folioband ist mit großen Typen gedruckt und mit vielen Abbildungen ausgestattet. Inhaltlich bringt er allerlei Forschungsmaterial, aber zu eigentlicher Forschung ist der Verf. nicht gekommen. Er beginnt mit einer sehr kurzen und summarischen 'Entwicklung der englischen Bühne bis 1714'; neu ist darin nur, daſs 'Gorboduc' schon vor dem Regierungsantritt der Königin Elisabeth gedichtet und daſs Shakespeares Globetheater schon 1594 gebaut worden sei. Es folgt eine Biographie von Rowe, die sich schon nach einer Seite zur Inhaltsangabe seines ersten Stückes wendet; Werturteile über ihn und seine Leistungen werden mit Vorliebe abgedruckt und besprochen. Die auf S. 50 angekündete Charakteristik Rowes beschränkt sich auf eine Seite über seinen Versbau, auf einige allgemeine Sätze über seine Beobachtung der drei Einheiten und auf die Aufforderung, ihn als Kind seiner Zeit zu betrachten. Die Hauptsache ist dann ein Abdruck von Rowes 'Tamerlane', eingeleitet durch einige Berichte von älteren Geschichtsdarstellungen über Tamerlane; um das Verhältnis zu Marlowes Tragödie festzustellen, genügt dem Verfasser eine Seite: 194—195. Den Schluſs macht ein Abdruck von Rowes Gedichten und Shakespeare-Biographie mit einigen Anmerkungen und einer eklektischen Bibliographie.]

Olivero, Federico, Dante e Coleridge. Citta di Castello, S. Lapi, 1909. 7 S.

Eimer, Manfred, Die persönlichen Beziehungen zwischen Byron und den Shelleys. Eine kritische Studie. (Anglistische Forschungen, H. 32.) Heidelberg, Winter, 1910. XII, 151 S. M. 4,20. [Es handelt sich im wesentlichen um Claire und Leigh Hunt. Manche Züge, die zutage treten, gehören zu den allzu menschlichen. Byron gewinnt, seine ablehnende Haltung gegenüber Claire hatte Grund, und seine Freundschaft gegenüber Shelley war echt. Nicht immer so echt erscheint die Freundschaft des idealistischen Shelley, der sich von Byron zu sehr überragt fühlte.]

Olivero, Federico, John Keats e la letteratura italiana. 12 S. Aus: *Studi di filologia moderna.* Anno I, Fasc. 3—4, 1908.

Library of southern literature, compiled under the direct supervision of southern men of letters. E. A. Alderman, G. C. Harris, editors in chief; C. W. Kent, literary editor. Vol. XIV: Miscellania; Charles Alphonso Smith, editor. New Orleans, The Martin and Hogt Company, 1910. XIII, 6083—6560 S. [Unter dem Patronat hervorragender Bürger der Südstaaten ist dies große Sammelwerk entstanden, das von dem aufstrebenden Ehrgeiz zeugt, hinter den Leistungen der Nordstaaten nicht zurückzubleiben. Über die vorausgehenden 13 Bände vermag ich leider nicht zu berichten; der vorliegende 14. ist aber interessant genug. Er bietet zunächst eine Menge kleiner Stücke, vielfach sogar anonyme Gedichte, die sich vorwiegend auf den Bürgerkrieg beziehen, inmitten der Kämpfe selbst gesungen oder unter ihrem unmittelbaren Eindruck ersonnen wurden. Was der Süden in jener Zeit des Ringens und Erliegens empfand, mag man hier mit Ergriffenheit nachlesen. Es folgen Prosastücke, unter denen ein Vortrag von Alderman, '*The growing south*' 1908, mit Recht voransteht; er enthält ein Programm der geistigen Arbeit, die den Südstaaten vorschwebt. Henneman handelt über 'The national element in southern literature' 1903, und Alphonso Smith bringt eine sympathische, fast rührende Skizze des *old-time slave.* Es folgen Anekdoten und Briefe von *noted men,* Grab- und Denkmalinschriften, sowie eine sehr angenehme *bibliography of books and special articles on southern literature.* Der Band macht uns mit der Kulturgrundlage bekannt, in der die Südliteratur der Vereinigten Staaten wurzelt; diese hat viel mehr einen volkstümlichen Charakter als die Neuenglands; romanische Traditionen und die schwarze

Frage bilden einen merkwürdigen Einschlag. Es wäre dankenswert, wenn unsere Bibliothekare auf diese weite Provinz der modern englischen Literatur ein wenig mit achten möchten.]

White, Andrew Dickson, Seven great statesmen, in the warfare of humanity with unreason. New York, The Century Co., 1910. XI, 552 S. $ 2,50 net. [In der Literatur Amerikas stehen, wenigstens bisher, die Prosaisten voran. Franklin mit seiner Autobiographie ist der früheste Autor, dessen Stimme vom Westen her sich in Europa Gehör verschaffte. Emerson wirkt stärker und unbestrittener als Longfellow oder Poe oder Lowell. White ist mit seiner Autobiographie in die Reihe dieser Männer eingetreten; als gewesener Geschichtsprofessor, Universitätspräsident und Botschafter vereinigt er in sich ein seltenes Wissen, und er gibt es aus mit einer bei Diplomaten sonst kaum erhörten Wahrheitsliebe: durch diese beiden Momente ist sein Stil bedingt, der eine auf das Grofse und Lebendige gerichtete Realistik atmet. Im vorliegenden Bande beschreibt er, ungefähr wie Emerson in den 'Representative men' tat, sieben Staatsmänner; nicht mit der abstrakten Schreibweise Emersons, sondern immer mit einem klaren Absehen auf die Gegenwart. Voran behandelt er Sarpi, den venezianischen Servitengeneral, der die Geschichte des Konzils von Trient schrieb und dabei das Regierungssystem der römischen Hierarchie enthüllte. Holland ist durch Grotius vertreten, Frankreich durch Turgot, das moderne Italien durch Cavour. Von unseren Landsleuten sind nicht weniger als drei behandelt: Thomasius als der Einführer der deutschen Sprache in unser Gelehrtenleben, Stein als der Begründer des modernen Preufsens und Bismarck. In diesem letzten Essay kommt Whites Meisterschaft als psychologischer Biograph am meisten zutage. Viel interessantes Material ist hier geboten zu Lesebüchern für unsere höheren Schulen. Warum soll der englische Unterricht nicht zugleich der Heimats- und Bürgerkunde zugute kommen?]

Wheeler, Benjamin Ide, Unterricht und Demokratie in Amerika. Die Quellen der öffentlichen Meinung, das College, die Universitäten, Studentenleben, Schule und Kirche in den Vereinigten Staaten. Vorlesungen, gehalten an der Berliner Universität. Strafsburg, Trübner, 1910. 295 S. [Ausgehend von der Macht der öffentlichen Meinung, von der in den Vereinigten Staaten alle Politik entschieden wird, behandelt Wheeler zunächst die Eigenschaften seiner Landsleute, ihr Selbstvertrauen, ihren Heimatstolz, ihre Prahlerei und Überhebung, ihren Glauben an die eigene Mission, ihre Nachsicht gegen Lockerheit, Mifsbräuche und sogar Humbug, ihre Abneigung gegen Hölzernheit und Gemeinheit, ihre Geduld gegen menschliche Schwächen, ihren Mangel an Ehrfurcht, ihre Neigung zu drastischem Humor und — eng damit zusammenhängend — eine gewisse Elastizität der Perspektive. Wie man sieht, ist er durchaus kein Schmeichler, sondern ein ernster Beobachter. Die nächsten Kapitel beschreiben das amerikanische College und Universitätswesen; von dem Präsidenten der kalifornischen Staatsuniversität haben wir hier sehr viel zu lernen. Er vergifst auch nicht die Mittelschulen und die Elementarschulen. Bei der Darstellung des Kirchenwesens gibt er eine Tabelle über die Kommunikanten in den verschiedenen Konfessionen und stellt fest, dafs im Zeitraum 1890—1908 ihre Zahl am meisten zugenommen hat bei den Mormonen, demnächst bei den Katholiken, dann bei den Lutheranern und erst an vierter Stelle bei der Bischofskirche. Die Kirchen betätigen sich in Amerika sehr rührig, aber nicht so sehr als Spender von Sakramenten, sondern vielmehr wie ein grofser gesellschaftlicher Klub, der die Leute zusammenführt zu Wohltätigkeitsunternehmungen, Abendschulen für Arbeiter, Erziehungsorganisationen, sogar zu Arbeitsvermittlungsstellen und Leihhäusern (S. 261). Skeptik macht keine Fortschritte; 'Unglaube' ist aus der Mode; vom Geistlichen erwartet man, dafs er sich nicht mit Partei-

politik befasse, aber dafs er ein verständiges Interesse an öffentlichen Angelegenheiten zeige und die sittliche Seite der politischen Fragen betone. Die amerikanische Zeitung wird schlankweg als ein 'Geschäftsunternehmen zum Gelderwerb' definiert (S. 267); sie versteht es ausgezeichnet, Aufmerksamkeit zu erregen, klar darzustellen und auch die Phantasie zu fesseln, oft in sehr freier Weise. So lenkt der Verfasser im letzten Kapitel zurück auf die Herrschaft der öffentlichen Meinung, von der er ausgegangen ist. Die Hörer von Präsident Wheeler haben wirklich viel aus seinen Vorlesungen gewinnen können. Mit besonderem Nutzen werden unsere Oberlehrer, die im Austausch nach den Vereinigten Staaten gehen, das Buch als Vorbereitung für ihren dortigen Aufenthalt durchstudieren.]

Collection of British authors. Tauchnitz edition:

Vol. 4225: M. Hewlett, Open country.
„ 4226: C. N. and A. M. Williamson, Lord Loveland discovers America.
„ 4227—28: F. Dauby, Let the roof fall in.
„ 4229: R. H. Benson, None other gods.
„ 4230: E. Glyn, His hour.
„ 4231: Rubáiyát of Omar Khayyám. Rendered into English verse by Edward Fitzgerald.
„ 4232—33: W. de Morgan, Joseph Vauce.
„ 4234: Mrs. A. Sidgwick, The lantern bearers.

Breitingers Grundzüge der englischen Sprach- und Literaturgeschichte. Als 4. Auflage völlig neu bearbeitet von Ph. Aronstein. Zürich, Schulthefs, 1911. VI, 164 S. M. 2.

Dinkler, Rudolf, Lehr- und Lesebuch der englischen Sprache für Mittelschulen. 2. Teil. Leipzig und Berlin, Teubner, 1910. VI, 246, 54 S. Geb. M. 2,80.

Pommeret, Léon, The Pommeret method for teaching the English language by conversation and grammar. 1st book. 3rd revised and corrected edition. Berlin, Pommeret. Paris, Boyveau & Chevillet, 1910. XIV, 92 S.

Walter, M., Englisch nach dem Frankfurter Reformplan. 1. Teil. Lehrgang der ersten 2½ Unterrichtsjahre (Untersekunda bis Unterprima). 2. ergänzte und veränderte Aufl. Marburg, Elwert, 1910. VII, 194 S. M. 4,20, geb. M. 5,40.

Montgomery, Marshall, Types of standard spoken English and its chief local variants. Twenty-four phonetic transcripts from 'British classical authors' of the XIXth century (Herrig-Fœrster, vol. II). Strafsburg, Trübner, 1910. 80 S. M. 2. [Als Lektor in Giefsen hat Montgomery für seine Schüler eine Reihe Texte in phonetischer Transkription herausgegeben, die er in drei Klassen teilt: 1) *elaborate pronunciation*, d. h. pathetischer, getragener Vortrag von Gedichten des Wordsworth und Keats, von rhetorischer Prosa Carlyles und einer Dramenszene des Swinburne; 2) *normal pronunciation*, d. h. lautes Lesen oder gewählter Sprechton — auch hier erhalten wir Gedichte, dazu Prosa aus Walter Scott und Lamb; 3) *rapid pronunciation*, wie bei gewöhnlichem Gespräch — aufser einigen Versen von Thomas Moore, Kipling und Kingsley wird uns hier eine Reihe dialektisch gesprochener Prosastücke geboten. In der Transkription folgt Montgomery im allgemeinen Sweet; wenigstens findet sich der Kenner von Sweets Methode überall leicht durch. Der Gedanke, der dem Büchlein zugrunde liegt, ist hübsch, und die Ausführung ist praktisch.]

Günther, J. H. A., English synonyms explained and illustrated: 2nd edition. Groningen, J. B. Wolters, 1910. 558 S. Cloth, F. 2,90. [Ein sehr übersichtliches Buch, knapp und klar in den Definitionen, an die sich immer eine Reihe treffender Beispiele aus modernen englischen Prosaschriftstellern anschliefst. *Index of words* am Ende.]

Romanisch.

Romania p. p. P. Meyer. N° 156, oct. 1910 [C. Salvioni, Miscellanea etimologica e lessicale. — E. Philipon, Les parlers du duché de Bourgogne aux 13e et 14e siècles. — P. Meyer, Notice du ms. Egerton 735 du Musée Britannique (premier article). — G. Bertoni, Un frammento di una versione perduta del *Roman de Troie*. — Mélanges: L. Constans et A. Thomas, Miscere en ancien français. — Ch.-V. Langlois, Anc. franç. *pichar*. — E. Faral, 'Letre' dans une chanson française. — E. Weekley, A propos de l'anc. franç. *escomos, escoymous*. — A. Thomas, Le père de Martial d'Auvergne. — Comptes rendus. — Périodiques. — Chronique. — Table des matières].

Revue des langues romanes. LIII, 6, nov.—déc. 1910 [R. Thauziès, Etudes sur les sources de J.-M. Héredia. — G. Bertoni, Correzioni al testo della 'Passione'. — Bibliographie].

Romanische Forschungen, hg. von K. Vollmöller. XXIX, 2, ausgeg. im Januar 1911 [R. Zenker, Die Tristansage und das persische Epos von Wîs und Râmîn. — O. G. Harlander, Alfr. de Vignys pessimistische Weltanschauung. — S. Stefanović, Die Crescentia-Florence-Sage. — F. Neubert, Die volkstümlichen Anschauungen über Physiognomik in Frankreich bis zum Ausgang des Mittelalters. — L. Jordan, Physiognomische Abhandlungen].

Revue de dialectologie romane, publiée pour la société internationale de dialectologie romane p. B. Schädel. N° 7 et 8 = Tome II N° 3 et 4, juillet—décembre 1910, publiés le 20 janvier 1911 [P. Barbier fils, Certaines formes latines des gloses latines-anglosaxonnes. — F. Fankhauser, Das Patois von Val d'Illiez (Unterwallis) I. — G. Battisti, Zur Lautlehre der Nonsberger Mundart. — Mélanges: K. Hård of Segerstad, Saint Coisne. — J. Haust, Etymologies wallonnes. — Comptes rendus. — Annuaire critique, umfassend: Lothringen, krit. Überblick bis 1908 von H. Urtel; — Dalmazia e Albania, relazione sul quinquennio 1905—10 di M. G. Bartoli; — Chronique etymologique des langues romanes p. L. Barbier fils].

Bulletin de dialectologie romane. N° 7 et 8 = Tome II, N° 3 et 4, juillet—déc. 1910, publiés le 20 janvier 1911 [F. Boillot, Faune et Flore franc-comtoises. — Comptes rendus. — Chronique. — Nouvelles. — Bibliographie. — Index].

Bibliotheca romanica. Strafsburg, Heitz & Mündel (o. D.). Die Nummer, ca. 5 Druckbogen, M. 0,40:

N° 117—18. Bibl. française: Bernardin de Saint-Pierre, Paul et Virginie, 167 S., mit Einleitung von A. Paris. [Der Text entspricht der letzten Redaktion (1806) und gibt die Varianten der Ed. princeps von 1786, wobei alle einzelnen *-nts* statt älterem *-ns*; *-ait, -aient* statt *-oit, -oient* verzeichnet werden, welch Hunderte von Formen durch einen einleitenden Hinweis hätten ersetzt werden können. Die Variantenliste wäre damit auf ein Fünftel reduziert und die Zerhackung des Textes eines Kunstwerkes durch lästige Ziffern vermieden worden.]

N° 119. Bibl. française: Théâtre de Molière, Le Tartuffe, 106 S., mit Einleitung von G. G[röber]. [Text von 1669 mit den Varianten von 1682.]

N° 120—22. Bibl. italiana: Opere de Boccaccio. Fiammetta, 192 S., mit Einleitung von G. Gigli. [Text der Giuntina (Florenz) von 1517 mit den Varianten des Druckes von 1524.]

N° 123. Bibl. italiana: Opere del Machiavelli. Mandragola, 85 S., mit Einleitung (23 S.) von S. Debenedetti [der im Anhang auch einige Zwischenaktlieder mitteilt und ein recht nützliches kleines Glossar hinzufügt. Der Text ist nach einem vollständigen Exemplar der ältesten (Florentiner) Ausgabe reproduziert].

N° 124. Bibl. italiana: Commedie di Carlo Goldoni. Le donne curiose, 73 S., mit Einleitung von R. Schmidbauer. [Text nach der Ausgabe Zatta von 1791.]

Vulgärlateinische Inschriften, hg. von Dr. E. Diehl (*Kleine Texte f. theol. u. philolog. Vorlesungen u. Übungen*, hg. von H. Lietzmann, N° 62.) Bonn, Marcus & Webers Verlag, 1910. 176 S. M. 4,50.

Meyer-Lübke, W., Romanisches etymologisches Wörterbuch. Lieferung I (Bogen 1—5). Heidelberg, Winter, 1911. XXII, 80 S. Aus 'Sammlung romanischer Elementar- u. Handbücher', hg. von W. Meyer-Lübke. III. Reihe: Wörterbücher, N° 3.

Französisch.

Zeitschrift für französische Sprache und Literatur, hg. von D. Behrens. XXXVII, 1 u. 3, ausgeg. am 2. Januar 1911 [H. Urschlechter, Die vornehme französische Frau des 18. Jahrhunderts nach den 'Proverbes dramatiques' Carmontelles. — W. Tavernier, Beiträge zur Rolandforschung, II u. III. — E. Herzog, Aus dem *Atlas linguistique* (Fortsetzung)].

Revue de philologie française et de littérature, p. p. L. Clédat. XXIV, 4, 1910 [Ed. Hrkal, Grammaire historique du patois picard de Démuin (suite). — J. Gilliéron et M. Roques, Études de géographie linguistique, mots en collision: Le *coq* et le *chat*. — *Epi* et *épine*. — L. Clédat, L'imparfait du subjonctif, temps défectif. — Comptes rendus. — Chronique. — Livres et articles signalés. — Table].

L'Echo français, journal bimensuel pour l'étude de la langue, de la littérature et de la vie françaises, dirigé p. Anna Brunnemann, Marcel Hébert et le Dr. Ph. Rofsmann. N° 1, 1er janvier 1911. 31ème année de l'ancien 'Echo littéraire'. 16 S. und 8 S. Supplément. Stuttgart, W. Violet, 1911. [Angabe über den Abonnementspreis ist nirgend zu finden.]

Le Traducteur, Halbmonatsschrift zum Studium der französischen und deutschen Sprache. XIXe année, N° 1. 1er janv. 1911. 16 S. Réd. et Administration: La Chaux-de-Fonds, Place neuve 2. Abonnements: 6 mois Frs. 2,50; 12 mois Frs. 5.

Bulletin du Glossaire des patois de la Suisse romande. Neuvième année, 1910. Nos 1—2. Lausanne, G. Bridel, 1910. [L. Gauchat, La trilogie de la vie (avec un planche), série d'articles-spécimens du *Glossaire romand* sur la naissance et le baptême, le mariage, la mort et l'enterrement. I. Naissance et baptême. Was im Bureau du Glossaire an Ausdrücken zur Bezeichnung von Geburt und Taufe und an Nachrichten über volkstümliche Gebräuche, Sprichwörter, Redensarten zusammengekommen ist, das vereinigt G. hier zu einem wohldisponierten und reichkommentierten Ganzen. Man sehe z. B., wie unter *batɛmə*, aufser der Entwicklungsgeschichte des Wortes, die Wahl der Taufnamen und Taufpaten, das Taufkleid — wozu das schöne Bild Biélers 'Retour de baptême à Savièse' hübsch reproduziert ist —, die Zeremonie und das Mahl, das Glockengeläute und das Schiefsen behandelt sind, wie am Schlufs ein parodistisches Lied mitgeteilt wird und die Reproduktion der Stickerei einer alten Taufdecke Platz findet. Und mit der Fülle der Formen der Patoiswörter werden auch die Ausdrücke des *français provincial* angeführt, wie denn überhaupt die schriftlichen Sprachquellen in erstaunlichem Umfange herangezogen sind. Diese *articles-spécimens* zeigen uns von neuem, was wir vom *Glossaire* als einer Enzyklopädie westschweizerischer Volkskultur alles erwarten dürfen. — Textes: Le benêt, conte populaire en patois d'Orsières (v. J. Jeanjaquet); Les deux lièvres et la paix, anécdote en patois de Vaugondry (v. S. Gauder). — Etymologie: *cebour* 'cellier'. J. Jeanjaquet steht dem Grundwort *subturnu* (Thomas) etwas zweifelnd gegenüber. Jedenfalls kann das *s* des lat. Anlauts gegenüber dem *c* (*ϑ*, *f*, *ʎ*) des Patois keine Schwierigkeit bieten. Es hat sich, wie das *ϑ f ʎ* der Patoiswörter, die von singulu, soluculu, summu herstammen, nach dem *l* und *n* des Artikels oder der Präposition gebildet, (ille, unu, in), welchen Vorgang Jeanjaquet selbst für das Wortinnere ausdrücklich anführt. —

Das inhaltreiche *Bulletin*, das jeden interessieren mufs, der sich mit mundartlichen Studien beschäftigt, erscheint jährlich in vier Heften und kostet im jährlichen Abonnement (Zürich, Hofackerstrafse 44) Fr. 1.50.]

Chrestomathie de l'ancien français (VIIIe—XVe siècles), accompagnée d'une grammaire et d'un glossaire par K. Bartsch. Dixième édition entièrement revue et corrigée par Léo Wiese. Leipzig, F. C. W. Vogel, 1910. XI, 543 S. Brosch. M. 14. [Dieses altfranzösische Lehrmittel, dessen sorgfältige Neubearbeitung hier vor zwei Jahren begrüfst worden ist, hat in der neuen Auflage, die so rasch gefolgt ist, die kleinen Verbesserungen erfahren, welche die Kritik und die Fortschritte der altfranz. Textforschung dem Verfasser nahegelegt haben. Zwei der tabellarischen Übersichten, die Referent (*Arch.* CXX, 479) wünschte, sind in dankenswerter Weise hinzugefügt. Die dritte, welche die Texte dialektisch gruppiert, wird gewifs auch noch folgen. Das Buch bedarf nach dem Erfolg dieser Neubearbeitung keiner Empfehlung mehr. Eine Stichprobe aus den lyrischen Partien (pag. 158 ff.) gibt Veranlassung zu einigen Fragen: Zu N° 42, a. v. 7; Warum nicht interpungieren: *et la contesse encor, dont plus me poise?* v. 19; Scheler hat sicherlich das überlieferte *trover* (od. *parler*) mit Unrecht in *rover* geändert. *Et si je sui outrageus del trover* heifst: 'Und wenn ich in meinem dichterischen Ausdruck gegen die Sprache verstofse' (*si je fais outrage à la langue*). — In N° 43. Sollte nicht unter den sechs Mss., die diese *Chanson* enthalten, statt *P* vielmehr *O* (Ms. Paris, Bibl. nat. N° 846) genannt sein? Und dieses *O* enthält, wie *U*, auch v. 31—36.]

Raynaud, G., La chastelaine de Vergi, poème du XIIIe siècle. Paris, H. Champion, 1910. VIII, 30 S. Fr. —,80. [Das Heft eröffnet eine Bibliothek französischer Klassiker des Mittelalters (*Les classiques français du moyen âge, collection de textes français et provençaux antérieurs à 1500*), deren Leitung M. Roques übernommen hat. Die Sammlung will wichtige Werke der altfranz. Literatur in zuverlässigen Texten und in rascher Folge zu billigem Preise leicht zugänglich machen. Kurze Einleitungen, die über die Textgestaltung unterrichten und bibliographisch orientieren, kurze Glossare der bemerkenswerten Wörter, eventuell der Eigennamen, werden beigegeben. Demgemäfs ist diese Ausgabe der 958 Verse der *Chast. de Vergi* eingerichtet. Die Introduktion skizziert die *histoire poétique* der Chatelaine, unterrichtet über die bisherigen Ausgaben, gibt die Literatur zur Sage und orientiert über die hss. Überlieferung. Zu den 8 Manuskripten, die Raynaud seinerzeit (*Romania* XXI, 165 ff.) benutzte, ist hier ein neuntes (aus Brüssel) gekommen. Aus dem reichen Variantenapparat wird das Wesentliche auf zwei Seiten mitgeteilt. Die einfache Ausstattung ist gefällig, der Druck klar. Das Unternehmen ist damit aufs beste eingeführt. Es verspricht sehr nützlich zu werden und wird auf allgemeine Sympathie rechnen können.]

Dufour, Th., Quelques lettres de J.-J. Rousseau (1766—69) publiées p. Genève, A. Kündig, 1910. 60 S. [Es sind im ganzen 37 Briefe Rousseaus, die meisten aus Wootton datiert und an Davenport gerichtet; sie beleuchten die englische Episode im Leben des unglücklichen Flüchtlings. Die Originale fast aller liegen im British Museum. Nur wenige Stücke (6) waren inhaltlich bereits bekannt: ihr Druck beruhte indessen auf den Briefentwürfen, die zu Neuchâtel aufbewahrt sind, und nicht auf dem definitiven Brieftext. So gibt uns der Herausgeber auch hier wirkliche Inedita.]

Stewart, H. F., and Tilley, A., The romantic movement in french literature. Cambridge, University Press, 1910. XI, 242 S. 4 sh. [Das Buch ist eine Textsammlung, eine Chrestomathie der literarischen Kritik aus der Zeit der Romantik, deren Hauptkämpfer und -dichter zu Wort kommen: Frau v. Staël, Lamartine, Ste-Beuve, Guiraut, Hugo, E. Deschamps, Vigny, Gautier, Musset. Man mag, sagen die Herausgeber im

Vorwort, die Romantik schmähen, so viel man will; ihre grofse geschichtliche Bedeutung ist unleugbar. Man mufs die Entwicklung und den Umfang ihrer literarischen Lehren kennen. Solche Kenntnis zu fördern, ist dieses Buch bestimmt. Man wird diese Bestimmung billigen und der ganzen Einrichtung des Bandes Beifall zollen. Freilich handelt es sich hier um die Wiedergabe meist leicht zugänglicher Texte, doch wird nicht nur ihre bequeme Vereinigung manchem willkommen sein, sondern die Auswahl, die Gruppierung in 6 Abschnitte und die Kommentierung dieser *Préfaces,* Briefe, Artikel usw. stellt ein Stück kundiger und interessanter literaturgeschichtlicher Arbeit dar.]

Hazard, P., Journal de Ginguené 1807—1808. Paris, Hachette, 1910. 83 S. [Diese Aufzeichnungen des Verfassers der *Histoire littéraire d'Italie* stammen aus seinem 60. Lebensjahre, aus der Zeit vom Juni 1807 bis März 1808. Sie füllen wenig mehr als einen Druckbogen, und es ist sehr zweifelhaft, ob Ginguené überhaupt mehr als dieses Fragment eines Tage- oder besser Monatsbuches aufgesetzt hat. Sie stammen aus den Zeiten, da die *Décade philosophique* und damit ein Stück 18. Jahrhundert zu Ende geht, und aus dem Bericht über diese Auflösung fliefst das besondere Interesse des *Journal* dieses Ideologen, das der Herausgeber sehr lehrreich kommentiert hat.]

Bibliothèque française. Dresden, Kühtmann, 1911:

Les petits Enfants. Par Mme de Witt. Für den Schulgebrauch bearb. von A. Sydow. Mit Anmerkungen, Fragen und Wörterbuch. 102, 10, 38, 31 S.

La Maison roulante. Par Mme Stolz. Mit Anmerkungen, Fragen und Wörterbuch nach der 9. Auflage des Originals für den Schulgebrauch bearb. von Oberlehrer Dr. Rahn. 2. Auflage. 94, 14, 21, 34 S.

Les Malheurs de Sophie. Par Mme la Comtesse de Ségur. Für den Schulgebrauch mit Anmerkungen, Fragen und Wörterbuch bearb. von M. E. Meyn. 83, 8, 15, 22 S.

Collection Teubner, publ. à l'usage de l'enseignement secondaire par F. Doerr, H. P. Junker, L. Petry, M. Walter. Leipzig et Berlin, Teubner, 1910:

3. Les femmes savantes par Molière. Publiée et annotée en collaboration avec H. P. Junker par H. Bornecque. Texte: IV, 78 S. Geb. M. 1,30. Dazu Notes: 72 S. Geb. M. 1,30.
4. Un cœur simple par Flaubert. Publié et annoté en collaboration avec Mme Meyer-Harder par J. Anglade. Texte avec trois gravures et une carte: IV, 41 S. Geb. M. 0,80. Dazu Notes: 28 S.
5. Le Midi de la France I. Le Midi et le Sud-Ouest. Morceaux choisis et annotés en collaboration avec L. Petry par G. Cirot. Texte avec huit gravures et une carte. V, 72 S. Geb. M. 1,30. Dazu Notes: 36 S.
6. Le Midi de la France II. La Provence et la Corse. Texte avec huit gravures et une carte. V, 75 S. Notes: 36 S. Geb. M. 1,30.
7. L'année terrible. Morceaux choisis et annotés en collaboration avec A. Sturmfels par H. Cointot. Texte avec quatre gravures et une carte: IV, 118 S. Hierzu Notes: 52 S. Geb. M. 1,60.

Weidmannsche Sammlung französischer und englischer Schriftsteller, mit deutschen Anmerkungen hg. von L. Bahlsen und J. Hengesbach. Berlin, Weidmann, 1910:

Siècle de Louis XIV par Voltaire (im Auszuge). Erklärt von Oberlehrer Dr. H. Gade. VII, 251 S. Geb. M. 2,40.

Französische und englische Schulbibliothek, hg. von O. E. A. Dickmann. Leipzig, Renger, 1910:

Reihe A. Band 164. Rosa par Mme E. Pressensé. Im Auszug für den Schulgebrauch bearb. von Direktor E. Kluth. VII, 112 S.

Englische und französische Schriftsteller der neueren Zeit. Für Schule und Haus hg. von J. Klapperich. Glogau, Flemming, 1909:

56. Bändchen. Expédition d'Egypte, par Thiers. Im Auszug für die Schule bearb. u. erläutert von Dr. F. Strohmeyer. Mit 4 Kartenskizzen und Wörterbuch. XII, 77, 24 S.

Freytags Sammlung französischer u. englischer Schriftsteller. 1910/11:

F. Guizot, Histoire de la civilisation en Europe, für den Schulgebrauch hg. von Dr. Edm. Köcher. 135 S. Geb. M. 1,50.

Jules Sandeau, Mademoiselle de la Seiglière, Lustspiel in vier Aufzügen, für den Schulgebrauch hg. von O. F. Schmidt. 132 S. Geb. M. 1,60. Wörterbuch dazu, 40 S., M. 0,50.

Französische und englische Schulbibliothek, hg. von O. E. A. Dickmann. Leipzig, Renger, 1910/11:

Reihe A. Band 165. La mare au diable par George Sand. Im Auszuge für den Schulgebrauch bearb. von Dr. K. Roos. V, 68 S. Geb. M. 1.

Band 166. Le gouvernement de M. Thiers et la libération du territoire par G. Hanotaux. Auswahl aus 'Hist. de la France contemporaine'. Für den Schulgebrauch erklärt von B. Völcker. Alleinberechtigte Ausgabe. VIII, 117 S. M. 1,30.

Des Granges, Ch.-M., Histoire de la littérature française. Paris, A. Hatier; Freiburg i. B., J. Bielefeld. XVI, 927 S. Geb. M. 4. [Das Buch ist eine *nouvelle édition*, ohne daſs dies auf dem Titel zum Ausdruck käme, auf dem auch das Datum fehlt. Es macht einen günstigen Eindruck und ist sachlich augenscheinlich viel zuverlässiger als z. B. das weitverbreitete und sehr anfechtbare Buch von Doumic (cf. *Literaturblatt f. germ. u. rom. Phil.* XV, 358 ff.). Des Granges hat wirklich die Forschungsarbeit der letzten Jahrzehnte zu Rate gezogen. Die Eigenart seiner Darstellung beruht in der Entwicklung der kulturhistorischen Bedingungen der Literatur und in der Betonung des Zusammenhangs zwischen Leben und Kunstwerk (Biographie). Durch häufige Analysen will er dem Leser — Schüler und Studierende — eine materielle Vorstellung der literarischen Schöpfungen geben, um deren Beurteilung es sich handelt. Die bibliographischen Verweise sind verständig und sicherlich fördernd, deutsche Arbeiten fehlen indessen dabei fast völlig, und das ist eine Schranke für die Benutzung des Buches in Deutschland. Das Schluſskapitel (*Tableau de l'évolution des genres*) ist eine ganz nützliche Zusammenstellung, ob man nun Brunetières literarische Mythologie annimmt oder verwirft.]

Welter, Prof. Dr. N., Geschichte der französischen Literatur. 'Sammlung Kösel' Nr. 26-27. Kempten u. München, J. Kösel, 1909. X, 324 S. Geb. M. 2. [Eine lebendig geschriebene Entwicklungsgeschichte der französischen Literatur. Die Liebe des Verfassers gilt dabei dem 19. Jahrhundert, dem mehr als ein Drittel des Raumes (125 S.) gewidmet ist. Geschmack und Darstellungsart zeigen französische Bildung, was manchem Leser das Büchlein besonders lehrreich erscheinen lassen mag. Die Stilisierung verrät in manchen Seltsamkeiten und Unsicherheiten den Bilinguen, in der Wärme den Poeten.]

Lanson, G., Manuel bibliographique de la littérature française moderne 1500—1900. III. Dix-huitième siècle. Paris, Hachette, 1911. Frs. 5. [Dieses Heft umfaſst p. 531—923 des Gesamtwerkes, über dessen bisher erschienene Teile hier früher referiert worden ist (CXXII, 464 u. CXXIV, 229). Der Stoff schwillt beim Vorschreiten von der älteren zur jüngeren Zeit: das 18. Jahrhundert nimmt fast doppelt soviel Raum in Anspruch wie das 16. Die Heranziehung der deutschen Literatur läſst wohl immer noch etwas zu wünschen übrig, doch sind die deutschen Namen und Titel nun korrekt gedruckt. — Das Heft ist ein unentbehrliches Arbeitsinstrument für den, der sich mit der französischen Aufklärungsliteratur beschäftigt.]

Bédier, J., Richard de Normandie dans les chansons de geste. Aus: The romanic Review, I. Nr. 2, April—Juni 1910. S. 113—24. [Ein neues und sehr interessantes Beispiel für die enge Verbindung von Kloster (die Abtei Fécamp) und Spielleuten, die aus der Klostertradition die Figur Richards ohne Furcht, *qui de Fescamp fist l'abbeïe*, in ihre Heldenlieder übernahmen.]

Einstein, Maria, Beiträge zur Überlieferung des 'Chevalier au Cygne' und der 'Enfances Godefroy'. Berner Inauguraldissertation. Erlangen, Junge, 1910. 43 S.

Crescini, V., Nuove postille al trattato amoroso d'Andrea Cappellano. Venezia, Officine grafiche Ferrari, 1910. 99 u. 32 S. S.-A. aus den 'Atti del R. Istituto veneto di scienze, lettere ed arti' LXIX, 1—99; 473—504. [In sehr tiefdringender und umfassender Weise nimmt Crescini hier die Untersuchung der literarischen Beziehungen zwischen Süd- und Nordfrankreich wieder auf. Das *Archiv* wird auf diese schöne und neues Licht verbreitende Studie, die dem Verf. unter der Hand unerwartet angewachsen ist, zurückkommen, wenn sie zu Ende geführt sein wird.]

Neubert, Fr., Die volkstümlichen Anschauungen über Physiognomik in Frankreich bis zum Ausgang des Mittelalters. Münchner Dissertation. Erlangen, Junge, 1910. XI, 118 S.

Guy, H., Histoire de la poésie française au XVIe siècle. I. L'école des rhétoriqueurs. Paris, Champion, 1910. 389 S. Frs. 10. Die *Bibliothèque littéraire de la Renaissance* hat mit Nolhacs *Petrarque et l'humanisme*, cf. *Archiv* CXXI, 494, eine neue Serie in Groſsoktav begonnen, deren dritter Band in diesem Werke Guys vorliegt. Der neuen Geschichte der französischen Renaissanceliteratur, die der Verf. plant, schickt er hier eine Darstellung der 'Rhétorique' voraus, die ja die ersten Jahrzehnte des 16. Jahrhunderts beherrscht, und zu dieser 'Rhétorique' zählt er, um sein Arbeitsgebiet äuſserlich abzugrenzen, auch die Autoren des 15. Jahrhunderts, die erst nach 1500 gestorben sind, wie Octovien de Saint-Gelais und Molinet. Guy bietet die erste umfassende und zusammenhängende Würdigung der Schule der Rhétoriqueurs. Er beginnt damit, die stoffliche Überlieferung (Bibel Antike, Rosenromans usw.), die die Schule beherrscht, zu umschreiben, stellt ihre Zentren und Mäzene dar, charakterisiert ihre Kunstmittel und Kunstformen, widmet dann ihren Gröſsen — Octovien, Molinet, Lemaire (nach Becker), de la Vigne, Crétin, J. Marot, d'Auton, Gringore, Bouchet — den Hauptteil des Buches (rund 200 S.), um mit den *petits rhétoriqueurs* zum Schluſs zu kommen. Es ist eine agonisierende Kunst, die dieses Buch schildert, und das entwicklungsgeschichtliche Interesse muſste den Bearbeiter dafür entschädigen, daſs sein Weg ihn zu keinen bedeutenden Schöpfungen führte. Er hat ein sehr dankenswertes Werk unverdrossener Forschung geliefert. Daſs der Stoff durch fette Ziffern in 768 Paragraphen eingeteilt ist, ist für das Auge des Lesenden eine Störung; aber der, der zu dem Buch greift, mehr um es zu zitieren als um es zu lesen, wird diese Handgriffe bequem finden.]

Ruutz-Rees, Caroline, Charles de Sainte-Marthe, 1512—55. New York, Columbia Univ. Press, 1910, XIV, 664 S. $ 2. Columbia Doktordissertation, erschienen in der Sammlung 'Studies in Romance Philology and Literature'. [Im Jahre 1540 erschien zu Lyon eine Gedichtsammlung *La Poesie francoise de Charles de Sainte Marthe natif de Fontevrault en Poitou*, deren Verfasser der Sohn jenes streitbaren Mediziners Gaucher de Ste-Marthe ist, der in Rabelais Picrochole verewigt ist. Auch dem Sohn ist es nicht gelungen, aus eigener Kraft unsterblich zu werden. und wenn er auch, wie die Verfasserin dieser Monographie meint, ein besserer Stilist in Prosa als Poet in Versen ist, so erweckt er doch nur dadurch Interesse, daſs er in seiner Stellung an der Scheide zweier Weltzeiten typisch ist. Er lebt, ein tapferer Kämpe, im Streit der Konfessionen,

verbindet Altes und Neues, Rhétorique mit Petrarkismus und Platonismus Marot mit Pleiade. In diese bewegten Zeiten hinein stellt ihn dies Buch und führt an ihm vorüber die grofse Schar bedeutender Zeitgenossen. Das geschieht mit grofser Umsicht und Genauigkeit. Und so haben wir es mit einem interessanten Beitrag zur Kenntnis der französischen Renaissancezeit zu tun.]

Lachèvre, Fr., Le libertinage au XVII[e] siècle: Disciples et successeurs de Théophile de Viau. La vie et les poésies libertines inédites de Des Barreaux (1599—1673) et de Saint-Pavin (1595—1670). Paris, Champion, 1911. XIV, 541 S. [In der nämlichen vornehmen Ausstattung wie die beiden Bände über Théophile selbst (die hier CXXIV, 229 angezeigt worden sind) und als Ergänzung dazu gedacht, erscheint dieses Buch über Des Barreaux und St-Pavin. Die 350 Seiten, die dem ersteren gewidmet sind, stellen eine neue Bearbeitung des Buches *Jacques Vallée Des Barreaux, sa vie et ses poésies* dar, das Lachèvre vor einigen Jahren erscheinen liefs. Was über St-Pavin gebracht wird, ist zum gröfsten Teil völlig neu. Es hätte durch Weglassung der pornographischen Epigramme und Sonette nichts Wesentliches eingebüfst. Der splendide Druck dieser Schmutzereien lohnte sich wirklich nicht. — Die genaue Kenntnis der Personen und Dinge des 17. Jahrhunderts, die Lachèvre in seinen Publikationen bisher gezeigt hat, zeigt sich auch in diesem reich dokumentierten Buch. Lachèvre ist kein Freund des 'Libertinage'; doch ist ihm das moderne Freidenkertum noch verhafster als das der Des Barreaux und Saint-Pavin.]

Gazier, A., Les derniers jours de Pascal, étude historique et critique avec deux similigravures. Paris, Champion, 1911. 70 S. Fr. 1,50. [Nachdem unter der Wucht der Gegenbeweise die Ankläger verstummt sind, die aus Pascal einen wissenschaftlichen Fälscher machen wollten (cf. *Archiv* CXVII, 473), erheben sich neue, die den Sterbenden des Abfalls von Port-Royal beschuldigen und gegen die Jansenisten den Vorwurf erheben, dafs sie dieses Drama der Todesstunde Pascals der Welt verheimlicht hätten. Es fällt A. Gazier nicht schwer, diesen Klatsch zu widerlegen.]

Maugain, G., L'Italie dans quelques publications de jésuites français. Ist Nr. 1 der 'Bibliothèque de l'Institut français de Florence, 2[e] série: Collection d'opuscules de critique et d'histoire. Paris, Champion, 1910. S.-A. aus den *Annales de l'Université de Grenoble*. XXII, 62 S. Fr. 1,50. [Ein Beitrag zu der Geschichte der literarischen Beziehungen zwischen Frankreich und Italien zur Zeit Ludwigs XIV.]

Pitollet, C., Sur la destinée de quelques manuscrits anciens, contribution à l'histoire de Fabri de Peiresc. Ist Nr. 2 der 'Bibliothèque de l'Institut français de Florence, deuxième série. Paris, Champion, 1910. 15 S. Fr. 0,50.

Gaiffe, F., Le Drame en France au XVIII[e] siècle, ouvrage orné de 16 planches hors texte en phototypie. Paris, Colin, 1910. 600 S. Frs. 10. [Vom Lustspiel her vollzieht sich in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts in Frankreich die Entwicklung zum 'bürgerlichen Schauspiel'. Die erste Etappe dieser Entwicklung ist das 'weinerliche Lustspiel', dessen Monograph Lanson ist (*Nivelle de la Chaussée et la Comédie larmoyante*, 1903). Nun hat auch das 'bürgerliche Schauspiel' selbst seinen Darsteller gefunden. Gaiffe unterscheidet drei Perioden der *Histoire du Drame:* 1) vom Druck des *Fils naturel* bis zu dessen Aufführung (1757—71); 2) die Jahre des Stillstandes bis 1780 und 3) die Zeit von der Neuorganisation der *Comédie italienne* bis 1791, da am 13. Januar die Nationalversammlung die *liberté des théâtres* verkündet und mit dieser Freigabe der Bühne auch dem dramatischen Schaffen neue Bahnen weist. Aber diese *Histoire du Drame* füllt nur den kleineren Teil seines Bandes (100 Seiten). Voran geht ein Abschnitt über den Ursprung der Kunstform, wobei besonders

die ausländischen Einflüsse erwogen werden, und es folgen zwei Abschnitte über Stoff und Form des 'bürgerlichen Schauspiels'. Von Meisterwerken hat G. kaum zu berichten: er hat eine geschichtlich bedeutsame, aber künstlerisch sterile Bewegung zu schildern, und das hat er in ganz ausgezeichneter Weise getan. Seine Information ist ausgedehnt und gründlich; schon der *index des Drames* (p. 558—77) beweist dies. Die Darstellung ist ebenso gefällig wie die Austattung des Bandes. Der Verf. vermeidet jene Amplifikationen, die so viele Arbeiten französischer Literarhistoriker ungebührlich blähen: er spricht zur Sache. Er hat ein sehr erfreuliches Buch geschrieben.]

Bettelheim, A., Beaumarchais, eine Biographie. Zweite, neu bearbeitete Auflage. Mit einem Bildnis des Dichters. München, Beck. XIII, 530 S. M. 9. [Von Bettelheims *Beaumarchais* ist während eines Vierteljahrhunderts — so lange Zeit ist seit der ersten Auflage verflossen — starke Wirkung ausgegangen. Es hat mit seiner tiefen Menschlichkeit das Bild dieser problematischen Figur und ihrer Zeit in deutschen Landen fixiert. Es ist für uns das Buch von Beaumarchais geworden. Kein Zweiter hat seither Hand an diesen wunderbaren Stoff gelegt, und der Autor hat, indem er in der neuen Auflage die Resultate eigener und die Gelegenheitsergebnisse verwandter Forschungen nachtrug, an den Zügen seines Lebensbildes nichts zu ändern gehabt.]

Brunot, F., Histoire de la langue française des origines à 1900. Tome III: La formation de la langue classique (1600—60), deuxième partie. Paris, A. Colin, 1911. S. 421—738. Frs. 7,50. [Auf den ersten Teil des dritten Bandes dieser monumentalen Geschichte der französischen Sprache ist hier CXXIV, 231 hingewiesen worden. Diese zweite Hälfte bringt die Syntax der klassischen Zeit, nach Redeteilen geordnet. Brunot bleibt ganz innerhalb dieser traditionellen Disposition. — Ob er nicht irrt, wenn er p. 677 behauptet, daſs im 17. Jahrhundert der Adjektiv häufiger vor als nach dem Substantiv stehe[1] und daſs dies dem modernen Brauch zuwider sei? Die Belege, die er für solche Voranstellung gibt, finden ihre Parallele im heutigen Sprachgebrauch. Z. B. *Il avoue Jésus pour le maître de son âme; mais il ne peut l'appeler le divin maître, il l'appelle le maître divin* (*Revue critique*, 29 avril 1909. p. 332). *Mon père a connu M. Coppée, qu'il trouve à la fois poète poétique et poétique poète* (J. Adam, *Mes sentiments;* 1905, p. 54). — *La toute puissante et toute vivante encore Revue d'Edimbourg,* (*Merc. de France,* XLVIII, 19). *La méritoire quoique souvent sujette à caution Bibliothèque universelle des voyages* (*Bulletin italien,* VIII, 175). *Les ingénieuses, parfois aventureuses et toujours littéraires études de M. Fouillée* (Lanson, *Hist. de la litt. fr.*9 p. 1073). *Sourtout les insignifiantes à un certain point de vue, mais très précieuses comme signe de caractère, lettres de Goethe* (Faguet, *Annales pol. et litt.* 1904, avril, p. 236).]

Nyrop, Kr., Dégradation du sens des mots. S.-A. aus dem 'Bulletin de l'année, 1910' Nr. 6 der Académie royale des sciences et des lettres de Danemark, 24 S. [In 30 Paragraphen reiht Nyrop hier eine Reihe vorzüglich dem Französischen entnommener Fälle langsam entwickelter oder rasch aufgekommener Bedeutungsverschlechterungen (*donzelle, vilain, épicier, intellectuel*) auf. Er teilt die Wörter nach ihren Bedeutungsgebieten in vier Gruppen und begleitet ihr semantisches Sinken mit interessanten Bemerkungen.]

Spitzer, L., Die Wortbildung als stilistisches Mittel, exemplifiziert an Rabelais, nebst einem Anhang über die Wortbildung bei Balzac in seinen 'Contes drôlatiques'. Beiheft Nr. 29 zur 'Zeitschrift für roman. Philologie', hg. von G. Gröber. Halle a. S., Niemeyer, 1910. 157 S. M. 5.

[1] Sind die Fälle der Voranstellung dabei gemeint oder die einzelnen Adjektive — das deutlich zu erklären, ist unerläſslich.

Schaechtelin, P., Das Passé défini und Imparfait im Altfranzözösischen. Beiheft Nr. 30 der 'Zeitschrift für romanische Philologie', hg. von G. Gröber. Halle a. S., Niemeyer. 83 S. M. 3.

Løseth, E., Notes de syntaxe française. Aus 'Videnskabs-selskabets skrifter'. II. Hist. filos. Klasse, 1910. Nr. 4. Christiania, J. Dybwald, 1910. 18 S. [Interessante kritische Beispielsammlungen zum heutigen Gebrauch der Pronomina (pers., interr., indef.), der Zahlwörter, der Negation sowie des Futurs, Konjunktivs, Infinitivs und Partizips — ein Beitrag zum Kapitel: Sprachgebrauch und Schulgrammatik, das jedem Lehrer einer lebenden Sprache vertraut sein soll.]

Oberländer, S., und Werner, A., Lehrbuch der französischen Sprache für Realschulen und Realgymnasien. Wien, Tempsky, 1910:

Erster Teil. Vierte, nach den neuen Lehrplänen umgearb. Auflage. 110 S. Geb. M. 1,80. — Zweiter Teil. Dritte, nach den neuen Lehrplänen umgearb. Aufl. 137 S. Geb. M. 2,20. — Dritter Teil. Dritte, nach den neuen Lehrplänen umgearb. Aufl. Mit 30 Abbildungen, einer Karte von Frankreich und einem Plane von Paris. 220 S. M. 3,20.

Klinghardt, H., und Fourmestraux, M. de, Französische Intonationsübungen für Lehrer und Studierende. Texte und Intonationsbilder mit Einleitung und Anmerkungen. Cöthen, O. Schulze, 1911. VII, 114 S., die separat gehefteten Anmerkungen 35 S. Zus. M. 3,80. [Hier hat ein Deutscher, der als scharf beobachtender Phonetiker und als erfahrener Schulmann bekannt ist, sich mit einem Franzosen (Pariser) zusammengetan, um die französische Sprachmelodie für Lehrzwecke darzustellen. Es ist dazu ein System graphischer Versinnbildlichung gewählt worden, das in dem trefflich ausgestatteten Büchlein klar in Erscheinung tritt. Es ist zu wünschen, daſs es in der Praxis des Unterrichts und des Selbststudiums erprobt werde. Die Anregung zu selbständigen Beobachtungen schlieſst es in sich, und Klinghardts 'Einleitung' leitet dazu an.]

System Oliver (Humor als Lehrmeister), Unterrichtsbriefe zur Erlernung fremder Sprachen unter Benutzung humoristischer Texte: Französisch, bearb. u. hg. von George A. S. Oliver. 36 Lektionen in 20 Briefen, 484 S., mit 2 Beilagen zu 35 und 20 S. Berlin-Schöneberg, Mentor-Verlag. In Leinwandmappe M. 20.

Tafel zur Einübung der französischen Konjugation. Leipzig, B. G. Teubner (o. D.). M. 3,20.

Guide-Lexique de composition française. Petit dictionnaire de style à l'usage des Allemands publié avec le concours de M. L. Chambille par A. Reum. Leipzig, J. J. Weber, 1911. VIII, 696 S. Geb. M. 7,50.

Lehrbuch der französischen Sprache von E. Sokoll und L. Wyplel. Sprachliches Beiheft zum 2. und 3. Teil; 3. und 4. Schuljahr. Deuticke, Wien, 1910. 128 S. Geb. 1 K. 80 h.

Fetter und Ulrich, La France et les Français. Lehrgang der französischen Sprache für Mädchenlyzeen und verwandte Lehranstalten von J. Fetter und K. Ullrich. II. Teil, 4. umgearb. Aufl. Mit 10 Abbildungen und einer farbigen Karte von Frankreich. Wien, A. Pichler, 1910. 178 S. Geb. 2 K.

Fetter, J., und Ullrich, K., La France et les Français, Lehrgang der französischen Sprache für Realschulen. III. Teil. 8. Auflage. Mit 15 Abbildungen, einem Plan von Paris und einer Karte Frankreichs. Wien, Pichler, 1910. V, 196 S. Geb. M. 2.

Werner, Dr. A., Gymnastique du vocabulaire français (Französisch-deutsches Wörterverzeichnis). Hilfsbuch zum Gebrauch für die oberen Klassen der Mittelschulen. Wien, Tempsky, 1911. 220 S. Geb. M. 2,60.

Wolter, Prof. Dr. E., Französisch in Laut und Schrift. Ein Lehrbuch für höhere Schulen. I. Teil, mit einer Münztafel und einem separaten Wörterverzeichnis. Berlin, Weidmann, 1910. XVI, 288 S. Geb. M. 3,40.

Ducotteret-Stehling, Lehr- und Lesebuch der französischen Sprache. Für höhere Mädchenschulen. I. Teil: Klasse VII. Bearb. von W. Gall. Fünfte, der Neubearbeitung erste Auflage. Frankfurt a. M., Diesterweg, 1910. VII, 181 S. Geb. M. 1,80.

Lehrgang der französischen Sprache für Knaben- und Mädchen-Mittelschulen. I. Teil. J. Kehr und G. van Moll, Elementarbuch der französischen Sprache. Bielefeld u. Leipzig, Velhagen & Klasing, 1910. XII, 221 S. Geb. M. 2.

Kühn, Diehl und Schwarzhaupt, Lehrbuch der französischen Sprache für Mittelschulen. Teil I, mit 15 Illustrationen. 2. Auflage, bearbeitet nach den Lehrplänen vom 3. Februar 1910. Bielefeld u. Leipzig, Velhagen & Klasing, 1910. XXII, 195 S. Geb. M. 2. Teil II, X, 167 S. Geb. M. 1,80.

Kühn, Diehl und Schwarzhaupt, Französisches Lesebuch für Mittelschulen. Mit 10 Illustrationen, einem Plan von Paris, einer Karte der Umgebung von Paris und einer Karte von Frankreich. Bielefeld u. Leipzig, Velhagen & Klasing. XI, 194 S.

Kühn, Dr. H., La France et les Français. Ausgabe B. Mit 40 Illustrationen, 3 Kartenskizzen, einem Plan von Paris, einer Karte der Umgebung von Paris und einer Karte von Frankreich. Bielefeld u. Leipzig, Velhagen & Klasing, 1910. XX, 320 S. Geb. M. 3,20.

Méthode Pommeret — Enseignement direct du français par la conversation et la grammaire par Léon Pommeret. I. partie. 2e éd. revue et augm. Berlin, Léon Pommeret; Paris, Boyveau et Chevillet. XIV, 92 S.

Meyer, Dr. F., Grammatisches Wörterbuch der französischen Sprache. Hannover-List u. Berlin, 1910. 334 S. Geb. M. 2,50.

Bœrners französisches Unterrichtswerk. Leipzig u. Berlin, Teubner, 1910: Bœrner-Dinkler, Lehr- und Lesebuch der französischen Sprache. Mit besonderer Berücksichtigung der Übungen im mündlichen und schriftlichen freien Gebrauch der Sprache. Ausgabe für preufsische Mittelschulen, unter Mitarbeit von H. Heller neu hg. von O. Bœrner und R. Dinkler. I. Teil. Erste Auflage der Neubearbeitung. Mit einem Vollbild und 3 Bildern im Text. IV, 142 S. Geb. M. 1,50. — II. Teil. Erste Auflage der Neubearbeitung. Mit 4 Tafeln, einer Münztafel und 9 Bildern im Text. IV, 200 S. Geb. M. 2.

Brunot, F., L'enseignement de la langue française. Ce qu'il est — ce qu'il devrait être dans l'enseignement primaire. Cours de méthodologie professé à la Faculté des Lettres de Paris (1908—09) et recueilli par N. Bony, inspecteur primaire. Paris, A. Colin. 192 S. Frs. 2. [Der Geist dieser Vorlesungen ist durch die Kapitelüberschrift (VI) charakterisiert, die sagt: *L'école doit enseigner le français, non la grammaire.* Der Verf. bekämpft die Herrschaft jenes grammatisierenden, von blutleeren Definitionen ausgehenden, auf gekünstelten Analysen beruhenden muttersprachlichen Unterrichts, die in der französischen Schule in den Namen Noël et Champsal personifiziert erscheint. Das temperamentvolle Büchlein bildet die Methodenlehre zu Brunots und Bovys Lehrbuch des muttersprachlichen Elementarunterrichts, von dem hier CXXV, 263 und 478 die Rede war. Freund und Gegner der direkten Sprachlehrmethode werden sich mit den Ideen und den Formulierungen des Verfassers der *Histoire de la langue française* auseinandersetzen müssen, der in so hohem Mafse Gelehrsamkeit und praktischen Sinn vereinigt.]

Boillot, F., Le patois de la commune de La Grand'Combe (Doubs), ouvrage illustré de 63 gravures et de 2 cartes. Paris, Champion, 1910. L, 394 S. Frs. 15. [La Grand'Combe liegt in einem Jurakessel an der Schweizergrenze (La Brévine), doch ohne leichte Verkehrsverbindung mit der Schweiz: die Angaben (p. XI) über die sprachliche Isolierung des Dorfes sind, wie die über seine politische, wirtschaftliche und kirchliche

Zugehörigkeit, leider zu unvollständig. Hier hätte die *introduction* ausgiebiger sein können, während sie im übrigen so unnötig breit ist.[1] So wird vier Seiten lang über *la nécessité d'une graphie phonétique* geredet und dabei u. a. von Dauzats *Méthodologie linguistique* behauptet, daſs sie *des idées toujours justes* gebe. Das *Archiv* ist darüber allerdings anderer Ansicht (cf. CXX, 230 ff.). Der wertvollste und umfangreichste Teil des Buches ist das Glossar (S. 40—309), bei dessen Abfassung dem Autor augenscheinlich das Vorbild Edmonts (Saint-Pol) und Rousseys (Bournois) geleitet hat. Dieses Glossar, das zum Wort häufig das Bild der Sache fügt, macht mit seinem Reichtum einen sehr guten Eindruck. Dazu enthält es zwei Beigaben, die seinen Wert ungemein erhöhen: das Wortmaterial wird eingehender, als von Roussey geschah, in begrifflichen Gruppen resümiert (p. 313—49), und für sämtliche Stichwörter des groſsen *Atlas ling. de la France* werden die Formen der Grand'Combe angegeben, so daſs auf S. 352—76 eine bequeme Ergänzung des *Atlas*-Materials geboten wird. Das ist sehr nachahmenswert. — Schade, daſs der Verfasser nicht auch Texte hinzugefügt hat: sie hätten mit wirklichem Gewinn die Hälfte der 50 Druckseiten *introduction* ersetzt.]

Dictionnaire picard, gaulois et français, contenant aussi les mots gaulois approchants le plus du dialecte de la Picardie avec leur signification en françois, par le Père Daire. Ouvrage indispensablement nécessaire à tous ceux qui, par nécessité, par étude, par plaisir ou par état, se trouvent dans le cas de déchiffrer les archives, mis en ordre, complété et publié d'après le manuscrit autographe par A. Ledieu. Paris, Champion, 1911. [Der Druck dieses Wörterbuches, das nun 150 Jahre im Manuskript geschlummert hat, ist nicht im Interesse der Wissenschaft, sondern in maiorem gloriam des fleiſsigen pikardischen Lokalhistorikers P. Daire († 1792) erfolgt. Den guten Rat G. Paris', aus dem Wust der Daireschen Wörterlisten nur das zum Druck auszuwählen, was uns heute zu fördern vermag (p. XLII), hat der Herausgeber in den Wind geschlagen, weil, wie er naiv gesteht, *l'œuvre du P. Daire se serait trouvé singulièrement réduite.* Als ob die Welt dabei etwas verloren hätte!]

Glossaire du patois de Blonay p. Louise Odin, préface de E. Muret. Publié avec l'appui de la Confédération et de la Commission du Glossaire des patois de la Suisse romande. Aus den 'Mémoires et documents publiés par la Société d'histoire de la Suisse romande'. Lausanne, Bridel, 1910. XII, 714 S. Frs. 12. [Nicht ohne Wehmut nimmt man diesen stattlichen Band zur Hand, dessen Vollendung die unermüdliche Sammlerin, die das Material zusammengebracht hat, nicht mehr erleben sollte. Auch die Hilfe ihres Sohnes, der in Deutschland romanische Philologie studiert und das heimatliche Patois zum Gegenstand besonderer Forschung gemacht hatte, sollte ihr nicht zuteil werden: Alfred Odin starb jung als Professor der Universität Sofia. Dafür ward ihr in E. Muret ein unermüdlicher Berater und Förderer. Er hat auch eine Revision der Druckbogen gelesen und die Drucklegung, die sich durch acht Jahre hinzog, zu Ende geführt. Man darf wohl annehmen, daſs das schöne Werk dieser seiner Hilfe mehr verdankt, als die bescheidenen Worte der Vorrede zugestehen. Dadurch wird das Verdienst der vortrefflichen Frau nicht geschmälert, die dem erlöschenden Patois — man kann sagen: dem Leben und den Sitten — ihres Dorfes dieses reiche Denkmal gesetzt hat. Zu den 12000 Wörtern sind auch die Eigennamen (Orts- und Flurnamen, Familien-, Tauf- und Spottnamen) sowie eine Sammlung *Proverbes et dictons* gefügt. Solche regionale Wörterbücher, die auf den verständnisvollen

[1] Wenn man sich einer solchen, für Laien bestimmten Breite befleiſsigt, so darf man anderseits nicht bei den bibliographischen Angaben Raum sparen (p. XLIII), so daſs diese Angaben unvollständig und ungenau werden.

Sammlungen dialekt- und ortskundiger Personen beruhen, sind dem Philologen hoch willkommen; sie werden auch neben großen Werken wie dem *Glossaire des patois de la Suisse romande* ihren dauernden Wert behalten.]

Provenzalisch.

Schultz-Gora, Altprovenzalisches Elementarbuch. Zweite verbesserte Auflage. Heidelberg, Winter, 1911. X, 189 S. [Das Buch ist bei seinem ersten Erscheinen 1906 (*Archiv* CXVI, 244) als eine treffliche Leistung begrüßt worden. Es hat sich in der Hand der Lernenden sehr bewährt. Vielleicht entschließt sich der Verf. zukünftig, die Aussprache *y* für das altprov. *ū* zu lehren (§ 10) oder doch wenigstens auf die Heranziehung des Katalanischen keinen Nachdruck zu legen: das Katalanische stammt aus Hispanien und beweist für galloromanische Lautung nichts. Auch ist es mißverständlich, von den *Razos de trobar* zu sagen, daß ihr Verfasser das Limousinische 'als mustergültig ansieht' (cf. für beide Einwände das *Bulletin de dial. rom.* I, p. 2 ff.).]

Crescini, V., Canzone francese d'un trovatore provenzale. Padova, Batt. Randi, 1910. Aus den 'Atti e memorie della R. Accademia' in Padova, vol. XXVI, S. 63—104. [Es handelt sich um Gaucelm Faidits Rotrouenge (Bartsch 157, 50) *Quan vey reverdir los jardis,* von welcher Crescini einen kritischen Text gibt, um dann dessen biographisches Zeugnis zu erörtern und, von den Poitevinismen der Rotrouenge ausgehend, die Stellung des Poitou in der Vermittlung nord- und südfranzösischer literarischer Kunst ins Licht zu setzen. Gegenüber dem Einwand, den P. Meyer in der *Romania* XXXIX, 421 erhoben hat, modifiziert Crescini seine Auffassung des Liedchens und findet den Weg zu neuen gelehrten und interessanten Bemerkungen über provenzalisch-französische Wechselbeziehungen: *Per la canzone francese di Gaucelm Faidit.* Aus den 'Atti del R. Istituto veneto', Bd. LXX, 267—88. Venezia, Officine grafiche C. Ferrari, 1911.]

Zingarelli, N. 'Engles' nelle rime di Rambaldo di Vaqueiras. Aus den 'Miscellanea in onore di V. Crescini'. Cividale, Fratelli Stagni, 1910. 22 S. [Die traditionelle Beziehung des *N'Engles* auf den Prinzen von Orange ist aufzugeben (Diez, *Leben und Werke*2, p. 216). Mit *N'Engles* ist Bonifaz I. von Montferrat gemeint.]

Italienisch.

Giornale storico della letteratura italiana dir. e red. da Fr. Novati e R. Renier. Anno XXIX, fasc. 169. Vol. LVII, 1 [A. Fr. Massèra, I poeti isottei: I. Le rime di Sigismondo Pandolfo; II. Carlo Valturi da Rimini; III. Tracalo da Rimini. — Varietà: G. Bertoni, Una lettera amatoria di Pier della Vigna. — G. D. de Geronimo, Alcune osservazioni sul cod. Marciano it. IX 119. — L. Sanesi, Intorno a Pulcinella. — G. A. Levi, Note leopardiane. — Rassegna bibliografica. — Bollettino bibliografico. — Annunzi analitici. — Pubblicazioni nuziali. — Comunicazioni ed appunti. — Cronaca].

Bulletin italien. XI, 1, janvier—mars 1911 [P. Duhem, La tradition de Buridan et la science italienne au XVIe siècle, 5e article et dernier. — C. Pitollet, L'abbé Filippo Cesare Mascara Forriano et sa correspondance inédite avec le marquis de Grimaldo sur la mort de Louis XIV et les débuts de la Régence (1er article). — Questions d'enseignement. — Bibliographie. — Chronique].

Scrittori d'Italia. Bari, Gius. Laterza, 1910:

I. Lirici Marinisti. A cura di Benedetto Croce. — II. Matteo Bandello, *Le Novelle.* A cura di Gioachino Brognoligo Volume primo. — III. Carlo Gozzi, *Memorie inutili.* A cura di Giuseppe Prezzolini Volume primo. — IV. Giambattista della Porta, *Le Commedie.*

A cura di Vincenzo Spampanato Volume primo. — V. Matteo Bandello, *Le Novelle.* A cura di Gioachino Brognoligo Volume secondo. — VI. Traiano Boccalini, *Ragguagli di Parnaso e Pietra del paragone politico.* A cura di Giuseppe Rua Volume primo. [Mit diesen Bänden ist eine groſsgedachte Sammlung italienischer Schriftwerke ins Leben getreten, die von allen Freunden der *lettere italiane* dies- und jenseit der Alpen mit aufrichtiger Freude bewillkommnet werden darf. Sie setzt sich zum Ziel, die Blüte der Literatur Italiens in sauberen, kritisch durchgesehenen Ausgaben zu vereinigen, und sucht in gleicher Weise den Bedürfnissen eines weiteren, literarisch interessierten Publikums wie denen gelehrter Spezialisten entgegenzukommen. In der jährlichen Folge der Bände, für welche die Verlagsbuchhandlung billige *abbonamenti* eröffnet,[1] sollen alle Jahrhunderte gleichmäſsig vertreten sein. Ein chronologisch-systematischer Katalog der Sammlung wird für später in Aussicht gestellt. Die Mannigfaltigkeit der sechs vorliegenden, nach Alter, Heimat, literarischer Gattung ganz verschiedenen Werke bestätigt bereits die Angaben des Prospekts. Den Reigen eröffnet eine reichhaltige Anthologie marinistischer Lyrik, die erste in ihrer Art. Eine angefügte Nota bringt gedrängte bibliographische Angaben über die zahlreichen (mehr als 60) Repräsentanten dieses Kreises; eine zusammenfassende Charakteristik ihrer Dichtungen hat Croce in einem Abschnitt seiner *Saggi sulla letteratura italiana del Seicento* (Bari, Laterza, 1910) gegeben. Folgt der Lombarde Bandello mit seinen Novellen, von denen übrigens zurzeit auch an anderer Stelle eine vollständige Ausgabe im Entstehen begriffen ist.[2] Venedig läſst sich durch den Grafen Gozzi vertreten, dessen ausführliche *Memorie* durchaus nicht so unnützlich zu lesen sind, wie des Dichters affektierte Bescheidenheit wissen will. Neapel tritt mit Komödien Della Portas auf den Plan, in deren einer, der *Fantesca,* der spanische Kapitän Pantaleone uns nun aufs neue von den haarsträubenden Taten seines Armes erzählen kann.[3] Endlich möchte der Römer Boccalini den Lesern seiner *Ragguagli* eine ebenso vergnügliche wie belehrende Unterhaltung bereiten. Weitere Bände der Sammlung sind bereits erschienen, und dem groſsen Unternehmen mag ein rascher und glücklicher Fortgang beschieden sein. Wie am Karnevalstage den Besuchern des Parnasses, wird uns hier eine reiche Bibliothek erschlossen werden, in der es einem jeden gestattet sein wird *entrare, uscire e dimorare, anco per lunghissimo tempo, per crapulare con la perpetua lezione le soavi vivande, che i virtuosi scrittori deliziosamente hanno condite prima e imbandite poi nell'abbondante mensa delle composizioni loro.* Erhard Lommatzsch.]

Bacci, O., Indagini e problemi di storia letteraria italiana con notizie e norme bibliografiche. Livorno, R. Giusti, 1910. VIII, 172 S. Lire 2. [Das Buch ist ein Seitenstück zu G. Mazzonis *Avviamento.* Inwiefern es den italienischen Studierenden ebensogut oder besser zu führen vermöchte als jenes, können wir nicht wohl beurteilen. Dem deutschen Studenten wird es weniger zusagen; es enthält zuviel sachlich entbehrliche Amplifikationen und diese in einem zu geschraubten Stil. Das ent-

---

[1] Zehn Bände nach Wahl kosten im Abonnement 40 L. für Italien, 45 L. für das Ausland.

[2] Matteo Bandello, *Le quattro parti de le Novelle.* A cura di G. Balsamo-Crivelli. Volume primo. Torino, Giov. Imhof, 1910.

[3] Oder vielmehr seiner Arme und Beine. Denn in der Schlacht gebraucht er sie alle gleichzeitig: ... *cuando yo combato, es menester que haga tres cosas á un mismo tiempo: con el brazo derecho cortar hombres al través; con la izquierda tener alto el broquel para defenderme de los brazos, piernas y cabezas que llueven por el aire; y con los puntapies apartar los cuerpos destrozados, para que no me cerquen á la redonda y me sepulten vivo* (*La Fantesca* IV, Sc. 6).

behrt aller Schlichtheit. Der bibliographische Wegweiser enthält zuviel Veraltetes, auf das man den Studierenden wahrlich nicht mehr hinzuweisen braucht, wie z. B. Max Müllers *Letture sulla scienza del linguaggio* oder Demattios *Grammatica storica*! Das Buch ist auf schweres Papier gut gedruckt und billig; aber es ist sehr schlecht geheftet und zerfällt unter der Hand des Blätternden. Warum ein solches Schul- und Studienbuch nicht gleich gebunden auf den Markt bringen?]

Hazard, P., La Révolution française et les lettres italiennes 1789—1815. Paris, Hachette, 1910. XVIII, 572 S. [Das Buch zerfällt in drei Abschnitte: *La conquête révolutionnaire et la littérature italienne* (1789—1800) — *La domination impériale et la littérature italienne* (1800—1814) — *Les littératures du nord, la littérature italienne et la littérature française* (1789—1816). Das Vierteljahrhundert italienischer Literatur, das hier eine eingehende Darstellung gefunden hat, beginnt auf der Höhe französischen Einflusses und schliefst mit der Überwindung der literarischen Hegemonie Frankreichs durch den Einflufs des germanischen Schrifttums, das Frau von Staël den Italienern erschliefst. Diesen Wandel der Dinge hat der Verf. ausgezeichnet geschildert. Sowohl der Umfang und die Gründlichkeit seiner Information als auch seine Kunst, Ideenbewegungen darzustellen, verdienen das gröfste Lob.]

Graf, Art., L'Anglomania e l'influsso inglese in Italia nel secolo XVIII. Torino, E. Loescher, 1911. XXXIV, 431 S. 12 Lire. [Ein sinnvoller Zufall fügt zeitlich dieses Buch über den Einflufs, den England auf die italienische Kultur ausgeübt hat, zu dem eben erwähnten Werke Hazards vom Einflusse Frankreichs. Grafs Buch ist umfassender: es beschränkt sich nicht auf einen Ausschnitt der Einwirkung Englands, sondern stellt den mächtigen Strom britischer Ideen in seiner ganzen Länge und Breite dar. Es spricht auch von Kunst, von Handel und Industrie. Aber es ist in geringerem Grade als das Buch Hazards das Werk eines Historikers. Nicht, als ob Graf in seinen Angaben nicht präzis und chronologisch sauber wäre. Die Genauigkeit, mit der er zu Namen und Zitaten immer die Jahreszahl setzt, gibt dem Leser das Gefühl der Sicherheit. Doch hat Graf sein Zeugnismaterial mehr blofs aufgereiht, als zu einer Synthese verarbeitet. Er hat sein Buch weniger als Historiker denn als geschmackvoller Sammler geschrieben, mit aufserordentlicher Belesenheit, doch ohne Hilfe von Fufsnoten, die geeignet gewesen wären, den mosaikartigen Text zu entlasten. Ein mächtiges, lehrreiches und auch unterhaltsames Material über die gegenseitigen Beziehungen der beiden Länder ist in dem stattlichen, schön ausgestatteten Bande unter folgenden achtzehn Überschriften vereinigt: I. Gallomania e Gallofobia. — II. Anglomania. — III. Italiani in Inghilterra. — IV. Lingua e letteratura italiana in Inghilterra. — V. Inglesi in Italia. — VI. Istituzioni e vita pubblica degl' Inglesi. — VII. Parigi e Londra. — VIII. Carattere e vita privata degl' Inglesi. — IX. Le donne inglesi. L'Inglese sulle scene italiane. — X. Lingua e letteratura inglese in Italia. — XI. Milton, Dryden, Addison, Swift, Pope. — XII. Akenside, Johnson, Fielding, Richardson, Gray, Thomson, Young, Ossian, Sterne. — XIII. Il Teatro inglese. Shakespeare. — XIV. La melanconia. Il Giardino inglese. — XV. Filosofia e scienza inglese. — XVI. Bacone, Hobbes, Locke, Hume, Newton. — XVII. Arti, industrie, commerci degl' Inglesi. Adozioni e imitazioni varie in Italia. — XVIII. Ombre nel quadro. Conclusione.]

Viglione, Fr., Ugo Foscolo in Inghilterra, Saggi. Catania, V. Muglia, 1910. VI, 330 S.

Azzolini, Margherita, Giosuè Carducci und die deutsche Literatur. Aus 'Sprache und Dichtung, Forschungen zur Linguistik und Literaturwissenschaft', hg. von H. Maync und S. Singer, Heft 3. VII, 96 S. M. 3.

Jeanroy, A., Giosuè Carducci, l'homme et le poète. Paris, Champion, 1911. XVI, 294 S. [In dem Kampfe, der um Carducci und sein Werk in Italien entbrannt ist — cf. z. B. *Giorn. storico* LVII, 144 —, und der sein Echo auch im Auslande gefunden hat, will Jeanroy als Historiker ein Wort vorurteilsloser Würdigung sprechen. Und es ist ein eindrucksvolles Wort geworden, sachlich und kunstvoll zugleich, sicher in seinen tatsächlichen Grundlagen und vornehm in der Form. Diese sichere Grundlage hat Jeanroy dadurch geschaffen, daſs er das ganze Werk Carduccis, das der Dichter nachträglich künstlerisch gegliedert hatte, streng chronologisch zerlegte und es so in den Rahmen der Biographie einfügte, so daſs helles, entwicklungsgeschichtliches Licht darauf fällt. Übersichtstabellen in Text und Anhang sind Zeugnisse solch exakter literarhistorischer Arbeit und werden noch vielen Freunden Carduccischer Dichtung ihre klärenden Dienste leisten. Meisterlich faſst Jeanroy in einem kurzen Schluſswort die Wandlungen zusammen, die der Poet der *Rime* von 1857 bis zur Schwelle des 20. Jahrhunderts durchgemacht hat und an denen nach V. Hugo die deutschen Dichter so stark beteiligt sind.]

Spanisch.

Bulletin hispanique. XIII, 1, janvier—mars 1911 [P. Paris, L'archéologie en Espagne et en Portugal, mai 1908—mai 1910. — M. Cazurro, Quelques fragments de vases ibériques d'Ampurias. — F. Hanssen, Cuestiones de grámatica: Observaciones sobre la preposición *para*; sobre algunas formas de los pronombres posesivos castellanos. — C. Pérez Pastor, Nuevos datos acerca del histrionismo español en los siglos XVI y XVII (suite). — L. Michel, Inventaire de la collection Edouard Favre (suite). — Variétés. — Bibliographie. — Revue des revues. — Chronique. — Gravures. — Planches].

Hämel, Dr. A., Comedia de la haçañas del Cid, y su muerte, con la tomada de Valencia. Nach dem Exemplar der Hamburger Stadtbibliothek, Madrid 1603. S.-A. aus 'Beiheft' 25 der Gröberschen Zeitschrift, p. 112—169. Halle, Niemeyer, 1910.

Clásicos castellanos. Madrid, ediciones de 'La Lectura', und Paris, Hon. Champion, 1910. Brosch. zu 3 Francs; geb. zu 4 und 5 Francs:

Santa Teresa, Las moradas. XVI, 329 S.

Tirso de Molina, Obras I: Comedia famosa del Vergonzoso en Palacio; El burlador de Sevilla y convidado de piedra. XXIV, 292 S. [Mit der gröſsten Freude wird man dieses Unternehmen begrüſsen, das die klassischen Werke der spanischen Literatur in würdiger Ausstattung, in sorgfältigen, von kundiger Hand bearbeiteten Texten zu billigem Preise den Lesern darbietet, die der schlechtgedruckten und unzuverlässigen Bände der immer noch unentbehrlichen *Biblioteca de autores españoles* längst überdrüssig sind. Fr. Acebal, der bekannte Schriftsteller, leitet diese neue Klassikerbibliothek, mit der Spanien eine allzulange vernachlässigte Schuld gegen seine glorreiche literarische Vergangenheit abzutragen beginnt. Der erste, von Tomás Navarro Tomás besorgte Band bringt die 'Seelenwohnungen' der heiligen Therese, dieses subtile Werk preziöser Mystik, das die alternde Heilige (1577) auf eine Metapher aufgebaut: *es considerar nuestra alma como un castillo todo de diamante á donde hay muchos aposentos, ansí como en el cielo hay muchas moradas ... unas en lo alto, otras en bajo, otras á los lados ...* Der Text ist nach dem Autograph wiedergegeben, und eine kurze Vergleichung mit dem Drucke der *Bibl. de autores españoles* Vol. LIII zeigt, in wie schlechter Fassung wir die *Moradas* bisher gekannt haben. Der Herausgeber folgt dem Originalmanuskript genau; augenscheinliche Schreibversehen sind am Schluſs zusammengestellt. Der Text ist von knappen erklärenden Fuſsnoten begleitet; die Einleitung stellt das Unentbehrlichste aus Bio- und Biblio-

graphie zusammen. Die Lektüre des klaren Druckes ist ein Vergnügen. — Mit nicht geringerer Sorgfalt hat Américo Castro die Ausgabe des *Vergonzoso* und des *Burlador* besorgt, kommentiert und eingeleitet. Dem *Vergonzoso* ist die Ausgabe der *Cigarrales* von 1624 zugrunde gelegt; zwei zeitgenössische Handschriften unbekannter Herkunft sind daneben zu Rate gezogen worden. Der schwierige Text des *Burlador* von 1630 ist einer durchgehenden Verbesserung mit Hilfe der späteren Überarbeitung (*Tan largo me lo fiais*) und Ausgaben unterzogen worden.]

Fabra, P., Qüestions de gramatica catalana. Aus der 'Biblioteca popular de *L'Avenç*', No. 114. Barcelona, Llibreria de *L'Avenç*, 1911. 121 S. Cts. 50. [Die Ausführungen dieses Schriftchens, das aus einem Dutzend Zeitschriftenartikel zusammengestellt ist, stehen im Dienste einer wissenschaftlichen Grammatik des Katalanischen, welche der Verf. schon durch eine Reihe von Publikationen zu fördern begonnen hat. Er wendet sich gegen die rückständige Art der einheimischen Schulgrammatiken. Er wendet sich aber auch gegen die Kastilianisierung seiner Muttersprache und lehrt das *abandonar els caminadors del castellà*: das Katalanische den Katalanen! Die darauf bezüglichen Abschnitte sind für uns die interessantesten des Büchleins, z. B. der erste: *El 'doncs' causal.* Er zeigt, wie der Katalane, durch die temporale Entsprechung von span. *pues* und kat. *doncs* bewogen, sein *doncs* auch kausal, wie span. *pues* = 'weil', zu verwenden beginnt.]

Rätisch.

Lansel, P., La musa ladina. Antologia de la poesia engiadinaisa moderna preceduda d'una cuorta survista da nossa litteratura poetica. Samaden, Sim. Tanner, 1910. XXXI, 184 S. [Eine hübsch gedruckte Sammlung artiger lyrischer Heimatkunst (über 100 Gedichte), deren Vertreter kurze biographische Notizen gewidmet sind, und die ihre Inspiration aus der Liebe zu dieser Heimat und *nell' amur vers nossa chara lingua materna* schöpft.]

Cumin, G., La canzone popolare friulana. Aus 'Biblioteca del *Forum Julii*', No. 3. Trieste, Ett. Vram, 1910. 26 S. L. 0,50.

Rumänisch.

Academia Română. Dicționarul limbei române, întocmit și publicat după îndemnul și cu cheltuiala Maiestății Sale Regului Carol I. București, Inst. de arte grafice 'Carol Göbl'. 1907 ff. [Das ganze Werk soll drei Bände zu je ca. 800 Seiten umfassen und 60 Lei kosten. Vom ersten Bande liegt heute ungefähr die Hälfte, nämlich sechs Faszikel, vor (bis *bandoală*). Zugleich ist der zweite Band (F—P) in Angriff genommen und mit der ersten Lieferung (1910) bis *fața* gediehen. Die akademische Wörterbuchkommission hat vor fünf Jahren die Chefredaktion in die Hand S. Pușcarius gelegt, von dem auch das neue Programm herrührt, das nun an die Spitze des ersten Bandes (p. IX—XLI) gestellt ist — ein umsichtiges, verständiges Programm, das ein rascheres und regelmäßsiges Fortschreiten des großsen Unternehmens ermöglichen soll.]

Carra de Vaux, B., La langue étrusque, sa place parmi les langues. Etude de quelques textes. Paris, Champion, 1911. XXXIV, 195 S. [Historique de la question étrusque. — De l'altaïque à l'aryen. — Les documents étrusques. Der Verf. nimmt die Anschauungen Taylors (1874) von der Zugehörigkeit des Etruskischen zur uralaltaischen Familie wieder auf und dehnt seine Lösung auf die vorgriechischen und vorlateinischen Mittelmeersprachen aus.]

en der Ka

295
294
293
96
283
282
281
292
291
76
275
274
272
280
290
273
271
270
264
S.
262
179
263
261
A
169
A
253
251
158
248
241
235

erbreitung von: bren.

on.

Johann Heinrich Mercks Ehe mit Luise Franziska, geb. Charbonnier.

> 'Ich glaube auch an die Nachwelt und an ihren billigen Richterstuhl, und ich denke, daſs dem Werte manches Mannes, dem jetzo Unrecht geschieht, durch ihr unparteiisches Urteil eine ehrenvolle Revision zugeteilt werden wird.'
> (Merck, über die bei Kunstwerken objektiv gleichgültige Absicht des Urhebers. Teutscher Merkur, 1781.)

In Mercks Eheleben könnte man sehr gut drei streng voneinander getrennte Zeitabschnitte unterscheiden: die glückliche, heiſse Jugendliebe bis zur Rückkehr nach Darmstadt, die allmähliche Entfremdung bis zum Ehebruch seiner Gattin und schlieſslich das Sichwiederfinden.

Zum Verständnis der ersten Jahre von Mercks Liebesleben zu Morges am Genfersee bietet Dr. L. Grünsteins bereits genannte Veröffentlichung 'Aus J. H. M.s Frühzeit' immerhin einen nicht unwillkommenen Beitrag, wenn auch die Auffassung, die sich dem Forscher aus den von K. Wagner in Band III seiner Briefausgabe (1847) veröffentlichten Zeilen Mercks an seine Gattin und ebenso H. Düntzers Arbeiten ('Zeitschrift f. deutsche Philologie', 1898, Bd. 30, S. 117 ff., und 'Allgemeine Zeitung', München 1891, Beilage 143 ff.) ergeben hatte, keine Änderung, sondern lediglich eine Vertiefung erfahren hat.

Als junger, strebender Mensch, 'qui a quelques talens et beaucoup de dispositions pour travailler', war Merck nach Morges gekommen, als Freund der schönen Künste und Wissenschaften, selbst Zeichner und als Übersetzer mit Autorruhm ausgezeichnet, ohne den empfindlichen Zwang einer amtlichen Stellung, ohne Sorge um sein Auskommen; leicht ist es erklärlich, daſs er, der schon damals geistreiche Plauderer, gefiel, er, der nicht schöne, aber interessante Ausländer, der mehr als andere von seinen Erlebnissen, Reisen erzählen, seinen Künstlerträumen schwärmen konnte, auf eine heiſsblütige Französin Eindruck machte, zumal wenn sie, ein Kind heiter-sorgloser Lebensauffassung, mit ihrem Interesse für das Land der Träume ihm willig entgegenkam; kannte sie doch auch Rousseaus 'Emile'! In ihren Briefen vermiſst man gern den Ton des Alltags zugunsten einer regen Phantasie und eines überzeugend warmen Gefühls bei einer Frau, die, fest in ihrer Neigung, für ihre grenzenlose Hingebung und Liebe alle Schmerzen und Vorwürfe ertrug und nur dem Gedanken an den Geliebten, ihm als Gattin zu folgen, lebte. In

Merck selbst tritt uns schon eine selbstbestimmende, früh gereifte Persönlichkeit entgegen, die eben restlos für den jugendlichen, im Rausche der Leidenschaft begangenen Fehler einsteht, nichts anderes achtend und anerkennend als den eigenen und anderer Menschen 'ehrlichen Namen'. Dieser goldenen Richtschnur ist er sein ganzes Leben lang gefolgt; sie erklingt wieder in einem Briefe an Lavater (vom 17. Mai 1778), und wir hören sie wieder aus dem Munde des Vaters zu seiner sechzehnjährigen Tochter: 'Das bifschen guter Name ist das Einzige, was uns in der Welt bleibt. Und wenn ich das nicht hätte, so wär' es mir nicht möglich gewesen, allen den gräulichen Unfällen Trotz zu bieten, denen mich das Schicksal so sehr ausgesetzt hat' (1786). Weder zeitweilige Trennung der Liebenden — Luise Franziska mufste zu Verwandten in Vufflens abreisen, als die Eltern ihre Beziehungen zueinander entdeckten — noch die fast gleichzeitige, mehrwöchige Reise Mercks mit seinem Schüler nach Südfrankreich (Lyon, Marseille, Toulouse und Turin) vermochten die Leidenschaft beider einzudämmen.

Voilà une chaise de poste qui passe devant moi, sans équipage, précédée d'un simple valet de chambre, où il y a un homme appuyé sur le sein d'une jolie femme qui s'en parut défendre, mais dont les yeux lui promirent de le rendre heureux avant la fin de la Journée. C'étoit des amens persécutés; pour quoi n'étoit ce pas nous? Sens tu bien encore que j'ai fait toute la route avec un homme qui allait tous les soirs régulièrement coucher, avec sa femme qui l'aimoit à la folie, et qui montroit tous les matins une phisinomie si impertinement joyeuse qu'on ne pouvoit pas douter un seul moment sur les douceurs qu'il avoit gouté dans la veillée. Et moi je vais comme un fou, perdre mon Tems et mon argent pour m'éloigner de tout ce que j'adore; je commence par être fol, et encore faut il être sage,

schreibt Merck von Lyon aus an Luise am 19. April 1766, und ebensolche Leidenschaft glüht in ihren Briefen, wenn sie z. B. am 24. April antwortet:[1]

... mais je ne veux pas te dire combien de fois (il me seroit même assé difficille) tu ne saura pas non plus, que j'ai tous les jours une conversation avec ton Portrai, que je lui donne des Baisé des plus tandre, mais il est si froid, en vérité mon Ami, je n'aime pas les Image! Mon cœur ne saccomode plus des plaisirs idéal, s'est aussi un Enfant gâté, qui est devenu très malin depuis ton départ, il ne veut désormé obéir qu'a toi, et en, atendant ton retour il sera aussi renfermé que le Rat dans un fromage de Hollande ... tu est dans mes bras je te couvre des baiser les plus ardants épuis, épuis, c'est un beau rêve. Oh! mon doux Ami quand serons nous a portés de le réaliser, je ne finirois point si je voulois te raconter tous ce que je pense, mais il n'en faut pas tant pour tassurer que ta petite femme taime a la folie.

Während Mercks Abwesenheit hatte Luise Franziska auf seinen Rat ihre Schuld den Eltern gebeichtet; für Merck selbst gab es kein anderes Ziel als rasche Heirat. Liest man Luise

[1] Vgl. Dr. Grünstein, 'Aus Mercks Frühzeit' S. 8 und 9.

Franziskas Brief (auf S. 12/13 'Aus Mercks Frühzeit'), so erkennt man deutlich daraus, daſs es für die Eltern, so wie die Sachen einmal standen, vor allem darauf ankam, die Zukunft ihrer Tochter gesichert zu wissen, wenn selbstverständlich die bitteren Vorwürfe nicht ausgeblieben waren. Mercks Beziehungen zu seinen Schwiegereltern gestalteten sich in den späteren Jahren auf das denkbar beste; zu seiner Schwiegermutter fühlte er sich wie zu einer zweiten Mutter hingezogen und bekennt dies auch in einem Briefe vom 8. April 1785 an A. G. Camper:[1]

Trois jours aprês je reçus la nouvelle de la mort de mon beau père, qui affligea beaucoup ma femme, et qui rebattit beaucoup le plaisir qu'elle avait conçue de ce voyage. Au lieu d'aller embrasser un père qu'elle adorait, elle ira pleurer sur son tombeau. D'ailleurs le défunt laisse un testament qui nous déroge en rien, mais par lequel il laisse pourtant la jouissance de tout son bien à ma belle mère. C'est une excellente femme, qui m'aime comme son fils, mais elle pourra toujours croire que nous autres gendres sont un peu jaloux de ce testament. Si j'y allais tout de suite sans être invité cela aurait l'air d'une curiosité indiscrète, ou que je crus, que ma présance fut nécessaire pour dresser l'inventaire dûement.

Am 7. Juni 1766 wurde die Hochzeit zu Lonay, einem Dorfe bei Morges, gefeiert, und bald danach wandten sich die Jungvermählten nach Darmstadt, wo sich Merck wohl oder übel in den Staatsdienst zwängte. Als Schreiber an der fürstlichen Kanzlei fing er von unten an und brachte es, unterstützt wohl auch durch die Empfehlung des ihm befreundeten Geheimrats A. P. Hesse, in rascher Folge zum Sekretär, Kriegszahlmeister, Oberkriegszahlmeister mit dem Titel 'Kriegsrat'. Mochten auch die leidigen Zahlen seinem Tatendrang, seinen Talenten niemals die erhoffte Befriedigung gewähren können, so ist es doch ungerecht und falsch, ihm Zerstreutheit, Nachlässigkeit und mangelndes Pflichtgefühl vorzuwerfen. Falsch ist es auch, zu behaupten, ihm sei wegen schlechter Amtsführung die Kriegszahlmeisterstelle entzogen worden; denn oft genug werden in den Personalakten 'seine uns gerühmte Geschicklichkeit und ihm weiters beigelegte gute Zeugnisse' betont. Daſs er im Sommer 1771 seines Amtes entsetzt werden sollte, ist richtig; doch waren ganz andere Gründe maſsgebend als schlechte Amtsführung. Noch ist uns ein hierauf bezüglicher Brief Mercks an Gleim vom 27. Juni 1771 erhalten, der diesen Punkt scharf beleuchtet; es heiſst da unter anderem:[2]

---

[1] Alle im folgenden aufgeführten Stellen aus dem Briefwechsel Merck-Camper (dem holländischen Anatomen Peter und dessen Sohn Adrian Gilles) sind ungedruckt; die Originale befinden sich im Besitz der Königlichen Universitätsbibliothek zu Amsterdam.

[2] Nach dem Original im Besitz des Gleim-Archivs zu Halberstadt. — Gemeint ist in dem Briefe das 'Exerzierhaus' in Darmstadt, das erst vor einigen Jahren dem Hessischen Landesmuseum weichen muſste.

Vor meinem Hause zimmert man das Dach zu einem Haus ... um täglich 4 oder 6 Stunden 1500 freygebohrne Menschen bey einem Feuer von 16 bis 20 grofsen Öfen in den Waffen zu üben, die sie nie aufser der Stadt, worin sie ihr Leben eingesperrt zubringen, gebrauchen sollen und werden. Dazu kommt, dafs man zur Unterhaltung dieser furchtbaren Macht 2drittel aller Bedienten im Lande auf das Drittel Besoldung reducirt, u. den Rest, worunter meine Wenigkeit gehört, vollends als Verbrecher cassirt.

Auch Höpfner spricht in einem Briefe an Raspe vom 26. Mai 1771 von der völligen Einziehung der Stelle:

Wissen Sie das Schicksal schon, das unsern lieben Merck in Darmstadt betroffen hat. Er ist durch die völlige Einziehung der Kriegszahlmeisterstelle aufser Diensten und bemüht sich in Kasselische Dienste zu gelangen. Sie kennen diesen vortrefflichen Mann genug, um zu wissen, dafs Ihr gnädigster Herr eine Acquisition an ihm machen kann, dergleichen nicht alle Tage zu machen ist, und ich glaube, Sie lieben ihn als einen Mann von Genie, Geschmack und einem edlen Herzen genug, sein Gesuch durch Ihr Zeugnis und Ihre Vorsprache zu unterstützen.

Schliefslich wurde Merck, da sich der Posten als notwendig herausstellte (nach den Akten im Grofherzoglich Hessischen Haus- und Staatsarchiv zu Darmstadt) wieder mit der Ausübung seines Amtes betraut, allerdings mit einer Gehaltsreduzierung von 600 auf 450 Gulden, wie auch ein ungedruckter Brief Mercks an Höpfner vom 2. Juli 1771 bestätigt:[1]

Darmstadt, den 2. Juli 1771.

Ich will Ihnen nur mit wenigen Worten sagen, dafs Sie uns in den nächsten HundsTagsFerien besuchen sollen — oder wenn Sie nicht können, so komme ich zu Ihnen, und auch das hängt von Ihnen ab. Hören Sie, wie? Die Kriegs*Casse*-Rechnung des Oberfürstentums mufs mir alle Jahre übergeben werden, dazu kommt der HE. Kriegszahlmeister *Pfaff* von Giefsen hierher. Nun ist einerley, ob ich zu ihm, oder Er zu mir kommt. Wann er also nicht gerne hieherkäme, seine guten Freunde zu besuchen, und ich ihn in nichts *dercutirte,* und Sie nicht zu uns kommen können, so würkte ich den Befehl vom Kriegs *Departement* aus, nach Giefsen zu gehen. Doch alles mit HE. *Pfaffs* Bewilligung, dem ich so wenig als irgend anders den geringsten Verdrufs dadurch machen wolte.
Der Landgraf hat mich bey behalten und zieht mir das 4. Theil Besoldung ab. Genug von dieser Materie.
... Leben Sie wohl liebster Freund und gedenken Sie meiner, wanns Ihnen wohl geht.

JHMerck.

Das erste Ehejahr litt unter der starken Inanspruchnahme Mercks durch seine amtliche Tätigkeit, die ihn von April bis August 1767 von Darmstadt fernhielt; so sehr immerhin der Auftrag für Merck, den fürstlichen Sekretär — er ging mit einer Kommission wegen einer Geldanleihe nach Kassel —, ein Beweis ehrenden Vertrauens von seiten der Regierung bedeutete, so wenig fand sich die junge Gattin, trotz der liebevollen Aufnahme, die ihr die neuen Verwandten, besonders Mercks Mutter Elisa-

[1] Im Besitz des Goethe-Museums zu Frankfurt a. M.

beth Katharina, bereitet hatten, in die neuen Verhältnisse; redeten doch die Menschen eine Sprache, die sie nicht beherrschte, vermifste sie doch in einem sandigen Flachland die heimatlichen Berge und Täler des reichen und landschaftlich herrlichen Pays de Vaud, für das zwar die noch heute nicht ungerühmten Wälder in Darmstadts weiterer Umgebung und der nicht allzu ferne 'Odenwald' keinen vollwertigen Ersatz bieten konnten. Ihre freiwillige Verbannung mufste ihr noch drückender vorkommen, als sie, allein mit ihrem ersten Söhnchen Emanuel (geb. 10. Oktober 1766), inmitten einer trostlosen, toten, jeder freien künstlerischen Regung, wie noch heute, abholden Gesellschaft, sich nach dem heifsgeliebten Gatten sehnte. Obwohl Merck ihr schon gleich nach seiner Ankunft in Kassel geschrieben hatte, wie sehr er sich langweile, dafs er seinen Aufenthalt der Staatsgeschäfte wegen übermäfsig ausdehnen müsse — in seinem Briefe vom 21. April 1767 heifst es z. B.:

Je mène la vie la plus triste et la plus retirée. Sans affaires, sans activité, confiné — dans les quatres murailles de mon auberge, manquant de livres, de compagnie et de tous les agrémens de la vie, je peste contre mon sort, qui me tient éloigné de tout ce que j'aime, et qui me rend la victime de la maudite lenteur qui règne ici dans toutes les affaires.

Le seul remède contre mes maux, c'est le plaisir de m'entretenir avec toi, de faire partir mes lettres et de recevoir les tiennes. Je t'embrasse avec ton cher petit de toute mon ame. Aime-moi toujours. —,

so häuften sich doch in ihren Briefen, die uns leider nicht vorliegen, die Klagen über ihre Einsamkeit und die stillen, bald lauten Vorwürfe gegen den Gatten, der in Kassel seine freie Zeit, wenigstens gegen Ende seines dortigen Aufenthaltes, eifrig dazu benutzte, die dortigen Kunstschätze zu studieren, sich dem französischen Theater anzufreunden und in dem Professor am dortigen Karolinum, J. L. Fr. Höpfner (seit 1771 in Giefsen und 1781 nach Darmstadt als Geheimer Tribunalrat berufen), einen gleichgesinnten Freund fand. Doch konnte Merck, dessen Briefe an die Gattin (vgl. K. Wagner, Merckbr. III, S. 6—11) von einem Herzen voll zärtlichster und treuer Liebe sprechen, nichts mit rechter, reiner Freude geniefsen; quälten ihn doch die 'reflexions sur la situation de ma chère aimée sur le peu d'agrémens, dont tu jouis, et sur la compagnie des sottes gens, que tu es obligée de voir' (an seine Gattin, 5. August 1767). Im August oder Anfang September treffen wir ihn wieder in Darmstadt.

Wichtig ist für unsere Betrachtung erst wieder das Jahr 1769; es brachte die Bekanntschaft eines Mannes, der an all den Wirren und Unzuträglichkeiten der folgenden Jahre die Hauptschuld trägt. Franz Michael Leuchsenring (1746—1827), der jüngere Bruder des Leibarztes der grofsen Landgräfin Karoline von Hessen, kam nach Darmstadt und wufste sich sowohl bei Hofe als auch in Mercks Familie so einzuschmeicheln, dafs dem

klugen Schwätzer und falschen Propheten hier die junge, empfindsam angehauchte Frau ein besonderes Interesse gönnte, und dafs er dort, Hofrat geworden, den Auftrag erhielt, den hessen-darmstädtischen Erbprinzen Ludwig (späteren Grofsherzog Ludwig I. von Hessen) mit dessen Gouvernante Pelissary Ende 1769 auf einer Reise nach Holland, wo er auch Herder und Jacobi kennen lernte, Frankreich und die Schweiz zu begleiten. Als Mercks Gattin mit ihren Söhnen — am 18. März 1768 war der zweite Sohn Franz Anton geboren worden — vom Sommer 1769 bis Frühjahr 1770 bei ihren Angehörigen in Morges weilte, schrieb er ihr überschwengliche Briefe (vgl. Wagner, Merckbriefe III, S. 14 f.); wenn auch der empfindelnde Ton der ganzen Zeit eigen ist, so verraten sie doch deutlich das blasse, kränkliche Männchen mit seiner aufdringlichen Lust zu Verbrüderungen, das sich in Mercks Ehe einschob 'comme membre, comme ami, comme l'enfant de la famille' und später in die herzlichen Beziehungen von Goethe und Mercks Haus zu Karoline Flachsland und Herder den Samen gehässiger Zerwürfnisse und bitterer Mifsverhältnisse trug.

Während Leuchsenrings Abwesenheit nämlich — Mercks Gattin war inzwischen aus der Schweiz zurückgekehrt — war Herder, als Reiseprediger und Instruktor des Prinzen von Holstein-Eutin, in Darmstadt eingetroffen und, von der Hoftafel ausgeschlossen, durch Fräulein Ravanell, Gouvernante der Prinzessinnen, mit Merck bekannt geworden; in dem regen Verkehr mit dem schöngeistigen, scharf urteilenden Darmstädter Kriegsrat, dessen Gattin und der Familie des Geheimrats Hesse verlebte Herder angenehme vierzehn Tage und lernte damals durch Merck seine spätere Gattin, Karoline Flachsland, kennen. Merck, zu Herder nähergebracht durch die beiderseitige Liebe zur englischen Literatur, Shakespeare, Ossian, die Balladendichtung, befreundete sich ihm rasch und vermittelte zwischen Darmstadt, Strafsburg und Bückeburg den heimlichen Briefwechsel der Liebenden, wenn auch nicht immer zu deren unbedingter Zufriedenheit. Als dann im Januar 1773 Leuchsenring auf einige Monate nach Darmstadt zurückkehrte, gelang es ihm, durch geschickte Zwischenträgereien und Verleumdungen den völligen Bruch zwischen den einstigen Freunden Herder und Merck heraufzubeschwören. Liest man Herders und seiner Braut Briefwechsel (hg. von H. Düntzer), so wundert man sich über diese unsägliche Verblendung auf beiden Seiten, die willig dem Schmeichler und Heuchler ihr Ohr lieh, jede gegen Merck gerichtete Verleumdung glaubte und absichtlich jeder offenen Aussprache auswich. Goethe schrieb damals an Kestner (Goethe-Briefe Bd. II, S. 84):

Lieber Kestner, ich bin wieder in Frankfurt und Gott sey Dank, wir haben wunderbare Scenen gehabt und bald wird alles ausgerauscht haben.

Von H. Düntzer ist uns noch eine gröſsere Arbeit im Manuskript erhalten, die auf Grund des Briefwechsels von Herder und seiner Braut das Freundschaftsverhältnis eingehend beleuchtet und den 'Schwindler' Leuchsenring verdientermaſsen an den Pranger stellt. Hatte so Leuchsenring sein Geschäft gut verrichtet, während er mit Briefen und Bändern hausieren ging, so besaſs er noch die Dreistigkeit, Mercks Gattin, die während Mercks Aufenthalt in Ruſsland zu ihren Eltern in die Schweiz reiste, in einem ungezogenen Briefe an J. Iselin zu empfehlen, indem er sich zu folgenden Worten versteigt:

'Überbringerin dieses, Madame Merck, ist eine von den Personen aus Darmstadt, für die ich mich gern interessiere. Sie ist aus Morges und reist mit ihren Kindern zu ihren Eltern. ... Wenn Sie, mein lieber Iselin, etwas vor diese Reisegesellschaft tun können, so werden Sie mir dadurch einen wahren Liebesdienst erweisen. Mit dem Manne war ich einige Jahre in näherer Verbindung, habe aber (unter uns sei's gesagt) nötig gefunden, mich zurückzuziehen und loszuwinden. Aber das kann mich nicht hindern, mich zu bestreben, Frau und Kindern — selbst dem Manne nützlich zu sein. ... Mich dünkt fast, ich hätte Ihnen Madame Merck zu kalt empfohlen und möchte es gerne noch gut machen. Sie verdient durch Character und Situation, daſs man sich vor sie interessiert.' (Darmstadt, den 9. Mai 1773; vgl. J. Keller: Zur Kenntnis Leuchsenrings.)

Wir müssen es unbedingt als Schwäche Mercks bezeichnen, daſs er diesem Menschen, den die 'Situation' seiner Gattin so sehr interessierte, nicht rechtzeitig die Türe wies; hatte er schon durch seine Briefe von der Reise (vgl. Wagner, Merckbriefe III, S, 52 f.) in einem schmachtenden, verliebten, girrenden Tone auf Mercks Gattin den nachteiligsten Einfluſs ausgeübt, so verstärkte er ihn noch durch seine süſslichen Reden und geleimten Phrasen, mit denen er der jungen Frau im Ohre lag und so langsam das Glück fremder Menschen untergrub. Wenn sich Herder, in seiner maſslosen Verblendung, einem bis zum Gröſsenwahn gesteigerten Eigendünkel,[1] Hamann gegenüber die Worte entfahren lieſs:

'Jetzt ist er (Merck) in der Schweiz, sein gutes Weib zur neuen Qual nach Deutschland zu stehlen — gehab er sich wohl!' (Anfang Mai 1774; vgl. Herders Briefe an Hamann, hg. von O. Hoffmann, Berlin 1889, S. 82),

so hatte der gute Herr Konsistorialrat vergessen, daſs seine Briefe an diese Frau (vgl. Wagner, Merckbriefe III, S. 18 ff. und 23 ff.) keineswegs dazu angetan waren, ihr die vereinsamte Lage in Darmstadt erträglicher zu gestalten, und daſs er guten Grund hatte, einem seiner Briefe (Sept. 1771) die Nachschrift anzuhängen:

---

[1] Bürkner: Herder (Berlin 1904) = Bd. 45 der Sammlung 'Geisteshelden' ist jedenfalls falsch unterrichtet, wenn er auf S. 206 von 'Herder in seiner anspruchslosen Bescheidenheit' spricht und z. B. auf S. 62 ein so verschrobenes Urteil über Merck fällt.

Cassez cette maudite barbare lettre, que je relis avec la dernière répugnance. Il fait un vrai original de monstre, qu'il faut étouffer après l'avoir vue.

Hatte Mercks Ehe unter diesen leidigen Zwistigkeiten gelitten, so überwogen doch sicherlich die Stunden angenehmen Glücksgefühls, besonders als Goethe, nach der in der zweiten Hälfte des Dezember 1771 erfolgten Bekanntschaft, seit dem März 1772 den regsten und in seinen Wirkungen nachhaltigsten Verkehr mit Mercks Haus pflog. Vielleicht empfand sie die Öde der Stadt nicht mehr in dem Maſse wie früher, seitdem inzwischen die groſse Landgräfin ihre Hofhaltung nach Darmstadt verlegt hatte und ihr Gatte an Geheimrat Hesse, dem Prinzenerzieher Petersen, dem Rektor Wenck und vor allem in v. Schrautenbach den aufrichtigsten Freund gefunden hatte. Auch vergingen die folgenden Jahre, die Jahre nach Herders erstem Besuch, nicht, ohne daſs andere literarische Gäste im Hause des Kriegsrats Einkehr hielten, die auch seiner Gattin frohe Stunden bereiteten. Ich meine zunächst den Besuch 'Vater Gleims' zusammen mit Wieland; während Wieland, der von Thalehrenbreitstein kam, nach Erfurt weiterreiste, blieb Gleim, durch ein Unwohlsein zurückgehalten, bis zum nächsten Tage in Darmstadt in Mercks Hause. Karoline Flachsland schrieb damals (am 4. Juni 1771) unter dem frischen Eindruck dieses Besuches an Herder die folgenden empfindsamen Zeilen:

Ich bin noch in einem süſsen Traum der Freundschaft; Gleim und Wieland waren hier; sie verbrachten einen Nachmittag bis nach Mitternacht bei uns zu. O könnte ich Ihnen einige Scenen davon beschreiben, die meine ganze Seele bewegten. Merck, Leuchsenring und ich schlangen uns in einer Ecke um den alten, guten, sanften, muntern, ehrlichen Vater Gleim und überlieſsen uns unserer vollen Empfindung der zärtlichsten Freundschaft. Hätten Sie doch dies sanftheitere Gesicht des guten Alten gesehen! Er weinte eine Freudenträne, und ich, ich lag mit meinem Kopfe auf Mercks Busen; er war auſserordentlich gerührt, weinte mit, und — ich weiſs nicht alles, was wir getan.

Gleim selbst behielt diese Tage, die wir als den Höhepunkt der Darmstädter Freundschaftsempfindelei bezeichnen können, in lebhafter und dankbarer Erinnerung und sandte am 17. Juni 1771 von Marburg aus folgenden schwärmerischen, für die Freunde insgesamt bestimmten Brief an Leuchsenring:[1]

Marburg, den 17. Juni 1771.

Ich kann Ihnen nicht schreiben, lieber Leuchsenring, und allen meinen lieben Darmstädtern nicht, denn seit dem gewaltsamen Abschiede von Ihnen hat ich bis izt die heftigsten Kopfschmerzen, alle Kraft zu denken ist mir genommen; aber ohne meinen lieben Darmstädtern zu sagen, daſs mein Herz von Ihnen noch immer so voll ist, wie es war, als ich aus Ihrer Umarmung gewaltsam mich losriſs, kann ich Marburg nicht verlassen. Welch eine schöne Menschenwelt, mein liebster Leuchsenring,

[1] Ungedruckt, im Besitze des Gleim-Archivs zu Halberstadt.

lehrten Sie mich kennen und welch eine Fürstin. [Die große Landgräfin Karoline.]

Solch ein Geist, wie meines Friedrichs Geist,
Und solch ein Herz, wie das von meinem Kleist.

Wär ich Wieland, diese Fürstin würde meine Muse; zur Freude, zur Tugend, zur Weisheit würde diese Muse mich begeistern, wie noch keine Muse die Sterblichen begeistert hat; aber ich bin nicht Wieland, und wär ichs, so wär ich izt keiner Begeisterung fähig!

Jene Darmstädter Menschenwelt lernt' ich kennen, und fast zugleich erfahr ich, mein theurer, ich lieg an Ihrem Busen und weine, sagen kann ichs nicht, ich erfahre, daſs es mit aller Weisheit und Tugend der Menschen schlecht bestellt ist, wenn, selbst die Spaldings[1] durch einen armseeligen Bischofsstab zu Narren werden und die Tugend und Weisheit ihres Vierzig jährigen Alters zehn Jahre später Schwachheit erklären und ihre Freundschaft für läppische Tändeley.

Von Ihrem Gleim, der in seinem Herzen Leuschenring (sic!) und seine Freunde für die edelsten der Menschen, seine Freundinnen für Engel erklärte, Wieland für einen göttlichen Mann und Ihre Fürstin für eine Göttin, von diesem Ihrem Gleim hörten Sie die Klagen eines entschlossenen Menschenfeindes, wenn er mehr davon erwähnen müſste.

Von Alexis und Elise[2] sehn Sie hier ein Exemplar für Ihre Fürstin. Wäre sie nur Fürstin, so würden diese guten Leute, zu deren Schilderung der Dichter nah an einem Königsthron seine Mutter fand, sie würden vor ihren Augen sich verbergen, und auch izt noch, da sie mehr als Fürstin ist, würden, ohne meinen Leuschenring, sie vor ihren Augen nicht erscheinen. Gewisse nicht genug verschönerte Stellen werden nur durch Ihre Vorlesung erträglich werden.

Diesen Mittag trete ich meine Zurückreise von hier über Cassel und Göttingen nach Halberstadt an. Den 26. bin ich zu Hause, wenn die Götter gnädig sind, und denn seh ich wieder einem Schreiben meines Leuschenrings entgegen, oder meines Mercks, denn auch Er und seine Merckin sind mein. Die zärtlichsten, verbindlichsten Empfehlungen den Hessischen und Merckischen Häusern verstehen sich, und ich bin selbst in diesem entsetzlichen Getümmel um mich herum mit den gesammleten Gedanken an meine geliebtesten Darmstädter

Ihr
ganz eigener
Gleim.

Da sich Leuchsenring damals in Bergzabern, dem Witwensitz der Herzogin von Pfalz-Zweibrücken, aufhielt, hatte Merck den Brief geöffnet und an seinem Geburtstage mit einem auf denselben Ton gestimmten Briefe geantwortet, dem seine Gattin, Karoline Flachsland und deren Schwester (die Gattin des genannten Geheimrats Hesse) Nachschriften anschlossen. Damit das hierhergehörige Briefmaterial vereinigt wird, lasse ich Mercks Brief, der zwar 1876 in 'Westermanns Monatshefften' (Bd. 41, S. 323 ff.) veröffentlicht worden ist, nach dem Original folgen; die drei Nachschriften sind bisher ungedruckt.

Merck an Gleim:

Darmstadt, den 27ten Juni 1771.

Ich habe Ihren Brief, bester Verehrungs würdiger Mann, erbrochen, weil L. (Leuchsenring) schon weg war, und also darf ich Ihnen auch für

[1] Spalding: Briefe an Gleim; erschienen im Sommer 1771.
[2] Gleim: Alexis und Elise. Drey Gesänge. Berlin 1771.

die letztere Äuſserungen Ihrer Gütigkeit vor uns danken. Ich muſs Ihnen aufrichtig gestehen, daſs wir nach dem Maaſse, wie wir Sie alle lieben, eher Briefe erwarteten, ihnen alle Tage entgegensahen; und dies war die eintzige Ursache, warum ich mich nicht im Namen aller Ihrer hiesigen Freunde um Ihre Gesundheit erkundigte. Die Landgräfin wird Ihnen nächstens schreiben, und hat schon gefragt, ob Sie französisch sprächen und schrieben. — Meine Frau, von der ich noch lieber rede, als von der Landgräfin, liebt Sie von gantzem Herzen, und ihr Ausdruck sagt nicht mehr und nicht weniger, als daſs Sie ein Mann sind, mit dem sie leben und sterben möchte. Sie hat die Besorgnisse über Ihre Gesundheit gegen jedermann geäuſsert, und mit so vieler Laune über Ihren Herrn *Neveu*, der Sie so gewaltsam, als wenn er der Tod selbst wäre, von uns gerissen, geklagt, daſs, wenn wir länger zusammenlebten, liebster Freund, ich mich vielleicht einiger *Husband* (Ehmann) *Reflexions* nicht würde erwehren können. Warum haben Sie die eintzige Zeit, die Sie vor uns da waren, krank zubringen müssen? Alle unsre Gedanken an Sie sind Segnungen. Glauben Sie mir, das Licht, worin Ihr wohlwollender, offener Character erscheint, ist weit sanfter und vor den Genuſs einer Menschen-Seele wohltätiger, als alle der Schimmer, der das Gerüste Ihrer schriftstellerischen Büste umgeben mag. Auf welcher Stufe der öffentlichen Bewunderung ich stünde, als Fürst oder als Autor, so würde ich den Himmel um den eintzigen Segen bitten, mir ein zartes Gefühl vor das Glück zu erhalten, von guten Menschen für Gut und ihren Bruder angesehen zu werden. Das Publikum, das Sie hier gesehen hat, ist wie es allenthalben ist, ungerecht. Den Beifall, den es Ihnen so freigebig mit der einen Hand gibt, den nimmt es Ihrem Freunde W. (Wieland) mit der andern. Allein so denken wir in unserm Cirkel nicht. So verschieden die Auſsenwerke Ihrer beiden Character sein mögen, so treffen sie doch da zusammen, wo wir wünschen, daſs alle, die wir lieben und verehren, einander vollkommen gleich sein mögen.

Ich habe wegen der traurigen Stelle in Ihrem Briefe Spaldings Briefe kommen lassen, nachdem ich den gräulichen Anfall in der H. N. Zeitung (Hallische Zeitung) gelesen hatte. Ich erstaune, daſs Menschen und Menschen sich so ungleich sein können. Auſser einer eintzigen warmen Stelle auf die Freundschaft und dann 3 oder 4 muntere Stellen, die er als Bräutigam oder junger Ehemann geschrieben, und die gerade die sind, die seinem Hertzen Ehre machen, und weswegen der Herausgeber entschuldigt ist, daſs er die Sammlung dem Publiko vorgelegt hat, ist alles andere wahrhaftig so, daſs man es auf öffentlichem Markte sagen und hören dürfte. Ich fühle, wie weh es Ihrem Herzen tun muſs, allein wann der erste Anfall des Verdrusses vorüber ist, so weiſs ich gewiſs, Sie vergeben und bedauren, daſs Spalding durch diese übereilte Erklärung gegen Einen seiner ältesten Freunde sich dem Publiko in einem so zweideutigen Lichte hat wollen sehen lassen.

Ich bin nunmehr jetzt gantz allein hier. Leuchsenring ist seit 3 Wochen schon weg und auſser meiner Familie und den guten Kindern in dem Hessischen Hause sehe ich aber keine lebendige Seele, der ich Einen meiner Lieblingsgedanken mitteilen könnte. Vor meinem Hause zimmert man das Dach zu einem Haus von 250 Schuh lang und 150 breit, um täglich 4 oder 6 Stunden 1500 freigeborne Menschen bei einem Feuer von 16 bis 20 groſsen Öfen in den Waffen zu üben, die sie nie auſser der Stadt, worin sie ihr Leben eingesperrt zubringen, gebrauchen sollen und werden. Dazu kommt, das man zur Unterhaltung dieser furchtbaren Macht 2drittel aller Bedienten im Lande auf das Drittel Besoldung *reducirt*, und den Rest, worunter meine Wenigkeit gehört, vollends als Verbrecher *cassirt*. Sehen Sie, liebster Freund, einige Erfahrungssätze — die ich mir zur Abhandlung gewählt habe — um darauf einen Teil meines

Toleranzsystems aufzubauen — und eine Rettung für die Grofsen zu schreiben. Denn möglich mufs diese Erfahrung sein, weil sie würklich ist — Und die Ursachen, diese Möglichkeit aufzusuchen, wäre, glaube ich, doch keine gantz unnütze Beschäftigung.

Herder ist vergnügt in B. (Bückeburg) und macht sich Vorwürfe, dafs er Ihnen so lange nicht geschrieben hat. Er ist gantz bezaubert von der Sternheim (Sophie v. La Roche's Roman: 'Geschichte der Frl. v. Sternheim'). Leben Sie wohl, bester Mann, und gedenken Sie meiner und aller der Menschen, die Sie bei uns lieben — auch wenn es Ihre Geschäfte erlauben — mit einem Briefe. Ich bin gantz der Ihrige

JHMerck.

(Mercks Gattin an Gleim:)

L'estime et l'amitié que Vous m'avez inspirée, Monsieur, sont si vraies et si sincères que je ne veux m'en rapporter à personne, pour Vous le dire et pour Vous témoigner le regret que j'eux de Vous voir partir de chez nous, encore malade. Je veux toujours du mal à Monsieur votre neveu sans les conseils duquel je me flatte que nous Vous aurions engagé à rester avec nous jusqu'à votre entière quérison; j'ai assez d'amour propre pour m'imaginer que nous Vous aurions rendu votre première santé tout aussi bien que lui; enfin, mon cher Monsieur, je suis si contente des heures que j'ai passées avec Vous que je regrette veritablement ceux que j'aurais pu y passer encore et je maudis de bon cœur la distance des lieux qui me prive de l'avantage de cultiver votre connaissance et de Vous prouver l'envie que j'ai de me conserver une part dans votre souvenir. Permettez moi de me flatter que malgré l'absence que je n'en serai pas tout à fait bannie et que Vous penserez quelques fois à celle qui a l'honneur d'être avec l'éstime la plus distinguée

Monsieur,
Votre très devouée servante et amie
Merck née Charbonnier.

(Schwester Karoline Flachslands an Gleim:)

Vortrefflicher Freund! und Sie denken noch an Ihre Darmstädter Freundinnen! Wie schön und gut ist Ihr Herz! Zu zärtlicher Freundschaft sind Sie geboren. Wie glücklich sind Ihre halberstädter Freunde, die so oft mit Ihnen leben. Wir haben Sie nur wenige Stunden gesehen, und diese kommen uns niemals aus unserm Gedächtnis, mir gewifs nicht; ich fühle ein grofses Vergnügen daran zu denken. Schreiben Sie mir doch oft, guter, bester Mann. Ihre Briefe lese ich recht gern, wann sie auch nur mit Bleistift geschrieben sind, aber niemalen, niemals müssen Sie Kopfweh dabei haben. Leben Sie recht glücklich und wohl.

Hessin.

(Karoline an Gleim:)

Auch von mir müssen Sie was Geschriebenes lesen, liebenswürdiger Gleim. Sind Sie mir noch immer so gut, als Sie mir waren, da Merck, Leuchsenring und ich uns um Sie schlangen, dort in der Ecke des Fensters? O welch eine Süfsigkeit ist's Freunde und Menschen wie Sie zu finden! Wenn ich ein Liedchen machen könnte, so müfste es anfangen: 'Ich weifs ein (sic!) Vater, besser ist kein Vater auf der Welt' — Sie raten doch, wer der gute, liebe Vater ist? Aber war nicht alles wie ein Traum? selbst noch die Stunde des Abschieds? Ersetzen Sie ihn den schönen Traum, wenn Sie oft an Herrn Merck schreiben. Wir wollen ihn so lang und schön träumen den Traum, so lang wir können. Es ist hier unfruchtbar und öde, schieben Sie sich oft von Ihren staubigten Akten los und schreiben uns; ein guter Cannonikus mufs sich und andern gute

Tage machen, und wir sind ja in dem Register Ihrer Freunde eingeschrieben, aber nur nicht mit Bleistift.

... Leben Sie recht wohl und vergessen Sie Psyche und das Mädchen nicht, das Sie so lieb hat.

Caroline Flachsland.[1]

Besonders wichtig sind für unsere Betrachtung die Worte von Mercks Gattin; sagen sie doch, wie tiefen Eindruck Gleim auf diese Frau gemacht hatte, so dafs Merck beinahe hätte eifersüchtig werden müssen. Dürfen wir natürlich ihre Worte ebensowenig wie die der anderen Schreiber mit der Goldwage wägen, so erlauben sie doch einen Schlufs auf den Charakter dieser Frau, die, selbst reich an Hingebung, Gefühl für Freundschaft und Liebe, dem Einflufs fremder Menschen, wenn sie Persönlichkeiten waren und ihrem Wesen entsprachen, nicht verschlossen blieb. Jedenfalls bewahrte sie die Begegnung mit diesem damals neben Lessing, Klopstock, Herder und Wieland bedeutendsten Deutschen in lebhafter Erinnerung, ebenso wie ihr Gatte, der sich noch 1783 (8. Oktober) mitten in seinen osteologischen Studien, bei Gleim mit folgenden Worten einführte:[2]

Ich hoffe, dafs Sie sich noch eines Menschen erinnern werden, der vor ungefähr 12 Jahren das Glück hatte, Sie einige Tage in seinem Hause zu beherbergen, und noch immer an diesen Aufenthalt mit wahrer Freude denkt.

---

[1] Aus Leuchsenrings Antwort an Gleim (ungedruckt), d. d. Bergzabern, den 9. August 1771, teile ich nur folgendes mit:

... So kann ich mich doch nicht enthalten, mit einigen Worten der Freude zu gedenken, die Sie in dem Herzen Ihres Leuchsenring durch das verbreitet haben, was Sie von seinen Freunden — und besonders das, was Sie von seiner Fürstin sagen. Und doch, mein Liebster — Sie kennen die Erhabene, Einzige noch nicht ganz.

Ihr Brief traf mich nicht mehr in Darmstadt, und ich konnte also nicht das Vergnügen geniefsen, Ihr Gedicht der, die mehr als Fürstin ist, zu übergeben oder gar vorzulesen. Merck that es an meiner statt.

... Ich sage Ihnen also nichts, mein empfindsamer Gleim, von den seligen Stunden, die ich, seitdem ich hier mich befinde, mit Urania und Lila durchlebt habe — weil ich Ihnen nicht recht viel davon sagen kann. Nichts von meinen übrigen Freunden. Mein Gleim, könnte ich sie doch alle mit Ihnen theilen! Aber Sie wissen, dafs ich glücklich bin, unaussprechlich glücklich und — gewifs fühlen Sie sich nun auch glücklicher.

Bald werde ich nach der Schweiz abreisen, wo ich alle die kennen lernen mufs, die Vater Gleim lieb und werth sind.

Ihre Briefe, mein Lieber, schliefsen Sie unserm Merck ein oder adressieren dieselben gerade zu an Uranien (à Mademoiselle la Baronne de Rossillon, Dame d'honneur d. S. A. S. Madame la Duchesse) Machen Sie ja, sobald als möglich Gebrauch von dieser Adresse. ...

Mit freudiger Sehnsucht seh ich der seligen Stunde entgegen, da der Genius der Freundschaft mich wieder in Ihre, Sie in meine Arme führen wird. Ich umarme Sie, mein liebster Gleim, mit einem Herzen voll Wahrheit und brüderlicher Zärtlichkeit.

Franz Leuchsenring.

[2] Gedruckt in 'Westermanns Monatsheften' 1876 (Dezember), Bd. 41, S. 323 ff.; fälschlich als ungedruckt wieder veröffentlicht von Felix v. Kozlowsky im 'Euphorion' 1908, S. 685.

Einen nicht weniger unterhaltenden Besuch als den Gleims brachte das folgende Jahr 1772; die Verfasserin der 'Geschichte des Fräulein von Sternheim', Sophie von La Roche, die schon durch Leuchsenrings Brieftasche von Merck gehört und ihn aus seinen Briefen hatte lieben und schätzen lernen, suchte ihn im Frühjahr zusammen mit ihrer Tochter Maximiliane in Darmstadt auf. Schon seit 1771 hatte sich zwischen Darmstadt und Thalehrenbreitstein ein eifriger Briefwechsel entwickelt, wie aus den gröſstenteils ungedruckten Briefen der La Roche an Wieland hervorgeht; es heiſst da z. B. am 18. Juli 1771:

J'ai reçu une lettre de Merck et de la petite Flachsland, amie de Herder, qui me communique toutes les Poésies du dernier et les louanges qu'il donne au ton de ma Sternheim,

oder am 27. Juli desselben Jahres:

Merck aus Darmstadt schreibt mir, daſs es ihn freut, daſs meine Heldin noch recht unglücklich wird, daſs er es erwartete und wünschte, um zu sehen, wie ich sie herausführen und sie darin handeln lassen würde.

Schon im August 1771 war sie sowohl von der groſsen Landgräfin Karoline selbst als auch von Merck, von dem sie einmal zu schreiben weiſs: 'Merck est un homme charmant, tout à fait, et très, très estimable, il m'écrit souvent',[1] nach Darmstadt eingeladen worden; sie hatte schon zugesagt, muſste aber die Reise aus 'pekuniären Rücksichten' aufgeben. So treffen wir diese Merck so unähnliche Frau erst zu Anfang Mai 1772 in Mercks Hause, wo sie den günstigsten Eindruck hinterlieſs bis auf Karoline, die sich durch sie verdunkelt sah und sich an Herder recht miſsgünstig ausläſst:

Endlich ist Madame de la Roche bei uns erschienen. Aber welch eine andere Erscheinung als die simple, erhabene Sternheim! Stellen Sie sich vor, wie uns auf den Kopf geschlagen wurde, für unser vielleicht zu groſses Ideal eine feine, zierliche Frau, eine Hofdame, eine Frau nach der Welt mit tausend kleinen Zierraten, ohnerachtet sie keine Blonden trägt, eine Frau voll Witz, voll sehr feinem Verstand zu sehen. Sie tritt sehr leicht auf, wirft jedem, wem sie will, einen Kuſs mit der Hand zu; ihre schönen schwarzen Augen sprechen rechts und links und überall, und ihr Busen wallt noch so hoch, so jugendlich, daſs — kurz, sie hat uns mit ihrer allzuvielen Coketterie und Repräsentation nicht gefallen ... Also meine ganze Freude, die ich in meinem letzten Brief geträumt hatte, nichts. Dein Mädchen, lieber Herder, spielte eine sotte Figur in der Gesellschaft. Madame de la Roche und ihre Tochter regierten die Gesellschaft mit Witz, und ich saſs so einfältig dabei und hatte nur Augen und Ohren; denn diese Erscheinung war mir unerwartet und seltsam.

Daſs Sophie von La Roche in Mercks Hause, dem sie noch bis zu Mercks Tode eine warme und anhängliche Freundschaft

[1] Wieland stimmte ihr völlig bei, wenn er am 25. 2. 1772 schrieb: 'Merck ist wirklich der Mann für den Sie ihn halten, einer der würdigsten Sterblichen, die man sehen kann'.

bewahrte,[1] aufs Herzlichste aufgenommen worden war, beweist uns nicht nur ihr Brief vom 18. Mai 1772[2] an Merck, den sie mit den wärmsten Worten und dem ganzen Ausdruck ihrer Achtung und Liebe zum Herbst nach Thalehrenbreitstein einlud, sondern auch ihre Briefe an Wieland gedenken mit gleicher Innigkeit und Empfindung des Darmstädter Aufenthalts; es heifst da z. B.[3]:

Merck kam nach Frankfurt und mit ihm ging ich nach Darmstadt — und wohnte mit der Max in seinem Haus. Mittwoch sah ich die Frau Landgräfin — O Wieland, was ist dieses für eine Frau, lauter Seele, so fühlte ich es — sie war mit mir zufrieden und umarmte mich in ihrem Cabinet mit Zärtlichkeit — mich deuchte auch in allen Personen, die diese Frau umgeben, einen Strahl von ihr zu bemerken — wie glücklich wäre ich gewesen, wenn ich um sie gelebt hätte; alle, die ich sonst (im Leben) gesehen, sind zu hohlen, hölzernen Bildern geworden, und was ich nun sehe, scheint Backstein — Die Frau Herzogin von Zweybrücken, würdige Mutter der edelsten Fürstin — die Kinder dieser Frau — ich werde niemals ohne Rührung davon reden.

Merck ist ein würdiger Mann in allem Betracht. Er und seine Frau wollen mich hier besuchen. (7. Mai 1772.)

So lösten interessante Besuche einander angenehm ab und täuschten Merck, der im vertrauten Verkehr mit Goethe, wenn nicht in Frankfurt oder in Darmstadt, so in launischen, kühnen Episteln, seiner Urwüchsigkeit, Derbheit, seinem Witz, seiner Spottlust die Zügel schiefsen liefs und, vielleicht blind für manche häusliche Szene hinter seinem Rücken, über ein Glück, das er nicht so sicher besafs, wie er wähnte. Dafs er weit entfernt war, an diesem Glück zu zweifeln, bezeugen nicht nur die herzlichen Worte, in denen er sich zu Herder immer über die 'Geschichte seines Herzens in der Schweiz' äufserte (vgl. Wagner, Merckbriefe, Bd. II, S. 4—5), wir wissen es auch aus seinen Zeilen, die er nach seiner Rückkehr von Petersburg am 20. Dezember 1773 an seine Gattin in der Schweiz richtete. Konnte sich ein Mann, nur zurückgehalten durch seine dringlichen Amtspflichten — er mufste nach einer Abwesenheit von nahezu acht Monaten als Kriegszahlmeister seine Bücher abschliefsen, der

[1] Vgl. z. B. S. von La Roche an J. Sarasin vom 28. Juni 1786: 'Cher et estimable ami Sarazin, permettez que je Vous salue par un homme du plus grand merite — Monsieur le conseiller Merck de Darmstadt — c'est une des têtes les plus remplies de connaissances et d'Esprit que nous ayons en Allemagne — je désire qu'il voie ce qu'il y a de mieux entre mes connaissances suisses' (in Langmesser: J. Sarasin, Zürich 1899, S. 58).

[2] Dieser Brief findet sich in Wagner, Briefe an Merck (1835); er wurde fälschlich als ungedruckt veröffentlicht von Dr. G. A. Müller in 'Frankfurter Zeitung' 1894, Nr. 198. — Von Mercks Briefen an S. v. La Roche sind nur zwei Stellen durch G. v. Loeper bekannt geworden, in 'Goethe und S. v. La Roche', S. 198—199.

[3] Ungedruckt, im Besitz der Königlich öffentlichen Bibliothek zu Dresden; vgl. 'Tägliche Rundschau', Berlin 1911, Unterhaltungs-Beilage Nr. 61—63.

Landgräfin über die ganze Reise Rechnung ablegen und auch für häusliche Angelegenheiten sorgen! — zuversichtlicher im Vollgefühle seines Familienglücks wiegen, wärmer und herzlicher als Gatte und Vater nach seinen Lieben sehnen wie Merck, wenn er schreibt:

Il est vrai que le premier coup d'œil m'en a coûté de passer devant les lits de mes enfants et de celui de ma chère femme, sans apercevoir une âme qui attende mes regards ou qui y reponde ... Il ne me reste aucun autre désir que de voler dans vos bras. Mais, hélas, il faut être raisonnable dans ce monde, il faut que je renvoie la jouissance de revoir mes plus amis à un temps, où j'aurai la satisfaction de me dire à moi-même, que je n'ai rien negligé de mon devoir ... Aprésent je goûte le plaisir rare d'être à moi-même et de pouvoir réfléchir sur ce que j'ai vu et ce qui m'est arrivé. Quand j'en aurai assez, je m'en fuirai dans les bras de ma chère aimée, pour lui demander, si elle veut s'en aller encore une fois avec moi, et s'il ne vaut pas mieux, que des gens, qui s'aiment bien, ne se séparent plus du tout. (Vgl. Wagner, Merckbr. III, S. 84 f.)

Erst am 29. März 1774 hatte Merck seine Geschäfte so weit erledigt, dafs er in der Nacht auf den 30. März in die Schweiz abreisen konnte; da traf ihn einige Stunden vor seiner Abfahrt die Nachricht, dafs seine Gönnerin, die grofse Landgräfin Karoline von Hessen, in deren Auftrag er 1771 'Klopstocks Oden und Eligien' zusammen mit Geheimrat Hesse (in Darmstadt 34 mal gedruckt) herausgegeben hatte, an einem Schlagflufs gestorben sei. Merck, den dieser Todesfall wie ein böses Omen auf seiner Reise begleitete, war dadurch schwer getroffen; verdankte er doch gerade dieser hohen Frau, deren Töchter er im Zeichnen und Englischen unterrichtet hatte, manche frohe Stunde seines Lebens. Nun liefs er einen verödeten Hof, an den ihn nichts mehr fesselte als seine Untertanenpflicht, hinter sich zurück; die sicher berechtigte Hoffnung auf eine auszeichnende Vertrauensstellung, eine aussichtreiche Laufbahn sah er mit dem Tode der Fürstin schwinden, sah sich eingesperrt in das enge Hofleben eines verbitterten Soldatenfürsten, von dem er später einmal, zugleich sich selbst charakterisierend, an P. Camper schrieb:

Au reste je ne crois pas, Monsieur, de mériter des reproches, si j'ai cru mieux employer mon temps chez Vous en m'instruissant, que de Vous fatiguer de mes prétensions. Toute ma vie je me suis bien trouvé de ce misérable secret, d'avoir su me taîre sur mon propre compte, si Vous y ajouterez encore le peu de valeur que je mets à tout ce que je produis, le ridicule que j'y trouve moi-même le premier, la rapidité avec laquelle j'extravague d'un objet à l'autre et qu'il n'y a que la soif d'apprendre, qui me dévore et qui me fasse plaisir, Vous expliquerez le reste de ma conduite. Concevez encore le gros nuage quelque fois très incommode de Son Altesse Serenissme qui me fit fermer la bouche si souvent et qui se mit toujours entre nous deux, Vous ne trouverez pas mauvais que je ne sois pas produit en savant vis à vis de ce Monseigneur qui me dit à tout moment que j'étais un sot et un ignorant. (Darmstadt, 25. Oktober 1785; ungedruckt!)

Im April 1774 kam er in Morges an, und dort traf ihn der zweite Schlag des Jahres, der schwerste seines Lebens, der seine innere Wandlung beschleunigte und abschlofs — er mufste sehen und glauben, dafs ihm seine Gattin die eheliche Treue gebrochen hatte!

Es hat niemals in meiner Absicht gelegen, Merck von jeder 'Schuld' freizusprechen, so wenig ich je Menschliches nach Schuld und Sühne gemessen habe und messen werde; wir können, durch das Walten eines Zeitraumes von bald 150 Jahren von jener Epoche getrennt, nur Tatsachen feststellen. Sie beschönigen, verzeihen, halte ich für ebenso müfsig, wie sie 'erklären' wollen. Das werfe ich unserer Philologie vor, dafs sie bei ihren 'Erklärungen' zuviel richtet, grofsmütig verzeiht oder kleinlich bemäntelt, dafs sie bei vielen Fragen die abgeschlossene, dichterische Persönlichkeit heranzieht und, in Verkennung zahlloser Ausnahmegesetze, Allzumenschliches selten menschlich betrachtet. Wird es dem Geschick gefallen, uns die Papiere in die Hand zu geben, die die Motive eines Menschen zu irgendeiner seiner wichtigsten Handlungen blofslegten? Nie oder fast nie wird es einem Menschen beikommen, sich in schweren und verwickelten Lagen brieflich völlig wahr und bis auf Einzelheiten genau zu äufsern; gerade das Wichtige wird er mit sich im stillen oder mit einem Freunde mündlich beraten. Daran sollten wir bei allen Forschungen denken!

Mit der Tatsache des Ehebruchs müssen wir nun einmal rechnen und nicht rechten. Die Frage: Wie war er möglich? halte ich für ganz zwecklos; sie richtig beantworten konnte nur Mercks Gattin und sonst niemand. Was man immer zur Erklärung anführen mag, bleibt Bruchstück, Vermutung; gewifs ist es nicht zu leugnen, dafs Merck in den Jahren 1771 und 1772 der Hofdame der Landgräfin, Fräulein von Ziegler, seine 'Lila-Lieder'[1] sang; doch damit tat er nichts anderes, als dem Hange seiner Zeit zu folgen — nach 1773 suchen wir diesen Zug vergebens in seinem Wesen. Auch war er nie der auserkorene 'Liebhaber' dieser empfindsamen Schönen, die den Allerweltfreund Leuchsenring an ihrem rosenfarbenen, seidenen Bande führte, und die Goethe, wenn er von Adel gewesen, nach Karolinens Wunsch hätte heiraten sollen. Das ganze Treiben dieses Kreises, dem 'Urania' (Fräulein von Rousillon) ebenso angehörte wie Karoline Flachsland und Mercks Gattin, müssen wir als eine Schwäche der Zeit betrachten und bewerten; hätten wir einen Schritt weiter getan, wenn wir glauben, der Ehebruch sei durch die Ereignisse dieser viel früheren Zeit 'erklärt'? Nein!

---

[1] Neue 'Lilalieder' teilte K. Wolff mit in seiner Auswahl der Merck-Schriften; vgl. meine Veröffentlichung, Archiv Bd. CXXVI, S. 18—26.

Wir können nur verstehen und ermessen, weshalb der Fehltritt auf Merck so tief wirkte, wodurch er an Stofskraft gewonnen hatte. Dem Herausgeber der 'Frankfurter Gelehrten Anzeigen' (1772), der so kühn und verheifsungsvoll das Kritikeramt übernommen und den Staub von den Perücken der Kahlköpfe gefegt, hatte man 'zum Possen' die Leitung der Zeitschrift aus der Hand gewunden; nichts als Ärger und Enttäuschung war der Lohn dieses Unternehmens gewesen, das nur hatte bestehen können, solange er mit fester Hand das Ganze umsichtig zusammenhielt. Leuchsenrings Intrigen traten lebhafter vor sein Bewufstsein, und aus den Freundschaftsjahren mit Herder hatte er nichts gerettet als die Erinnerung daran. Sein Glaube an Freundschaft war schmählich betrogen, und statt Dank und Anerkennung für seine Dienste als 'messager d'amour' erntete er nichts als schwere Vorwürfe und Anklagen; denn aus dem Munde des einstigen Jugendfreundes vernehmen wir an Hamann die Worte:

Was Ihnen Merck, das ist er mir in tausendfachem Mafs und meinem Weibe noch mehr als das gewesen. Heuchler, heimlicher Betrüger, Lästerer, Verhetzer würde vielleicht noch zu wenig sein, wenn er genannt werden sollte ...

Doch all das hätte nicht so übermäfsig zusammengewirkt, hätte der Tod der Landgräfin und der Ehebruch der Gattin nicht einen Körper getroffen, der eines Teils seiner organischen Widerstandskraft beraubt war. Wir werden Mercks späteres zwiespältiges Wesen, seine 'Verstimmungen' nur dann richtig beurteilen und verstehen, wenn wir immer daran denken, dafs er seit dem Jahre 1770 mit einem hartnäckigen Unterleibsleiden zu kämpfen hatte. Wer es selbst empfunden, wie jede Verdauungsstörung, jede kleine Hemmung der menschlichen Maschine (des Magens, der Gedärme) nachteilig auf die geringste geistige Tätigkeit einwirkt, jedes frische Schaffen lähmt und den Menschen gegen jeden kleinsten, unwichtigen Anlafs von aufsen doppelt empfindlich macht, jeden Ärger, jede Enttäuschung sich doppelt tief einritzen läfst, ihn widerstandslos den Zufällen des Lebens preisgibt, der wird die Wandlung in Mercks Charakter ebenso verstehen wie Goethes Worte in 'Dichtung und Wahrheit':

Er hatte sich gegen die Welt verbittert und liefs diesen grillenhaften Zug dergestalt walten, dafs er mitunter die unüberwindliche Neigung fühlte, vorsätzlich ein Schalk, ja ein Schelm zu sein. Verständig, ruhig, gut in einem Augenblick, konnte es ihm in dem andern einfallen, wie die Schnecke ihre Hörner hervorstreckt, irgend etwas zu tun, das einen andern kränkte, ja ihm schädlich war.

Ich habe zum erstenmal 1909 in der 'Frankfurter Zeitung' (Nr. 249) auf das mehr denn zwanzigjährige Leiden Mercks, in dem das krankhafte und zwiespältige Wesen des Mannes seine

tiefste Begründung findet, hingewiesen und dort folgenden Brief Mercks an Hoepfner[1] auszugsweise mitgeteilt:

Darmstadt, den 29ten December 1770.

verzeihen Sie mir, liebster Freund, wenn ich so lange nichts von mir habe hören lassen. Es kränkte mich, daſs ich Ihnen von Ihrer einmal *entamirten* Angelegenheit nicht nähere Nachricht geben konnte. Was seit meines letzten Berichts hier Ihrethalben vorgegangen ist, wird HE. *v. Canny* schon überschrieben haben. Die Haupthindernis war noch immer die würkliche Wegschaffung des *Mogen*, der schröcklich *protestirte*, als gewesener Prof(essor) Juris et Histor., als Rentmeister, obzwar unter einem gantz andern Character aufs Land zu gehen und da wenigstens, wenn er dann gehen müste, von der *Jurisdiction* des Oberamts Nidda seyn wolte. Nun ist aber dieser Knoten glücklich gehoben. Der Amtmann *Deuthorn* zu Battenberg ist durch etliche 40 Artikel so sehr *gravirt*, daſs man von Seiten des GehR. (Geheimratkollegiums) mit gutem Gewissen auf eine *Translocation in deterius* antragen kan. Dieser kommt nach Barkhards und Mogen denn an seine Stelle. Alles kommt nunmehr darauf an, ob Sie Freunde genug in Gieſsen haben, die Sie gerne dahin wünschten, weil von dem GehR. aus das GutAchten der *Universität* gefordert wird. Stoſsen Sie sich nicht an den Ton, mit dem ich Ihnen von dieser Sache, die mich recht nahe angeht, spreche.

Ich wünschte, daſs ich, so lange sie noch Hoffnung und Anschein ist, nicht mit Ihnen davon sprechen dürfte. Die Ungewiſsheit, worin ich Sie durch meine frühe Nachricht gestürzt habe, hat mir nachher leid genug gethan. Aber wer kan sich alle die Langwierigkeit vorstellen, die in öffentlichen Geschäften und besonders den unsrigen herrscht? Der HE. GehR. *Hesse* ist Ihr Freund und Gönner von gantzem Herzen. Er hat Sie seinen HErrn Collegen auf eine so warme Art empfohlen, daſs nichts diese Herrn zu *determiniren* fehlt als ein günstiges GutAchten der Universität. Er läſst sich Ihnen empfehlen und durch mich sich entschuldigen, denn selber es zu thun findet er jetzo zu spät und unhöflich, daſs er Ihnen auf Ihren Brief und die überschickte *Decisionen* nicht geantwortet hat, und bittet Sie, sogleich das beikommende Register von Klopstocks Oden durchzugehen und zu sehen, ob Sie nicht einige haben, die ihm fehlen, und im Fall Sie deren welche besitzen, mit der nächsten Post zu überschicken, um sie gegen andere, die Ihnen fehlen, auszutauschen.

Ich muſs Ihnen von meiner Gesundheit reden, damit ich Ihnen doch einigermaſsen erklären kan, warum dieser Brief so gar sehr das Aussehen eines Geschäfftträgers hat. Schon seit mehr denn 4 Wochen bin ich nichts weniger als gesund, habe keinen Schlaf, schreckliche Träume und am Tage die sonderbarsten *Palpitationen*. Der Unterleib vielt (schmerzt) und auch die Nerven auf der Brust, so daſs ich fürchte, die gantze Historie wird am Ende in eine *Hypochondrie* ausgehen, wenn nicht die Vorsorge des Ersten und die Bemühungen des andern Arztes, meines Freundes Leuchsenring, eine Besserung schaffen. — Auch von Herdern aus Straſsburg lauten die Nachrichten von seine Fisteln nur traurig genug. Das beste, was er noch zu hoffen hat, ist, daſs Schmerzen, Zeit, Gedult und Geld vergebens ist verschwendet worden. Er hat neben her hefftige Anfälle eines hitzigen Fiebers ausgestanden und sieht noch nicht den geringsten Ausgang, der etwas verspricht. Sein Briefwechsel macht Eine meiner wahrsten und ausgesuchtesten Glückseligkeiten aus.

Was macht denn der Catalogus der englischen Bücher?

[1] Der Brief erscheint hier erstmalig ohne Auslassung; der Anfang beschäftigt sich mit Hoepfners Berufung nach Gieſsen (1771).

Schreiben Sie mir doch etwas Literar. Neuigkeiten. Empfehlen Sie mich dem HErrn Rath *Raspen.*

Die Sache des Deuthorns ist hier noch ein Geheimnis und darf also in Gieſsen nicht public werden.

Ich umarme Sie von gantzem Herzen und drücke Sie an meine klopfende Brust. IHM(erck).[1]

Von dem Jahre 1770 an bis zu seinem Lebensende können wir diese störenden Krankheitserscheinungen verfolgen; ich will nur die Worte anführen, die ihm Wieland 1777 zuruft: 'Der Himmel erhalte Sie nur bei Laune und wende alle Nordwinde und Verstopfung im Unterleib ab!' Er selbst schreibt an Wieland ein Jahr danach: 'Bisher war ich an Leib und Seele so contrakt, daſs ich an nichts denken konnte, wozu nur ein biſschen Witz oder Laune gehört. Am Willen fehlte nichts, aber das Fleisch ist schwach.' Und 1786 entschuldigt er einmal sein langes Schweigen Camper gegenüber mit folgenden, ungedruckten, wichtigen Worten:

Si je Vous ai moins importuné par mes lettres ces derniers mois ci, c'était moins par un esprit de discrétion, à ne pas Vous dérober les moments précieux de Votre loisir, après une si longue absence, qu'un découragement entier qui s'était emparé de mon âme. J'ai souffert tout ce temps par une Diarrhée très opiniâtre qui a fini par épuiser mes forces; j'ai eu des chagrins de famille par le décès de mon beau père en Suisse, qui a laissé les affaires très dérangées qui cependant m'appelleront au mois de mai. J'ai eu en même temps des vues sur un emploi lucratif et considérable, où j'ai échoué parce que j'étais trop fier pour employer des voies de la cabale et de la corruption. Enfin Mr. tout ce temps je n'ai pas été assez fort, pour m'occuper des sciences, de mes amis et tout ce que j'ai de cher dans ce monde. (10. März 1786.)

Ich habe absichtlich bei dieser Frage länger verweilt, da sie bisher von der gesamten Merck-Forschung neben liegen gelassen wurde.

Die früheste Kunde über den Ehebruch, der nun nicht mehr aus der Welt zu leugnen ist trotz K. Wolffs wenig Sachkenntnis verratendem Machtspruch (s. u.), entnehmen wir einem Briefe Herders an J. G. Zimmermann, den bekannten hannoverschen Leibarzt und Popularphilosophen; der Brief, abgedruckt von E. Bodemann in seiner Zimmermann-Biographie (Hannover 1878; S. 323 — ohne Nennung der Namen), ist kurz nach dem 14. Oktober 1774 geschrieben und lautet:

Die Geschichte von der M(erck) in D(armstadt) ist völlig so, wie sie im ersten mündlichen Anklange hieſs. Er hat sie gar nicht ins Kloster gebracht (hätte Ers auf einige Zeit gethan!), sondern sie mit der Schande der Stadt durch ihre Niederkunft beladen. Der Prozeſs ist völlig instruirt

[1] Die noch folgende Übersetzung aus Shakespeares 'Twelfth Night': 'Süſser Tod' lese man in der 'Frankfurter Zeitung' 1909, Nr. 249 nach; sie unterscheidet sich an einigen Stellen von den von B. Suphan in seiner Herder-Ausgabe (Bd. 25, S. 289) mitgeteilten.

gewesen: der Landgraf hat ihm aber die Strafe erlassen: 'wenn Er ihr vergebe, solle Niemand was anhaben!' und so lebt sie also noch jetzt in D(armstadt) — wie? darf ich Ihnen nicht sagen. Sie sieht niemanden; das Haus meines Schwagers, des GeheimRat Hess(e), ist ihre einzige Zuflucht; an Vorwürfen von ihm, in trüben Stunden, soll's ihr auch nicht fehlen, ob er ihr gleich vergeben. Kurz es bleibt eine schauderhafte Geschichte eines Falls, von dem man sich unter solchen Umständen schwer oder gar nicht erholet. Er triumphirt, daſs er nur nicht der Geschichte wegen einen andern Dienst suchen dörfen — fia!

Zimmermann hatte sich schon am 30. August in einer bei H. Düntzer ('Aus Herders Nachlaſs', Bd. II) weggelassenen Stelle Herder gegenüber geäuſsert: 'Den Verlauf der Geschichte der armen Merck bin ich sehr begierig zu wissen', und am 21./22. Dezember auf Herders oben mitgeteilten Brief geantwortet:[1]

Allerdings ist die Geschichte der Madame Merck eine schauderhafte Geschichte. Ein Roman aus diesem Stoffe, durch Ihre Hand gewoben, würde noch ungleich mehr interessieren, gewiſs lehrreicher seyn als Werthers Leyden.

Herder, der in einer mir unfaſslichen pfäffischen Selbsttäuschung darin die Strafe des Himmels erblickte, war allerdings sehr gut unterrichtet; denn meine Nachforschungen im Groſsherzoglich Hessischen Haus- und Staatsarchiv haben ergeben, daſs die Akten über den erwähnten Prozeſs noch vorhanden sind. Leider lieſs sich die Familie Merck nicht dazu bewegen, ihren Widerstand gegen die Herausgabe dieser Akten, der noch immer für das Archiv maſsgebend ist, aufzugeben. Die Worte Herders: 'Der Landgraf hat ihm die Strafe erlassen', beziehen sich vielleicht auf den Erlaſs der Kirchenbuſse, die Merck für seine Gattin hätte bezahlen müssen. Was mit dem Kinde geschah, das jedenfalls Merck nicht zum Vater hatte, wissen wir nicht; die Kirchenbücher geben keinen Aufschluſs, und die Akten schweigen noch; vielleicht ist es einem Glücklicheren als mir vergönnt, in dieses letzte Dunkel völlig Licht zu bringen.

Ehe ich in meiner Betrachtung weiterschreite, muſs ich mich mit K. A. Böttiger auseinandersetzen, der in seinen 'Literarischen Zuständen und Zeitgenossen' (Leipzig 1838) auf S. 21 (unterm 12. 11. 1796) über den Ehebruch folgendes zu berichten weiſs: 'Er hatte einst seine Frau in flagranti mit einem Liebhaber ergriffen und zweifelte daher an der Echtheit seiner Kinder.' Diese Verdrehung des Tatsächlichen müssen wir in jeder Hinsicht ablehnen; Merck, der damals fern in Ruſsland und danach in Darmstadt weilte, konnte unmöglich zur selben Zeit seine Gattin in flagranti ertappen. Auch zweifelte er keineswegs

[1] Beide Stellen, ungedruckt, verdanke ich der Güte von Prof. Bonin und Direktor Dr. Loebell in Worms; sie fügen sich ein in die von H. Düntzer ('Aus Herders Nachlaſs', Bd. II, S. 344 und 399) mitgeteilten Briefe vom 30. August und 21.—22. Dezember 1774.

an der Echtheit seiner Kinder; dagegen hat er, wie schon oben betont, das im Sommer 1774 zur Welt gekommene Kind nicht anerkannt. Doch an seinen Kindern, von denen ihm der Würger Tod die beiden Erstgeborenen, Emanuel (geb. 10. Oktober 1766, gest. 22. Dezember 1780) und Franz Anton (18. März 1768 — 17. Juni 1775), seine zweite Tochter Franziska Charlotte (25. Juli 1775 — 26. Oktober 1776) und Wielands Patenkind Karl Anton (14. Dezember 1777 — 30. September 1783) in frühester Jugend entriſs, hing er mit einer überzärtlichen Liebe; man lese den Brief (1786, vgl. Wagner, Merckbriefe III, S. 268/9) an seine Tochter Adelhaide[1] (8. September 1771 — 27. März 1845), die ihre beiden Brüder Wilhelm Christian Jacob (27. August 1782 — 25. November 1820) und Carl Rudolph (9. Juni 1786 — 2. Mai 1835) lange überlebte, und fühle mit einem Vater, wenn er am 25. Dezember 1778 folgende Zeilen an Wieland bei der Geburt dessen Sohnes richtet:

Habe tausend Dank, lieber Bruder, für den Anteil, den Du mir auf viele Jahre hinaus an Deiner Familie hast schenken wollen. Denn siehe, wenn ich ihn nun aufs Frühjahr hab' in Windeln gewickelt gesehen, wird er erst spät meine Haustüre betreten, wenn wir beide lebenssatt am Kamine sitzen und wie der alte Tobias uns die Schienbeine braten. Gott gebe Dir indessen alle Freude, deren Du an Deinen Kindern fähig bist, und das ist wohl der gröſste Segen im vollsten Maſse, des ich gedenken kann. Wenn sie nur solange klein blieben, die Geschöpfe, als mans gerne sähe; da hab ich Deinen Paten, der mich ganze Stunden in der Kinderstube hält, und der einen Sinn vor Formen und Figuren hat, daſs ich ihn mit Kupferstichen wie lange amüsieren kann. Ihm entwischt keine Gestalt, sie darf gekratzt sein, wie sie will. Man sehe also hier das *Θεῖον* der Kunst, das mir seitdem erst recht heilig geworden ist. ('Im neuen Reich', 1877, I, S. 895.)

Wie müde Ergebenheit in ein hartes Schicksal, das mit allen Strängen an dem biſschen Lebensmut dieses Mannes zerrte, klingt es, wenn er bei dem Tode von Wielands Patenkind an diesen schreibt:

Dieses Jahr ist eins von denen gewesen, während dessen das Schicksal gräulich an mir gehudelt und geschnitzelt hat. Mein lieber Anton, Dein Pate, ist heimgegangen zu Schrautenbach und andern braven Leuten und hat uns zurückgelassen in der Ungewiſsheit, wenn wir ihm folgen werden. Zwei Monate lang war ich in der schröklichsten Folter zwischen Furcht und Hoffnung und versuchte alles, was uns die Ärzte so vergebens zusetzen. Die schröklichste Diabetes, woran auch mein Heinrich gestorben ist, hat aber obgesiegt. Ich behalte nun nichts übrig nach einem beinahe 18jährigen Ehestand als ein bald mannbares Mädgen, das ich für einen andern erziehe, und einen armen Wurm von 13 Monaten, den ich beinahe nicht ansehen und liebkosen mag, weil ich fürchte, er wird mir so gut aus der Tasche gespielt wie alle die Vorigen. Ich kenne nun schon seit

[1] Aus der Ehe mit ihrem Vetter Johann Anton Merck stammen die Glieder der noch heute in Darmstadt lebenden, hochangesehenen Familien Merck.

vielen Jahren nichts, was Hoffnung oder Plan heifst, aber nun bin ich ganz mürbe, und sie mögen mich denn ferner für einen Narren halten, wies ihnen beliebt. Ich weifs nicht, ob meine Frau diesen Winter überleben wird, und alsdann ists Zeit, dafs wir das Haus zumachen. ('Im neuen Reich', 1877, I, S. 902.)

Böttigers Übertreibungen werden somit durch alle brieflichen Äufserungen Mercks Lügen gestraft; der erste und einzige Literarhistoriker, der die Geschichte des Ehebruchs annähernd richtig wiedergab, war nicht Mercks Biograph J. G. Zimmermann, sondern Julian Schmidt in seiner 'Geschichte der deutschen Literatur von Leibniz bis auf unsere Zeit', Band II (Berlin 1886). Kurt Wolff dagegen setzt sich zu diesen Tatsachen in unvereinbaren Widerspruch, wenn er in der Einleitung (S. XIII) zu der von ihm herausgegebenen Auswahl von Mercks Schriften und Briefwechsel schreibt:

Für das Märchen von einer verbitterten und unglücklichen Ehe Mercks, das bis auf Böttiger zurückgeht, fehlte schon diesem jede Unterlage; allein das Familienleben war kein glückliches, von sechs (richtig: sieben; fünf Söhne und zwei Töchter) verlor er vier in jugendlichem Alter.

Kehren wir zurück zur Betrachtung der Ereignisse des Jahres 1774, so werden uns nun Mercks Bestrebungen, in auswärtige Dienste zu treten, seiner Vaterstadt den Rücken zu kehren, verständlich werden. Was man auch anführen mag, der Grund, der Merck veranlafste, Hoepfners Vermittlung zu einer Anstellung im Finanzfach oder als Direktor der Kunstsammlungen in Kassel anzurufen, war nur der: unter allen Umständen fort von Darmstadt. Kaum war er Ende Mai 1774 mit Frau und Kindern aus der Schweiz zurückgekehrt, als er sofort (am 28. Juni) Nicolai in Berlin seinen Plan entwirft und eine ganze Reihe von Gründen anführt, warum er sich 'sehnlichst von Darmstadt wegwünsche und lieber in jungen Jahren, als wenn Kräfte und Familienumstände alle Änderung versagen sollten'. Merck redet sich Scheingründe ein, die schon im nächsten, inhaltschweren Briefe vom 28. August schwinden, bis auf einen. Merck hatte der grofsen Landgräfin auf ihrer Reise nach Petersburg 10 000 Gulden erspart, indem er einen andern Bankier heranzog als den von Friedrich Carl von Moser, dem damaligen Ministerpräsidenten, empfohlenen. Nun glaubte er, die Ungnade des Ministers, der nach dem Tode der Landgräfin mit fast diktatorischer Gewalt herrschte, fürchten zu müssen. 'Sie kennen die Wespe und ihre Natur; da sie also gereizt ist, so wird sie stechen, sobald der Fleck gefunden ist.' Wir würden den Beziehungen Mercks und Mosers zueinander in dieser Zeit eine falsche und zu stark persönliche Note geben, wenn wir zu ihrer Beurteilung Moser, den gestürzten Minister des Jahres 1780, und Merck, den Verfasser des 'Antineckers' (1782/83),

heranzögen. Keineswegs waren schon 1774 die Gegensätze beider aufeinandergeprallt; vielmehr müssen sie in gutem Einvernehmen gestanden haben, denn sonst hätte Goethe ein Paket an Merck nicht Fräulein v. Klettenberg zur Bestellung durch Moser übergeben können (vgl. Goethe-Jahrb. X, S. 140: S. v. Klettenberg an Moser), und Merck hätte sich noch wenige Jahre später nicht so durchaus günstig und wohlwollend in seiner 'Beschreibung der vorzüglichsten Gärten um Darmstadt' (abgedruckt in C. C. E. Hirschfeld: Theorie der Gartenkunst, Bd. II [Leipzig 1780], S. 157—160; wiederabgedruckt in dem 'Hochfürstlich Hessen-Darmstädtischen Staats-Adreſs-Kalender' 1781, Anhang S. 9—19) über Mosers Gartenanlagen ausgesprochen.

So hatte Merck auch die Furcht vor Moser nur übertrieben, um seinen Plan zu begründen und anfangs dringlich zu gestalten; denn schon in seinem zweiten Briefe vom 28. August 1774 an Nicolai schreibt er: 'Pressirt bin ich nicht, und da man mich weder zu verdrängen, noch zu drücken keine sichtbare Anstalten macht, mir aber mein Aufenthalt hier, wegen 1000 Ursachen, unerträglich fällt, und ich wegen meiner versäumten und verseufzten[1] Jugend nicht die geringste Entschädigung voraussehe, so wünsche ich weg, ehe es notwendig wird.'

Nicolai, der mit Merck 1773 persönlich bekannt geworden war und in ihm einen eifrigen Mitarbeiter im kritischen Fach seiner 'Allgemeinen Deutschen Bibliothek', besonders in den Jahren 1773—1775, schätzte, bemühte sich sofort für ihn; doch Merck schlug die angebotene Rektorstelle, die ihn in amtliche Berührung mit J. G. Sulzer bringen sollte, aus, ohne eigentlich ganz triftige Gründe dafür anzugeben, und empfahl statt seiner Lavaters Freund, Pfenninger in Zürich, ob er gleich glaubte, jener werde sein Vaterland nicht verlassen wollen. Er richtete nämlich seit Sommer 1775, nachdem inzwischen die Bemühungen um auswärtige Dienste geruht hatten, sein Augenmerk auf eine Stelle, die seinen Neigungen und früheren Studien vollkommen entsprochen hätte; nach Raspes Veruntreuungen und Flucht aus Kassel war dort die Stelle eines Galerieinspektors und Aufsehers der Kunstsammlungen nicht wieder besetzt worden. Dahin zog es Merck, den wir in dieser Zeit eifrig mit Zeichnen beschäftigt sehen. 'Ich lebe hier unter Kraut, Bohnen und Erbsen und habe in 6 Monaten keine gelehrte Zeitung gelesen. Gezeichnet aber desto fleiſsiger' (Wagner, Merckbr. III, S. 118), schreibt er am 6. Mai 1775 an Nicolai. Am 3. Juni bittet er Hoepfner, der

[1] Versäumt: Merck hatte auf der Akademie lediglich seinen Neigungen gelebt, ohne an ein ernstes Brotstudium zu denken. Verseufzt: in gutem Sinne, bezieht sich auf die Jahre der ersten Liebe zu seiner späteren Gattin, in Morges 1765—1766.

ihn auf die Aussichten in Kassel hingewiesen hatte, sich für ihn dort zu verwenden, und erwähnt auch ihm gegenüber seine zeichnerischen Arbeiten:

> Berufen Sie sich, wenn Sie reden, kühnlich darauf, daſs Sie ein Werk im Manuskript gesehen haben, wovon man einzelne Capitel als Specimen vorlegen dürfte. Ich habe verschiedene Reisen vorigen Sommer nach Mannheim wegen der Antiken getan, um sowohl die Kunstwerke selbst, als die Kupfer und Zeichensammlung zu consulieren. (Wagner, Merckbriefe III, S. 122).

Und wenn er diesen Gegenstand in seinem Briefe mit den Worten schlieſst:

> Bei allem diesem hoff ich, lieber Freund, daſs Sie's so einrichten würden, daſs ich nicht compromittiert würde. Denn hier würde man sich küzlen, wenn man wüſste, daſs ich wegwollte,

so klingt aus ihnen zum erstenmal der wahre Grund für alle die Versuche, Darmstadt den Rücken zu kehren, heraus; er wird ganz deutlich, da Merck fortfährt:

> Kürzlich hab' ich meinen zweiten Jungen verloren und dabei glücklich empfunden, was das heiſst, durch härtere Zufälle gestählt sein. Das gibt Mut, Herr, wenn man seine Stärke fühlt.

Während der nächsten Monate dauerten die Verhandlungen noch fort, bis Merck in seinem Briefe vom 8. September 1775 ganz entschieden mit dem Plane für Kassel brach; man spreche von der 'Güte und Exactitüde' der Kasselschen Kassen im Moserschen Hause nicht zum besten und fürchte daher eine Reduktion der Besoldung. Auch sei seine Stellung an einem fremden Hofe, wo er auf keine Familienunterstützung hoffen und vielmehr alles gegen sich, den Fremden, vermuten könne, sehr ungünstig. Wenn er weiter sagt: 'Sodann hält's mir schwer, aus meinem Bärenloche herauszukriechen, das Loch mag noch so finster und die Gegend umher noch so öde sein', so entsprachen diese Worte vollkommen seiner aufrichtigen Herzensmeinung; und endlich vertraut er dem Freunde den einzigen wirklichen, stichhaltigsten Grund für alle seine Übersiedlungspläne an: 'Nichts als die Situation meiner armen Frau kann mich zur Änderung des Orts bewegen.'

In der Folgezeit blieb Merck in Darmstadt wohnen; er hatte sich auf dem für seine Weiterentwicklung ungesunden Boden Darmstadts so eingelebt, daſs er später das wiederholte Anerbieten des Herzogs Karl August, in weimarische Dienste zu treten, ausgeschlagen hätte, auch wenn Goethe, der sich ja bekanntlich gegen die Berufung nach Weimar ausgesprochen hat, ihm zugeredet hätte. Der anregende und aufheiternde Verkehr mit Goethe, die vielen neuen Bekanntschaften, die Goethe mitbrachte, die verschiedenen Besuche, die bei dem Kriegsrat in Darmstadt Einkehr hielten (ich kann mich hier nur auf Nen-

nung von Namen einlassen), Klopstock, Miller, Vofs, die beiden Stolberge, Boie, Zimmermann, Herder, taten das ihrige, Merck den schweren Schlag des Schicksals überwinden zu helfen; am 25. Juni 1775 ward ihm sein zweites Töchterchen Franziska Charlotte geboren. Die Sorge und Liebe zu den Kindern war es, die beide Ehegatten wieder einander näherte und im Laufe der nächsten Jahre die Wunde fast völlig heilte. Schon 1776 (19. Januar) meinte Merck, leise sich selbst bespöttelnd, Nicolai werde Goethe, wenn er mit ihm auf einige Abende nur so nahe wie Wieland zusammengesperrt werde, ebenso liebgewinnen, wie zwei Eheleute, die sich scheiden wollten, die aber der kluge Amtmann zum Schlafengehen miteinander beredet hat. (An Nicolai; vgl. Wagner, Merckbr. III, S. 132.)

Nur derjenige, der sich nicht bemüht hat, mehr als einen flüchtigen Blick in das Leben der Ehegatten, wie es sich herrlich in Mercks Briefen offenbart, zu tun, kann noch in späteren Jahren, der Zeit nach 1780, einen Stein gegen diese Frau aufheben, die ihren Fehltritt tausendmal wieder gutgemacht hat. Dafs der Friede wiederhergestellt war, beweisen uns die oben angeführten Worte an Nicolai; dafs sich die beiden Menschen durch eigenes Unglück, eigenen Schmerz wiedergefunden hatten, können uns neben vielen anderen Briefstellen nicht schöner die folgenden Worte an Wieland sagen: 'Ich bin gestern auf dem Lande gewesen und fand den Abend bei meiner Ankunft Deinen lieben Brief. Dein Schicksal hat mich und meine Frau herzlich gerührt, und wir haben unsre Kindergeschichten bei dieser Gelegenheit wieder recapituliert.' ('Im neuen Reich', 1877, I, S. 897).

Als dann im Jahre 1788 das Schicksal seine grofse Arbeit glaubte beendet zu haben, indem es diesen immer regen Menschen, der seinem industriearmen Vaterlande durch grofsangelegte merkantile Unternehmungen (Baumwollspinnerei, Buchverlag etc.; vgl. hierzu meine Arbeiten im 'Darmstädter Tagblatt', 1909, Nr. 213—214, 288—289; 1910, Nr. 90, 185) dienen wollte, der Gleichgültigkeit und Teilnahmlosigkeit seiner dickfelligen Mitmenschen, den Schikanen seiner Kollegen, den Machenschaften und Kniffen betrügerischer Geschäftsleute unbarmherzig auslieferte, als er vor dem völligen Zusammenbruch jenen ergreifenden Brief vom 3. August 1788 an Goethe richtete, in dem er den einstigen Jugendfreund nur noch mit 'Sie' anzureden wagte, da offenbarte sich seine Liebe zu Frau und Kindern in rührendem Lichte. Wenn er der Gattin noch nicht vergeben hatte, damals verzieh er den längst gesühnten Fehltritt, und über das Grab dieser so oft zu Unrecht geschmähten, falsch beurteilten Frau mögen die Worte klingen, die Merck kurz nach der Krise des Jahres 1788, vor deren zerschmetternder Wirkung ihn nur das rasche Eingreifen seines grofsen Gönners und Freundes,

des Erbprinzen Ludewig, Schleiermachers und 'so noch einiger edler Menschen' bewahrte, seiner Gattin widmete: 'Meine Frau verträgt mich und das Elend, das ich über sie und ihre Kinder gebracht habe, mit einer Geduld und Standhaftigkeit, die knieend nicht genug verehren kann.'

Noch einmal schien sein Lebensglück aufzuleuchten; am 21. November 1789 heifst es in einem Briefe: 'Meine Frau und ich geniefsen jetzt mit unsern Kindern einer seit langer Zeit ununterbrochenen Gesundheit und solange ich das Gesetz beobachte, zu reiten und frische Luft zu schöpfen, spüre ich nichts von Hypochondrie.' Doch die nächste Zeit brachte neue Sorgen, neue Verwicklungen; der Körper verweigerte seine Dienste. Auch eine im Auftrag der Regierung nach Paris unternommene Reise, die ihn den Ideen der Revolution entgegenjubeln liefs, brachte keine Besserung; geistig und körperlich zerrüttet, endete er am 27. Juni 1791 durch Selbstmord.

Seine Gattin hat ihm in den Augen von Mit- und Nachwelt das schönste Denkmal gesetzt, indem sie die von ihm begonnene billige Ausgabe des Millerschen Pflanzenwerkes in seinem Sinne zu Ende führen liefs. Im April 1792 hatte das Avertissement, unterzeichnet von des 'verstorbenen Kriegsraths hinterlassener Gattin', zur Subskription eingeladen, und im Sommer 1793 erschien das grofs angelegte, prächtige Tafelwerk unter dem Titel: 'Illustratio systematis sexualis Linnaei per Johannem Miller denuo edita ac revisa per M. B. Borckhausen adjectis tabulis 108 ad originale millerianum aere incisis per Conradum Felsing, Darmstadinum. Darmstadtii. Sumptibus viduae Merck, natae Charbonnier. 1792.'

So stellt sich uns das Eheleben Mercks dar, um das ein Zeitraum von mehr als einem Jahrhundert einen Schleier gewoben hatte, der ein mystisches Etwas ängstlich verhüllen sollte, ohne Grund; ich wollte nicht anklagen, auch nicht entschuldigen, sondern nur darlegen, was unter anderem die Aufgabe einer gründlichen Merck-Forschung sein mufs.

Darmstadt. Hermann Bräuning-Oktavio.

Druckfehler-Berichtigung.

In meiner Arbeit 'Aus Mercks Frühzeit' (Bd. CXXV, Heft 3/4, 1911) ist zu lesen auf S. 316, Z. 38: 'je pourrais' und S. 317, Z. 14: '1760—1766'.

Schillers 'Sänger der Vorwelt'.

'Die Dichter der alten und neuen Welt', wie die Überschrift ursprünglich lautete, stehen im 12. Heft des Horenjahrgangs 1795. Durch den alten Titel, sowie durch Ort und Zeit seines Erscheinens ist das Gedicht im wesentlichen charakterisiert.

Aus den Briefen an den Herzog von Augustenburg waren im Laufe des verflossenen Jahres die ästhetischen Briefe entstanden. Am 20. Oktober 1794 machte Schiller den Anfang mit dem Tanz der Horen und sandte an Goethe neun Briefe für das erste Stück. Er wuſste, daſs Goethe in dem aus geringen Anfängen der ursprünglichen Korrespondenz erwachsenen neunten Brief sein Porträt finden würde, und hätte gern den Namen daruntergeschrieben, wenn er es nicht gehaſst hätte, dem Urteil denkender Leser vorzugreifen. Die Art nun, wie hier Goethes Bild entworfen wird, liegt schon ganz im Stimmungsbereich unseres Gedichtes. Schiller setzt den wahren Künstler in ausgesprochenen Gegensatz zu seiner Zeit, die echte Kunst zu dem widerstrebenden Jahrhundert. Indem er ausschlieſslich an die eigene Zeit denkt, warnt er Kunst und Wissenschaft davor, dem Geist des Zeitalters zu huldigen, und den hervorbringenden Geschmack, sich von dem Beurteilenden das Gesetz geben zu lassen. Er soll sein Muster nicht von der Wirklichkeit empfangen und sich nicht eher in ihre bedenkliche Gesellschaft wagen, als bis er eines idealischen Gefolges in seinem Herzen sicher ist. Er soll mit seinen Zeitgenossen leben, aber nicht ihr Geschöpf sein; er soll ihnen leisten, was sie bedürfen, aber nicht, was sie loben. Er muſs sich vielmehr verwahren vor den Verderbnissen der Zeit, die ihn von allen Seiten umfangen, ihr Urteil verachten und aufwärtsblicken nach seiner Würde und dem Gesetz, nicht niederwärts nach dem Glück und dem Bedürfnis. 'Der Künstler ist zwar der Sohn seiner Zeit, aber schlimm für ihn, wenn er zugleich ihr Zögling oder gar noch ihr Günstling ist. Eine wohltätige Gottheit reiſse den Säugling beizeiten von seiner Mutter Brust, nähre ihn mit der Milch eines besseren Alters und lasse ihn unter fernem griechischen Himmel zur Mündigkeit reifen. Wenn er dann Mann geworden ist, so kehre er, eine fremde Gestalt, in sein Jahrhundert zurück — aber nicht, um es mit

seiner Erscheinung zu erfreuen, sondern, furchtbar wie Agamemnons Sohn, um es zu reinigen.' — Hiermit begann also der Reigen, der dann schliefslich im Xenienkampf als lustiger Kriegstanz enden sollte. Und mitten inne steht im 12. Heft der Horen unser Gedicht, in dem der Dichter neue Kräfte schöpft im Anblick einer schöneren Zeit. Sie wurde seinem Geiste vorzüglich nahegerückt durch die Arbeit über 'Natur und Naivheit', die neben den ästhetischen Briefen schon lange gefördert wurde. Seit September 1794 fesselte sie ihn mehr und mehr durch die Hoffnung auf vorzügliches Gelingen. Hier schrieb er aus dem Herzen und mit Liebe, es sollte eine Brücke werden zur poetischen Produktion. Der letzte Abschnitt dieses Aufsatzes ist nichts als eine neue Prägung der oben angeführten Gedanken, nur dafs hier mehr der Historiker als der ästhetische Erzieher das Wort hat: 'Dichter von dieser naiven Gattung sind in einem künstlichen Weltalter nicht so recht mehr an ihrer Stelle. Auch sind sie in demselben kaum mehr möglich, wenigstens auf keine andere Weise möglich, als dafs sie in ihrem Zeitalter wild laufen und durch ein günstiges Geschick vor dem verstümmelnden Einflufs desselben geborgen werden. Aus der Societät selbst können sie nie und nimmer hervorgehen; aber aufserhalb derselben erscheinen sie noch zuweilen, doch mehr als Fremdlinge, die man anstaunt, und als ungezogene Söhne der Natur, an denen man sich ärgert. So wohltätige Erscheinungen sie für den Künstler sind, der sie studiert, und für den echten Kenner, der sie zu würdigen versteht, so wenig Glück machen sie im ganzen und bei ihrem Jahrhundert. Das Siegel des Herrschers ruht auf ihrer Stirn; wir hingegen wollen von den Musen gewiegt und getragen werden. Von den Kritikern, den eigentlichen Zaunhütern des Geschmacks, werden sie als Grenzstörer gehafst, die man lieber unterdrücken möchte; denn selbst Homer dürfte es blofs der Kraft eines mehr als tausendjährigen Zeugnisses zu verdanken haben, dafs ihn diese Geschmacksrichter gelten lassen.'

Beide Stimmungen, die Abneigung gegen das eigene Zeitalter und als ergänzender Gegensatz die Freude an der glücklichen griechischen Welt, wurden nun im Laufe des Jahres 1795 mehrfach erheblich gefördert, ehe sie sich zu unserer Elegie verdichteten. Der Mifserfolg der Horen, in denen Schiller mit den Besten seiner Zeit als Erzieher des Volkes hatte wirken wollen, war das erste. Andere Anregungen kamen von Herder. Für dessen ganze historische Betrachtungsweise bildete ja gerade der Gedanke, dafs das Genie ein Günstling der Zeit sei, die unerschütterliche Grundlage. Eingehend genug hatte er ihn schon erörtert in seiner alten Preisschrift vom Jahre 1774 'Über die Ursachen des gesunkenen Geschmacks bei den verschiedenen Völkern, da er geblühet.' Dort wird der gute Geschmack der Grie-

chen entwickelt als ein ganz natürliches Ergebnis ihrer Bildung, Lebensart, Verfassung, ihres Klimas. Die Kunst war lebendige, veredelte griechische Natur, das Drama eine Naturblume der Zeit, die Bühne eine lebendige Angelegenheit des Publikums von Athen, und jeder edle Mann griechischer Bildung war Richter. Und Homer! 'Homer entstand im schönen griechischen Jonien, in einem Zeitalter, da er die ersten Schritte der feineren Bildung sah und von den starken Sitten der früheren Welt in lebendigen Sagen hörte. Die Heldenfabeln lebten damals im Munde der Griechen und nahmen in einer Zeit, wo Schrift und Prosa noch nicht erfunden war, von selbst dichterische Gestalt an. Der Heldenzug der Griechen nach Troja war Nationalgegenstand wie der Zug der Argonauten, nur heller, stärker, näher: in ihm lagen die Keime abgesonderter Helden- und Freiheitstaten in jenen grofsen Bildern ihrer Könige vor Troja: zehn Dichter hatten ihn gesungen. Homer sang ihn auch auf ebenso natürliche, seinem Zeitalter angenehmste, mildeste Weise. Die griechische Sprache schlug damals in asiatischer Himmelsluft in Blüte: die Mythologie verschönte sich zur rundesten Gestalt: die Leidenschaften und die Seele der Menschen war offen: er sang, wie er sie sah und hörte, und seine Gesänge blieben in Ohr und Munde.' Möglich, dafs diese Lieblingsideen Herders Schiller auch in dieser Schrift, die im Jahre 1789 in zweiter Auflage erschienen war, begegneten; jedenfalls traten sie ihm im Juni 1795 wieder vor Augen, als ihm Herder die fünfte Sammlung seiner Humanitätsbriefe ins Haus schickte. Er dankt am 12. freundlich für das schöne Geschenk, das ihn in sehr angenehme Bewegung versetzt habe, und ärgert sich darüber, dafs alle diese schönen Aufsätze für die Horen verloren gehen mufsten. Freilich, für die Horen und den heraufziehenden Sturm wäre Herder mit seinem Aufsatz: Haben wir noch das Publikum und Vaterland der Alten? ein gewaltiger Rufer im Streit gewesen. Ein anderer Elias spricht hier zu seinem Volke: 'Erwache also, du schlafender Gott, wenn du nicht etwa dichtest oder über Feld gegangen bist; erwache, deutsches Publikum, und lafs dir dein Palladium nicht rauben! Aus dem trägen Schlummer, aus dem niedrigen Stolz, der das Beste wegwerfend verachtet, aus der Anmafsung, die dem Schlechtesten das Privilegium des Besten erteilen zu können glaubt, aus der nie teilnehmenden Kälte, aus der völligen Seelenentfremdung, glaube mir, wird nichts und kann nichts werden. Die Zeit, da das alles galt, ist nun vorüber. Unsanft aus dem Schlaf gerüttelt, erwache und zeige, dafs du kein Barbar bist, damit man dir nicht als einem Barbaren begegne.' Gerade ein Publikum, wie es sich Herder denkt und hier schildert, hätten ja die Horen so nötig gehabt, 'ein verständiges, moralisches Wesen, das an unseren Gedanken, an unserem Vortrage, an unseren Handlungen teilnimmt,

ihren Wert und Unwert zu schätzen vermag.' Die Griechen hatten ein solches, Poesie und Musik hatten es erschaffen und gebildet. Die Form der Götter- und Menschengestalten, wie sie Orpheus, Linus, Musäus gebildet hatten, 'die Melodie ihrer Weisheitssprüche und Lehren, der rhythmische Gang ihrer Empfindungen und Bilder ward dem Ohr, dem Gedächtnis der Hörenden eingepräget und ging von Munde zu Munde, endlich auch in Schriften und Gebräuchen auf die spätere Nachwelt. Die Gesänge, die Homer und andere Rhapsoden in kleineren Kreisen sangen, waren nicht verhallet, sie kamen gesammelt nach Athen, sie erklangen am panathenäischen Feste. Die Hymnen der Homeriden, Lieder und Chorgesänge der verschiedensten Art, dichterische und musikalische Wettstreite zierten und kränzten jede Volksversammlung, jedes öffentliche Spiel, jede feierliche Religions- und Staatshandlung. So ward ein Publikum der Griechen für Poesie.'

Schiller mochte sich zwar schon beim Lesen dieser Schrift vom Geist der Dichtung angehaucht fühlen, rühmt er doch das schöne Leben derselben und das Ergreifen des Gegenstandes mit der ganzen Menschheit, nicht mit isolierten Geisteskräften, sondern mit Denken, Anschauen und Fühlen zugleich. Aber ganz hatte doch der zürnende Prophet die Erdenschlacken aus seiner Strafpredigt nicht aussondern können und wollen, und so war der Stoff zur dichterischen Gestaltung noch nicht reif. Lauter und rein, fertig zum Gusse, trat das Metall erst im Preise Homers hervor. 'Mit Lieblichkeit befriedigend,' so zensierte Goethe den Aufsatz Herders über Homer, den Günstling der Zeit, den dieser tags darauf, am 22. August, im Manuskript an Schiller sandte. Das war der letzte, entscheidende Anstoſs zu unserem Gedicht. Der Aufsatz Herders war ursprünglich von Schiller selbst angeregt worden und nach dem Erscheinen von Wolffs 'Prolegomena ad Homerum' entstanden. Gleich der Titel muſste Schiller an eigene Gedanken aus den ästhetischen Briefen erinnern. Suphan (Herders Werke 18,595) schlieſst aus Herders Schwanken in Titel und Ausdrucksweise, daſs er die oben angeführten Worte Schillers aus dem neunten ästhetischen Brief vor Augen gehabt habe. Herder zaudert nämlich zwischen Homer, ein Günstling, und Homer, ein Sohn der Zeit. Im ersten Entwurf seines Aufsatzes, der etwa Ostern 1795 entstanden ist, sind Homer und Ossian nicht bloſs glückliche, sondern auch begünstigte Söhne der Zeit genannt. Suphan glaubt, daſs Herder sich gescheut habe, Schillers Worte so zu nutzen, daſs man bei oberflächlicher Betrachtung etwa einen beabsichtigten Widerspruch hätte finden können. Das ist wohl möglich. Schiller aber fand bei gründlicher Betrachtung das innerlich Gemeinsame und konnte sich freuen, seine damaligen Ausführungen hier so glücklich in seinem Sinne

ergänzt zu sehen. Es ist schon anderwärts[1] eingehend nachgewiesen worden, wie eng sich Schiller bis in die einzelnen Gedanken und Wendungen an sein Vorbild anlehnt, und unsere Ausführungen haben hoffentlich begreiflich gemacht, wie gern er sich an diesem Hymnus Herders begeisterte, der nun nicht mehr im Tone des Propheten zum Volke sprach, sondern im Geiste Winckelmanns vor dem Denkmal der Apotheose Homers kniet und das Glück dieses ruhmvollen Sohnes der Zeiten einem Dichter ins Herz klingen liefs.

Gleich nach dem Lesen von Herders Aufsatz scheint aber Schiller seine Elegie nicht gedichtet zu haben. Wenigstens führen Andeutungen im Briefwechsel auf ein etwas späteres Datum. Am 22. August empfing er das Manuskript, am 28. hatte er es schon gelesen und konnte es an Cotta abschicken. Am 30. vermerkt der Kalender einen unbekannten Brief an Herder, der wohl den Dank enthalten haben mufs. Am 3. September spricht er in einem Brief an Cotta die Hoffnung aus, dafs dieser das vortreffliche Stück, das beste Werk Herders, wohl schon in Händen habe. Derselbe Brief zeigt auch die Kampfesstimmung gegen das eigene Publikum in schönster Blüte. Er weifs sich nicht zu helfen bei einem Leserkreis, der lieber die Wassersuppen in anderen Journalen kostet, als die kräftige Speise in den Horen geniefsen will. 'Für ein solches Publikum ist es mifslich, ein Journal zu schreiben, an dem man selber Freude hat. Lassen Sie es also darauf ankommen, wie am Ausgang des Jahres die Stimmen sind. Die drei letzten Stücke sollen mannigfaltig, allgemein, interessant und an innerem Gehalt reich sein. Ich selbst werde alle meine Stunden daran wenden und die besseren Mitarbeiter gleichfalls dazu vermögen. Wenn aber aller dieser Bestrebungen ungeachtet die öffentliche Stimme gegen uns ist, so mufs die Unternehmung aufgegeben werden. Mir ist es unmöglich, mich lange gegen Stumpfsinnigkeit und Geschmacklosigkeit zu wehren, denn Lust und Zuversicht allein sind die Seele meines Wirkens.' Eine poetische Gemütsverfassung ist das nun gewifs nicht, und doch vermochte sie die sentimentalische Stimmung für das entschwundene Gut zu verstärken. Am 7. September meldet

[1] Adalbert Jungbauer, Schiller und Herder: Jahresbericht des k. k. Staatsgymnasiums in Prachatitz. I. 1905. II. 1906. Es ist selbstverständlich überflüssig, die dort mit Umsicht herangezogenen Stellen hier zu wiederholen. Nur möchte ich neben den 10. Vers des Gedichts: Was der Genius ihm, redend und bildend, erschuf; die schönen Worte Herders aus dem 5. Kapitel setzen: 'In Homers lichter Welt steht alles so leibhaft da; Götter und Menschen sind so wahre Wesen, wie diese Statuen, wenn sie sich belebten. Der Wohllaut, der in diesem Gliederbau herrschet, die Wahrheit, die in diese Stellung gegossen ist, hebt auch die Gestalten jener Gesänge; und Winckelmann hat recht gesagt: Die Nordländer sprechen in Bildern, da die Griechen allein auch in der Sprache Bilder geben.'

ein Brief an Humboldt von der Arbeit am Aufsatz über das Naive und verspricht, über alte und neue Dichter manches zu bemerken. Hier tritt der ursprüngliche Titel mit seinem Gegensatz zum ersten Male auf. Sechs Tage später bittet Schiller Goethe um Almosen für die letzten drei Horenstücke. 'Ich will auch Herdern darum ersuchen und selbst einige Gedanken dafür zu ertappen suchen.' Am 18. ergeht an Goethe nochmals die Bitte, Herder zur Stiftung kleinerer Sachen, wie Epigramme im Geschmack der Anthologie, für die letzten Stücke zu bewegen. Nach dem 21. September scheint dann das Gedicht entstanden zu sein. An diesem Tage kann Schiller die Vollendung der Elegie (des Spaziergangs) nach Dresden melden, die ihn einige Wochen angenehm beschäftigt habe. Gleichzeitig verspricht er die erste Lieferung des Aufsatzes über das Naive noch vor dem Abdruck. 'Diese Materie hat mich zu verschiedenen Betrachtungen über die Dichter alter und neuer Zeit veranlaſst ... Zwischenein werde ich aber noch fortfahren zu dichten, da es doch einmal so frisch von statten geht.' Hier also die zweite Erwähnung des Titels, nur daſs die Betrachtungen nicht mehr bloſs versprochen, sondern als vollendet angekündigt werden. Die Freude am Dichten war durch die Arbeit am 'Spaziergang' bedeutend erhöht, und nach der Vollendung des groſsen Gedichts konnte Schiller nun an die gewünschten Kleinigkeiten gehen. So wird unsere Elegie mit unter dem Rudel Gedichte gewesen sein, das am 2. Oktober in Jena auf Goethe wartete. Jedenfalls ist sie am 4. Oktober mit dem Brief vom 3., dem 'Spaziergang' und anderen Kleinigkeiten an Herder geschickt worden. Schon am 10. Oktober trifft dessen Antwort ein: 'Für Ihre Gedichte sage ich Ihnen den verbindlichsten Dank. Sie haben mich mit ihnen nicht nur überrascht, sondern mit Freude und Gedanken recht überströmt. Ihre Muse arbeitet so glücklich, daſs man zuweilen erschrickt, so tiefe, hohe und wiederum so zarte Gedanken und Empfindungen dergestalt tief und wunderbar glücklich der Sprache eingegraben zu sehen. Oft kommen sie wie ein gewaffnetes Kriegsheer; zu anderer Zeit schweben sie wie Genien vorüber.' Gar manches aus diesem allgemeinen Urteil, besonders aber der letzte Satz trifft vorzüglich 'die Dichter der alten und neuen Welt', die dann im weiteren Verlauf des Briefes mit anderen Epigrammen als in ihrer Art vortrefflich noch besonders erwähnt sind.

Das Gedicht ist also im letzten Drittel des September entstanden. Herders Beanstandung des Schlusses lehrt, daſs wir die ursprüngliche Fassung nicht genau kennen: 'Im Dichter der Alten und Neuen Welt sind die zwei letzten zwei Verse etwas zu künstlich verschränkt. Könnten Sie nicht etwas natürlicher dastehen, zumal da eine Parenthese vorangeht? Der Gedanke ist leider so wahr und treffend.' Hier liegt ein textkritisches Problem

allerkleinster Art vor. Entweder will Herder mit den zwei letzten zwei Versen von Zweiversen oder von den beiden Schlufsdistichen reden. Vor diesen findet sich aber in den Horen keine Parenthese. Schiller müfste also vor der Drucklegung die Parenthese gestrichen und die beiden Distichen in der noch auffallenden künstlichen Verschränkung belassen haben. Das ist sehr unwahrscheinlich. Jedenfalls meint Herder die letzten zwei Verse, und wir hätten dann eben nur die dritte Flüchtigkeit in der kurzen Briefstelle zu verzeichnen (1. Im Dichter der Alten und Neuen Welt; 2. Könnten Sie nicht etwas natürlicher dastehen? 3. Die zwei letzten zwei Verse.). Vor den beiden letzten Versen steht ja auch wirklich eine Parenthese, denn Vers 17 und 18 können durchaus als solche gelten. Die beiden letzten Verse hat dann Schiller höchst wahrscheinlich geändert, denn wie sie in den Horen stehen, sind sie keineswegs künstlich verschränkt. (Auch den nächsten Einwurf Herders in diesem Briefe hat ja Schiller stillschweigend anerkannt und demgemäfs in 'Archimedes und der Schüler' den Anfang verändert.) Vielleicht hängt es mit dieser nachträglichen Änderung der Handschrift auch zusammen, dafs Cotta am 27. September eine zweite Kopie gerade dieses Gedichts empfängt.

Für die Ausgabe im Jahre 1800 hatte dann die kleine Elegie noch bedeutsame Änderungen zu erleiden, die wohl alle verschönern und glätten sollen, aber die Entstehungsgeschichte zum Teil verwischen. Das bewaffnete Kriegsheer, vor dem Herder erschrak, war eben längst abgezogen, und milde Genien sollten das Feld behalten. Darum verschwand zunächst die antithetische Überschrift und machte dem neuen, schön und voll klingenden Titel Platz, unter den nun der epigrammatische Schlufs nicht mehr pafste. Dieser wurde stückweise gestutzt. 1800 fiel das letzte, 1804 auch das vorletzte Distichon. Auch die meisten übrigen Änderungen bedeuten eine Entfernung des Gedichts von seinem Ursprung und eine Wandlung der Kunstanschauungen des Dichters. Der Genius ist gottähnlicher, die Kunst eine Gabe von oben geworden. Darum wird auch in der glücklichen Welt die Schöpfung des Künstlers nicht mehr mit Entzücken begrüfst wie der neugeborene Sohn, sondern die Szene ist aus dem Hause in den Tempel verlegt, und andächtig kniet die Menge vor der Erscheinung der Götter. Des Volkes Stimme ist nicht mehr das neue, unverdorbene Orakel der weisen Natur, wie in der alten Fassung und in der goldenen Zeit des fast gleichzeitig entstandenen 'Genius', sie ist nicht mehr richtende Wahrheit für den Künstler, sondern nur ein seelenvoller Widerhall des Liedes, das ihm die himmlische Gottheit schenkt.

So hat denn auch dies kleine Gedicht seine eigene, ganz charakteristische Geschichte. Vom Nachdenken über den eigenen

Dichterberuf, schlimmen Erfahrungen mit dem Publikum, Anregungen durch sympathische Gedanken eines Freundes und der äuſseren Nötigung für die Horen führte ein weiter Weg bis zur Kristallisation zum Kunstwerk. — Über die Aufnahme und Wirkung ist wenig zu sagen. Dem eigentlichen Publikum Schillers, dem nächsten Freundeskreis, sagte das Gedicht zu. Goethe machte ihm nach dem Anhören des Rudels Gedichte groſse Freude mit einem Brief aus Weimar vom 6. Oktober. Er rühmt das vollkommene Gleichgewicht der sonderbaren Mischung von Anschauung und Abstraktion, die in Schillers Natur liege, und findet alle übrigen poetischen Tugenden in schöner Ordnung beieinander. Herders günstiges Urteil ist uns bekannt. Körner war es aus dem ganzen zwölften Horenstück das liebste Gedicht. Die gröſste Wirkung aber hatte das Einleben in diese Vorstellungskreise und ihre glückliche Gestaltung auf den Dichter selbst, dem die Sehnsucht nach jener Idealwelt im Herzen erglühte und die innere Schöpfungskraft erweckte. 'Kann ich wohl', schreibt er in einem Postskriptum am vorletzten Tag des Jahres an Humboldt, 'etwas Besseres tun, als mich mit der ruhigen Vernunft und der schönen Natur der Alten zu umgeben und im eigentlichen Sinn unter diesen Leuten zu leben? Das ist mein ernstlicher Vorsatz, und um ihn auszuführen, habe ich nunmehr auch allen spekulativen Arbeiten und Lesereien auf unbestimmte Zeit entsagt. Was ich lese, soll aus der alten Welt, was ich arbeite, soll Darstellung sein.'

Berlin-Wilmersdorf. Philipp Simon.

Aeneis und Beowulf.

(Fortsetzung und Schlufs.)

III.

Im Zusammenhang mit der breiteren epischen Darstellung steht die gröſsere Zahl der im Beowulf auftretenden Personen, und wenngleich dieselben zum Teil noch stark im Typischen stecken, so fehlt es doch nicht an verhältnismäſsig scharf umrissenen Charakteren, deren Behandlung ein nicht unbedeutendes Geschick bekundet. Lassen sich nun irgendwelche Vergleichungspunkte mit der Charakterzeichnung in der Aeneis erkennen?

1. Eine mehr als oberflächliche Ähnlichkeit tritt uns zunächst in dem Charakter der beiden Haupthelden entgegen. Zwar soll Beowulf, wie Aeneas, offensichtlich ein groſser Kampfheld sein, aber dabei ist er so merkwürdig gesetzt, verständig, gesittet, zartfühlend, fast unnatürlich gut, daſs der Vergleich mit dem *pius Aeneas* sich von selbst darbietet.[1] Beide sind unzweifelhafte Helden ohne Furcht und ohne Tadel, und die ehrende Charakterisierung des ersten Römers als *pietate insignis et armis* (VI 403, 769 f.) läſst sich — mutatis mutandis — sehr gut auf den Geaten übertragen. Allerdings ist Beowulf nicht bloſs ein willenloses Werkzeug in der Hand der Gottheit wie der fromme Aeneas, dem das Gebot der Götter sogar mehr gilt als Ehrgefühl und Pflicht (der Dido gegenüber!), er betet nicht um Beistand von oben, wie es Aen. V 687 ff., X 25 ff. und sonst geschieht, aber auch er vertraut auf die Hilfe des Allmächtigen, 1272 f., 670, und fürchtet seine Ungnade, 2329 ff. Beowulf ist kein sonniger, von Kraft überströmender Recke wie Sigfrit — er scheint nie wirklich jung gewesen zu sein[2] —, ebensowenig wie Aeneas ein Achilles oder Hektor ist (cf. Aen. XI 291 *ambo* [Hektor und Aeneas] *animis, ambo insignes praestantibus armis, hic pietate prior*). Ein eigener Zug der Schwermut liegt auf dem Wesen des nordischen Helden, wie er in einsamer Gröſse durch das Epos schreitet; auch Aeneas zieht das Fazit seines Lebens mit den Worten: *disce, puer, virtutem ex me verumque laborem, | fortunam ex aliis* XII 435.

Wohl nur zufällig sind einige mehr nebensächliche Parallel-

[1] Vergil ist weniger konsequent als der unbekannte Dichter des Beowulf; die wilde Grausamkeit, in die Aeneas verfällt, X 531 ff., 557 ff., 399 ff., will nicht recht in sein Gesamtbild passen.

[2] Vielleicht wegen dieses Eindrucks von Gering für vierzigjährig beim Grendelkampfe gehalten? (N. B. s. v. 1842 f.)

züge in der Schilderung der äufseren Erscheinung, Aen. IV 141 *ipse ante alios pulcherrimus omnis ... Aeneas*, I 588 *Aeneas ... os umerosque deo similis;* Beow. 247 ff. *næfre ic maran geseah | eorla ofer eorþan ... nis þæt seldguma, | wæpnum geweorðad, næfne him his wlite leoge, | ænlic ansyn.*[1] Oder das Lob des Aeneas als des Idealkönigs: I 544 *rex erat Aeneas nobis, quo iustior alter | nec pietate fuit nec bello maior et armis,* analog dem Preise Beowulfs: 856 *ðær wæs Beowulfes | mærðo mæned; monig oft gecwæð, | þætte ... oþer nænig | under swegles begong selra nære ..., rices wyrðra;* 1850 ... *þæt þe Sægeatas selran næbben | to geceosenne cyning ænigne;* cf. 3180 ff.[2]

Ist es nach dem Gesagten durchaus glaublich, dafs das Charakterbild des Aeneas einen bedeutenden Eindruck auf unseren Dichter gemacht hatte, so dürfen wir nicht verschweigen, dafs aller Wahrscheinlichkeit nach der veredelnde, vergeistigende Einflufs christlicher Anschauungen nach dieser Richtung hin doch noch höher anzuschlagen ist.

2. Von den in der Aeneis vorgeführten Vertretern des Alters steht Evander, der ehrwürdige, gastfreundliche, etwas resignierte, dem alten Dänenkönig am nächsten. Wie Hroðgar beklagt er den Verlust der Jugend: VIII 560 (*lacrimans ...*, cf. Beow. 1872) *O mihi praeteritos referat si Juppiter annos, | qualis eram, cum primam aciem Praeneste sub ipsa | stravi;* 508 *sed mihi tarda gelu saeclisque effeta senectus | invidet imperium seraeque ad fortia vires;* vgl. Beow. 2111: (*cyning ...*) *ongan eldo gebunden, | gomel guðwiga gioguðe cwiðan, | hildestrengo; hreðer inne weoll, | þonne he wintrum frod worn gemunde;* cf. 1886 f.[3] Beide erzählen aus alten Zeiten: Aen. VIII 190 ff., 309 ff., Beow. 2105 *gomela Scilding | felafricgende feorran rehte.* Bei der ersten Begegnung Evanders mit Aeneas werden Erinnerungen der Stammesverwandtschaft und Freundschaft ausgetauscht, VIII 127 ff.; Hroðgar kennt den geatischen Ankömmling und sein Geschlecht, 372 ff., 392, und seine ersten Worte an Beowulf rühmen die freundschaftlichen Beziehungen beider Häuser, 457 ff.

3. Unferð, ohne Zweifel der am individuellsten gezeichnete Charakter im ganzen Beowulf, kann sehr wohl nach Olriks scharfsinniger Darlegung ('Danmarks Heltedigtning', S. 25 f.) aus dem ursprünglichen Typus des bösen, Zwietracht stiftenden[4]

---

[1] Cf. Saxo II 43; Nibel. 75 ff.

[2] Nur sprachlich interessant ist vielleicht das Epitheton *magnanimus* (*Aeneas*) V 17, 407 im Vergleich zu B. 277; (*ic þæs Hroðgar mæg*) *þurh rumne sefan* (*ræd gelæran*). (*rumheort* 1799, 2110.)

[3] An und für sich kann natürlich die Klage über das Alter auch als gut germanisch gelten; vgl. Gummere, 'Germanic Origins', S. 305 f. Vgl. Hel. 150 ff., Gen. (B) 484; Saxo VIII 269, 271, 268.

[4] Bugge, 'The Home of the Eddic Poems', S. 163, vergleicht den Wortstreit zwischen Sinfjǫtli und Gúþmundr in Helg. Hund. II 20 f. mit der

Ratgebers hervorgegangen sein — eine Rolle, aus der er in einer für den Beowulf höchst bezeichnenden Weise schliefslich herausfällt (1455 ff., 1807 ff.). Indessen, welches auch immer die sagengeschichtlichen Grundlagen sein mögen, in unserem Epos scheint er — worauf zuerst Earle, 'Deeds of Beowulf', S. 126 aufmerksam machte — Züge aus dem Charakter des Drances angenommen zu haben: Aen. XI 336 ff. *Tum Drances idem infensus* (122 *semperque odio et crimine ... infensus ... Turno), quem gloria Turni | obliqua invidia stimulisque agitabat amaris* [cf. Beow. 501 wæs him Beowulfes sið ... micel æfþunca, | forþon þe he ne uþe þæt ænig oðer man | æfre mærða þon ma ... gehedde ... þonne he sylfa], *largus opum et lingua melior, sed frigida bello dextera* [cf. Beow. 591 þæt næfre Grendel swa fela gryra gefremede ... gif þin hige wære, | sefa swa searogrim, swa þu self talast, vgl. 583 ff.], *consiliis habitus non futtilis auctor, | seditione potens ... surgit et his onerat dictis atque aggerat iras* [Beow. 501 onband beadurune]. Auch in der Art und Weise, wie Drances in der Ratsversammlung den Turnus reizt und der letztere die (indirekte) Beschuldigung des Kleinmuts zurückweist, läfst sich eine gewisse Analogie zu dem Wortgefecht in der festlichen Versammlung in Heorot nicht verkennen. Vgl. XI 383 *meque timoris arque tu,* Beow. 525 ff.; XI 378 *larga quidem, Drance, semper tibi copia fandi,* Beow. 530 *hwæt, þu worn fela, wine min Unferð, | beore druncen ymb Brecan spræce.*[1]

IV.

Ahnlichkeit in Situationen, Motiven im weiteren Sinne, Einzelzügen verschiedener Art.

a) Dekoratives Beiwerk, das sehr leicht von aufsen in die Erzählung hineingetragen sein könnte.

1. Das Bild des von Hunden gehetzten Hirsches: *ðeah þe hæðstapa hundum geswenced, | heorot hornum trum holtwudu sece, | feorran geflymed, ær he feorh seleð, | aldor on ofre* 1368, vom Dichter mit kundiger Hand seiner Beschreibung des grausigen Grendelsees angepafst, gemahnt an Vergil[2]: *cervos erat forma praestanti et cornibus ingens ...* VII 483, *hunc procul errantem rabidae venantis Juli | commovere canes,*

Begegnung Beowulfs und Unferðs, B. 499 ff. Inwiefern Unferðs Stellung und Gebaren irische Verhältnisse widerspiegelt (Deutschbein, Germ.-rom. Monatsschr. I 114), entzieht sich meiner Beurteilung.

[1] Wenigstens als Parallele zu dem Heremodmotiv könnte die Grausamkeit des Tyrannen Mezentius und seine Vertreibung durch die *fessi cives* erwähnt werden, VIII 481 ff.

[2] Schon Sarrazin bemerkte (Angl. XIX 379), dafs solche poetische Ausmalung nicht im Geschmack der altgermanischen Poesie ist. [Doch s. auch Tupper zu Räts. 93, 9.]

fluvio cum forte secundo | deflueret ripaque aestus viridante levaret ... 493. Vgl. X 707 ff. *ac velut ille canum morsu de montibus altis | actus aper* ...; auch I 184 ff. (Zugleich ist an Beowulfs Erlegung des 'nicor' im Grendelsee zu erinnern, 1432 ff.)

2. Die bildliche Darstellung auf dem goldenen Schwertgriff, den Beowulf aus der Grendelhöhle mitbringt (1688 *on đæm was or writen | fyrngewinnes*), ist entschieden auffällig. Während die den Namen des Besitzers (oder Auftraggebers) enthaltenden Runen (v. 1694 ff.) ganz germanisch sind,[1] wird jene Darstellung durch keine archäologische Parallelle gestützt (Knut Stjerna, 'Hjälmar och svärd i Beovulf', in: Studier tillägnade O. Montelius 1903, S. 117). Man wird an die kunstreichen Bilder auf dem Schilde des Aeneas (VIII 625 ff., cf. Il. XVIII 483 ff.) erinnert, obwohl dieselben inhaltlich natürlich ganz verschiedener Art sind.[2]

3. Die Ausschmückung der Halle mit Teppichen vor dem festlichen Mahl, Beow. 991: *đa wæs haten hreþe Heort innanweard | folmum gefrætwod ... goldfag scinon | web æfter wagum, wundorsiona fela,* kann germanische Sitte widerspiegeln,[3] ist aber doch eine merkwürdige Parallele zu der aus sehr ähnlicher Veranlassung vorgenommenen Schmückung des karthagischen Palastes, I 637 *at domus interior*[4] *regali splendida luxu | instruitur, mediisque parant convivia tectis, | arte laboratae vestes ostroque superbo* ... (cf. Walthar. 291).

4. In die Aufzählung der Schätze, die Wiglaf in der Drachenhöhle erblickt, wird — nach unseren Begriffen ziemlich unpassend — eine moralische Betrachtung über die Verderblichkeit des Goldes eingeflochten: *sinc eađe mæg, | gold on grunde, gumcynnes gehwone | oferhigian* ... 2764 (vgl. E. St.

---

[1] Vgl. z. B. Noreen, Altisl. Gram., Anhang: Urnord. Inschr., Nr. 15, 23, 39, 49; oder die Inschrift auf dem 'Alfred Jewel': *Ælfred mec heht gewyrcean.*

[2] Nur als Parallelen können gelten: Beow. 455 *Welandes geweorc* (= Panzer) (so Walthar. 965 *Wielandia fabrica*; Wald. I 2 [= Schwert]), Aen. V 359 *clipeum ... Didymaonis artem,* IX 303 *ensem | auratum mira quem fecerat arte Lycaon,* X 499, Odyss. IV 167 ἔργον Ἡφαίστοιο, XV 117, Il. VIII 195; und: Beow. 1035 f. *mearas fætedhleore,* Aen. V 310 *equum phaleris insignem,* Prudent., Psychom. 195 *phaleratum equum* (vgl. Dietrich, Z. f. d. A. XI 418 f., Montelius, a. a. O., S. 154). — Irrigerweise hielt Zappert (a. a. O., S. 26) die (seitdem archäologisch bestätigten) Helme mit Tiergestalten für entlehnt.

[3] Vgl. Tupper, 'Riddles of the Exeter Book', zu Räts. 57, 10, Brooke, 'Hist. of Early Engl. Lit.' 5, 228; Montelius, a. a. O., S. 141, Gudmundsson und Kålund, P. Grdr.[2] III 432, 477; Du Chaillu, 'The Viking Age' II 247. II. Guþrunarkv., st. 44; Grettis Saga, c. XIX; Heliand 4544 f.

[4] Prudent., Psychom. 868 *at domus interior ... construitur.* Beow. 1976 *flet innanweard,* 998 *eal inneweard;* Sat. 137, 707, Gu. 1294.

XXXIX 466), die zu dem berühmten Vergilschen Ausspruch: *quid non mortalia pectora cogis, | auri sacra fames* III 56 (I 349 *auri caecus amore,* VIII 327 *amor habendi*[1]) stimmt. (Über eine ganz ähnlich in Walthar. 857 ff. eingeschobene Reflexion über die unselige Habgier vgl. Strecker, Z. f. d. A. XLII 348 f., Althof, Ausg. des Walthar. II, S. 246 ff.) — Dieser rein ethischen Auffassung zur Seite steht das in geheimnisvolles Dunkel gehüllte poetische Motiv von dem auf das Gold gelegten Fluche,[2] v. 3051 ff., 3066 ff., das auf fremde — klassische oder christliche — Einflüsse direkt zurückzuführen ausnehmend gewagt wäre.[3]

5. Das Schöpfungslied, das der Sänger in der Halle Heorot anstimmt v. 90 ff., obschon ganz und gar christlichen Charakters, mag sehr wohl durch das entsprechende Lied in Didos Palast (s. oben) angeregt worden sein; ungewöhnlich ist und bleibt es an seinem Orte.

b) Gewisse Gefühle, Gesinnungen, allgemeine Beobachtungen werden in beiden Gedichten in ähnlicher Weise zum Ausdruck gebracht.

1. Die sentimentale Anwandlung der Geaten, die daran verzweifeln, die liebe Heimat je wiederzusehen, *nænig heora þohte þæt he þanon scolde | eft eardlufan æfre gesecean, | folc oþðe freoburh, þær he afeded wæs* 691, die wenig zu der unmittelbar vorher vernommenen Ruhmrede Beowulfs (freilich ganz gut zu dessen eigener fast krankhaften Ausmalung des ihm bevorstehenden grausigen Geschickes, 445 ff.) paſst, findet ein Gegenstück in verschiedenen Schilderungen der Aeneis: II 137 *nec mihi iam patriam antiquam spes ulla videndi | nec duplicis natos exoptatumque parentem;* X 671 *Laurentisne iterum muros aut castra videbo?* X 781 *sternitur infelix alieno vulnere caelumque | aspicit et dulcis moriens reminiscitur Argos;* X 435 *egregii forma, sed quis Fortuna negarat | in patriam reditus.*

Inwieweit überhaupt die im Beowulf so stark zutage tretende Weichheit des Gefühls fremdem Einfluſs zuzumessen ist, läſst sich begreiflicherweise schwer feststellen. Wer möchte entscheiden, ob die befremdlichen Tränen Hroðgars, v. 1870 ff., germanischen, keltischen oder Vergilschen Ursprungs sind? Tränen flieſsen überreich in der Aeneis (z. B. II 271, VI 455, VIII

---

[1] Nibel. 1494 *diu gir nâch grôzem guote vil bœsez ende gît.*

[2] Vgl. z. B. Kemble, 'Saxons in England' II 57; Gummere, 'Germ. Origins', S. 470; Reginsm., st. 5, Fáfnism., st. 9, 20, Skáldskaparm., c. 41; Klage 96 ff.

[3] Der Gedanke wird in ausgesprochen christlicher Prägung: 'Die Sünde der Habgier veranlaſst durch den Teufelspfeil' von Hroðgar in seiner berühmten 'Predigt' vorgetragen, v. 1745 ff. Wäre es Spielerei, zu sagen, dies Motiv trete — typischerweise — in dreifacher Gestalt auf, in germanischer, klassischer und christlicher Formung?

559, IX 292, X 465, 505, 628, 790, XI 29).[1] Aber auch der (in Irland erzogene) northumbrische König Oswine und der keltische Missionar Aidan wetteifern miteinander in Sentimentalität (Beda, Hist. Eccl. III, c. 14).[2] Die Geatenkrieger — nicht die zehn feigen Gefährten — machen sich auf, ihren toten Herrn zu schauen — *wollenteare* 3032, und wer möchte zweifeln, daſs sie unverfälschte Tränen germanischer Mannentreue vergieſsen?[3] Wenn aber Hroðgar bei dem bloſsen Gedanken an die Möglichkeit (keine Negation in v. 1875!), daſs er den jungen Helden nicht wiedersehen werde, an Beowulfs Halse schluchzt, so scheint dies die Grenze des im germanischen Heldenepos eigentlich Erlaubten zu überschreiten. Allerdings widersprechen diese Tränen dem Gesamtbilde des greisen Königs keineswegs. — Übrigens eine direkte Einwirkung des Christentums in dieser 'Erweichung des Gemüts' (vgl. Heinzel, 'Stil der altgerm. Poesie', S. 38) zu erkennen, hätte seine Schwierigkeiten. Der Heliand macht jedenfalls einen männlicheren Eindruck als ein beträchtlicher Teil der ags. Poesie.

2. Wohl nur den Wert einer interessanten Parallele hat die in beiden Epen ausgesprochene heldenmütige Alternative: 'Entweder siegen oder sterben'. Beow. 2535 *ic mid elne sceall | gold gegangan, oððe guð nimeð ... frean eowerne,* ähnlich 634 ff.; Aen. X 449 *aut spoliis ego iam raptis laudabor opimis | aut leto insigni,* X 862 ff. (Cf. Wald. I 8 f., Mald. 207 f., 291 ff., Gen. 2037 f.; Saxo [ed. Holder] 59, 4 ff. [Hialtos Lied]).[4]

3. 'Der Feind soll mir nicht entrinnen', so verspricht Beowulf: *no he on helm losaþ, | ne on foldan fæþm, ne on fyrgenholt, | ne on gyfenes grund, ga þær he wille* 1392. Die nämliche Erklärung schleudert Aeneas seinem Hauptgegner Turnus ins Gesicht: ... *aut quid iam, Turne, retractas? ... verte omnis*

---

[1] In Zapperts Worten (S. 27): 'So vereinigen sich in unseren Epen Virgilische Tränen mit Davidisch- und Maria Magdalenischen Buſszähren zu einem Strome, der alle Ufer der Wahrheit überschreitet, und Karl, der völkerbezwingende Kaiser, vergieſst im Rolandsliede mehr Tränen als Blut.'

[2] Bugge, Beitr. XII 77 f. wirft die Frage auf, ob der elegische Zug der ags. Poesie nicht zum Teil dem Einfluſs keltischer Dichtung zu verdanken sei.

[3] So läſst Kingsley beim Tode des Amalers seine Getreuen wehklagen: 'And then, to the utter astonishment of the girls who stood round, the great simple hearts, too brave to be ashamed of tears, broke out and wailed like children.' Hypatia, ch. XXIX. Über die ererbte elegische Stimmung der Angelsachsen vgl. Gummere, 'Germ. Origins', S. 330 f.; Ehrismann, Beitr. XXXV 238 f. Cf. Wand. 41 ff., woneben aber in demselben Gedicht dem Manne empfohlen wird: *þæt he his ferðlocan fæste binde,* 13.

[4] Geringer und fast nur sprachlicher Art ist die Verwandtschaft der Stellen, Aen. II 61 f. (*in utrumque paratus* ...) und Beow. 1873 ff., 2895 ff. (*him was bega wen* ...).

tete in facies ... opta ardua pinnis | astra sequi clausumve cava te condere tera XII 889 (sprichwörtlich, s. Anm. von Ladewig-Schaper). Bei anderer Gelegenheit ruft Turnus aus: *quid ago? aut quae iam satis ima dehiscat | terra mihi? vos o potius miserescite, venti: | in rupes, in saxa ... ferte ratem saevisque vadis immittite syrtis ...* X 675. Die von Earle und Holthausen zu Beow. 1392 ff. angeführten Bibelstellen, Ps. 67, 22 f., Amos 9, 2 f., Ps. 138, 7 ff., scheinen mir wegen der Verschiedenheit der Situation erst in zweiter Reihe in Betracht zu kommen.

4. In ihrer Sterberede (IV 650 ff.) wirft Dido — wie viele andere in gleicher Lage[1] — einen Rückblick auf ihr Leben und erklärt: *vixi et quem dederat cursum Fortuna peregi* 653. Ähnlich sagt der sterbende Beowulf (die drei Redeabschnitte 2729 ff., 2794 ff., 2813 ff. bilden im Grunde ein Ganzes): *ic on earde bad | mælgesceafta, heold min tela ...* 2736. Seine letzten Worte nennt der Dichter: (*þæt wæs þam gomelan*) *gingæste* (ἅπ. λεγ. in dieser Bedeutung!) *word* (*... ær he bæl cure*) 2817, entsprechend den *novissima verba* 650, die die unglückliche Königin ausspricht, bevor sie sich auf dem Scheiterhaufen den Tod gibt. *novissima verba* (*mandata*) (Abschiedsworte) findet sich auch Aen. VI 231, XI 825.

5. 'Der Kampf wäre beendigt (das Leben verloren) gewesen, wenn nicht dieses oder jenes sich ereignet hätte.' Dieser Gedanke kommt in der Aeneis mehrfach zum Ausdruck: IX 757 *et si continuo victorem ea cura subisset ... ultimus ille dies bello gentique fuisset;* X 324 ff.; cf. V 232 ff. (Prudent., Psych. 501 ff.). So im Beowulf: *hæfde ða forsiðod ... under gynne grund ... nemne him heaðobyrne helpe gefremede ...* 1550; *ætrihte wæs | guð getwæfed, nymðe mec God scylde* 1657. (Ein ähnlicher hypothetischer Satz irrealer Art: *þæt næfre Grendel swa fela gryra gefremede ... gif þin hige wære ...* 591.)

6. Die an Turnus gerichteten Worte, XII 57 *spes tu nunc una ..., decus imperiumque Latini | te penes, in te omnis domus inclinata recumbit,* so XII 653 ff., finden eine Parallele in Beow. 2149 *gen is eall æt ðe | lissa gelong; ic lyt hafo | heafodmaga nefne, Hygelac, þec,* 1376 *nu is se ræd gelang | eft æt þe anum.*[2]

7. Hroðgar lobt seine Leute Beowulf gegenüber: *ic þa leode wat | ge wið feond ge wið freond fæste geworhte, | æghwæs untæle ealde wisan* 1863. In gleicher Weise spricht sich Latinus

[1] So z. B. Regnerus — *omnem operum suorum cursum animosa voce recensuit,* Saxo 314, 7; Roland, Chans. de Rol. 2315 ff. Aufserdem aber schilt Dido, wie Sigfrit (Nibel. 930), den Urheber ihres Todes.

[2] Biblische Parallelen sind nicht ausgeschlossen, so z. B. Ps. 61, 2 f., 90, 2 ff., 120, 2; cf. Cr. 152 f., 365 f., Gebet. IV 109 f.

in seiner Anrede an die Trojaner über die angestammte Tugend des Volkes aus, VII 202 *neve ignorate Latinos | Saturni gentem, haut vinclo nec legibus aequam, | sponte sua veterisque dei se more tenentem.*

8. Die generalisierende Zwischenbemerkung im Drachenkampfe: *nearo ðrowode | fyre befongen, se ðe ær folce weold* 2594 (mit dem etwas auffallenden *ær*) könnte ein Echo der dem erschlagenen Priamus gewidmeten Betrachtung sein: II 554 *haec finis Priami, fatorum hic exitus illum | sorte tulit, Troiam incensam et prolapsa videntem | Pergama, tot quondam populis terrisque superbum | regnatorem Asiae.*

c) Verschiedene Einzelzüge der Erzählung.

1. Die Beschreibung des Polyphemus als *monstrum horrendum informe ingens* III 658 (IV 181 *monstrum horrendum ingens* von der Fama) könnte allenfalls an die Unholde im Beowulf erinnern. Das aus Grendels Augen sprühende Feuer: *him of eagum stod | ligge gelicost leoht unfæger* 726 ist gleichfalls bei Vergil vertreten: dem gräfslichen (*horrendus*) Charon — *stant lumina flamma* VI 300. (Von dem kampfwilden Turnus heifst es: *totoque ardentis ab ore | scintillae absiliunt, oculis micat acribus ignis* XII 102.) Übrigens ist der Gebrauch von *standan* Beow. 726 idiomatisch im Ae. (so z. B. auch Beow. 1570, 2313; ae. Annal. A. O. 892 [A]: *cometa ... þær stent lang leoma of,* A. D. 1097 [E], 1106 [G]).[1]

2. Das Aufreifsen der Tür Heorots — wozu wohl eigentlich keine grofse Kraftanstrengung seitens Grendels gehörte — wird mit besonderem Nachdruck vorgeführt: *duru sona onarn | fyrbendum fæst, syþðan he hire folmum hran, | onbræd þa bealohydig ... recedes muþan*[2] 721 (cf. Andr. 999 f.), und später wird berichtet: *wæs þæt beorhte bold tobrocen swiðe ... irenbendum fæst, | heorras tohlidene* 997. Besser am Platze ist die Schilderung des gewaltsamen Aufbrechens von Priamus' Palast: II 480 *limina perrumpit, | postisque a cardine vellit | aeratos; iamque excisa trabe firma cavavit | robora et ingentem lato dedit ore fenestram.* Dazu das Sprengen der Januspforten durch Juno: VII 621 *impulit ipsa manu portas, et cardine verso | belli ferratos rumpit Saturnia postes.*[3]

3. Frage und Antwort bei Ankunft von Fremden (Wer seid ihr? Aus welchem Geschlecht? Was wollt ihr?) Aen. VII 195 ff., VIII 112 ff., Beow. 237 ff. ist ein verbreiteter epischer Zug.

---

[1] Havelok 59: *of hise mouth it stod a stem, | Als it were a sunnebem.*

[2] Schon Gen. 1364: *merehuses muð.*

[3] An das Öffnen des Höllentores durch Christus (wie Sat. 15 f., Cr. 576 [Ps. 23, 7], Harr. of Hell, Bright's Ags. Reader 133 ,13 ff., vgl. auch Sat. 517 ff., Cr. 808 ff.) ist schwerlich zu denken. [Nicht unmöglich wäre es, dafs ein altes Märchenmotiv zugrunde liegt; s. Panzer, 'Beowulf' S. 125 f.]

Vgl. Hildebr. 8 ff., Helgakv. Hund. I, st. 33 ff., II, st. 5 ff., Vols. Saga, c. 26; Grettis Saga, c. 19; Walthar. 587 ff.; Hel. 554 ff. — W. Grimm, Heldens., S. 411; Althof, Walthar. II, S. 186 f.

4. *Đa se wisa spræc* | *sunu Healfdenes — swigedon ealle* Beow. 1698. *Conticuere omnes intentique ora tenebant;* | *inde toro pater Aeneas sic orsus ab alto* Aen. II 1. Dafs die Versammelten beim Beginn einer Rede, zumal aus dem Munde des Herrschers, schweigen, mag an und für sich nichts weniger als merkwürdig sein. (So Mald. 92 *beornas gehlyston*; vgl. Grimm, R. A., S. 853; Vilmar, 'Deutsche Altertümer im Heliand', S. 76; Lagenpusch, 'Das germanische Recht im Heliand', S. 41; Aen. X 101; auch XI 120 f. [am Schlufs der Rede]).[1] Indessen ist wohl zu beachten, dafs die Ausdrucksweise *swigedon ealle* in der ganzen ae. Dichtung nur hier (und, wohl als Nachahmung, Andr. 762) vorkommt, und zwar, wie in der Aeneis, vor der längsten oder doch jedenfalls eindrucksvollsten Rede.[2]

5. Dido empfindet schmerzliche Sehnsucht nach Aeneas, wenn sie sich abends von ihm getrennt hat: *sola domo maeret vacua, stratisque relictis* | *incubat; illum absens absentem auditque videtque* IV 82. Ähnlich trauert der einsame Alte um den ihm entrissenen Sohn: *gewiteđ þonne on sealman, sorhleođ gæleđ* | *an æfter anum; þuhte him eal to rum,* | *wongas ond wicstede* 2460.

6. Aeneas, im Begriff, dem besiegten Turnus das Leben zu schenken, wird durch den Anblick des dem Pallas geraubten Schwertgurtes zur Wut entflammt und durchbohrt den Gegner, XII 940 ff. So soll den jungen Heađobarden das Schwert seines erschlagenen Vaters an der Seite eines Dänen zur Rache reizen, Beow. 2032 ff.: *meaht þa min wine, mece gecnawan ...?* 2047. (Auch Sigfrits Schwert im Besitz Hagens empört Krimhilt, Nibel. 1721 f.; cf. Sarrazin, E. St. XXIII 239.)[3]

---

[1] Zum Ausdruck *heal swege onfeng* 1214 (vom Applaus) vgl. I 725 *it strepitus tectis vocemque per ampla volutant* | *atria.*

[2] Es ist die längste Rede im ersten Teil des Beow. Noch länger ist Beowulfs Bericht an Hygelac, 1999 ff., und die sich in Abschweifungen verlierende Botenrede, 2899 ff.

[3] Entlehnung aus Vergil möchte man im ersten Augenblick bestimmt annehmen in dem folgenden merkwürdigen Beispiel. Der sehr charakteristische Gedanke, dafs es ehrenvoll sei, von der Hand eines hohen Helden zu fallen: Aen. X 829 *hoc tamen infelix miseram solabere mortem,* | *Aeneae magni dextra cadis,* XI 688 *nomen tamen haut leve patrum* | *manibus hoc referes, telo cecidisse Camillae,* cf. XII 323, begegnet auch Nibel. 2239, wo der zu Tode getroffene Wolfhart sich noch rühmt: *vor eines küneges handen lig ich hie hêrlîchen tôt.* Ja, sogar in Bedas Kirchengeschichte (II, c. 12) klingt derselbe wieder, indem der vor König Aedelfriđs Nachstellungen (*insidiis*) geflohene Eadwine erklärt: *quin potius, si moriturus sum, ille magis quam ignobilior quisquam me morti tradat* (etwas seltsam im Hinblick auf etwaigen Meuchelmord oder Vergiftung), vgl. Angl. XXVII

7. Des Turnus Schwert zersplittert wie Eis, XII 740 *mortalis mucro glacies ceu futtilis ictu | dissiluit,* und nur der Griff bleibt in seiner Hand: *ut capulum ignotum dextramque aspexit inermem* 734. Dem Beowulf schmilzt das Schwert tatsächlich — *ise gelicost* 1608, und nur das Heft (*hilt*) bleibt zurück. Nebenbei, der Gebrauch des Superlativs *gelicost* (so im Beow. noch *fugle, ligge, style gelicost* 218, 727, 985, auch im As. und Altnord. [wie bei Shakespeare und Milton] bekannt), analog dem Vergilschen *simillimus* II 794, VI 522, VI 722 (und sonst in lateinischer Dichtung), berechtigt zu keinen weiteren Schlüssen.

Von der Aufzählung anderer, mehr entlegener Analogien, bei denen die Wahrscheinlichkeit der Entlehnung ziemlich gering ist, darf füglich abgesehen werden.

V.

Von nicht geringer Wichtigkeit sind die leicht zu entdeckenden Parallelen im sprachlichen Ausdruck. Natürlich ist es oft schwer, wenn nicht unmöglich, festzustellen, ob es sich um spontane Entwickelung einheimischer Form oder um Aneignung fremden Gutes handelt. (S. die kurzen, treffenden Bemerkungen von Heinzel, 'Stil der altgerm. Poesie', S. 1 f.) Zuzugeben ist ferner, dafs für manche Einzelheiten des Ausdrucks auch andere Werke der römischen (zumal christlichen) Literatur als Quellen oder Vorbilder gedient haben könnten. Auch ist mit der Möglichkeit zu rechnen, dafs der Dichter die schon von seinen ags. Vorgängern gehandhabten Formen übernahm. Immerhin dürfte eine Reihe von überzeugenden Fällen der Entlehnung anzuerkennen sein.

1. Den sehr bemerkenswerten Gebrauch von *laf* 'c. gen. der Sache, der etwas entronnen ist' (Grein) [im Beow.: a) *sweorda lafe* 2936, b) *fela laf* 1032, *homera lafe* 2829, *bronda lafe* 3160; auch aus Gen., Ex., Dan., Räts., Phoen., Brunanb. bekannt] verknüpfte Cook, Am. J. Phil. VI 476 ff.[1] mit der Vergilschen Wendung *reliquias Danaum atque immitis Achilli* Aen. I 30, III 87, *reliquias Danaum* I 598, ohne jedoch di-

257. Desgleichen in Saxo VIII 268: *Starcatherus ... incruenta morte defungi ignobile ratus, ut specioso obitu preterite vite claritatem augeret, maluit ab ingenuo quouis interfici, quam serum nature iaculum opperiri,* wenngleich das Hauptgewicht hier auf die Scheu vor dem Strohtode fällt. Ferner in Malory's Morte d'Arthur, b. XXI, ch. II: *for of a more nobler man myghte I not be slayne.* Offenbar mufs die weite Verbreitung des Motivs den Quellenjäger zur Vorsicht gemahnen.

[1] Zu *wealaf* Beow. 1084, 1098 s. auch Angl. XXV 294. Die übliche Bedeutung von *reliquiae* ist Aen. V 787 *reliquias Troiae,* VII 244 *reliquias Troia ex ardente receptas* anzutreffen, cf. I 679 *dona ferens pelago et flammis restantia Troiae.*

rekte Bekanntschaft des Beowulfdichters mit Vergil in Betracht zu ziehen. (Vgl. übrigens Gen. 2019 *an gara laf, se þa guðe genæs;* Beow. 2365 *lyt eft becwom | fram þam hildfrecan hames niosan,* an *reliquias ... immitis Achilli* anklingend.) Die Ausdrucksweise ist so eigenartig,[1] dafs Entlehnung auf ags. Seite nicht angezweifelt werden kann. Die Übertragung auf Waffen, Geräte u. dgl. erklärt sich aus der Lust an der Personifikation, die in Räts. 71, 3 *nu eom wraþra* [cf. 91, 1 f.] *laf,| fyres and feole* (cf. Aldhelm, Aenigm. IV, 8, 7: *malleus in primo memet formabat et incus*) klar zutage liegt. Dafs die hierhergehörige Kenning *hamora lafum* Brunanb. 6 von Henry of Huntingdon nicht mehr verstanden wurde (D. Abegg, 'Zur Entwicklung der historischen Dichtung bei den Angelsachsen', S. 106), ist eine sehr interessante Tatsache.

2. Die kühne Metapher: (*Hygelac* ...) *hiorodryncum swealt, | bille gebeaten* 2358 begegnet, nur in etwas weniger gedrängter Form, in Aen. XI 804: (*hasta* ...) *virgineumque alte bibit acta cruorem* (vom Tode der Camilla) und könnte sehr wohl daher stammen.[2]

3. Die dichterische Umschreibung für 'töten': *under sceadu bregdan*[3] 707 sieht entschieden verdächtig aus, weniger wegen des Gebrauchs von *under* 'hinunter zu' (Mod. Ph. III 257) als wegen der klassischen 'Schatten'. So heifst es Aen. XII 952 (Schlufsvers des Epos) = XI 831: *vitaque cum gemitu fugit indignata sub umbras,* IV 25 *vel pater omnipotens abigat me fulmine ad umbras,* cf. XI 81, VI 619.

4. Aus derselben Quelle erklärt sich ein weiterer bildlicher Ausdruck für den nämlichen Gedanken: *swefeð ond sendeþ* 600. Es war eine glückliche Idee von Schücking (E. St. XXXIX 103 f.), auf die Möglichkeit der Verwendung von *sendan* im Sinne von *forsendan* aufmerksam zu machen. (S. übrigens auch 2265 *bealocwealm hafað | fela feorhcynna forð onsended.*) Der Stein des Anstofses würde gänzlich beseitigt werden, wenn wir *sendan* dem lat. *mittere* gleichsetzen: Aen. XII 514 ... *et maestum mittit Oniten,* XI 397 *sub Tartara misi,* IX 785

[1] Servius' Kommentar: '*relliquias* autem *Danaum* dupliciter et a Troianis et a Graecis dici possunt'.

[2] Den Ausdruck *gladius inebriatus* in der Vita duorum Offarum möchte E. Rickert (Mod. Ph. II 66 ff.) aus einem verlorenen ae. Gedichte herleiten. — Andere Parallelen: Deuteron. XXXII 42 *inebriabo sagittas meas sanguine, et gladius meus devorabit carnes* (so Vesp. Hym. 7 mit der Glossierung *indrencu*). Ovid, Metam. VII 333 *stringite ... gladios veteremque haurite cruorem.* — Thackeray, Henry Esmond, b. III, ch. VI: he died by the bloody sword which already had drunk your own father's blood.

[3] Gu. 647 *under scæd ... scufan ... ne in bælblæsan bregdon* verrät augenscheinlich Nachahmung der Beowulfstelle.

miserit Orco, XI 81 *quos mitteret umbris*, VI 543. (X 662 *demittit ... Morti*, IX 527 *demiserit Orco*, XII 884; — X 319 *deiecit Leto;* IX 496 *detrude sub Tartara*, VII 773.)[1]

Nebenbei kann die öfter mifsverstandene Stelle Beow. 1213 *Geata leode | hreawic heoldon* durch Aen. X 740 f. *te quoque fata | prospectant paria atque eadem mox arva tenebis* erläutert werden. (Jud. 322 *hi on swaðe reston.*)

5. Das den Kämpfer im Stiche lassende Schwert: *guðbill geswac | nacod æt niðe* 2584, *sec ecg geswac* 1524, 1460, 2681 (Wald. I 2) könnte aus der Übertragung der Gefolgschaftsidee auf den 'Kampffreund' (*guðwine* 1810, 2735) erklärt werden. Jedoch ist die Parallele Aen. XII 731 *perfidus ensis | frangitur in medioque ardentem deserit ictu,* zumal zu Beow. 2680: (*mægenstrengo sloh | hildebille ...*) *Nægling forbarst, | geswac æt sæcce sweord Biowulfes* sicher höchst beachtenswert.

6. Auch das 'nackte' Schwert, das merkwürdigerweise nur Beow. 539 (*swurd nacod*), 2585 (*nacod*) und im (pros.) Boet. 65, 29 (ed. Sedgefield) vorkommt, findet in Aen. IX 548, XII 306 *ense nudo* seine Entsprechung.

7. Selbst die auch sonst bezeugten (so El. 117, Jud. 221, Mod. 35, Hildebr. 64, vgl. *scurheard* Beow. 1033, Andr. 1135, wozu Krapps Anm.) 'Schauer' der Geschosse wären wenigstens in den Versen Beow. 3116 f. *isernscure ... stræla storm* als Vergilreminiszenz denkbar: Aen. XII 284 *tempestas telorum ac ferreus ingruit imber.* Das in demselben Zusammenhang gebrauchte *strengum gebæded* 3117 erinnert an *viribus ensis adactus* IX 431, *tum validis flexos incurvant viribus arcus* V 500.

8. Der bekannte Ausspruch *gæð a wyrd swa hio scel* 455[2] (vgl. übrigens auch Gen. 2354 [*sceal ...*] *soð forð gan | wyrd*) darf neben Vergils *fata viam invenient* III 395, X 113 gestellt werden. (Walthar. 1348 *si fortuna viam non commutaverit.*) — Desgleichen *fors siqua tulisset* II 94 neben *swa unc wyrd geteoð* 2526; vielleicht *quo fata trahunt retrahuntque sequamur* V 709 neben *wæs þæt gifeðe to swið, | þe ðone ... þyder ontyhte* 3085.

9. Der im Beowulf besonders häufig belegte Gebrauch von *gifeðe wesan* (*weorðan*), namentlich mit folgendem Nebensatze: *godfremmendra swylcum gifeþe bið, | þæt þone hilderæs hal gedigeð* 299, *me gyfeþe wearð, þæt ...* 555, 2682 (2491), — dazu das Substantiv *gifeðe* 'Geschick' 3085 (vgl. Grimm, D. M.[4], 741)

---

[1] Atlam. 56: *sendoþ systur helio.*

[2] Gunnlaugssaga, c. 11 (fin.): *enda varþ þat fram at koma, sem til dró.*

ist analog dem lat. *dari, datum esse*: Aen. I 408 f. *cur dextrae iungere dextram | non datur,* VII 313 *non dabitur regnis ... prohibere Latinis,* VI 140, 327, 66, V 689.

10. Beow. 2093 *to lang ys to reccenne hu ...* erinnert an das lat. *longum est ...* oder etwa Aen. I 341 *longa est iniuria, longae | ambages.* (Räts. 40, 22 *long is to secganne hu ...,* cf. Andr. 1481, Gu. 502.)

11. 'Sorgenwallungen' (Wallungen des Gemüts, Brennen des Herzens usw.) sind zwar an und für sich nichts besonders Merkwürdiges (vgl. für das Ae. und As.: Grein, Sprachsch. II 672; Gummere, Ags. Metaphor, S. 40; Sievers, Heliand, S. 447), aber die ungewöhnliche Vorliebe für dies Bild in der Aeneis wie im Beowulf ladet doch zur Aufmerksamkeit ein. Vgl. Aen. VIII 19 *magno curarum fluctuat aestu,* IV 531 *ingeminant curae, rursusque resurgens | saevit amor, magnaque irarum fluctuat aestu,* XII 486 *vario ... fluctuat aestu, | diversaeque vocant animum in contraria curae,* IX 798 *mens exaestuat ira,* XII 527 *fluctuat ira | intus* (Walthar. 1138 *aestuat immensis curarum fluctibus*), XII 666 f., X 680, XII 831; IV 68 *uritur infelix Dido,* IV 101 *ardet,* VIII 163 *mens ... ardebat amore,* VII 550 *accendamque animos,* IX 66 (*Rutulo*) *ignescunt irae, duris dolor ossibus ardet.* — Beow. 282 *ond þa cearwylmas colran wurðaþ,* 2065 ... *weallað wælniðas, ond him wiflufan | æfter cearwælmum colran weorðað;* 904, 1993 *sorhwylmas,* 1877 *breostwylm,* 2331 *breost innan weoll | þeostrum geþoncum,* 2113 *hreðer inne weoll,* 2463 *heortan sorge | weallinde wæg,* 2599 *in anum weoll | sefa wið sorgum.* Als eine individuell ausgestaltete Form dieser Metapher sehe ich den eigentümlichen Gebrauch des Verbums *seoðan* in 189 *swa ða mælceare maga Healfdenes | singala seað,* 1992 *ic ðæs modceare | sorhwylmum seað* an, das weder durch 'in Wallung sein, brüten über etwas' (Heyne) noch durch 'to prepare food for the mind' (B.-T.) übersetzt werden darf. Es ist vielmehr wörtlich: 'brachte die Sorge zum Wallen'[1] und ist der Vergilschen Wendung IV 564 *variosque irarum concitat aestus* nicht unähnlich. Dafs daneben der — in der Konstruktion natürlich durchaus verschiedene — bekannte Gebrauch des lat. *coquere* (auch in der Aen. VII 345 *quam ... femineae ardentem curaeque iraeque coquebant;* vgl. B.-T., s. v. *seoðan*) eingewirkt hat, ist nicht ganz ausgeschlossen.[2]

---

[1] Zu der in dem Ausdruck liegenden energischen Betonung der Tätigkeit vergleiche man 183 *wa bið þæm þe sceal ... sawle bescufan | in fyres fæðm.*

[2] Sonstige Vergilsche Metaphern für dieselbe Idee, wie *regina ... saucia cura | volnus alit* IV 1 f., *animum pictura pascit inani* I 464 (X 627 *spes pascis inanis*), *necdum anticum saturata dolorem* V 608, *te ... edit dolor*

12. Analogien im Gebrauch gewisser Verba:

wordum nægde (Ms. *hnægde*) 1318 (zur Etymologie und Bedeutung s. Holthausen, Indog. Forsch. XX 320); *adgredior dictis* Aen. III 358, IV 92, 476, VI 387 (IV 265 *invadere,* IV 107 *ingredi*).

metan = 'einen Weg durchlaufen', im Ae. auffallenderweise auf Beow. (514 *mæton merestræta*, 924 *medostigge mæt*), Ex., El. beschränkt, ist genau das lat. *(e)metiri* = 'locum aliquem eundo percurrere' (Forcellini, Lexicon), das der Dichter u. a. in der Aen. XI 244 *atque iter emensi casus superavimus omnis,* II 181 *pelago remenso,* III 143 f. *remenso mari* finden konnte.[1]

emere = 'erkaufen' im figürlichen Sinne, IX 206 *qui vita bene credat emi ... honorem,* X 503 *magno cum optaverit emptum* | *intactum Pallanta* kehrt wieder im Beow.: 972 *no þær ænige swa þeah ... frofre gebohte,* 3011 ff. ... *sylfes feore* | *beagas* [*geboh*]*te,* 1304 *ne wæs þæt gewrixle til,* | *þæt hie on ba healfa bicgan scoldon* | *freonda feorum,* 2481 *þeah ðe oðer hit ealdre gebohte,* | *heardan ceape,* 2799 *nu ic on maðma*~*hord mine bebohte* | *frode feorhlege.* (Das kirchliche *redimere* wird fernzuhalten sein.)

temptare viam III 520, *temptare aequora* II 176 ist parallel der Verwendung von *cunnian*: 508 *wada cunnedon,* 1426, 1445 *sund cunnian; temptare latebras* II 38 gemahnt an *eard cunnode* 1500; IV 113 *animum temptare* (*precando*) an (*geongum cempan* ...) *higes cunnian* 2044 f.

rumpere vocem in III 246: *rumpitque hanc pectore vocem,* XI 377 *rumpitque has imo pectore voces,* ähnlich II 129, IV 553,[2] cf. V 482 *effundit pectore voces,* ähnlich V 780, VII 292, VI 55 (VI 686 *vox excidit ore*). Cf. Beow. 2791 *oð þæt wordes ord* | *breosthord þurhbræc,* 2550 *let ða of breostum ... word ut faran.* S. Arch. CXX 155.

acuere in VII 330: *quam Iuno his acuit verbis,* VII 406 *primos acuisse furores* entspricht dem Verbum *hwettan*: 204 *hwetton higerofne.* (490 *swa þin sefa hwette.*)

edere vom Feuer: V 682 *lentusque carinas* | *est vapor,* V 752 (II 758 *ignis edax*[3]). — Beow. 3014 *þa sceall brond fretan;* 3114.

XII 801, *cura remordet* VII 402, *volutat corde* IV 523, VI 157, 185, *volvens* I 305, VII 254, *turbati animi* VIII 4, 29, können zur Erklärung nichts beitragen.

[1] So z. B. Saxo 301, 30 (*Regnerus* ...) *emensusque fretum* ...

[2] Vgl. z. B. auch Dan. III 95 *erumpens Nebuch. ait;* Prudent., Psych. 749 *erumpit in vocem.*

[3] Natürlich auch sonst zu finden.

Die offenbar latinistische Metapher *wæs þàm yldestan ... morþorbed stre[i]d* 2435 setzt Kenntnis von *lectum sternere* voraus, das in der Aeneis wenigstens durch *stratum* vertreten ist, III 513, IV 392[1] sowie durch die Wendungen *pellibus incubuit stratis* VII 88, *stratisque iacebat | velleribus* VII 94.[2]

Anhangsweise zählen wir eine Reihe von Ausdrücken und Konstruktionen auf, die einen entschieden lateinischen Eindruck machen,[3] aber entweder ebensogut oder besser aus anderen lat. Werken abgeleitet werden könnten.

Zunächst gewisse wohlbekannte Fälle von Metonymie und Metapher. *foldan bearm* 1137 (schon Gen. 1488, 907 *eorđan bearm*). So z. B. Aen. III 509, VII 233 *gremium* (*telluris*).[4] — *heofones gim* 2072 (= Sonne), auch in anderen Dichtungen, s. Grein, Sprachsch. I 510, Cook zu Cr. 1150, Grimm, D. M.[4] 586. (Aufserdem übertragen auf Christus[5]: Phoen. 516, und *heafodgimmas* = Augen, vgl. Krapp zu Andr. 31, 50.[6]) S. Forcellini, Lexicon, s. v. *gemma,* 8. — *heofones wyn* 1801 (*hearpan wyn* 2107) erinnert an *gaudium*. S. Forcellini, s. v. *gaudium,* 4;

---

[1] Auch in der Vulgata, z. B. Ps. VI 7, Dan. II 29, IV 2.

[2] Das 'Singen' der Hörner, Aen. V 113, X 310, Beow. 1432, 2944, sowie das 'Aufsteigen' des Lärms u. dgl. (782 *sweg astag*, 128 *þa wæs wop up ahafen*, 1160; Aen. XI 745 *tollitur clamor*, 831 *surgens clamor*, X 635; vgl. Gummere, Ags. Metaphor, S. 30) kann schwerlich als Übertragung in Anspruch genommen werden. — Auch die Übereinstimmung von *caeli meatus* Aen. VI 849 und *swegles begong* 860, 1773 würde beachtenswerter sein, wenn man nicht zugleich *geofones, floda, sioleđa begang* u. dgl. anträfe. S. auch Cook zu Cr. 883, Krapp zu Andr. 208. — Wenigstens als interessante Parallele verdient Erwähnung: Beow. 2406 ... *secg,* | *se þæs orleges or onstealde ... hean*, Aen. XI 479 ... *virgo,* | *causa mali tanti, oculos deiecta decoros.*

[3] Wollte man auf ursprüngliche Graecismen fahnden, so liefsen sich einige Fälle nachweisen, in denen man jedoch schwerlich mehr als blofse Parallelen sehen würde: *oft nales æne* 3019 (s. Cook zu Cr. 1170); *eodor Scyldinga* 428, 663, 1044, cf. ἕρκος Ἀχαιῶν (Bugge, 'Home of the Eddic Poems', S. 124); *folces hyrde* 610, 1832, 2981, cf. ποιμὴν λαῶν (doch wäre auch das biblische *pastor* und vor allem der echt germanische Charakter von *hyrde* [s. Kluge, Beitr. X 439 f.] zu erwägen). *wæteres hrycg* 471 (Sal. 19, Par. Ps. 68, 2, *ofer hreone hrycg* Cr. 858, *yþa hrycgum* Räts. 4, 33) stellt Cook (zu Cr. 858) mit dem Homerischen νῶτα θαλάσσης zusammen, aber daneben finden sich doch auch *dorsum maris, tergum pelagi* und ähnliche Verbindungen. (Ein etwa mifsverstandenes *vadi dorsum* Aen. X 303 wird man indessen kaum als Quelle namhaft machen.)

[4] So Prudent., Cathem. X 126; Aldhelm, Aenigm. IV 10, 1. — Beow. 2404 *him to bearme* ('in seinen Besitz') *cwom*, 21 *feohgiftum on fæder [bea]rme* (J. Engl. & Germ. Ph. VI 190) könnte möglicherweise auf das oft mit *gremium* wechselnde *sinus* weisen; Forcellini, s. v. *sinus*, 20.

[5] Mone, Lat. Hym. I 157, 57 *Salve gemma nobilis,* | *vera margarita* (allerdings aus einer sehr späten Hs.). Vgl. Cook zu Cr. 1195.

[6] Aldhelm, Aenigm. III 4, 6 *dormio nam patulis non claudens lumina gemmis.*

Charitius, Angl. II 305; Cook zu Cr. 71. — *wigena weorð-mynd* 1559 (= Schwert), *kyningwuldor* 665 (= Gott, s. Mod. Ph. III 454) sind mit ziemlicher Sicherheit auf *decus, gloria* zurückzuführen. (Aen. IX 18 [*Iris*] *decus caeli*, IX 405 [*Luna*] *astrorum decus*, XI 508, VI 767 *Troianae gloria gentis*. So z. B. York, Missal I 11 *noctium decus luna*.) — *mægen Deniga* ('Kraft', dann 'streitbare Mannschaft', cf. 'force') klingt an *robur* an, z. B. Aen. VIII 518 *robora pubis* | *lecta*.[1] Außerdem ist es nicht unwahrscheinlich, daß der Dichter bei *mægen-wudu* = Speer (ἅπ. λεγ.) an das lat. *robur* dachte, das sowohl 'Kraft' als 'Holz' bedeutet: 235 (*þegn Hroðgares*) *þrymmum cwehte* | *mægenwudu mundum, meþelwordum frægn*, cf. Aen. X 479 *hic Turnus ferro praefixum robur acuto* | *in Pallanta diu librans iacit atque ita fatur*.

Ähnliche, vielleicht als Latinismen zu fassende Fälle s. bei Gummere, Ags. Metaphor, passim; ferner Mod. Ph. III 263 ff.; selbstverständlich ist unabhängige Entwicklung, wenigstens zum Teil, nicht ausgeschlossen (s. M. Bréal, Semantics, ch. XIII: Abstract words and concretion of meaning).

Fremden Einflusses verdächtig ist z. B. der öftere Gebrauch des Plurals von Abstrakten, wie *mid gryrum ecga* 483, *heortan wylmas* ('das wallende Herz') 2507.

Dasselbe gilt übrigens von unbildlichen Ausdrücken wie *cyme* (257 *hwanan eowre cyme syndon*, so Gu. 1196, *kumi* Hel. 489, 3622, 4022), cf. *adventus* (Aen. X 436 *reditus*), oder *worolde dælas* 1732, das wohl sicher auf lat. *partes* zurückgeht (wie z. B. Bed. 246, 3 *in þæm ofersælicum dælum* = *in transmarinis partibus*).

Beow. 1609 *ðonne forstes bend Fæder onlæteð*, | *onwindeð wælrapas* erinnert an *vincula undarum*; zu *eldo gebunden* (*gomel guðwiga*) 2111 könnte man Aen. V 395 *gelidus tardante senecta* | *sanguis hebet*, II 435 f. *aevo gravior*, II 596 *fessum aetate*, VIII 508, IX 246, Georg. III 95 *morbo gravis aut iam segnior annis* vergleichen.[2] (Gu. 858 *adle gebunden*, Sal. 291 ff. *yldo ... mid ... rumre racenteage*.) Das Bild vom fesselnden Schlaf (so Wand. 39 f., cf. *somno vincire*; Aen. II 253 *sopor fessos complectitur artus*, VI 520 *somnoque gravatum*): *bið se slæp to fæst*, | *bisgum gebunden* 1742 mit eigentümlicher Funktion von *bindan* (etwa 'aufgenötigt', cf. Cr. 68 f. *benda ... niðum genedde*, dazu J. Germ. Ph. IV 108).

---

[1] Das häufige *lectus* 'auserlesen' in Vergil (so V 729 *lectos iuvenes*, IX 48, 146, X 213, 837, XI 60) entspricht (jedenfalls nur zufällig) dem Gebrauch von *(ge)ceosan*: Beow. 205 *hæfde ... cempan gecorone*; 2638.

[2] Aen. IX 610 *nec tarda senectus* | *debilitat vires animi mutatque vigorem*, cf. Beow. 1886 *oð þæt hine yldo benam* | *mægenes wynnum, se þe oft manegum scod*.

Weitere vermischte Beispiele. *gedeđ him swa geweal-dene* (*worolde dælas*) 1732 zu vergleichen mit *subditum facere?* — *ofersittan* 'sich enthalten': 684 *secge ofersittan,* 2528 *gylp ofersittan* steht *supersedere* merkwürdig nahe. — Sowohl *him seo wen geleah* 2323 (übrigens schon Gen. 49, 1446) (*næfne him his wlite leoge* 250) als *he beot ne aleh* 80 könnten direkt ins Lateinische übersetzt werden, s. Forcellini, s. v. *fallere* 1 u. 6 (z. B. Aen. X 608 *nec te sententia fallit;* Vita Guthlaci, c. 31 *nec illos spes fefellit*). — *under segne* (*sinc ealgode*) 1204 ist = *sub signis,* s. Forcellini, s. v. *signum,* 10. — *ne him þæs wyrmes wig for wiht dyde* 2348, cf. *pro nihilo habere?* (Par. Ps. 89, 5 *for wiht ne dođ = pro nihilo habentur*). — *nathwylc* 1513, 2053, 2215, 2224, 2233 (und 274 [*sceađona*] *ic nat hwylc*) könnte dem lat. *nescio quis* nachgebildet sein, wie Körner, 'Angelsächsische Texte', S. 263, annahm, während Grimm, Gram. III 72 f. darin, wie es scheint, nur ein Analogon erblickte.[1]

Lateinische Konstruktionen:

a) Die ausgesprochene Vorliebe für passive Konstruktion auch in Fällen, wo das altgermanische Sprachgefühl vermutlich das direktere Aktivum bevorzugte, z. B. *đa wæs of þæm hroran helm ond byrne | lungre alysed* 1629, *þa wæs eft swa ær ellenrofum ... fægere gereordod* 1787, *þa wæs eft swa ær inne on healle | þryđword sprecen* 642, *forđon sceall gar wesan ... mundum bewunden* 3021, 1399 f., 1896 f., legt den Verdacht lateinischer Muster nahe (s. z. B. Aen. I 216, 440, 574, 637 f., 700, II 146, 196, 266, 705 f., IV 151, 275 f., 313, 416, 466 f., VI 45, 179,[2] X 623). Ich habe den Eindruck, daſs diese Eigentümlichkeit im Beowulf stärker hervortritt als in anderen ae. Gedichten.

b) Ein besonders schlagendes Beispiel bietet der Gebrauch des Passivs von *hatan* mit nachfolgender passiver Konstruktion: *đa wæs haten hreþe Heort innanweard | folmum gefrætwod* (sc. *wesan*) 991. Vgl. R. Kühner, 'Ausführliche Grammatik der lateinischen Sprache' II, S. 529.[3]

c) Der Partizipialgebrauch in *feorcyþđe beođ | selran gesohte þæm þe him selfa deah* 1838 klingt ganz lateinisch: 'ein besuchtes fremdes Land = der Besuch eines fremden Lan-

[1] Sicher nur als Parallelen sind zu nennen: *wundor is to secgan* 1724, cf. *mirabile dictu* (z. B. Aen. I 439); *him on mod bearn* 67 (wie Ælfred, Cur. Past., Pref. *me com swiđe oft on gemynd*, Ælfric, Hom. I 2 *þa bearn me on mode*, s. Gummere, 'Germanic Origins', S. 363), cf. *mihi venit in mentem* (z. B. Aen. IV 39, cf. IV 3).

[2] Vgl. Milton, Par. L. VI 335: Forthwith on all sides to his aid was run.

[3] In der Aeneis findet sich wenigstens z. B. *semperque relinqui ... videtur* IV 466 f.

des ist ein gutes Ding (Komparativ statt Positiv, s. Mod. Ph. III 251 f.) für den ...'. Vgl. Kühner, a. a. O., II, S. 573 ff. (Aen. IX 257).

d) Die Einschachtelung des Superlativs in den Relativsatz: (*hæfde ... Geata leoda | cempan gecorone*) *þara þe he cenoste | findan mihte* 206, cf. *swylce he þrydlicost ... findan meahte* 2869 f. (3161 f.) ist ebenfalls im Lat. zu finden. Kühner II, S. 864 f. zitiert (aus Nepos): *de servis suis quem habuit fidelissimum ... misit.*

e) Einige Fälle des appositiven Partizipiums scheinen lateinischen Einfluſs zu verraten, s. Callaway, 'The Appositive Participle in Ags.', Publ. Mod. Lang. Ass. of Am. XVI 141 ff., besonders 234 f., 302, 305, 309.[1]

f) *wis[c]ton ond ne wendon* 1604 'sie wünschten, ohne es doch zu glauben' (cf. Milton, Par. L. IX 421: he wish'd, but not with hope) läſst sich vergleichen mit lat. Wendungen wie *multi probant oratores et poetas neque intellegunt.* Kühner II, S. 894. (Aen. VI 722?)[2]

VI.

In stilistischer Beziehung bestehen natürlich die eingreifendsten, tief innerlich begründeten Verschiedenheiten zwischen den beiden Dichtungen.[3] Eine einförmige Häufung von Satz auf Satz wie Beow. 2697 ff. wäre bei Vergil undenkbar, während anderseits die elegante, epigrammatische Kürze des

[1] Kein reines absolutes Partizipium ist im Beow. zu belegen. Über *be ðe lifigendum* 2665 (Ex. 324, Botsch. 51) s. Callaway, 'The Absolute Participle in Ags.', S. 42 f.; über *þæt ðu me a wære | forðgewitenum on fæder stæle* 1478, ebend., S. 16. — Zweifelhaft ist lat. Einfluſs in dem periphrastischen (partizip.) Praeteritum: *ehtende wæs* 159, *secggende wæs* 3028, *myndgiend wære* 1105. — Der bei Cynewulf (wie bei Aldhelm) nicht ungebräuchliche Dativ (Instrumental) beim Komparativ (*luce clarius, stane heardra*, vgl. Grimm, Gram. IV² 907—10; Schürmann, Syntax in Cynewulfs Elene, S. 12; Wülfing I, § 65) ist nicht mit Sicherheit nachzuweisen; in 1850 *þæt þe Sægeatas selran næbben | to geceosenne cyning ænigne* ist wahrscheinlich *þæt þe* wie in der ganz analogen Stelle 858 ff. als *þætte* zu verstehen.

[2] Die lat. Lehnwörter seien hier noch zusammengestellt: *draca, deofol, non, candel, (for)scrifan, symbel* (vgl. Bugge, 'Home of the Eddic Poems', S. XX; Holthausen, Angl. Beibl. XIII 226), *gigant, gim, weall, mil(gemearc), stræt, ancor, (hærg)træf* [doch s. Sarrazin, E. St. XLII 1], *win, serce, ceap* (?), *disc, camp* (zweifelhafte Emendation in 2505, aber sicher belegt das abgeleitete *cempa*), *cumbol* (Cook, Mod. Lang. Notes III 6 f.; Holthausen, Alts. Elementarb., § 183; Eckhardt, E. St. XXXIII 104), *or* (Holthausen, Morsbach), *orc(neas)* (schon von Grimm erkannt, D. M. 402, Anm.), *ceaster(buend), orc, segn* (die drei letzten nach Hoops, 'Waldbäume und Kulturpflanzen', S. 574, auf britannischem Boden entlehnt).

[3] Daſs die Variationstechnik, dieser Lebensnerv des altgermanischen Stils, von Vergil und der lateinisch-christlichen Dichtung unabhängig ist, wird von Paetzel, 'Die Variationen in der altgermanischen Alliterationspoesie' (1905), S. 49 f., ausdrücklich konstatiert.

Satzes *una salus victis nullam sperare salutem* (II 354) dem Beowulf ganz und gar nicht gemäſs ist.[1] Ebensowenig sind die kunstreichen 'homerischen' Gleichnisse Vergils in dem ae. Gedicht anzutreffen, in dem sie sich auch recht wunderlich ausnehmen würden.[2] Indessen können wir auch hier einige Parallelen feststellen, aus denen jedoch kaum positive Schlüsse zu ziehen sind.

So die als 'episch' bekannte Wiederholung von mehr oder weniger formelhaften Sätzen oder Satzteilen[3]; die Berufung auf mündliche Überlieferung[4]; das Einflechten allgemeiner, vorzugsweise moralisierender Betrachtungen.[5] Die parenthetischen Zwischensätze in der ae. Dichtung wird man sicherlich nicht als ein fremdes Produkt einschätzen, allein dies im Beowulf mit besonderer Vorliebe gepflegte Stilmittel (s. Krapp, Mod. Lang. Notes XX 33 ff.; Schücking, 'Satzverknüpfung', § 77 ff.) konnte ebensowohl wie die äuſserst charakteristische negative Form der Litotes (Haeuschkel, S. 27 ff., 83; Schücking, 'Beowulfs Rückkehr', S. 25) in der lateinischen Dichtung einen wirksamen Rückhalt finden.

---

[1] Nur ein mindestens ähnlicher Fall ist mir aus dem Beow. gegenwärtig: *wæs gehwæðer oðrum | lifigende lað* 814 (cf. 2564 f.). Ob es bloſser Zufall ist, daſs hier ein augenscheinlicher Latinismus (Gebrauch des Partizip. *lifigende*) vorkommt?

[2] Der etwas umfangreichere Vergleich 1608 ff. ist von der üblichen kurzen Formel nicht wesensverschieden; es ist nur ein ganz idiomatisch klingender erklärender Satz angehängt, cf. 3117 ff., 2544, 1033 ff., 1648.

[3] Z. B. Aen. II 774 *obstipui, steteruntque comae et vox faucibus haesit* = III 48, cf. IV 280; — VIII 596 *quadrupedante putrem sonitu quatit ungula campum* = XI 875 *quadrupedumque putrem cursu quatit ungula campum* (cf. Beow. 2264 *ne se swifta mearh burhstede beateð?*); VI 893, VII 607 *sunt geminae Somni (belli) portae*; V 538, V 572 *monimentum et pignus amoris;* X 745 f. = XII 309 f.; I 216, cf. I 723; III 56 = IV 412; auſserdem wohlbekannte Epitheta wie *divom pater atque hominum rex* I 65, II 648, X 2, *hominum sator atque deorum* I 254, XI 725, oder *pater omnipotens, pius Aeneas, pater Aeneas, pictae carinae*, usw. Aus dem Beow. genügt es, einige Beispiele anzudeuten: *sibbegedriht samod ætgædere, ealdsweord eotenisc, gomel on giohðe, him wæs geomor sefa, næs ic fæge þa gyt, manigre mægðe geond þisne middangeard, se wæs moncynnes mægenes strengest | on þæm dæge þysses lifes, hæle hildedeor, mære þeoden, goldwine gumena* usw., sowie selbstverständlich stereotype Eingangsformen der Rede. (Ohne Bedeutung ist wohl der Gebrauch der gleichartigen Wendungen *fea worda cwæð* Beow. 2246, 2662 [Hildebr. 9], Aen. VIII 154 *sic pauca refert*, X 621 *breviter sic fatur*, VI 398, 538, 672, X 251, XI 315; cf. Par. L. X 115, 157.)

[4] So Aen. VI 14, XII 735 (ut) *fama est*, VII 48 *accipimus*, cf. I 457, IV 173 ff. Über die zweifellos wichtigeren *gefrægn*-Formeln im Beow. s. Mod. Ph. III 243 f., vgl. Althof, Walthar. II, S. 41.

[5] So Aen. II 402 *heu nihil invitis fas quemquam fidere divis*, X 501 *nescia mens hominum fati sortisque futurae ...*; IV 412 *improbe Amor, quid non mortalia pectora cogis!* cf. III 56; IV 169 *ille dies primus leti primusque malorum causa fuit* (cf. Beow. 2309 f.). Beowulfbeispiele für diesen gewiſs ererbten germanischen Zug (Gummere, 'Germanic Origins', S. 478) bei Haeuschkel, a. a. O., S. 62 ff.

(Die Übergangsformel *haut* [*nec*] *mora* III 548, VII 156, X 153, X 308 *nec Turnum segnis retinet mora, sed ...,* cf. Angl. XXV 292, zu Bed. 52, 14, ist auch germanisch wohlbekannt [Mod. Ph. III 245 f.], so im Beow.: 2591, 2845, 2555, 83, 134, 739; *ne ... forwyrnan* Beow. 1142, *ne ... ofteon* 1520, 2489 stellt sich neben *nec recuso* Aen. II 704, *nec negat* VII 8 f.)

Von vornherein lateinischen Einfluſs annehmen darf man (s. Sarrazin, 'Beowulfstudien', S. 140) bei der Figur der Anaphora *hwilum ... hwilum ... hwilum* 864 ff., 2107 ff., die der Dichter u. a. in der Aeneis finden konnte, so I 421 f., 450 f., 631 f., 657, 709, 750 ff., II 29 f., 306, 368 f., 499 ff., 792 f., VII 624 ff., VIII 357 f., X 433 f. (auch von Aldhelm gern angewendet); desgleichen bei der polysyndetischen Reihe, 1763 ff., 1392 ff. (so z. B. Aldhelm [ed. Giles], S. 31; Durh. Rit. 25, 7), und der eindrucksvollen Antithese 183 ff. (vgl. z. B. Aldhelm, S. 17 [De Laud. Virgin., c. XVII], Prudent., Cathem. XI 111 f.; Heinzel, 'Stil der altgermanischen Poesie', S. 46).

Gern möchte man sich weitergehenden Vermutungen über die Möglichkeit gewisser, weniger greifbarer, aber darum nicht minder bedeutsamer Einwirkungen hingeben. Wurde z. B. dem unbekannten Verfasser durch das Studium des römischen Klassikers das Formgefühl dergestalt geschärft, daſs er sich, obwohl mit anderem Material und anderen Formen arbeitend, jene einzig dastehende Feinheit und Strenge des Stils und Versbaues aneignete, die wir mehr und mehr an ihm zu bewundern lernen? Ist die dem Beowulf eigentümliche humane, religiös fast tolerant zu nennende, philosophisch geklärte Sinnesart dem Einfluſs jenes heidnischen Dichters zu verdanken, den die Christen beinahe als einen der ihren verehrten? Solcherlei Fragen sind gewiſs verlockend. Aber ich bin mir wohl bewuſst, daſs ich in der (hier mit allem Vorbehalt mitgeteilten) Jagd nach Analogien bis an die äuſserste Grenze gegangen bin — vielleicht schon darüber hinaus.

The University of Minnesota. Fr. Klaeber.

Postskriptum. Ob sich die Spuren Vergils auch in anderen ae. Gedichten verfolgen lassen? Lediglich als Parallelen seien die folgenden wenigen Fälle angeführt.

1. Bei dem tröstenden Ausspruch (*dictis maerentia pectora mulcet:*) *o socii — neque enim ignari sumus ante malorum — o passi graviora, dabit deus his quoque finem* I 198 (Odyss. XX 18 τέτλαθι δὴ κραδίη, καὶ κύντερον ἄλλο ποτ' ἔτλης) könnte man leicht an den Refrain von 'Des Sängers Trost' denken: *þæs ofereode, þisses swa mæg.*

2. Die kampfesstolze Ironie: 'hier habt ihr Waffen als Geschenke' (Antwort), X 881 '... *nam venio moriturus et haec tibi porto | dona prius'; dixit telumque intorsit in hostem,* IX 635 *bis capti Phryges haec Rutulis responsa remittunt* findet eine Entsprechung in Byrhtnođs höhnenden Worten: *gehyrst þu sælida, hwæt þis folc segeđ? | hi willađ eow to gafole garas syllan, | ættrynne ord and ealde swurd ... sege þinum leodum miccle laþre spell,* Mald. 45. (Cf. Gen. 2069 f.) Auch für die Vorführung der einzelnen Helden in der Schlacht bei Maldon (Reden und Einzelkämpfe) liefse sich ein klassisches Vorbild vermuten, wenn die Rollen nicht fast sämtlich nach e i n e m Schema, und zwar einem in der Aeneis nicht vorkommenden, entworfen wären.

3. Selbst das weitverbreitete, sogar in die Prosa (Annal., A. D. 1003 [E] *yđhengestas*) eingedrungene, auch im Altnordischen bekannte Bild von den 'Wogenrossen' findet sich bei Vergil angedeutet, V 870 *classique immittit habenas.* (Cf. Run. 66 *and se brimhengest bridles ne gymeđ.*)

4. Die Aufzählung der verschiedenen Schicksale der dem Tode Preisgegebenen, X 557 ff. *non te optima mater | condet humi ..., alitibus linquere feris aut gurgite mersum | unda feret piscesque inpasti volnera lambent,* wurde augenscheinlich ein beliebtes, in Variationen verwertetes Motiv, vgl. Prudent., Psych. 720 ff.; Aldhelm, S. 52; Carmen de resurrectione mortuorum V 12 ff. (Grau, 'Quellen und Verwandtschaften der älteren germanischen Darstellungen des Jüngsten Gerichts', S. 153); in der ae. Literatur: Wand. 80 ff., Wyrd. 10 ff., Blickl. Hom. 95, 14 ff. *þeah þe hie ær eorþe bewrigen hæfde, oþþe on wætere adruncan, oþþe wildeor abiton, oþþe fuglas tobæron* (cf. Wand. 81; *ofer heanne holm* 82 scheint auf Konfusion [Kontamination] zu beruhen) *oþþe fixas toslitan;* etwas weiter ab liegt Beow. 1846 ff. (cf. Sigrdrifum., st. 33), Ex. 539 f. (cf. Beow. 1736), Beow. 1763 ff.

5. Es sei noch darauf aufmerksam gemacht, dafs die jedenfalls nicht zahlreichen, dem Beowulf und der älteren Genesis gemeinsamen Vergilanklänge in erster Linie auf Rechnung des Genesisdichters (oder seiner Vorgänger?) zu setzen sein werden.

F. K.

The desert of religion.

II. Handschriftenkritik. Reim und Sprache. Zur Quellenkunde.

Die Handschriftenkritik ergibt zunächst, daſs keine der drei Handschriften aus einer anderen geflossen ist; denn in jeder begegnen einzelne Fehler, wofür die anderen das Richtige geben. Am reichsten an Fehlern ist S, die wenigsten Fehler stehen in A.

Ferner läſst sich zeigen, daſs C und S auf einer gemeinsamen Vorlage β beruhen; denn sie teilen folgende Fehler: *er* statt *is* 228, Vers f. 521—22, 535 (ungeschickt ergänzt C), *lys* statt *blys* und dann selbständig nachgebessert in C und S 718, *presand(e)* statt *tretis* und dazu im nächsten Vers eine banale Phrase mit *hand* statt *englis* 917—18. Vielleicht hat an letzterer Stelle ein national gesinnter Schotte an *englis* Anstand genommen und daher geändert, obwohl die germanischen Schotten bekanntlich bis Lindsay ihre Sprache als 'Inglis' bezeichneten. — Ein Fehler wie *in* statt *the* 118 in A und C konnte leicht auch zwei Schreibern unabhängig voneinander passieren, weil *in* im Vers unmittelbar darüberstand.

Stammbaum der Handschriften:

Danach muſste A dem Texte zugrunde gelegt werden.

Die Reime des Dichters leiden an mancherlei Unreinheit. Verschiedene Nasale werden miteinander gebunden — *tyme* : *dwyne* 85, *sprynges* : *begynnes* 166, : *synnes* 675. Von zwei Konsonanten braucht nur der erste zu reimen — *braunches* : *distaunces* 249, *buriounes* : *confundes* 261. Vielleicht gehört hierher auch die Vernachlässigung des *w* in *felose* : *dose* 10, *feelus, folows* : *vertus* 776, *groves* : *boghes* 41 u. ö. Dagegen haben wir es mit Doppelformen zu tun bei *neste* vom nördlichen Positiv *nee* : *breste* 308 und *next* : *text* 740. Eine Reihe Reime mit bloſs scheinbaren Konsonanten-Unreinheiten braucht uns hier nicht aufzuhalten.

In vokalischer Hinsicht ist quantitative Unreinheit festzustellen bei *sees* : *bestees* 35, *hald* : *cald* 21 u. ö., *dose* : *felose* 9, *herer* : *er* 545, *sonn* : *contemplacioun* 743, *place* : *wase* 927, während in *ten* (: men) 433 wohl schon Kürzung, in *wende* (: fende) 13 vielleicht Dehnung eingetreten war. Qualitative Unreinheit in

Vokalen liegt vor bei *swete* : *ette* 167, 431, *bene* : *clene* 625, *forgefe* : *forgrefe* 403, vielleicht in *groves* : *boghes* 41 u. ö. In *marred* : *werld* 291, 681 u. dgl. ist natürlich älteres *merred* und die berechtigte Doppelform *werd* einzusetzen.

Dialektische Reime. Was Vokale betrifft, ist ags. *æ* niemals in südlicher Weise auf *e* gebunden — *was* : *pas* 66, : *place* 928, *hase* : *solace* 402. Langes *a* ist in nördlicher Art durchaus bewahrt: 21 = 784 = 846 = 860, 154, 213 = 447, 449, 502, 533, 603 = 912, 643. Immer ist ags. *y, ŷ* in anglischer Weise entrundet: 311, 456, 553 = 676 = 706 = 841, 785, 787; 89 = 183, 639, 662, 672. Für ags. *êa* oder an. *ǽ* + *j* steht in nördlicher Art *ee* — *hee* : *tre* 684, 894, *sle* : *tre* 428. Dehnung des *i, u* in offener Silbe ist häufig — *lyfes* : *grefes* 151, *-schepe* : *kepe* 334, 440, 883; *lofe* : *profe* 754, 877. Dafs ws. *ǽ*, ang. *ê* bald mit offenem *e* (122, 667, 772, 794, 929), bald mit geschlossenem (278, 297, 730, 879, 856) gefügt wird, fällt bei der Gleichgültigkeit unseres Reimers gegen diese beiden Laute nicht ins Gewicht. Sehr charakteristisch aber für den Norden ist die Bindung von *ö* : *ü* — *dose* : *vertuse* 189, : *use* 563.

Die Konsonanten erfahren vielfach ausgesprochen nördliche Behandlung. So ist in *wirke* (: irke) 311 die gutturale Tenuis bewahrt, in *ta* (: ga) 214 und *mase* (: slase) 533 gefallen. Für ags. *dêaþ* erscheint *dede* (: red) 121. Häufig reimt auslautendes *s* : *sh* — *flesh* : *-nes* 7 u. ö., *englis* : *tretis* 918. — Dafs in der Ableitung ags. *-lice* der Geräuschlaut bereits regelmäfsig gefallen ist (100, 149, 196, 373, 441 u. ö.), spricht gegen eine zu hohe Hinaufrückung des Gedichtes ins 14. Jahrhundert.

Von unbetonten Vokalen sind die der Bildungssuffixe gut bewahrt, z. B. *certayne* : *in vayne* 437, *batayles* : *awayles* 702, was uns verhindern wird, das Gedicht ins 15. Jahrhundert hinabzurücken. Der unsicherste Suffixreim ist wohl *feelus, folows* : *vertus* 776. Die Flexions-*e* sind sehr häufig vom Dichter ignoriert, z. B. 13, 21, 65 u. ö., wozu auch der Rhythmus des Versinnern stimmt.

Flexion. Das Verb flektiert fast ausschliefslich nördlich. 2. Sing. *sees* : *degrees* 163, 203, 732; vgl. auch *gase* : *hase* 3. Sing. 447. — 3. Sing. auf *-es* ist häufig: 83, 173, 186, 295, 415, 447, 486, 495, 550, 554, 564, 675, 770, 776, 794. Verb. subst. lautet immer *-es*: 25, 103 usw.; nur einmal *is* : *blys* 536. — Plur. endet auf *-es*, wie 9, 35 (Sing.?) usw. Nach pronominalem Subjekt jedoch fehlt stets die Endung: 81, 108 usw., aufser in *we* ... *ledes* 772, wo so viele Wörter zwischen Subjekt und Verb standen, dafs die Art des Subjekts leicht vergessen werden konnte. Vom verb. subst. zeigt der Plur. die nördliche Analogieform *ere* : *dere* 512. — Der Konjunktiv bewahrt im Plur. noch sein *n* — *bene* : *clene* 625; vgl. auch 24, 146. — Infinitiv stets ohne *n* aufser *to bene* : *schene*

628; natürlich immer ohne *-i-*: 376, 511, 787, 909; auch ohne die südlichen Scheideformen *segge* 2, 140, *habbe* 236, 857, 873. Bemerkenswert ist der Infinitiv *grewe* für ae. *grôwan*, der sich wohl aus der an. Konjugation 1. *grô*, 2. *grœr*, 3. *grœr* erklärt: 429, 452, 469. Natürlich nördl. *gange* 265. — St. Part. Perf. stets auf *n*: *sene* 23, 145, 473, 818, *done* 198. Schwach erscheint *gett* : *sett* 476. — Part. Präs. immer auf *-and* 398, 750, 836, 843, 900, 904, ausgenommen *in tyme coming* : *to gode lyfeyng* 931, wo Entlehnung aus der südlichen Kirchensprache vorliegen dürfte.

Eine nördliche Pronominalform liegt vor in *þir* : *spyr* 788.

Danach ist es kaum mehr nötig, auf die besonders zahlreichen altnordischen Elemente des Wortschatzes zu verweisen, um den nördlichen Charakter des Denkmals zu sichern. Wenn *lawes* 543 von afrz. *laver* kommt, dürfte der Reim auf *knawes* sogar mit einiger Wahrscheinlichkeit auf Schottland als Heimat des Dichters deuten; doch gibt die Stelle auch guten Sinn, wenn man das Wort von an. *lâgr* herleitet und mit 'sich verdemütigen' übersetzt.

K. Schreiner.

Der Dichter nennt v. 919 *bokes sere* als die Quellen seines Verstraktates; wir dürfen also annehmen, dafs wir es mit einer Originaldichtung zu tun haben, die nach mehreren religiösen Schriften kompiliert ist.

Der geistliche Verfasser — *a haly man* nennt er sich v. 925 — trägt seine Bibelkenntnis nicht ungern zur Schau. Dreimal zitiert er Vulgatastellen: im Anfang *Elongavi fugiens et mansi in solitudine,* Psalm LIV, 8, auf Davids Aufenthalt in der idumäischen Wüste bezüglich; v. 18 *Ductus est Jesus in desertum a spiritu, ut temptaretur a diabolo,* Matth. IV, 1; v. 898 *Invenit eum in terra deserta, in loco horroris et v*[*astae*] *s*[*olitudinis*], Deuteronomium XXX, 10, aus Mosis Lied von der Erhöhung des in der Wüste aufgefundenen Jakob. Auch sonst fehlt es nicht an Hinweisen auf Bibelstellen ohne die Anführung des Wortlautes: v. 81 = Ps. I, 3; v. 462 = Numeri XIV, 33–34; v. 517 (Baum des Lebens) = Genesis VI.

Nach der Art mittelalterlicher Dichter, die bekanntlich den Schein der Originalität meiden, beruft sich der Dichter häufig auf seine Quellen in meist formelhaften Wendungen: 201 *as clerkes in bokes cane rede,* 223 *als þe boke telles,* 419 *als in boke is founden,* 481 f. *Þis philozophurs, þat ar wyse, Of þaim spekes apon þis wyse,* 514 *Als telles þe boke of pryuete,* 770 *als scripture telles.* Derartige Anspielungen sind so unbestimmt, dafs man nur durch Zufall aus der grofsen kirchlichen Literatur die Vorlage des Dichters herausfinden könnte. Auch die in v. 287 angezogene Stelle aus Augustins Predigten habe ich nicht feststellen können.

An einem Beispiel jedoch können wir sehen, wie eng der Verfasser sich manchmal an seine Vorlage angeschlossen hat. Im v. 790 wird der heilige Thomas erwähnt, der, wie uns Jacobus a Voragine in der 'Legenda aurea' (ed. Graesse, Dresdae et Lipsiae 1843, p. 33) berichtet, von Gott selbst den Auftrag erhalten hat, zu den Indern zu gehen. Die v. 775 ff. aufgezählten zwölf Grade der Tugenden finden sich in einer Predigt dieses Heiligen, a. a. O. S. 36: Tunc apostolus coepit eos docere et duodecim gradus virtutum assignare. Primus est, ut in Deum crederent, qui est unus in essentia et trinus in personis, deditque iis triplex exemplum sensibile, quomodo sint in una essentia tres personae. ... Secundus gradus est, ut baptismum acciperent. Tertius est, ut se a fornicatione continerent. Quartus, ut se ab avaritia temperarent. Quintus, ut gulam restringerent. Sextus, ut poenitentiam tenerent. Septimus, ut in his perseverarent. Octavus, ut hospitalitatem amarent. Nonus, ut voluntatem Dei in faciendis quaererent et ea ope complerent. Decimus, ut eam in non faciendis quaererent et ea vitarent. Undecimus, ut caritatem amicis et inimicis impenderent. Duodecimus, ut in custodiendis his vigilem curam haberent.

Das Interessanteste an unserem Gedicht ist die Kühnheit, mit der Bilder herangezogen und symbolisch gedeutet werden. Das Bild einer Wüste stellt den Rahmen dar, der die einzelnen Kapitel zusammenhält, und jeder Baum in dieser Wüste wird in einem besonderen Abschnitt erklärt. Da die menschliche Natur Tugenden und Laster aufweist, so müssen auch die Bäume gut oder schlecht sein; der Dichter kennt das Bibelwort Luc. VI, 13: Non potest arbor bona malos fructus facere, neque arbor mala bonos fructus facere.

Die Mystik liebte solche Allegorien, da sie ihr ein Mittel zur Wirkung auf das Gemüt, zur Erweckung von Empfindungen an die Hand gaben. Schon Rabanus Maurus stellte in einer besonderen Schrift die 'Allegoriae in universam sacram scripturam' zusammen, da er sie für einen der wertvollsten Bestandteile der biblischen Sprache hielt. In dem Vorwort — vgl. Patrologia ed. Migne CXII p. 849 f. — heißt es: Quisquis ad sacrae Scripturae notitiam desiderat pervenire, prius diligenter consideret quando historice, quando allegorice, quando anagogice, quando tropologice suam narrationem contexat ... Allegoria vero aliquid in se plus continet, quod per hoc quod locus de rei veritate ad quiddam dat intelligendum de fidei puritate, et sanctae Ecclesiae mysteria, sive praesentia, sive futura, aliud dicens, aliud significans, semper autem figmentis et velatis ostendit ... Dum enim haec, de qua loquimur, sacra Scriptura verba historiae simpliciter narrat, quasi inchoando fundamentum aedifici jactat, et dum per allegoriae exercitium fidei mysteria pandit, fabricam mentis in amorem veritatis extollit dum vero per anagogiae sublimitatem

de aeternis supernae patriae gaudiis disserit, quodammodo tectum superponit: dum autem mysticum in tropologia, intellectum per contemplationum investigat exercitium, de quo loquimur, spirituale aedificium diversis virtutibus, tam iis quae intus ad Dominum quam quae extra pertinent ad proximum. In der Abhandlung selbst umschreibt Rabanus die für uns hauptsächlich in Betracht kommenden Bilder unter Heranziehung von Belegen aus der Bibel folgendermafsen: arbor = Christus, crux, humilis Dei scientia, fides robusta, bona voluntas, voluntas mala, perfectus quilibet in fide, humana natura, tota simul reproborum massa, hic mundus, haeredici; desertum = ... multitudo impiorum, mens prava, mens sancta, sancta conversatio, daemones; solitudo = gentilitas, quies mentis — hier wird Psalm LIV, 8 zitiert: Et mansi in solitudine, id est, perseveravi in interna mentis quiete —; ligna = ... virtutes spirituales, operationes bonae.

In der späteren Patristik finden wir ähnliche Auslegungen der Allegorien, die zum Teil geradezu als festgelegte Formeln erscheinen. Garner, ein Pariser Kanonikus aus der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts, schrieb ein 'Gregorianum, hoc est allegoricae omnium pene rerum in Bibliis contentarum explanationes promptae ex universis D. Gregorii papae scriptis'; vgl. Patrologia ed. Migne CXCIII. Er erklärt p. 288 *desertum* mit *cor fidelium vel multitudo immundorum spirituum,* (269) *haeredicorum dogmata vel vitae temporalis commoda*; *solitudo* wird umschrieben mit *quies mentis* (269), *gentilitas* (270), *separatio ab Ecclesia* (271), *lignum* mit *Dei sapientia* (329), *anima humana* (331).

Von dem Abte Gottfried in dem steirischen Kloster Admont haben wir aus der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts eine Predigt über die Worte Matth. IV: *Ductus est Jesus in desertum ...,* die auch dem Verfasser unseres Gedichtes als Ausgangspunkt dienen; vgl. Patrologia CLXXIV p. 165 ff. Hier heifst es p. 170: Per desertum cor hominis intelligitur, quod a vero et sancto habitatore, Spiritu sancto, est derelictum, in quo sunt animalia pusilla cum magnis, animales, dico, et bestiales luxus carnalium desideriorum, bestialis natio et partus efferarum et inutilium cogitationum, seminarium nefandorum verborum et operum ...

Aus diesen wenigen Zeugnissen geht hervor, dafs die unserem Gedicht zugrunde liegende Allegorie den Mystikern durchaus geläufig war. Wenn wir auch sicherlich dem englischen Dichter in der eingehenderen Ausgestaltung seiner Symbolik Originalität nicht absprechen können, so bewegt er sich doch in der Wahl seines Bilderschmuckes ebensosehr in der Bahn des in der Mystik Herkömmlichen wie in der auf eine *vita contemplativa* gerichteten Gesamttendenz seiner Dichtung.

Berlin. W. Hübner.

Lydgatiana.

I. *The life of Holy Job.*[1]

John Lydgate, the monk of Bury, may justly claim to have been the most prolific writer for illustration that lived before the invention of printing. His *Daunce of Machabre* was written to accompany the great paintings set on the north cloister wall of old St. Pauls; his *Legend of St. George* accompanied paintings going round the Armorers' Hall in London; *Bycorne and Chichevache* was composed for 'a worthy citizen of London' to accompany the portrayed figures; the *Kings of England* went with medallion portraits of the sovereigns, as old MSS. still show us; the *Pedigree* was written around a great genealogical tree; while the *Pitys, Prayers* and *Laments* were all composed, as were many others, to hang on the church wall beside a painted image or scene.

The life of Holy Job is a piece composed for the same purpose by an anonymous imitator soon after Lydgate's death. Its stanzas were intended to describe scenes painted in miniature on some fine MS. of vellum, for some well-born person's moral edification. The original MS. has long since disappeared, and the legend alone remains, the first extended notice of Job in English verse.

Readers of folk-tales will be amused at the grotesque anecdote of the reward which Job gave the merry minstrels, as they sang for his consolation.[2] Other readers will doubtless sigh, as

[1] Copied from the MS. at Cheltenham in the Phillipps collection at Thirlestaine House, No. 8299. The MS. is written in a clear small hand, of the later fifteenth century. The first and last leaves of each quire are vellum, the rest paper. The MS. contains, besides many blank pages and scribbles, *St. Albon* (Lydgate), *Clerkes tale* (Chaucer), *Trouthe* (Chaucer), *Upon the cros* (Lydgate), *Anelida and Arcite* (Chaucer), *Mydsomer rose* (Lydgate), *A song of Vertu* (*ibid.*), *A testament* (*ibid.*), *Holy Job*, Selections from Gower's *Confessio Amantis*, and the *Libel of English policy*.

[2] It is interesting to note, that while each of the other stanzas is preceded by a brief Latin text of which the stanza is an expansion, stanza 18, which tells this anecdote, has no Latin heading. I incline therefore to believe, unless there is evidence to the contrary, that the scabs which turned to gold must be a late interpolation from some English folk-tale.

they observe one more proof of the degradation into which English prosody fell, when Chaucer's immediate influence was gone and the sense of rhythm seemed, for the moment, lost. The author of *Holy Job* was no ignorant rhymester, but a man who enjoyed new terms as much as any poet of the Renaissance. He strove to add a polish to his lines, but strove in vain. As a curiosity, the poem he wrought deserves preservation; but it is little more.

1.

Most merciful lorde, by thyne habundant goodnesse
This rightfull man Job, with grete hospitalite,
Of men and women eu*er* kepte in p*er*fite holynesse,
Multiplied with richesse, indued with lib*er*alite;
5 Thre thousand camelis, vij thousand shepe had he,
A thousand Oxen in his habitacion,
An hundred Assis, as the bible makyth mencion.

2.

vij sonnes and thre dowghters by his wyfe also
Trewly begoten had this holy man,
10 Whiche Sonnes of custome vsed to do
Seriatim to festen othir cotidian.
With myrthis most melodius plesantly than
To in-yoye in other and with theire sustryn all,
In augmentacion of p*er*fite loue naturall.

3.

15 Here, lo, holy Job his Children doth sanctifie,
And techeth his sonnes, withoute p*re*sumpcion,
To kepe theire festes, and eu*er* god to magnifie,
And wysely to lyue, withoute any detraccion;
And to his doughtres, withouten pryde or ellacion,
20 Of theire native beaute, he bad them haue respect,
How bryght lucyfer for his pryde from heven was derect.

4.

And by cause in grete festynges is ofte tymes sayn
Voluptuose fraylte and ydell loquacite,
His holy Job for all his Children, certeyn,
25 Lest they therin schuld synn*e*, or offende of symplicite,
Here offreth to god and prayth vnto his deyte,
That his oblacio*n* and holocaust myght habond
Ayenst theire synnes if any in them were fownd.

5.

Lo, here the envy of this s*er*pent and Devyll Sathan,
30 Whan he in erthe had ron*e* in his p*er*embulacion,
God axed of hym, or he had considered his man,
And s*er*uant, Job, rightfull in lyveyng by demonstracion,
He answerd and desired power of p*er*secucion,
Of Job his possession and godes that god did hym sende;
35 And so he did but not in Job his handes to entende.

6.

Here immediat begynnyth Job his p*er*secucion
His asses and Oxen, as they were in pasturyng,

By robbers of Sabe, were take, by grete oppression,
There hostes of peple from Calda than comyng,
40 His royall Cameles all with theym away ledyng,
All his *ser*uantes there thei slewe, withoute compassion,
Saue one that brought to his maister relacion.

7.

This tortuose serpent, oure auncient enemy of hell,
To bryng holy Job owte of his pacience,
45 Rigouresly his bestys kylde, with rancor so fell,
Goyng in his plowgh and *with* irefull violence,
His *ser*uantes slewe sodenly, withoute resistence,
The terrible fire with thunder clappes from heuyn did fall,
Consumed and deuored his shepe and Sheph*er*des all,

8.

50 Excepte tho that to Job tydynges browgh[t],
Of all this trouble and grete mesaventure,
But the losse of his godes he setteth at nought,
And eu*er* thankith god, with pacience puere,
For of hym and fro*m* hym p*ro*cedeth all gode ure,
55 Vnto whas godenesse Job here prayeth hertely,
A-pon the sowles of his seru*a*ntes euer to haue mercy.

9.

The myrthes in Instrumentes with armony at the fest,
Wher Job his Children were gadred togeder,
So merely was toched, that both most and leste
60 Joyed in god, in the house of the eldest brother;
And as thei ete and dranke, Sathan *with* wynde and wedyr,
From the region of Deserte the house downe dressid,
And all the Children of Job therin wer oppressid.

10.

Than cam a mesanger and tolde this fatal desteny,
65 Of the pytevous distruccion of his children all;
But eu*er* Job with pacience and hole memory,
Lokyng uppe to hevyn to the high fader celestiall,
And said, "god gaue, god takyth, yt is his naturall,
Sicut Domini placuit, factum est ita,
70 Sit nomen Dom*ini*, benedictum in secula."

11.

The scorge of sorowe this pacient Job then felyng,
Vp rose and his clothes asondir rentid,
Fill to the erthe, prayd, and [made] this saying:
"Nakyd owte of the wombe of my moder I entrid,
75 Nakyd vnto the erthe I shall be reuertid."
In all this sorofull troble Job sennyd neuer,
But with hert and mowth he blessid god euer.

12.

This crokyd Sathan to god ageyn did reuert,
Seyng he cowde not torne this man from his pacience,
80 To toche his body axid be, Job to p*er*vert,
Vnto whom god of his myght and magnificence,
Power of the body hym gafe withoute resistence.

But the soule not to moleste in no maner wyse,
So com*m*aunded hym to obse*r*ue as he did devyse.

13.

85 Whan Sathan this power had of god full of myght,
And was departed from goddes face omnipotente,
To this rightfull man Job he cam full right,
Lyke a furiouse Tyger and wode serpente,
And smote hym with plages and wondys right vervent,
90 From the fote vnto the hede he no yointe spared,
But Job for all this his pacience euer obse*r*ued.

14.

Syttyng on the Dongehill, this gode and blessid man,
Cam his wyf and to hym seid, "yet in thi simplicite,
Thou here art permanent corse thi god and dye than,
95 Thou beste what is thi pacience? nowe in thyn adue*r*site,
This shalt thou neue*r* recouer, trust verely me."
Job said, "folysshe woman, I counsell the be styll,
For be that takyth gode thyng sumtyme must take ill."

15.

The leches and visiscions cam then to hele
100 The sore body of Job, by crafte artificiall,
But with theym in no wyse wold he then dele,
For he that rayneth aboue, in the Courte celestiall,
That suffered hym to be made sore in his body all,
Cowde us lyghtly hym hele, he said, yf his wyll be,
105 "Wherefore the cure I remytte vnto his deite."

16.

The frendes of Job of grete gene*r*osite,
Heryng of his troble and fatall aventure,
Cam vnto hym to comforth, councell, and se,
Rentid theire vestures for doloure and loue pure,
110 Lore sorowed and wepte for his perverture,
vij dayes and nyghtes by hym then downe sittyng,
With many dyue*r*se argument*es* vnto hym rehersyng.

17.

Here the blessed lorde of hevyn god omnipotent,
Vnto this holy man Job than he apperid,
115 And sore rebuked hym for that intente,
That he tofore tym had his wyfe cursed,
For whiche of god mercy than, mercy he axid,
And of forgevenesse of grete offence,
Of his hasty spekyng and wylfull insolence.

18.

(No Latin heading for the stanza.)

120 This sore syk man syttyng on this foule Dongehill,
There cam mynstrelles before hym, pleying meryly,
Mony had he none to reward aftyr his will,
But gave theym the brode Scabbes of his sore body,
Whiche turned vnto pure golde, as sayth the story,

125 The mynstrelles than shewid and tolde to Job his wyfe,
That he so reward them where fore she gan to stryfe.

19.

Than saying vnto Job in angre this woman,
"To mynstrelles and players thou [y]evyst golde largely,
But thou hidest thi gode from me lyke a false man";
130 And with many seducious wordes openly,
There hym rebuked with langage most sharply,
Job all sufferd and thout yt for the best,
To obs*er*ue pacience and so live in rest.

20.

Lyke as the filth from fyne golde tryed ys by fyre
135 So nowe Job is tryed from all corrupcion,
From the bondes of false Sathan and his desyre
And with pacience ou*er*com hath his temptacion,
An angell hym newe wakyth hym hole from al man*er* sore.
139 And home ageyn resorte to lyve as he dyd before.

21.

140 This blessid man Job thankyd god of his excellence,
That yt pleasid his incomp*re*hensible deite,
So to indure hym with the spyrite of resistence,
In pacience to withstonde the dwell his iniquyte,
And of his restoracion proud was neu*er* he,
145 But eu*er* thankyd god in well and in sorowe,
For today a man may be and none in the morowe.

22.

Than spake god full of myght vnto Job his ffrendys,
And sore rebuked them for theire vnrightfull speche,
Whiche thei to Job spake by many dyu*ers* argumentis.
150 Contrarye to Goddes will as Job did theym teche,
Wherfore god charged them his seru*a*nt to seche,
And offer for theym selfe holocanst withoute delaye,
That his seru*a*nte for theire offence specially may pray.

23.

After goddes commandement these p*er*sones thre
155 Vnto Job cam with oblacion and offrynge,
For whom vnto Job of his benyngnyte
Specially for theym prayed to god aboue lyueyng,
God then of his godenesse of all man*er* thynge,
That longed to Job be fore both gode and lond,
160 Dobyll was restoryd by his gloryous sond.

24.

Now blessid Job here makyth a ryall feest,
To his bredren and sustren, and to his frendis all,
And eu*er*yche of theym ioyed in god, both most and leste,
And to Job grete yftes gafe that weren aureall,
165 And by the plesaunce of god most celestiall,
Gretter hospitalite than euer he did to fore,
All his lyfe after kepte he euermore.

25.

And by p*ro*cesse of yeres and succession,
x Children he had by his wyfe agayne,
170 vij Sonnes and thre Doughters, as ys made mension,
None so fayre as the doughteris in the worlde were sayne,
Job hy[m]self here lyveyng to goddes plesaunce certayne,
An C and xl[ti] yeres aftyr his flagellacion,
And sawe the fourthe degree of his gen*er*acion.

26.

175 Lo this by p*ro*cesse naturall eu*er*y thyng draweth to ende,
Dethe sparith no creature of high nor lowe degre,
Job in his senectute owte of the worlde ded wende,
His sowle with oure fore faders there to rest and be,
Tyll after the passion of Criste that yt plesid his deyte,
180 Hym to convey with patriarkes and p*ro*phetes all.
Vnto the *per*petuall Joy and glory eternall. amen.

New Haven, H. N. MacCracken.
Connecticut, U. S. A.

Sprachgeographische Untersuchungen.

VII. *S'asseoir.*

Am Schlusse meines Aarauer Vortrages über Sprachgeographie[1] habe ich darauf hingewiesen, dafs auch die Morphologie von der Sprachgeographie Förderung erwarten darf. Zu zeigen, in welcher Weise die sprachgeographische Betrachtung zur Lösung morphologischer Probleme herangezogen werden kann, ist der Zweck des nachfolgenden Interpretationsversuches der Karte Nr. 62 (*s'asseoir*) des *Atlas linguistique de la France.* Die Karten Nr. 63 (*assis*), B 1444 (*assieds-toi*), B 1445 (*asseyez-vous*) werde ich nur so weit herbeiziehen, als sie zum Verständnis der Formen des Infinitivs etwas beizutragen vermögen.

Die Übersicht über die Bezeichnungen für die Begriffe 'absitzen', 'sitzen' und 'setzen' und ihr Verhältnis zueinander in den romanischen Sprachen, die ich den Detailerörterungen über die französische Sprachkarte vorausschicke, sollen zu einem ausgeführten Bilde blofs den grob andeutenden Rahmen bilden.[2]

1. 'Absitzen', 'sitzen' und 'setzen' auf romanischem Gebiet.

Das Lateinische hat nur für zwei von den drei Begriffen, die das Deutsche mit *absitzen* (resp. *sich setzen*), *sitzen* und *setzen*[3] bezeichnet, ein eindeutiges Wort geschaffen, nämlich für 'absitzen' *(as)sidere* und für 'sitzen' *sedere.* Ein sprachlicher Ausdruck für den Begriff des Setzens im engeren Sinne ist entbehrlich, da man gewöhnlich nicht andere (etwa Kinder oder Kranke ausgenommen), sondern nur sich selber setzt.[4] Für die weit häufigere übertragene Bedeutung des deutschen *setzen* aber genügten *ponere, collocare* und andere Verba.

Die spätere lateinische Volkssprache scheint nun aber doch das Bedürfnis nach einem formell sich an *sedere* anlehnenden Bewirkungswort zu *sitzen* empfunden zu haben. So schuf es **seditare* zu *sedere,* geradeso wie es **movitare* zu *movere* bildete.[5] Ob *seditare* je Frequentativbedeutung gehabt hat, bleibe dahingestellt. Die Bedeutung 'zu-

[1] Gedruckt unter dem Titel: *Sprachgeographie. Beitrag zum Verständnis des Atlas linguistique de la France.* Mit 14 farbigen Tafeln. Aarau, Sauerländer, 1908.

[2] Eine Detailuntersuchung würde besonders für das Rätoromanische und das Italienische fruchtbar sein.

[3] *Setzen* hier nur auf Lebewesen bezogen.

[4] Vgl. H. Paul, *Deutsches Wörterbuch* unter *setzen.*

[5] Vgl. Meyer-Lübke, *Gramm. der rom. Spr.* I, 612. Dazu Bartoli, *Zs. f. rom. Phil.* 32, S. 12. Als weitere Belege füge ich bei: *Atl. ling.* K. 23

rechtsetzen, zurechtmachen' des toskanischen *assettare* würde gut dazu passen; doch finden wir schon alttoskanisch *assettare* 'setzen', resp. *assettarsi* 'sich setzen';[1] das übrige *(as)seditare*-Gebiet scheint das Verbum in der Bedeutung 'zurechtmachen' überhaupt nicht zu kennen.[2] Jedenfalls ist die Frequentativbedeutung, wenn sie je existiert hat, fast überall schon sehr früh aufgegeben worden.[3]

Später als **seditare* wurde wohl **sedentare* gebildet, und zwar auf zwei verschiedenen Gebieten, dem portugiesisch-spanisch-katalanischen[4] und dem oberitalienisch-rätoromanischen, die beide für die *-entare-* resp. *-antare*-Ableitungen Vorliebe zeigen.[5] Unabhängige

---

(*je vais*) P. 963 (Savoie); K. 25 (*où vas-tu*) P. 963, 819 (Loire); K. 26 (*va*) P. 963, 819; K. 27 (*allons*) P. 963; K. 28 (*toi tu iras*) P. 955 (Savoie), 963, 819; K. 29 (*qui vous ira*) P. 955, 963; K. 30 (*que j'aille*) P. 955, 963, 819; K. 31 (*allez*) P. 955, 963, 819; K. 32 (*sont allés*) P. 963, 819; K. B 1432 (*que tu ailles*) P. 955, 963, 819); K. B 1433 (*qu'ils aillent*) P. 955, 963, 819; K. 173 (*brasser*) P. 966, 975 (Aostatal); K. B 1469 (*bouillir*) P. 979, 989 (Wallis); K. B 1470 (*ça bout*) P. 979, 989. Über *s'emmoder* und *s'émoder* im schweizerischen Volksfranzösisch s. G. Wißler, *Das schweiz. Volksfranzösisch*. Berner Diss., Erlangen 1909, S. 129 f. und S. 130. In der Bedeutung *fortgehen* ist das Verbum besonders in den freiburgischen Dialekten gebräuchlich.

[1] ... e ffue *assettato* lo ree a mangiare con tutti li cavalieri ... *Trist. Riccard.* 20, 4. Zwei Beispiele für *assettarsi* = 'sich setzen' findet man *Convivio* I, 1. Vgl. auch *Inf.* XVII, 91. Ganz gewöhnlich ist *assettarsi* = 'sich setzen' in der volkstümlichen Sprache des 15. und 16. Jahrhunderts.

[2] Nur Traina gibt ausdrücklich *assittari* = 'metter a sedere' und 'metter in assetto'. Für das Mantuanische, das für 'setzen' *sentar* sagt, finde ich bei Cherubini *settar* mit dem Beispiel '*Cal vesti al setta ben a la vita*', was sich leicht aus der Bedeutung 'sitzen' ableiten läßt.

[3] Weder im Altprovenzalischen noch im Altoberitalienischen läßt sie sich, soviel ich sehe, belegen. Für das Altprovenzalische s. Lévy. Zum Altoberitalienischen s. *Die Reimpredigt des Pietro da Barsegapè* ed. Keller Gloss. sub *assetare* und die dort gegebenen Verweise, ferner Parodi, *Arch. glott.* XV, 46 (*asetar-se*, altligurisch = 'porre a sedere, sedersi'; aus der Bedeutung 'setzen' wohl die Bedeutung 'calmare' = *assetar* ibid.). Die Frequentativbedeutung abgeleiteter Verba ist überhaupt vielfach schon im Vulgärlateinischen verloren gegangen. Vgl. F. T. Cooper, *Word Formation in the Roman Sermo Plebeius*, New York 1895, S. 205 ff.

[4] Ein provenzalisches *asentar* (von Lévy auch in sein kleines prov. Wörterbuch aufgenommen), das sei gleich hier bemerkt, gibt es nicht. Lévy verweist im Supplementwörterbuch auf Stichel, der zwei Belege beibringt. Der eine davon ist Bartolomeo Zorzi entnommen, also einem Dichter, der aus dem ostoberitalienischen *sedentare*-Gebiet stammt (s. unten S. 376); den anderen (aus Peire Cardenal) versieht Stichel selber mit einem 'vielleicht'. Er stammt aus der Pariser Hs. suppl. franç. 683 (s. Bartsch, *Grdr.* S. 29: T), auf deren schwer lesbare, oft verwischte Schrift Appel, *Prov. Inedita* IV f. aufmerksam macht (vgl. ib. S. VI ff. über ihre orthographischen und lautlichen Eigentümlichkeiten); die ältere Hs. B. N. franc. 854 (Bartsch S. 28: J) hat *asetatz*. Das Diezsche afrz. *assenter*, das Tobler in den *Göttingischen Gel. Anz.* 1874 S. 1040 bestritten und Scheler im Anhang zur 5. Auflage des Diezschen *Wörterbuches* S. 745 in Schutz genommen hat, wird außer Körting niemand mehr aufrechterhalten wollen.

[5] Für das Spanisch-Portugiesische und für das Rätoromanische sind diese Ableitungen zu bekannt, als daß es hier nötig wäre, Belege zu geben.

Entstehung der beiden *sedentare* ist deshalb höchst wahrscheinlich, weil *-entare* und *-antare* im Gegensatz zu *-itare* erst relativ spät produktiv werden;[1] auch wäre nicht einzusehen, warum *seditare,* das dann von Italien aus nach Norden gewandert sein müfste, ein ursprünglich einheitliches *sedentare*-Gebiet zerrissen hätte; morphologisch und semasiologisch sind die beiden Verba gleichwertig.[2]

Nachdem einmal für den Begriff 'setzen' ein eindeutiger Ausdruck gefunden war, lag es nahe, diesen auch reflexiv = 'sich setzen' (= 'absitzen' mit stärkerer Betonung der Tätigkeit) zu verwenden. Es traten also neben *(as)sidere* *se (as)seditare* und *se (as)sedentare.*[3] Die Bedeutung 'absitzen' übernimmt aber auch *sedere* (so z. B. im Italienischen und im Rumänischen), indem das Wort, das eigentlich nur den Zustand bezeichnete, nun auch für das Eintreten dieses Zustandes gebraucht wurde. Besonders leicht machte sich dieser Übergang im Imperativ. Auch deutsch sagen wir *sitz(e)* im Sinne von *setze dich.*

Die reflexive Gebrauchsweise kann in den romanischen Sprachen nicht nur vom Transitivum, sondern auch vom Intransitivum ausgehen.[4] Besonders leicht trifft sie, nachdem das Reflexivum eine durative Nebenbedeutung erhalten hat, bei Zustandsverben auf. So haben wir ital. *giacersi* neben *giacere, starsi* neben *stare, rimanersi* neben *rimanere, tacersi* neben *tacere,* afrz. *soi gesir* neben *gesir, soi ester* neben *ester, soi remanoir* neben *remanoir, soi taire* (noch modern

---

Für das Oberitalienische verweise ich auf Mussafia, *Beitrag* sub *tasentar,* Ascoli, *Arch. glott.* IX, 506 Anm. 1, und speziell auf Salvioni, *Studi di fil. rom.* VII, 237 f. (Ergänzungen *Arch. glott.* XVI, 324 n. 1), wo eine Anzahl von Beispielen aus lombard. Dialekten zusammengestellt werden. (Diese und eine Reihe anderer Verweisungen verdanke ich meinem Freunde Jud.)

[1] Vgl. Cooper S. 245.

[2] Andere Beispiele für zufällige Übereinstimmung von pyrenäischen mit rätoromanisch-oberitalienischen Ableitungen sind: port. *afugentar*: obw. *fugentar* (*Arch. glott.* VII, 506), berg. *sfüghentá* (*Studi di fil. rom.* VII, 237); span. *apacentar,* port. *apascentar* ('weiden'): Oberhalbst. *pajantár,* Abtei *pafanté,* Enneberg *pafontè* (Gartner, *Rätorom. Gramm.* S. 43 f.); span.-port. *levantar* ('heben'): Oberhalbst. *lavantár* (Gartner S. 43), obw. *laventar* (*Arch. glott.* VII, 506), tessinisch *leventá* (*Stud. di fil. rom.* VII, 237), letzteres mit der Bedeutung 'Vieh aufziehen', die übrigen = 'heben'. Ein hübsches, allerdings zeitlich und geographisch nicht übereinstimmendes Parallelbeispiel zu dem Paar **seditare* — *sedentare* bildet **expavitare* — **expaventare.* Auch an *moventare* neben **movitare* sei erinnert; während aber **expaventare* mit Meyer-Lübke, *Rom. Gr.* II, 614 der vorromanischen Zeit zuzuweisen ist, wird *moventare,* das nur im Bündnerischen auftritt (s. *Arch. glott.* VII, 506 und Gartner S. 43) erst bedeutend später entstanden sein.

[3] Das Sternchen unten verwende ich, weil ich mich über das Alter dieser Ausdrucksweisen nicht äufsern will. Vgl. rum. *se assediare.*

[4] Vgl. A. Tobler, *Vermischte Beiträge* II 2, 70 ff.; Meyer-Lübke, *Rom. Gramm.* III, § 384. Durch den reflexiven Gebrauch wird der subjektive Charakter des Intransitivums in ähnlicher Weise hervorgehoben, wie dies im späteren Latein geschieht, wenn etwa *gaudeor* an Stelle von *gaudeo* oder *doleor* an Stelle von *doleo* tritt. Vgl. E. Richter, *Zs. f. rom. Phil.* XXXIII, S. 135.

se taire) neben *taire.*[1] So werden wir uns nicht wundern, wenn auch **se sedere* = 'sitzen' neben *sedere* tritt. Wie *sedere,* kann nun auch **se sedere* die Bedeutung 'absitzen' annehmen. Letztere läſst sich allerdings auch auf einem anderen Wege erklären. Wie *trembler* die Bedeutung 'schütteln'[2] (aus 'zittern machen'), *cesser* die Bedeutung 'aufhören machen', *tomber* die Bedeutung 'fallen machen' (so noch heute in der Sportsprache),[3] so kann *sedere* die Bedeutung 'sitzen machen' (= 'setzen') annehmen. Diese Bedeutung ist im Französischen und Provenzalischen speziell dem Kompositum **assedere* eigen. Auch von hier aus gelangen wir zum Reflexivum **se assedere* = 'sich setzen'.

Es ergibt sich endlich noch eine besondere Ausdrucksmöglichkeit für den Begriff 'sitzen', indem dieser, um die Dauer des Zustandes hervorzuheben, mit *stare* oder *esse* + Part. umschrieben werden kann.

Die Entwicklung der Bezeichnungen für die Begriffsgruppe 'absitzen', 'sitzen', 'setzen' läſst sich in schematischer Darstellung so zusammenfassen (die Komposita sind dabei nicht berücksichtigt):

	Absitzen (sich setzen)	Sitzen	Setzen
I:	*(as)sidere*	*sedere*	—
II:	*(as)sidere*	*sedere*	**seditare*
III:	**se seditare*	*sedere*	**seditare*
	**se sedentare*	**se sedere*	**sedentare*
	sedere	**stare (esse) seditatu*	**(as)sedere*
	**se sedere*	**stare (esse) sedentatu*	
		**stare (esse) sedutu*	

Hierbei repräsentiert die erste Stufe den lateinischen, die zweite den vulgärlateinischen, die dritte den romanischen Zustand. Wie man sieht, lasse ich auf der dritten Stufe *assidere* verschwinden. Zwar bieten italienische Denkmäler bis auf die Gegenwart recht zahlreiche Beispiele für *assidere* und *assidersi*; das Wort ist aber durchaus unvolkstümlich und gehört nur der gehobenen Sprache an. Daſs es sich mit altprovenzalischem *assire* ähnlich verhält, und daſs französisches *assire* eine sekundäre Bildung ist, werden wir später sehen. Es ist leicht verständlich, daſs die Sprache danach strebte, die Modifikationen des Begriffes 'sitzen' durch dasselbe Verbum oder doch wenigstens durch Verba, deren Ableitungsverhältnis klar war, auszudrücken. So lieſs sie *(as)sidere,* das sich von *sedere* durch einen in seiner Funktion nicht mehr verstandenen Ablaut unterschied, fallen; seit alter Zeit stehen sich auf romanischem Gebiet nur mehr

[1] Diese und andere Beispiele bei Meyer-Lübke l. c. Eine Zusammenstellung von altfranzösischen Beispielen s. Tobler, *Beitr.* II², 74.

[2] Im neuenburgischen Volksfranzösisch: *trembler un arbre* (*pour faire tomber les fruits*). Vgl. in Leysin: *grylā ən ābr₀* = *einen Baum schütteln.* Dasselbe Wort anderswo = *zittern* (s. Bridel unter *grulla*).

[3] Weitere Beispiele s. Meyer-Lübke, *Rom. Gramm.* III, § 356.

die Konkurrenten *sedere, seditare* und *sedentare* (rum. *assediare*) gegenüber; und zwar wird fast überall[1] derselbe morphologische Typus für alle drei Begriffsmodifikationen verwendet (**se seditare, *esse* oder **stare seditatu, seditare,* entsprechend bei den übrigen Typen), so daſs wir bei den folgenden Erörterungen zwischen 'absitzen', 'sitzen' und 'setzen' nicht mehr zu unterscheiden brauchen.

Es bleibt noch die geographische Verteilung der genannten Typen zu skizzieren und auf allfällige Konkurrenzerscheinungen hinzuweisen.[2] *Sedere* findet sich heute in Nordfrankreich (Südosten ausgenommen), im westlichen Südfrankreich, im Katalanischen, im Rätoromanischen, im Sardinischen und im Rumänischen (und zwar sowohl im Dakorumänischen als auch im Mazedorumänischen, Meglenitischen und Istrorumänischen).[3] Auf italienischem Boden weisen die paar Wörterbücher und einige grammatische Arbeiten, die ich habe einsehen können, *sedere* nach für Parma[4] (Peschieri), Faenza,[5] Rom,[6] Roccaraso (Abruzzen, Finamore), für das Toskanische und das Sizilianische (Traina).[7] *Seditare* findet sich auf einem anscheinend zusammenhängenden Gebiet, das vom Frankoprovenzalischen und Südfranzösischen bis nach Sizilien reicht. In Italien kann ich es belegen für das Piemontesische (Zalli, Ferraro[8]), das Westlombardische (Tonetti,[9] Cherubini, Monti),[10] das Ligurische (Frisoni),[11] das Toskanische, Lanciano (Abruzzen, Finamore), das Napolitanische (Galiani, Caso), das Sizilianische (Traina).[12] Wenn auch diese Angaben sehr lückenhaft sind, so genügen sie doch, um nachzuweisen, daſs *seditare* in Italien *sedere* erfolgreich Konkurrenz macht. Im westlichen Oberitalien ist *sedere,* für das Parodi[13] noch altligurische und Salvioni[14] einen altlombardischen Beleg gibt, heute vollständig geschwunden, und einen hübschen Beweis für seine Dekadenz in den Abruzzen liefert uns Finamore mit dem *sede* aus Roccaraso, dessen

---

[1] Die Wörterbücher geben nicht immer klare Auskunft. — Für 'sitzen' und 'sich setzen' *sedere,* aber für 'setzen' *sedentare* hat das Obwaldische (s. unten S. 377 f.). Das Rumänische sagt für 'setzen' *aşeza* (< *assediare), für 'sitzen' *sedea,* während für 'absitzen' ('sich setzen') *sedere* und **se assediare* konkurrieren.

[2] Bei den spärlichen Hilfsmitteln, die mir in Bern für die auſserfranzös. Gebiete zur Verfügung stehen, kann ich das nur sehr unvollkommen tun.

[3] Vgl. Puşcariu Nr. 1576. [4] Neben *sedentare.*

[5] Mussafia, *Darstellung der romagnolischen Mundart* S. 8.

[6] S. Belli ed. Morandi[2] I, 234 und II, 180.

[7] Vgl. auch Salvioni, *Spigolature siciliane* I, Nr. 2.

[8] Monferrat. [9] Valsesia.

[10] Dazu eigene Aufzeichnungen aus den italienischen Alpen und Voralpen von den Sturatälern bis zum Moesatal (Mesolcina).

[11] Vgl. auch *Arch. glott.* VIII, 327 (Flechia) und XV, 46 (Parodi), wo sich schon altligurische Belege finden.

[12] Vgl. auch H. Schneegans, *Laute und Lautentwicklung des sizil. Dialektes,* Straſsburg 1888, S. 19, 28, 30. Enthält Belege für Castelvetrano (im westl. Sizilien), Caltanisetta (Zentralsizilien) und Modica (Südosten).

[13] S. *Arch. glott.* XV, 76 unter *sezer.* [14] Ebd. XIV, 235: *see* = s e d e t.

Bedeutung er mit folgenden Worten erläutert: 'Trattenersi con alcuno in conversazione. Nell'inverno le donne *vann'a sedè,* dalle lore amiche, e, lavorando, conversano.' Wir haben es hier zweifellos mit einer Bedeutungsverengerung zu tun, wie sie durch ein siegreiches Konkurrenzwort hervorgerufen wird.[1] In der Toskana freilich scheint unter dem Einfluſs der Schriftsprache eine rückläufige Bewegung eingesetzt zu haben. Während die Bedeutung 'setzen' für *assettare* (resp. *assettarsi* = 'sich setzen') bis ins 16. Jahrhundert zu belegen ist, wird sie von Petrocchi für die Lingua parlata nicht mehr angegeben.

Wie in Mittel- und Süditalien *sedere* und *seditare,* so bekämpfen sich im östlichen Oberitalien und auf rätoromanischem Gebiet *sedere* und *sedentare.* In Oberitalien scheint der Kampf bereits dem Abschluſs nahe zu sein. Nur für Parma (Peschieri) finde ich neben *sedentare* auch *sedere*; sonst herrscht, soweit ich informiert bin, *sedentare* allein, so im Brescianischen (Melchiori), im Venezianischen (Boerio), in Ferrara (Mussafia, *Beitr.*). Wo *seditare* und *sedentare* aneinanderstoſsen, vermag ich nicht genau zu sagen; doch dürfen wir wohl annehmen, daſs die Berührungslinie annähernd mit der Grenze zwischen Westlombardisch und Ostlombardisch übereinstimmt. Monti[2] gibt sowohl *seditare* als auch *sedentare.* Das Beispiel zu letzterem stammt aus Bormio (zu oberst im Veltlin). Den westlichsten Vertreter von *sedentare* habe ich kürzlich in der Val Calanca, einem abgelegenen Seitentale der Mesolcina, notiert,[3] während die Mesolcina selber in der Bedeutung 'sitzen' etc. nur *seditare* kennt.[4]

Recht gut sind wir über das Rätoromanische orientiert.[5] Die friaulischen und die tirolischen Mundarten besitzen nur *sedentare*; im Bündnerischen dagegen steht dieses im Kampfe mit *sedere.* Für das Oberhalbstein gibt Gartner S. 44 als moderne Form nur *tšantar*;[6]

---

[1] Vgl. frz. *muer* 'ändern' > 'mausen' unter der Konkurrenz von *changer.* So wird siz. *vurru* durch das modernere *butiru* auf die Bedeutung 'schlechte oder ranzige Butter', auch 'Augenbutter', zurückgedrängt (Schneegans S. 73 und Traina), **se jacere* zieht sich vor dem siegreichen *se coucher* (resp. der Neubildung *ajasa*) auf die Bedeutung 'sich ins Bett legen' zurück (s. *Atlas ling.* 329 Legende) usf. Die Bedeutungsverengerung ist ein charakteristisches Symptom für die Dekadenz eines Wortes.

[2] *Vocabolario dei Dialetti della Città e Diocesi di Como.*

[3] In Arvigo, dem Hauptort des Calancatales, lautet der Imperativ 2 *sénta t dʒy* (Schnellsprechform: *sénta d dʒy*), Imp. 5 *sentéf dʒy.*

[4] Das Calancatal wird hier eine ältere Schicht erhalten haben, die es mit dem Rätoromanischen verbindet, während das Hauptttal den westlombardischen (tessinischen) Typus eingeführt hat. In der eingeschränkten Bedeutung 'Bodensatz hinterlassen' (vom Kaffee) belegt es für die Mesolcina Salvioni, *Arch. glott.* XVI, 324. Vgl. ib. chiav. rust. *sentás* 'sedersi'.

[5] Vgl. Ascoli, *Arch. glott.* I, 53, 63, 98, 169, 201; Gartner, *Rätoromanische Grammatik* S. 44, 67, 165; Alton, *Die ladinischen Idiome* S. 326; Stürzinger, *Über die Konjugation im Rätoromanischen* S. 49; Huonder in den *Roman. Forschungen* XI, 444 Anm. 1; Morf, *Nachr. Gött.* 1886, S. 86; Carigiet, Pallioppi, Pirona.

[6] Dagegen belegt er in einem Texte aus dem Jahre 1755 *sedere.*

im Oberengadin, Unterengadin und Münstertal dringt es, unter italienischer Ägide, siegreich vor. Ein Symptom des Rückganges von *sedere* ist die Bedeutungsspezialisierung, die Pallioppi für das Unterengadin und das Münstertal notiert: *zer* resp. *sezar* = 'zu Gericht sitzen'.

Im Vorderrheintal herrscht *sedere*;[1] *sedentare* ist nur in der Bedeutung *setzen* und in davon abgeleiteten Bedeutungen gebräuchlich.[2]

Derselbe Kampf zwischen *sedere* und *sedentare*, den wir heute im Engadin beobachten, mufs einmal auch, allerdings unter ganz besonderen Bedingungen, auf der Pyrenäenhalbinsel stattgefunden haben. In der spanischen und in der portugiesischen Schriftsprache ist er zugunsten von *sedentare* entschieden: *sedere* hat sich ins Paradigma von *esse* geflüchtet; ob dies auch in den Dialekten der Fall ist, und wieweit *sedere* im Katalanischen zurückgewichen ist, bedarf näherer Untersuchung. (In den Pyrénées orientales herrscht, wie aus Beilage I hervorgeht, *sedentare* vor.)

Uns genügt es, festgestellt zu haben, dafs auf dem gesamten Gebiet der Romania (Sardinien ausgenommen) *sedere* mit anderen Typen in einen Konkurrenzkampf getreten ist, in dem es offensichtlich den kürzeren zieht. Diesen Kampf in Frankreich in seinen einzelnen Phasen zu verfolgen und den Gründen für das Unterliegen von *sedere* nachzugehen, ist unsere eigentliche Aufgabe.

Wir gehen von Norden nach Süden, indem wir die mannigfaltigen Formen unserer Karte zu Gruppen zusammenzufassen suchen.[3]

---

[1] Ich gebe für Brigels (Obwaldisch) und Flims (Nidwaldisch) die Paradigmata, die ich den Herren Derungs und Casti verdanke:

	Brigels:	Flims:
Inf.	*sɛxər*	*sɛ*
Ind. Präs.	*sɛ́xəl*	*sɛtç*
	sɛ́xəs	*sɛs*
	sɛ́xə	*sɛ*
	səxín	*saxín*
	səxís	*saxís*
	sɛ́xən	*sɛn*
Konj. Pr.	*sɛ́xi*	*sɛdji*
Imperf.	*səxevəl*	*saxeva*
Part. Prät.	*səxịus*	*saxịu*
	səxidə	*saxida*

[2] So in Brigels *tšəntá*. Vgl. Carigiet unter *tschentar* und Ascoli, *Arch. glott.* I, 63. Auffällig ist dort neben *sa schentá* = 'si chetò', *schentá* = 'collocò', *schentada* = 'collocata' *sa schentar* = 'sedersi'. (Alle Beispiele aus der Übersetzung des Matthäusevangeliums 1648.)

[3] Dabei bezeichne ich morphologisch identische Typen, wo es mir auf ihre phonetische Gestalt nicht ankommt, durch französierte Formen, die ich mit eckigen Klammern andeute, z. B. [*asseoir*], [*assire*], [*assitre*] etc. Geschlossene und offene Vokale unterscheide ich bei den zitierten Dialektformen im allgemeinen nicht. *i, e, a, o, u, œ, y* gelten also für *e* und *ɛ*, a und *a*, *o* und *ɔ* usf. [*seoir*] gilt im allgemeinen auch für [*asseoir*], [*seter*] für [*asseter*] usf. Das Präfix *ad*, das ursprünglich die Beziehung zum Objekt hervorhob (vgl. deutsch *hinsetzen* und *sich hinsetzen*; eine andere Art der Verdeutlichung ist lothringisches [*s'asseoir jus*], oberitalienisches [*settarsi giù*],

2. *Asseoir, assoyer, asseyer, assiyer, assière, assiézer, assiérer, assiesser.*

Aus der Buntheit der morphologischen Typen, die für Nordfrankreich charakteristisch ist, greife ich zunächst die mit schwarzer Schattierung und gelben Nuancen bezeichneten heraus. Sie stehen in unmittelbarer Beziehung zu dem in der Schriftsprache gebräuchlichen Paradigma, das ich hier in seiner altfranzösischen und in seiner neufranzösischen Form folgen lasse:

Infinitiv:	*seoir*	*asseoir*	Futurum:	*serrai*	*assiérai*
Part. Präs.:	*seant*	*asseyant*	Kondit.:	*serroie*	*assiérais*
Ind. Präs.:	*sié*	*assieds*	Präteritum:	*sis*	*assis*
	siez	*assieds*		*sesis*	*assis*
	siet	*assieds*		*sist*	*assit*
	seons	*asseyons*		*sesimes*	*assîmes*
	seez	*asseyez*		*sesistes*	*assîtes*
	sieent	*asseyent*		*sistrent*	*assirent*
Imperativ:	*sié*	*assieds*	Konj. Imp.:	*sesisse*	*assisse*
	seez	*asseyez*	Part. Prät.:	*sis*	*assis*
Konj. Präs.:	*siee*	*asseye*		*sise*	*assise*
Imperf.:	*seoie*	*asseyais*			

Dieses Paradigma hat zwei Eigentümlichkeiten: 1. Es steht innerhalb der französischen Konjugation vereinzelt da. Zwar gab es im Altfranzösischen einige Verba der 2. und 3. Konjugation (nur diese können hier herangezogen werden), die den Vokalwechsel *e-ie* aufwiesen. Ich meine *venir, tenir, crembre, querre, ferir* und *cheoir*. Allein davon entfernten sich die drei ersten infolge der besonderen Entwicklung des Vokals vor Nasal lautlich zu stark von *seoir*, als daſs sie als Stütze hätten dienen können, ganz abgesehen davon, daſs sie im Infinitiv, im Futurum und Konditionalis, im Präteritum und Konj. Imperf., endlich im Part. Prät. auch morphologisch abwichen. Ganz ähnlich verhält es sich mit *querre* und *ferir,* von denen zwar das erste, vom Infinitiv abgesehen, morphologisch mit *seoir* identisch war, die aber beide wegen ihres Stammauslautes sich nicht leicht mit *seoir* assoziierten. Für die neuere Zeit kommen sie übrigens als veraltende Verba schon gar nicht mehr in Betracht.[1]

[*sentarsi giù*]), hat seine Funktion wohl überall eingebüſst. Oft findet sich [*sedere*] und [*assedere*], [*seditare*] und [*asseditare*] ohne Bedeutungsunterschied nebeneinander an demselben Orte, wie ich bei Dialektaufnahmen auf frankoprovenzalischem und oberitalienischem Gebiet oft konstatiert habe. Wegen der Bildungsweise vergleiche frz.-dial. [*rocher*] und [*arocher*], [*goûter*] und [*agoûter*], afrz. *tordre* und *atordre, daigner* und *adaigner*, ital. *domandare* und *addomandare, comandare* und *accomandare, consentire* und *acconsentire* usf.

[1] Zur Geschichte von *querre* s. R. Ekblom, *Etude sur l'extinction des verbes au prétérit en -si et en -ui en français.* Thèse Upsal 1908, S. 65 ff. und S. 164.

In einem bemerkenswerten lautlichen und morphologischen Parallelismus zu *seoir* steht dagegen in altfranzösischer Zeit *cheoir*. Dafür, dafs die beiden Verba fest assoziiert waren, gibt Risop in seiner ungemein reichhaltigen Studie zur 'Begriffsverwandtschaft und Sprachentwicklung (Beiträge zur Morphologie des Französischen)'[1] überzeugende Beispiele. In den Formen, die sie nicht gemeinsam haben, geht die Angleichung hinüber und herüber. Das Präteritum *cheut* (*chut*) zieht *seut* (*sut*) nach sich; von *assirent* geht *chirent* aus; der Analogie des Partizips *cheut* (*chut*) f. *cheute* (*chute*) folgt *seut* (*sut*) f. *seute* (*sute*); umgekehrt wird *chis* f. *chise* nach *sis, sise* gebildet.[2] Die Assoziation zwischen *seoir* und *cheoir* wurde aber gelöst, als *cheoir* infolge der Absorption des *i* durch vorausgehenden Palatal den Diphthong der betonten Formen verlor, so dafs nun ein *siet* — *seyons* einem *c h e t* — *cheyons* gegenüberstand. Es ist recht bezeichnend, dafs die Angleichungen zwischen *seoir* und *cheoir* im Osten auftreten,[3] wo der Diphthong nach Palatal bis heute erhalten ist oder sich wie *ie* aus *ę* entwickelte.

2. Das Paradigma von *seoir* zeichnet sich durch die zweite Eigentümlichkeit aus, dafs einzelne Formen besonders häufig gebraucht werden und infolgedessen bei den Angleichungsvorgängen einen überwiegenden Einflufs ausüben. Diese Formen sind die 2. Pers. Sg. und die 2. Pers. Pl. des Imperativs, das Part. Prät.[4] (besonders seitdem für 'sitzen' *être assis* gesagt wird) und (weniger ausgesprochen) der Infinitiv.

Die Folgen dieser beiden Besonderheiten liegen auf der Hand. Der Sprechende wird das Bestreben haben, einerseits den ungewohnten Vokalwechsel aufzuheben, anderseits das Paradigma von *seoir* demjenigen anderer Verba anzugleichen. Dabei werden die im Bewufstsein besonders starken Formen, also die obengenannten, für die Richtung der Angleichungsvorgänge ausschlaggebend sein.

Ein erstes Produkt des Bestrebens, den Mängeln des Formensystems von *(as)seoir* abzuhelfen, ist die Durchführung des Kennvokals des Infinitivs, wodurch das Paradigma von *(as)seoir* bis auf wenige Formen mit den Paradigmen von *voir, croire* (auch demjenigen von *choir*, das ebenfalls nach dem Infinitiv umgestaltet wurde), zwei sehr häufig gebrauchten Verben, identisch wurde.[5] Während nun

---

[1] *Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht der zweiten städtischen Realschule zu Berlin.* Ostern 1903. Berlin, Weidmann, 1903.

[2] Vgl. a. a. O. S. 20 f. Lautliche Ähnlichkeit scheint mir hier ebenso stark gewirkt zu haben wie Begriffsverwandtschaft. Da, wo der Stammvokal nicht diphthongiert (in Frankreich und anderswo), gehen *cadere, sedere* und *v i d e r e* zusammen. Vgl. Herzog, *Zs.* XXIX, 238.

[3] Die Karte *assis* des Atlas weist noch da und dort im Osten den Typus [*assu*] auf.

[4] Darauf hat schon Herzog *Zs.* XXIX, 238 aufmerksam gemacht. Vgl. auch *Zs.* XXIV, 94.

[5] Für *assois, assois, assois, assoyons, assoyez, assoient*; *assois, assoyez*; *assoie*; *assoyais* etc. s. Ph. Plattner, *Formenbildung und Formenwechsel*

aber die konservative Literatursprache den Infinitiv *asseoir* bewahrte, ging die analogischen Impulsen leichter nachgebende Volkssprache weiter. Sie schuf (und hier erkennen wir zum erstenmal den überwiegenden Einfluſs der 2. Plur. des Imperativs [1]) zu *assoyez* den Infinitiv [*assoyer*], den wir auf unserer Karte an drei Punkten der Departemente Nièvre und Allier finden (senkrecht schraffiert und schwarz unterstrichen). Damit war unser Verbum den zahlreichen Verben auf *-oyer* assimiliert.[2]

Auf analoge Weise ist der Infinitiv [*asseyer*][3] entstanden (doppelt schraffiert), der da und dort vereinzelt auftritt. Er ist der Schluſsstein einer Entwicklung, die auf Verallgemeinerung des Stammes von *asseyez* (< *asseez*) hinzielt. In der Schriftsprache beginnt diese Entwicklung mit dem schon sehr alten Ersatz von *assieent* durch *asseyent* (< *asseent*),[4] wodurch die Einheitlichkeit in den Pluralformen des Ind. Pr. erreicht wird, und der Verdrängung des Konjunktivs *assiee* durch *asseye*. Dann folgt die Einführung des Futurums *asseyerai*, und die Volkssprache setzt als Schluſsstein *asseyer* und *asseyé* hinzu, womit der Übergang in die 1. Konjugation und die Assimilation an die Verba auf *-eyer* und *-ayer* vollendet ist.[5]

Einem aufmerksamen Betrachter unserer Karte muſs auffallen, daſs [*asseyer*] nur vereinzelt da und dort auftritt. Sonderbar ist insbesondere P. 405 (Indre) inmitten eines Gebietes, das nur den Infinitiv [*assire*] und die von diesem abhängigen Infinitive [*assidre*] und [*assitre*] aufweist. Bei näherem Zusehen entdecken wir in P. 118 (Aube) ein [*asseyer*] neben einem zweifellos älteren [*assire*], und in P. 463 (Ille-et-V.) machen wir dieselbe Beobachtung. Noch merkwürdigere Dinge lehrt uns die Karte *asseyez-vous*. Für P. 427 (Vendée) wird uns *aseje vu* gegeben neben *s'asir* für den Inf. und

---

des franz. Verbums (*Ausführliche Grammatik der franz. Sprache* II, 2), Karlsruhe 1902, S. 27, 53 f.; Risop, *Studien zur franz. Konjugation auf -ir* S. 68 Anm. 1; Risop, *Begriffsverwandtsch. u. Sprachentwickl.* S. 21 Anm. 1; Risop, *Zs. f. rom. Phil.* XXXI, 675 Anm. 4. Den in den angeführten Werken gegebenen Beispielen füge ich bei: *il s'assoit*, Musset, *Conf.* éd. Charp. 422; *s'assoient*, Vigny, *Journal* éd. Ratisbonne 216.

[1] Womit ich natürlich nicht sagen will, daſs die übrigen endungsbetonten Formen keinen Einfluſs ausgeübt haben. Das gilt auch für die folgenden Fälle, wo ich nur Imp. 5 anführe.

[2] An den betreffenden Punkten lautet das Partizip *assoyé*.

[3] *asije* an den Punkten 325, 313 und 315 scheint bloſs eine lautliche Variante von *aseje* zu sein. Ich habe die Formen deshalb besonders bezeichnet, weil auch eine Neubildung vom Imp. 5 von [*assire*] (s. unten S. 398) aus denkbar wäre. Die Imperativform *asje* in 325 (K. B 1445) kann nicht auffallen, wenn man *essuyer* (K. 485) mit den Doppelformen *esije* und *esje* danebenstellt.

[4] Warum Meyer-Lübke, *Hist. Gramm. der französ. Sprache* S. 219 *asseyent* vom Konjunktiv ausgehen läſst, verstehe ich nicht.

[5] Vgl. Risop, *Konj. auf -ir* S. 62 (speziell über das Futurum, vgl. auch S. 68) und besonders *Zs. f. rom. Phil.* XXXI, 675 Anm. 4, wo Formen wie *asseyerent* und *surceyé* schon aus dem 15. und 16. Jahrh. belegt werden.

asi für das Part. Prät. P. 535 (Insel Oléron) weist *aseje vu* auf neben *asi ty* (Imp. 2), *asir* und *asi*, P. 601 (Creuse) *eseje vu* neben *asjet tə, asir, asi* und P. 698 (H. Pyrén.) gar *asejeb bus* und *asej tə* (Imp. 2) neben *asejte* und *asjetat*. Da sie zu derselben Gruppe von Tatsachen gehören, füge ich hier noch einige andere Imperativformen an:

	Inf.	Part. Prät.	Imper. 2	Imper. 5
321 (Eure)	*asjer*	*asi*	—	*aswaye, asjeze* (veraltet)
600 (Cher)	*asir*	*asje*	*asi te, aswæ te*	*aswaye vu*
518 (Charente)	*asir*	*asi*	*asi twe*	*aswaye vu*
630 (Gironde)	*asir*	*asi*	*asej ty*	*asije vu*

Es kann über den Charakter der gesperrt gedruckten Formen kein Zweifel mehr bestehen: wir haben es hier nicht mit der Mundart, sondern mit provinziellem Französisch zu tun. Diese provinzialfranzösischen Formen mögen an einzelnen Orten die mundartlichen wirklich verdrängt haben oder zu verdrängen im Begriff sein, so gewifs in P. 321, wo [*assiézez-vous*][1] ausdrücklich als veraltet bezeichnet wird, oder in P. 118 und 463, wo *asseyer* neben *assire* steht. An anderen Orten aber gibt der Atlas blofs die momentane Bewufstseinslage des von Edmont befragten Individuums wieder: es kommt in zerfetztem Zustande die volksfranzösische Sprachschicht zum Vorschein, die Frankreich wohl zum grofsen Teil überdeckt. Ein Zeugnis für die vom Dialekt unabhängige Existenz volksfranzösischer Formen in einem Gebiete, über das uns der Atlas gar nichts verrät, gibt uns das *Savoyische Wörterbuch* von Constantin und Désormeaux. Dort heifst es S. 28: *s'asséyer, ainsi que s'assoyer, français local: 's'asseoir'. On les conjugue dans les temps simples comme des verbes de la première conjugaison. Parfois on emploie encore les formes du verbe assister, jadis d'un usage très fréquent: assiste-toi, ils s'assistèrent.*[2] Schade, dafs es so wenige Dialektwörterbücher gibt, die dem Volksfranzösischen die ihm gebührende Aufmerksamkeit schenken! Über die Verbreitung von *s'asseyer* in der Westschweiz (Genf, Waadt, Neuenburg, Freiburg) berichten G. Wifsler[3] und A. François.[4]

[1] Oder [*assiessez-vous*]?

[2] Den Imperativ [*assistez-vous*] finden wir auch im Atlas K. B 1445, wo uns Edmont für seinen heimatlichen Dialekt (284 = Saint-Pol) die Formen *asje vu, aseje vu, asije vu, asiste vu* (letzteres im Spafs) gibt. Es wird sich dabei wohl um eine je nach dem Bildungsgrad des Sprechenden absichtlich oder unabsichtlich falsche Verwendung eines vornehm aussehenden Wortes handeln (vgl. *sophistiquer* = 'fälschen', *artisse* = 'Tierarzt', *faire des cadémies* [*académies*] = 'sich zieren', die beiden letzteren *Rev. de phil.* XXII, 54 f., vgl. ib. 64 *anatomie, macabre, massacre*.

[3] *Das schweizerische Volksfranzösisch*, Berner Diss., Erlangen 1909, S. 41.

[4] *Les Provincialismes suisses-romands et savoyards de J.-J. Rousseau* (Extrait du t. III des Annales de la Société J.-J. Rousseau) S. 58, wo aus

Die volksfranzösischen Formen des *Atlas linguistique* legen uns einige Überlegungen nahe, die zum Teil nicht ohne prinzipielle Bedeutung sind:

1. Die volksfranzösischen Formen, die die ausgesprochenste Tendenz haben, die mundartlichen Formen zu verdrängen, sind diejenigen des Imperativs. Das ist kein Zufall. Die Aufforderung zum Sitzen ist häufig eine Aufmerksamkeit, die man der angeredeten Person erweist; sie geschieht in höflichem Ton; man wählt dazu die feiner aussehende französische Form.[1] Es ist insbesondere die 2. Pers. Pl. *asseyez-vous* oder *assoyez-vous*,[2] die infolgedessen dann auch das volksfranzösische Paradigma beherrscht. Daſs dies an den verschiedensten Orten ein vom Schriftfranzösischen abweichendes *asseyer* oder *assoyer* ist, das ist das Bemerkenswerte. Das Volksfranzösische ist eine bis zu einem gewissen Grade vom Schriftfranzösischen unabhängige Art *κοινή*, die zwar in verschiedenen Provinzen verschieden schillert, aber selbst in den Abweichungen von der Schriftsprache gemeinsame Züge zeigt.[3] Eine in dieser Richtung geführte Untersuchung würde nicht nur zum Verständnis der vulgärlateinischen *κοινή* beitragen, sondern auch interessante Streiflichter auf Entwicklungstendenzen werfen, die im sprachbeherrschenden geistigen Zentrum Frankreichs künstlich hintangehalten werden.

2. Die volksfranzösischen Formen für *s'asseoir*[4] resp. *asseyez-vous* und *assieds-toi* treten fast ausnahmslos an den Randgebieten morphologischer Typen auf, wo also auf der Karte verschiedene Farben zusammenstoſsen. Sie sind Symptome der sprachlichen Unsicherheit, die da herrscht, wo sich zwei morphologische Typen berühren.[5] Um der Qual der Wahl zu entgehen, greift man zur französischen Form. Wir werden später ausführlicher auf andere Folgeerscheinungen sprachlicher Unsicherheit zu sprechen kommen.

3. Was uns *asseyer* und *assoyer* gelehrt haben, läſst uns nun das senkrecht schraffierte [*asseoir*] unserer Karte, das wir a priori als

Rousseau zwei Beispiele für *je m'asseye* und zwei für *il s'asseye* beigebracht werden. Eines davon auch bei Plattner, *Formenbildung und Formenwechsel* S. 54 Anm. 1.

[1] Vgl. Callais, *Die Mundart von Hattigny und die Mundart von Ommeray*, Metz 1909, § 139, wo berichtet wird, daſs die 2. Pers. Pl. Ind. Pr. von *chanter* im Saunois *ʃãto* lautet, dagegen in der Höflichkeitsform *ʃãte*, was ein offensichtlicher Französismus ist.

[2] Daſs letztere Form im Schriftfranzösischen veraltet ist, hindert ihr Fortleben im provinziellen Französisch nicht. Wiſsler hat schon darauf hingewiesen, daſs das Volksfranzösische gelegentlich konservativer ist als die Schriftsprache.

[3] Über die Ausbreitungstendenz provinzieller Ausdrücke s. Wiſsler, *Volksfranzösisch* S. 64 f.

[4] Ich stelle die Punkte noch einmal zusammen: 321, 118, 121, 339, 463, 406, 427, 535, 405, 600, 601, 518, 630, 698.

[5] Recht charakteristisch ist in dieser Beziehung der Punkt 339 mit den Formen *aseje*; *asi*; —; *asize vu, asje vu,* die drei verschiedenen Paradigmen angehören.

älteste Grundschicht von Nordfrankreich anzusehen geneigt sind, mit anderen Augen betrachten. Wenn wir P. 414 (Indre-et-L.) zwischen [*assire*] und [*assoyer*], P. 3 zwischen [*assoyer*], [*soitre*], [*assitre*] und [*assiter*], P. 114, 122 und 130 zwischen [*(as)siter*], [*(as)siéter*], [*(as)scter*] und [*asseyer*] eingesprengt sehen, letzteres in einem Gebiete, wo die französische Infiltration ungewöhnlich stark ist, so werden wir schließen müssen, daſs wir es hier nicht mit Fortsetzern von altfranzösischem *asseoir* oder gar lateinischem *sedere* zu tun haben, sondern mit modernem, reichssprachlichem Import. Wir greifen zur *Notice servant à l'intelligence des cartes* und lesen zu P. 114: 'Auxon, Ervy (Aube). Le maire, 80 ans, et un de ses voisins, 70 ans, ++ [+ bedeutet, daſs die betreffenden Gewährsmänner aus dem Ort selbst stammen]. Le patois a presque totalement disparu, mais il s'est encore à peu près conservé dans les hameaux, qui sont au nombre de 8.' Zu P. 130: 'Illoud, Bourmont (Haute-Marne). Journalier, 40aine, + On n'y parle plus guère que le français; il en est de même dans les communes voisines (vallée de la Meuse).' Wir haben es an den Punkten 114, 122, 130 nicht mit einer primären, sondern mit einer tertiären, wahrscheinlich (wir werden darauf noch zurückkommen) sogar quartären Schicht zu tun. Zu P. 3 bemerkt die Notice: 'Alluy, Châtillon-en-Bazois (Nièvre). Maréchal-ferrant et sa femme, env. 40 ans tous deux, ++. Les jeunes ne parlent plus guère patois.' P. 414 ist, wie der Vergleich mit anderen Karten ergibt, stark französiert. Wie es sich mit den übrigen Punkten verhält, die [*asseoir*] aufweisen, läſst sich nicht mit Sicherheit sagen. Alt sind jedenfalls 378 (Manche) und 359 (Ile-et-Vilaine), wie sich aus ihrem lautlichen Gewand (*asejr*) ergibt. Dasselbe gilt fast ausnahmslos für die lothringischen Formen vom Typus [*asseoir*].

Da diese nicht ohne weiteres zu erkennen sind, stelle ich das Material, das zu ihrer Beurteilung dienen kann, in einer Liste zusammen, indem ich zugleich einiges beifüge, auf das ich später zurückgreifen werde. Als Vertreter der phonetischen Entwicklung von geschlossenem und offenem *e*, sowie von *a* nach Palatal und von *ε* + Palatal wähle ich *noir, toile, fièvre, miel, chèvre,* [*coiser*][1] (= taire), *six, lit, dix,* wobei ich mir der Mängel dieser Beispiele wohl bewuſst bin. Einwandfreie phonetische Standardformen lassen sich nicht finden. Was ich gebe, soll die lautlichen Verhältnisse bloſs andeuten. Wer ein der Wahrheit näherkommendes Bild wünscht, möge im *Atlas ling.* die Karten *crois-tu, droit, droite, étroite, froid, soir, toit, trois,*[2] *derrière, hier, lièvre, pied, pierre, cher, chez, mangé, pisser, puiser, lit* (liest), *lu, pis* (*pejus*) nachsehen, die ich alle auf ihre Verwendbarkeit hin geprüft habe.

[1] Man beachte, daſs die Entwicklung im Auslaut mit der Entwicklung im Inlaut an einzelnen Punkten normalerweise nicht übereinstimmt. Vgl. *pisser, puiser* etc.

[2] Die Entwicklung nach Labial kommt für uns nicht in Betracht.

Pkte.	s'asseoir (62)	assis (63)	tomber[3] (1311)	tombé(e)[3 u. 7]	se coucher[8] (329)
175	*s asyr*	*asy*			
181	*s asjetaj*	*asitej*			
174	*s asjœte*	*asjœte,*			
173	*s asjœte;*	*asjœte*	*ʃœr*	*ʃy*	
163	*s aʃyte;*	*aʃyte*	*ʃor*	*ʃœ*	
171	*sə mat eçjœt*	*mi eçjœt*	*ʃœr*	*ʃy*	
170	*s ahute*	*ahute*	*ʃœr*	*ʃœ*	
162	*s exte*	*exti*	*ʃor*	*ʃe*	
153	*s esir*	*esje*	*ʃær*	*ʃoj*	
143	*s eseti*	*asejti*	*ʃœr*	*ʃœ*	
150	*s ehor**	*eʃœ;*	*ʃor**	*ʃœ*	
160	*sə mat ehÿt,...ehÿr**	*mi ehœr*	*ʃœr**	*ʃœ*	*sə ʒœr**
180	*sə mat ehar**	*mi ehar*	*ʃar**	*ʃœ*	*sə mot aʒœr*
89	*s æhœr**	*ehœ*	*ʃœr**	*ʃy*	*sə ʒœr**
87	*s exer* ʒy*	*exœ*	*ʃær**	*ʃœ*	*s edʒjœr**
88	*s mot exi ã ʒi*	*mote exi ã ʒi*	*ʃer**	*ʃe*	*s aʒer**
86	*s exer**	*botœ exe*	*ʃer**	*ʃœ*	*s eʒer**
78	*s exe,r* djy*	*bote exe a dʒy*	*tʃ'er**	*tʃœ*	*s adʒer* dʒy*
85	*s ese,r**	*esej a dʒy*	*tʃjer**	*tʃœ;*	*s edʒ,œr*
76	*s exœr*	*axe*	*ʃar*[4]	*ʃel*	*s eʒer*
66	*s eʃer**	*aʃy*	*tʃer**	*tʃœ*	
57	*s exer**	*exeje*[2]	*ʃer**[5]	*ʃœ*	
67	*s æʃœr*	*æʃœ*	*ʃar*[6]	*ʃœ*	
77	*s æhœr**	*æhi*	*ʃœr**	*ʃœ*	*s eʒœr**
68	*s exœr**	*exœ*	*ʃœr**	*ʃœ*	*sə ʒœr**
69	*s ehœr**	*ehœ;*	*ʃœr**	*ʃœ*	
59	*s eswer*[1]	*eʃœj*	*ʃœr*	*ʃœ;*	
58	*s aʃor**	*æʃy*	*ʃor**	*ʃy*	
140	*s eʃati*	*eʃati*	*ʃor*	*ʃœy*	

[1] Franz. [2] [*assieyé*!].

[3] Die weiſs gelassenen Punkte haben den Typus [*tomber*] resp. [*tombé(e)*].

[4] Vgl. *kra* (crois), dagegen *dro, drot, stro, fro, so, to, troʃ.* ***a*** in der Nachbarschaft.

[5] *tel* gegenüber *kro, dro, drat, etrat, fro, so, to, tro.* ***e*** nördlich und südlich, ***a*** im Osten, *o* im Westen. Vgl. die Bemerkung in der 'Notice'.

[6] *a, o, e* ebenfalls gemischt.

[7] Une branche pourrie m'est tombée sur la figure. (Häufig *m'a tombé*!)

[8] Se coucher par terre. Weiſs gelassen: Typus [*coucher*].

Pkte.	noir (916)	toile (1308)	fièvre (565)	miel (852)	chèvre[2] (272)	taire[3] (1277)	six (1235)	lit (778)	dix (412)
175	*nwar*	*twal*	*fjœf*	*mjel*			*sis*	*li*	*dis*
181	*nœr*	*twal*	*fjef*	*mjel*			*sis*	*li*	*dis*
174	*nwar*	*twal*	*fjef*	*mjel*			*sis*	*li*	*dis*
173	*nœr*	*tœl*	*fjœf*	*mjel*			*ʃiʃ*	*li*	*diʃ*
163	*nur*	*tůl*	*fif*	*mi*		*kwe$_{j}$ʒi*	*ʃejʃ*	*lej*	*de$_{j}$ʃ*
171	*nœr*	*tœl*	*fjœf*	*mjœl*		*kuçœ*	*hih*	*li*	*dih*
170	*nor*	*tol*	*fif*	*mis*		*kuhi*	*xej*	*lej*	*de$_{j}$x*
162	*nor*	*tol*	*fivr*	*mi*	*ʃiv^{ʃ}*	*kuhe*	*xej*	*lej*	*de$_{j}$x*
153	*no*	*tojl*	*fivr*	*mi*		*kuze*	*sajs*	*laj*	*dajs*
143	*nwer*	*tojl*	*fivr*	*mjė*		*kuzė*	*sis*	*lėj*	*des*
150	*nor*	*tol*	*fif*	*mi*	*ʃyf*	*kuhi*	*xej, hej*	*lej*	*de$_{j}$ʃ*
160	*nor*	*tol*	*fif*	*mi*	*ʃif*	*kuhi*	*hej*	*le$_{j}$*	*dė$_{j}$x*
180	*nar*	*tal*	*fjœf*	*mjœ*	*ʃjœr*	*kuçœ*	*xœx*	*le$_{j}$*	*de$_{j}$x*
89	*nar*	*tal*	*fjef*	*mjœ*	*ʃjœr*	*kuxe*	*xœj*	*lė*	*de$_{j}$x*
87	*nar*	*tal*	*fjev*	*mje*	*ʃjœv*	*kuhi*	*xœ*	*le*	*de$_{j}$x*
88	*nar*	*tal*	*fjef*	*mje*	*ʃjer*	*kuhi*	*xœx*	*le*	*dė$_{j}$x*
86	*nar*	*tal*	*fjav*	*mi*	*ʃœv*	*kuhi*	*xe*	*le*	*de$_{j}$x*
78	*nar*	*tal*	*fiv*	*mi*	*tʃiv^{ʃ}*	*kuhi*	*xe*	*lej*	*de$_{j}$x*
85	*nor*	*tol*	*fiv^{ʃ}*	*mi*	*tʃiv*	*koʒi*	*xœ*	*lej*	*de$_{j}$x*
76	*nor*	*tol*	*fiv*	*mi*	*ʃiv*	*kohi*	*xej*	*le$_{j}$*	*de$_{j}$x*
66	*ner*	*tel*	*fjev*	*mje*	*tʃ$_{j}$œv*	*kuʒe*	*sis*[1]	*le$_{j}$*	*dėʒ*
57	*nar*	*tel*	*fjev*	*mje*	*ʃjev*	*kůhe*	*xe*	*lej*	*de$_{j}$x*
67	*nar*	*tol*	*fjef*	*mje*	*ʃjef*	*kwehe*	*xej*	*lej*	*de$_{j}$ʃ*
77	*nar*	*tal*	*fif*	*mi*	*ʃif*	*kohi*	*xej*	*lej*	*de$_{j}$x*
68	*nwar*[1]	*tal*	*fjef*	*mje*	*ʃjœr*	*kuhje*	*xej*	*le$_{j}$*	*de$_{j}$x*
69	*nor*	*tol*	*fif*	*mi*		*kwehi*	*xej*	*lej*	*de$_{j}$x*
59	*nor*	*tol*	*fif*	*mi*		*kweʒi*	*ʃej*	*lej*	*de$_{j}$x*
58	*nor*	*tol*	*fjev*	*mje*	*ʃjev^{ʃ}*	*koʒe*	*ʃej*	*lej*	*de$_{j}$ʒ^{ʃ}*
140	*nor*	*tol*	*fivr*	*mi*		*kuʒi*	*ʃe$_{i}$ʃ*	*le$_{j}$*	*de$_{j}$ʒ*

Es wird aus dieser Liste sofort klar, daſs die *asseoir*-Formen mit den Vokalen *o* und *a* (P. 180, 150, 58) Fortsetzer von *sedere* sind. *s'eswer* (P. 59) charakterisiert sich durch *we* als moderner französischer Import, ist also neben 114, 122 und 130 zu stellen (vgl. oben S. 383).

[1] Franz. [2] Im Norden unseres Gebietes andere Typen.
[3] Ich notiere die Formen nur insoweit sie dem Typus **quietiare* angehören.

Das *exer* in P. 87 ist den Formen mit *œ* gleichzusetzen. Der Punkt 87 hat die Tendenz, *œ* zu entrunden, wie in unserer Liste *ʃær, fjev, mje* gegenüber *edʒjœr* und *ʃjœv* zeigen. Vgl. *pjœs* (pièce) und *ʎœv* (lièvre); ferner *xœ* (six) gegenüber *le* (lit), *deⱼx* (dix). Konsequenter durchgeführt ist diese Tendenz in dem weiter östlich liegenden P. 88,[1] wo selbst *oeuf, cuir, oeil* usf. *je, keⱼ, e* usf. lauten.

Frappant ist für die oben besprochenen wie für die übrigen Punkte die fast vollständige Übereinstimmung zwischen den Formen für 'sitzen', 'fallen' und 'liegen'.[2] Was Risop[3] für das Altfranzösische festgestellt hat, wird also durch die modernen Dialekte vollauf bestätigt. Es ist ohne intime Kenntnis der örtlichen Verhältnisse schwer zu sagen, von welchem Verbum jeweilen der Impuls ausgegangen ist. Die Beurteilung der lautlichen Verhältnisse wird dadurch erschwert, daſs wie im Pikardischen (s. unten *veïr, seïr, caïr, caïne*) der in den Hiat tretende Vortonvokal von *sedére* und *cadére* die Entwicklung des Tonvokals beeinfluſst zu haben scheint.[4] Nur so kann ich mir die groſse Verbreitung der Infinitive auf *œ* (*ʃœr, exœr, eʒœr* etc.) erklären, die sich an verschiedenen Orten in keine lautliche Entwicklungsreihe einordnen lassen. Zweifellos ist da und dort, wie Horning § 7 und 23 annimmt, der betonte Präsensstamm auf den Infinitiv übertragen worden.[5] Das machen die lautlichen Verhältnisse z. B. für P. 68 wahrscheinlich (*exœr, ʃœr, ʒœr*), wo der Vokal im Gegensatz zu der Entwicklung von geschlossenem *e* und von *ε* + Palatal mit dem Vokal von *ʃjœr* (vgl. auch chaise = *hejœr*)[6] übereinstimmt.

Bemerkenswert sind die Punkte 86, 78, 85, die eine topographische Einheit bilden. Die Infinitive repräsentieren hier die Entwicklung von lat. *ε* + Palatal. Man möchte annehmen, daſs der Impuls von einem zu [*gist*] < **gieist* gebildeten [*gire*] < **gieire* ausgeht, was nicht unmöglich erscheint, wenn man bedenkt, daſs die Präterita und die Partizipien Prät. von *jacere* und *cadere* ursprünglich gleich gebildet wurden (*jut* und *gëut, gëu*; *chut* und *chëut, chëu*), und daſs gerade im Osten nach ihnen ein *sut* (resp. *sëut*) *sëu* gebildet

[1] Broque, südlich von Schirmeck, östlich der Grenze XXIX auf der Lautkarte, die der tüchtigen Arbeit von Callais beigegeben ist.

[2] Ich habe die übereinstimmenden Formen durch Sternchen gekennzeichnet. Daſs an einzelnen Punkten Formen mit *e* neben solchen mit *œ* stehen, hat nach dem oben Gesagten keine Bedeutung. Vgl. übrigens Horning, *Ostfranzös. Grenzdialekte* § 7 und 31.

[3] *Begriffsverwandtschaft und Sprachentwicklung* S. 18—22.

[4] Als lautliche Kontrollformen sind weder *catena* noch *cathedra* geeignet, die ähnliche Bedingungen wie *cadere* aufweisen würden. *videre* kann wegen des Labials für die lothringischen Formen nicht mit *sedere* verglichen werden. Auch *credebam* geht als Verbalform besondere Wege.

[5] Dafür spricht auch, daſs weiter nördlich, wo die lautlichen Verhältnisse leichter zu beurteilen sind, für *choir* vielfach Formen mit dem betonten Präsensvokal auftreten.

[6] In den übrigen Beispielen ist Entrundung eingetreten.

worden ist.[1] Das Partizip [*su*] lebt hier noch heute an einigen Punkten (167, 175, 66, 58),[2] an den meisten Orten allerdings ist es durch ein sekundäres starkes Partizip verdrängt worden.[3] Mit einiger Wahrscheinlichkeit kann [*gire*] auch für P. 160 und 76 als führend angenommen werden. Für 76 insbesondere spricht die geographische Kontinuität. Über die übrigen Punkte wage ich es nicht, mich auszusprechen.

Derselben Tendenz nach Vereinheitlichung des Stammvokals, die zur Entstehung von [*assoyer*] und [*asseyer*] geführt hat, sind auch [*assiézer*] und [*assière*] entsprungen. Bei beiden hat der betonte Präsensstamm gesiegt, und bei beiden ist es die 2. Pers. Sing. des Imperativs gewesen, die einen entscheidenden Einfluſs ausgeübt hat. Welches das Paradigma von [*assière*] ist, läſst uns der Atlas nicht mit Bestimmtheit erkennen. Auf dem hellgelben [*assière*]-Gebiete lautet das Partizip Prät. überall [*assis*]. Eine Ausnahme bildet bloſs P. 345 (Calvados) mit *asje*, aus dem wir nur ersehen, daſs der betonte Vokal gelegentlich auch auf das Partizip übertragen wird. Die Karte *assieds-toi* ergibt für das hellgelbe Gebiet auſser für den isolierten Punkt 801 (Puy-de-Dôme) mit *asje tə* gar keine Formen, die Karte *asseyez-vous* für P. 801 und P. 328 (Sarthe) *asize-vu*, für P. 321 (Eure) *aswaye-vu* und *asjeze-vu*. Die letztere Form, die als veraltet bezeichnet wird, ist es, die uns hier interessiert;[4] sie zeigt, daſs zu dem Infinitiv [*assière*], wenn nicht auf dem ganzen, so doch wenigstens auf einem Teil des Gebietes das Paradigma [*je m'assieds, tu t'assieds, ils s'assied, nous nous assiézons, vous vous assiézez, il s'assièzent* etc.] gehört.[5] Das wird uns vollauf bestätigt durch die

---

[1] Vgl. Risop, *Begriffsverwandtschaft und Sprachentwicklung* S. 20.

[2] Indirekt bezeugt an P. 163 und P. 170; vgl. unten S. 413.

[3] Bei der Beurteilung der Partizipien, auf die ich hier nicht eingehe, sind altfrz. *cheoit* und *seoit* im Auge zu behalten. Die Karte *tombé* (1312) zeigt im Südosten zahlreiche Formen, die den Typus [*choit*] darstellen. Es hat sich da gewiſs neben jungen Bildungen auch altes Sprachgut erhalten. Alte Beispiele aus Texten der Franche Comté bei Wendelborn, *Sprachliche Untersuchung der Reime der Végèce-Versifikation des Priorat v. Besançon*, Diss. Würzburg 1887, S. 43 (*enchois*, f. *enchoyte, enchoite, enchotte*). Vgl. *cheoite* in der ebenfalls aus dem Südosten (Mâconnais?) stammenden altfranzösischen Hs. 1070 der Pariser Nat. Bibl., die E. Illing untersucht hat (Hall. Diss. 1895, S. 28). *Lyoner Yzopet* 2249: *choiz*. Zu den *-ectus*-Partizipien s. Risop, *Studien z. Gesch. d. frz. Konj. auf -ir* S. 25 Anm. 1 und die Verweisungen bei Meyer-Lübke, *Rom. Gr.* II, 384. Über die Wucherung von *-ectus* in modernen frankoprovenzalischen Dialekten Jaberg, *Über die assoziativen Erscheinungen in der Verbalflexion einer südostfrz. Dialektgruppe* (Aarau, Sauerländer, 1906) S. 82 ff., 93 ff.

[4] *asize-vu* in P. 801 und 328 gehört zum Infinitiv [*assire*]. Dieser scheint also hier mit [*assière*] zu konkurrieren, was bei der geographischen Lage der beiden Punkte nicht auffällig ist.

[5] Wenn nicht etwa *asjeze* als [*assiessez-vous*] aufzufassen ist. Vgl. oben S. 381. — Alte und neue Formen mit dem Stamm *siez-* s. Risop, *Begriffsv.* S. 18. Für die Franche Comté (wo heute *asseoir* verschwunden ist) s. Wendelborn, *Zur Vegetiusübersetzung* S. 44 und Förster in der Einleitung zum Lyoner Yzopet S. XLI. Bemerke dort auch *traire* mit *z*-Stamm.

Formen, die Guerlin de Guer[1] für die Gemeinde Thaon angibt, die zwischen den Punkten 376 und 354 des *Atlas ling.* liegt. *Asseoir* hat sich also in Thaon und in P. 321, vielleicht auf dem ganzen hellgelben Gebiete an die *z*-Stämme der 3. Konjugation[2] angeschlossen. [*Assiézez*] wurde zu [*assieds*] gebildet nach dem Muster von *plaisez — plais, taisez — tais, conduisez — conduis, lisez — lis* etc.[3] Die *z*-Stämme zeigen überhaupt auf galloromanischem Gebiet große induktive Kraft. Umgekehrt sind die vokalisch auslautenden Stämme wenig widerstandsfähig.[4]

Der Infinitiv [*assière*] verhält sich zu [*assieds*] wie *plaire* zu *plais*, wie *taire* zu *tais*, wie *conduire* zu *conduis* etc.[5]

Der dunkelgelbe Typus [*assiézer*] im Zentrum des nordfranzösischen Gebietes stellt eine weitere Stufe der Entwicklung dar. Hier ist, ganz analog wie bei [*assoyer*] und [*asseyer*], von [*assiézez-vous*][6] ein Paradigma der 1. Konjugation geschaffen worden, was uns durch die Karte *assis* bestätigt wird, die (mit den bekannten Unstimmigkeiten in den Grenzzonen) auf demselben Gebiet [*assiézé*] aufweist. Bemerkenswert ist der geographische Zusammenhang zwischen [*assoyer*], [*assiézer*] und [*asseyer*]. Der Impuls zur Bildung von Analogieformen teilt sich von Punkt zu Punkt mit.

---

[1] Ch. Guerlin de Guer, *Le parler populaire dans la commune de Thaon (Calvados). Thèse.* Paris, Bouillon, 1901. S. 163 ff., 245.

[2] Benennung der Konjugations-Typen nach Meyer-Lübke, *Rom. Gr.*

[3] Die phantastische lautliche Erklärung, die Guerlin de Guer S. 167 gibt, bedarf wohl kaum der Widerlegung.

[4] Speziell für Thaon finde ich auf S. 168 der Monographie von Guerlin de Guer *j rize* = je riais, was auf [*je ris, tu ris, il rit, nous rizons, vous rizez, ils rizent* etc.] weist. Wie weit die Verallgemeinerung der *z*-Stämme gehen kann, mag das Beispiel von Leysin (Kt. Waadt) zeigen, für das ich notiert habe (ich wähle als charakteristische Form das Imperfekt 1. Pers. Sing.):

trezaivo	von	[*traire*]	*enærzaivo*	von	[*enerdre* < inerigere]
mozaivo	„	[*moudre*]	*serzaivo*	„	[*serdre* < cernere = ‘wählen’]
ʃakozaivo	„	[*succutere*]			
ϑuzaivo	„	[*clore*]	*fjærzaivo*	„	[*fierre* = ‘férir’ = ‘schlagen’, von der Uhr]
rizaivo	„	[*rire*]			
ekrizaivo	„	[*écrire*]	*ljærzaivo*	„	[*lierre* = ‘lire’]
tsəzivo	„	[*chezir* = ‘cheoir’]	*præzaivo*	„	[*prendre*]
mwærzaivo	„	[*mordre*]	*kræzaivo*	„	[*craindre*]
torzaivo	„	[*tordre*]	*etræzaivo*	„	[*étreindre*]
korzaivo	„	[*cordre* = ‘gönnen’]	*pϑæzaivo*	„	[*plaindre*]
perzaivo	„	[*perdre*]			

Noch weiter hat sich die *z*-Flexion im Wallis ausgedehnt. Vgl. z. B. Lavallaz, *Essai sur le Patois d'Hérémence*, Paris, Welter, 1899.

[5] Ausführlich über Neubildung von Infinitiven der *-ĕre*-Konjugation K. Jaberg, *Assoz. Ersch.* S. 67 ff. und besonders S. 104 ff.

[6] Ich wiederhole, daſs ich diese Form als die entscheidende, aber keineswegs allein ausschlaggebende ansehe. Es haben natürlich auch die anderen Formen mitgewirkt, die mit dem Paradigma der 1. Konjugation übereinstimmen [*nous nous assiézons, vous vous assiézez, ils s'assièzent*; *que je m'assièze*; *je m'assiézais*; *assiézant*].

Den Typus [*assiérer*] habe ich nur durch Unterstreichen von [*assiézer*] unterschieden, damit andeutend, daſs ich ihn als einen nahen Verwandten des letzteren ansehe. Das [*assiérer*] von P. 209 (Loiret) ist nämlich, wenn ich recht urteile, nichts anderes als eine falsche Rückbildung aus [*assiézer*]. Es ist bekannt, daſs uns zahlreiche Grammatikernotizen aus dem 16. und dem Anfang des 17. Jahrhunderts erhalten sind, wonach in Paris und in dem Gebiete südlich von Paris intervokales *r* zu *z* geworden war.[1] Ausdrücklich bezeugt ist uns dieser Lautübergang auſser für Paris für die Touraine, Blois, Bourges, Vézelay und Auxerrois.[2] Es handelte sich dabei offenbar um ein Beispiel jenes Lautwandels, den ich den bemerkten nennen möchte im Gegensatz zu dem unbemerkten, der sich vollzieht, ohne daſs er der Sprachgemeinschaft zum Bewuſstsein kommt.[3] Nisard wird wohl mit der Annahme recht haben, daſs er von Süden her

---

[1] Vgl. Ch. Thurot, *Prononciation française* II, 271 ff.; Ch. Nisard, *Etude sur le langage populaire ou patois de Paris et de sa banlieue.* Paris 1872, S. 205 ff. — Siehe ferner Meyer-Lübke, *Rom. Gr.* I, § 456 und die dort verzeichnete Literatur; Meyer-Lübke, *Hist. Gramm. der franz. Sprache* S. 153 f. (wo 'Godard 1670' in 'Godard 1620' zu korrigieren ist); Nyrop, *Gramm. hist. de la l. fr.* I, 342 f.

[2] Von den Veränderungen des *r* auf frankoprovenzalischem und provenzalischem Sprachgebiet, über die uns P. Meyer und A. Thomas berichtet haben, sehe ich hier ab; ebensowenig gehe ich auf die Verhältnisse in Nordwestfrankreich und auf den Kanalinseln ein.

[3] Der unbemerkte Lautwandel tritt in seinem Anfangsstadium nur unter gewissen Bedingungen ein, die hauptsächlich vom Sprechtempo, vom Affekt und von der Tonstärke abhängig sind. In der Vorstellung des Sprechenden existiert nur die Normalform. Der Bauer aus L'Etivaz (Waadt, s. Jaberg, *Assoz. Erscheinungen* S. III), der eben im Satzzusammenhange *ehai* (= était) gesagt hat, behauptet, als ich die Form wiederhole, steif und fest, das sei unmöglich, er spreche stets *eϑai.* Einer meiner Schüler aus Roveredo (Misox, Kt. Graubünden) will sich nicht überzeugen lassen, daſs er im Satze *er re* und nicht *el re* sagt. Der junge Mann aus Ceresole Reale (oberes Orcotal, Piemont), der 'mi gira la testa' übersetzt mit *i m dʒirə la te:ʃ^{s}a,* korrigiert mich, als ich den Satz so wiederhole; *i m dʒirət la te:ʃ^{s}a* heiſse es in seinem Dialekte. Warum? Ich habe offenbar das Tempo, bei dem er auslautendes *t* und *s* verstummen läſst, nicht richtig getroffen. — Der bemerkte Lautwandel nähert sich in seinem Wesen dem Sprachfehler. Die Sprachgemeinschaft wird seiner inne, empfindet ihn als etwas Neues, reagiert dagegen oder sanktioniert ihn. Auf diese Art des Lautwandels trifft der Vergleich mit der Mode zu, den R. Meringer in seinem interessanten Aufsatz *Zum Nachahmungstrieb* (*Aus dem Leben der Sprache,* Berlin 1908, S. 231—44) in etwas einseitiger Weise verallgemeinert hat. Hierher rechne ich z. B. den Übergang des lingualen zum velaren *r*, der gegenwärtig auch in Italien um sich zu greifen scheint. Ich habe in Oberitalien wiederholt, selbst in abgelegenen Bergdörfern, velares *r* gehört. Piamprato in der Val Soana hat nur velares *r*; seine Bewohner werden deshalb von ihren Nachbarn als 'filosofi' (die Vornehmtuenden!) verspottet. — Scharf zu trennen sind natürlich die beiden Formen des Lautwandels nicht. Der Wandel, der sich in einer Gegend unbemerkt vollzog, kann sich als Lautmode über ein weites Gebiet verbreiten und wird dann erst zum bemerkten. — [Zum 'unbemerkten' Lautwandel cf. *Archiv* CXV, 450.]

nach Paris gedrungen sei. Eine Zeitlang schien es, als ob diese Lautmode auch bei der höheren Gesellschaft zur Herrschaft kommen würde; bald machte sich aber eine Reaktion geltend. Schon 1620 schreibt Godard (ich zitiere nach Thurot II, 273): 'Nos Parisiens mettoient autrefois (mais cela ne se fait plus ou c'êt fort rarement et seulement parmi le menu peuple) une s ou lieu d'une r et une r au lieu d'une s.' Die von den höheren Ständen ausgehende Reaktion drang nach und nach in die niederen Schichten[1] und ergriff zuletzt auch die Provinz. Im grofsen und ganzen ist die Rückbildung des r auch hier heute durchgeführt. Doch widerstanden ihr einige Wörter aus Gründen, die in jedem einzelnen Falle zu untersuchen wären. Eine aufmerksame Durchsicht des *Atlas ling.* ergibt folgende Reste (vgl. Beilage II):

P. 325 (Orne): *mœz,*[2] *plœz* (pelure).

P. 311 (Eure-et-Loire): *mœz, plœz, plœze* (peler), *serœzje* (veraltet) neben *serγrje* (serrurier).

P. 316 (Loir-et-Cher): *mœz.*

P. 306 (Loir-et-Ch.): *mœz, plœz, plœze.*

P. 204 (Loir-et-Ch.): *karmajez* (crémaillère), *mœz.*

P. 408 (Indre-et-Loire): *mœz.*

P. 406 (ib.): *mœz, serœzje, verœz* (verrue, T. [*verrure*]).

P. 407 (ib.): *mœz* (reif), *mœz* (Brombeere), *serœz* (serrure), *verœz.*

P. 217 (Seine-et-Oise): *asiz*[3] (assire), *mœz, plyz* (écorce), *plyz* (pelure), *plyze, syzjo* (sureau).

P. 307 (Loiret): *mœz* (mûre Adj.), *mœz* (mûre 'Brombeere'), *sotezjo* (= sauterelle, daneben die importierte reichssprachliche Form *sotrel*).

P. 209 (ib.): *seryz.*

P. 206 (ib.): *murõ* und *mwazõ* (mouron).

P. 103 (Cher): *pardezyo* (perdreau).

P. 303 (Indre): *ʃarnez* (charnière), *ʃodjer* und veraltetes *ʃodjez* (chaudière), *moz* (mûre 'Brombeere').

P. 404 (ib.): *mœz, tezjer* (tarière).

P. 401 (ib.): *mœz.*

P. 210 (Seine-et-Marne): *asis* [= *assire*] neben *asir* und *asjere, mœz.*[4]

P. 108[5] (Yonne): *vizbœrkẽ* (vilebrequin, Typus [*virebrequin*]).

P. 107 (ib.): *seryzje, syzjo, tezje* neben *tarje* (tarière).

---

[1] Dafür, dafs die niederen Schichten länger widerstanden, Belege bei Nisard und bei Nyrop.

[2] Wenn nichts Besonderes bemerkt, = Adj. 'reif'. [3] Neben *aswer.*

[4] Vgl. gleich südlich davon in Sergines (Yonne) *boutzis* = [bouteril], s. Thomas, *Rom.* 39, 206.

[5] P. 108 gibt in einer Reihe von Fällen älteres *ð* und jüngeres *r*: *ʃarneð* und *ʃarner, eð* und *er* (aire), *œrmweð* und *œrmwer, bweð* und *bwer* (boire), *ʃeð* und *ʃer, ʃãdlœð* und *ʃãdlœr, syðjo* und *syrjo* usf. Man möchte hier also annehmen, dafs *r* sich zu *ð* entwickelt hatte. Allein *vizbœrkẽ* mahnt zur Vorsicht und läfst vermuten, dafs *ð* blofs als eine Vorstufe in der

P. 106 (ib.): *mœz, mœzõ* (mûre 'Brombeere').

P. 128 (Marne): *mœz* (reif), *mœzõ* neben *myrõ* (Brombeere), *plœz* (= pelure) und *plöz* (veraltet neben *ekors* = écorce). *plœze* (neben *eplyſe*).

Für die Punkte 307, 209[1] (Loiret) und 208 (Seine-et-Marne) dürfen wir vielleicht außerdem aus *fyzjo* 'sureau' auf ein altes **syzjo* schließen. *fyzjo* ist doch wohl als volksetymologische Umdeutung von *syzjo* aufzufassen, die durch den Gleichklang der beiden Wörter hervorgerufen wurde und in der entfernten Ähnlichkeit einer Holunderbüchse mit einer Spindel eine Stütze fand. Das lautlich stärker abweichende *syrio* dürfte kaum ein *fyzjo* assoziiert haben; das sachliche Moment kann nur sekundär sein. Entscheidend spricht für unsere Annahme die geographische Lage von *fyzjo* zwischen einem nördlichen und einem südlichen *syzjo*.[2]

Es ergibt sich nach dem Gesagten für den Lautwandel *r* > *z* ein Gebiet, das die Departemente Orne (1 Punkt), Eure-et-Loire (1), Loir-et-Cher (ganz), Indre-et-Loire (3), Seine-et-Oise (1), Loiret (ganz), Cher (1), Indre (3), Seine-et-Marne (1), Yonne (3), Marne (1) umfaßt,

---

Rückbildung von *r* zu betrachten ist: als ein unvollkommen gesprochenes *r*. Vgl. P. 209, wo wir *asje'e, ormwer, ſer, mudõ* (mouron), *plyr, fer* (K. 1233), *veryr* (verrue) neben *seryz* finden, und P. 307, wo *ormweð, asjeðe* (Partizip, als veraltet bezeichnet neben *asjere*), *etjymweð, muſeðõ* (neben *muſerõ*), *muðõ* (mouron), *plyð* (pelure), *pweðje* (poirier), *teðjer* (tarière), *toðjo* (toreau) neben *ſez* (chaise), *mœz* (Brombeere), *mœz* (reif), *sotezjo* (sauterelle) stehen. Offensichtlich fällt an beiden Orten den Leuten die Aussprache des intervokalen *r* schwer. Daſs wir bald *ð*, bald *r* haben (für welch letzteres der Atlas an den genannten Punkten zahlreiche Beispiele bietet), zeigt, daſs man bestrebt ist, korrektes *r* zu sprechen, daſs dies aber nicht immer gelingt, wobei dann ein Zwischenlaut entsteht, dessen Charakter nicht leicht zu erfassen ist, wie die tastende Notierung von Edmont in P. 209 schliessen läſst.

[1] Hier neben *syrjo*.

[2] Absichtlich habe ich [*chaise*] und [*armoise*] (= armoire) beiseite gelassen. Beides sind Kulturwörter, die sich mit neuen Möbelformen über das ihnen ursprünglich zukommende Gebiet verbreitet haben. Besonders charakteristisch ist in dieser Beziehung die Karte *chaise*, auf die ich in einer besonderen Arbeit zurückzukommen gedenke. Die Ableitung von casa, die E. Richter *Zs.* 31, 574—78 versucht, hat M. Roques *Rom.* 37, 473—75 mit überzeugenden Argumenten abgewiesen. Wer die Karten des *Atlas ling.* zu betrachten gewöhnt ist, erkennt auf den ersten Blick, daſs [*chaise*] in seiner heutigen Verbreitung jung ist; und wer bedenkt, wie langsam sich oft phonetische Änderungen durchsetzen, wird auch nicht darüber verwundert sein, daſs die ersten Belege für eine Erscheinung, die im 16. Jahrhundert über mehrere Provinzen verbreitet ist, sich im 15. Jahrhundert finden (wobei ich, da mir eine Nachprüfung hier unmöglich ist, voraussetze, daſs es sich mit den Beispielen, die E. Richter S. 575 anführt, nicht ähnlich verhält wie mit demjenigen aus dem Inventar Karls V., das Roques unter die Lupe genommen hat; das Beispiel von 1420, das der *Dict. gén.* anführt, zeigt durch die Schreibung *chaeze* deutlich die Identität mit *chaire*). Im übrigen geht es doch wohl nicht an, bei einem Lautwandel, über den man sich so genau Rechenschaft ablegte, an der ausdrücklichen Versicherung der Grammatiker, *chaise* sei eine lautliche Variante von *chaire*, zu zweifeln. Über das Sachliche anderswo. Was E. Richter vorbringt, ist auf Grund von ungenügendem Material künstlich konstruiert.

d. h. ungefähr die Perche, Orléannais, Touraine, Berry, die östliche Bourgogne und den südlichen Teil der Champagne. Dieses Gebiet dürfen wir als Minimalgebiet auffassen;[1] gewifs hat die in Frage stehende lautliche Erscheinung ihre Wellen einst weiter geworfen. Meyer-Lübke belegt sie (*Rom. Gr.* I, § 456) noch für Troyes (in der Nähe von P. 115) und Epernay (in der Nähe von P. 148).[2] Für Paris ist sie durch die erwähnten Grammatikernotizen gesichert. Geblieben ist *chaise* (dank der Bedeutungsdifferenzierung); und auch *besicles* (so nach dem *Dict. gén.* schon Ende des 14. Jahrhunderts) scheint hierherzugehören.

Es ist bemerkenswert, dafs das Gebiet, das wir mit Hilfe des *Atlas ling.* rekonstruiert haben, annähernd mit dem von den Grammatikern des 16. und 17. Jahrhunderts (s. oben S. 389) angegebenen übereinstimmt.

Die meisten von den Grammatikern, die über *r* > *z* berichten, erwähnen zugleich den umgekehrten Übergang von intervokalem *z* zu *r* (für Paris, Touraine, Blois, Bourges). Als Beispiele werden angeführt: *Jérus* (für *Jésus*), *courin* (für *cousin*), *oreille* (*oseille*), *rairon* (*raison*), *sairon* (*saison*), *courine* (*cousine*), *Amboire* (*Amboise*). Nisard S. 211 f. bringt aus vulgärpariserischen Schriften des 17. Jahrhunderts eine Reihe von weiteren Beispielen bei, immerhin weniger als für *r* > *z*. Eine Durchsicht des *Atlas ling.* ergibt folgendes Material:

P. 209 (Loiret): *urje* neben *urje* (osier).
P. 306 (Loir-et-Cher): *armwer* (armoise Atl. B 1441).
P. 103 (Cher): *armwer* ib.

---

[1] Diesem Minimalgebiet entspricht ungefähr die Verbreitung von [*meuse*] Adj. f. = reif, das sich wohl dank der Angliederung an die Gruppe der *-eux*, *-euse*-Adjektive erhalten hat.

[2] Nach Tarbé, *Recherches sur l'histoire du langage et des patois de Champagne*, Reims 1851, I, 170. Die Angaben über Troyes sind den Ephémérides von Grosley entnommen, gehen also auf das 18. Jahrh. zurück (s. Behrens, *Bibl. Pat. gallor.* S. 140). Angeführt werden *coutuzière, écuzié, récuzer*. Ob die Beispiele aus einigen Gemeinden des Arr. Epernay aus derselben Zeit stammen, ist aus Tarbé nicht mit Sicherheit zu ersehen. Dafs der reichssprachliche Einflufs in dem Dép. de l'Aube sehr stark ist, werde ich an dem Beispiel *soif* in der *Zs. f. frz. Spr. u. Lit.* zeigen. — Im Nivernais zeigt der *Atlas ling.* kein *z*, wohl aber lassen die Punkte 104 und 105 (Dep. Nièvre) intervokales *r* fallen, wie aus den Karten *arête, curé, une heure et demie, farine, forêt, guéri* etc. zu ersehen ist. Dies mag über *z* geschehen sein, da die genannten Punkte in einer Gegend liegen, in der auch intervokales *z* schwindet (am konsequentesten in P. 104, was damit zusammenhängen wird, dafs dort ein ungebildeter 75 jähriger Mann befragt wurde. Vgl. die Karten *aiguiser, arroser, broyer* [*écraser*], *copeaux de rabot* [*frizons*], *douzaine, fusil, groseille, maison, noisette* etc.). Doch bedarf die Frage genauerer Untersuchung; sekundär in den Auslaut tretendes *r* (vgl. K. *chaudière, civière, cremaillère, crinière, écrire, écumoire*) schwindet an Orten, wo die Zwischenstufe *z* ausgeschlossen ist. Joret, *Mém. Soc. ling.* III, 155—162, und Thomas, *Giorn. di fil. rom.* II, 208—212 habe ich leider erst bei der Korrektur dieses Aufsatzes einsehen und daher nicht in die obige Darstellung hineinverarbeiten können. Sie enthalten übrigens nichts Tatsächliches, was meiner Auffassung widerspräche.

P. 401 (Indre): *mir* ('mise', Part. Prät. f. von mettre).
P. 107 (Yonne): *armwar* (armoise).
P. 3 (Nièvre): *armwer* (armoise).
P. 5 (ib.): *armwer* (armoise).
P. 114 (Aube): *marãʒ* (mésange).

Auch *armwe* in P. 217 muſs als [*armoire*] aufgefaſst werden. Vgl. *écumoire* an demselben Punkt *etjymwe* und in anderen Fällen (*chaudière, civière* etc.) sekundär auslautendes *r* schwach artikuliert.[1]

Wenn wir die geringe Zahl der Beispiele in Betracht ziehen und beachten, daſs sie mit Ausnahme von [*armoire*] = 'armoise', worüber die Anmerkung, innerhalb des Gebietes liegen, das wir für *r* > *z* festgestellt haben (vgl. Beilage II), wenn wir bedenken, daſs die Schriften, die Nisard zitiert, übertreibend parodistisch gehalten sind, so werden wir wohl anzunehmen berechtigt sein, daſs wir es hier mit Begleiterscheinungen der Rückbildung von intervokalem *r* zu tun haben.[2] In die rückläufige Bewegung sind Wörter hineingerissen worden, die ursprünglich gar nicht *r* hatten. Ihr ist auch unser [*assiézer*], zu dem wir nach diesem Umwege zurückkehren, an einigen Punkten zum Opfer gefallen. Im Infinitiv tritt es als einzige Form nur in P. 209 auf, und zwar mit einem *r*, das sich in seinem Lautwert dem *z* nähert ($\overset{z}{r}$). Nur dieser Punkt ist deshalb auf Beilage I besonders bezeichnet worden. Wo es neben anderen Typen gebraucht wird, ersieht man aus der folgenden Liste, in der an erster Stelle der Infinitiv, an zweiter Stelle, durch Semikolon davon getrennt, das Partizip steht:
P. 307 (ib.): *asieze*; *asjere* und *asjeđe* (letzteres veraltet).
P. 206 (ib.): *sjeze*; *sjere*.
P. 210 (Seine-et-Marne: *asis, asir* und *asjere*; *asi* und *asjere*.

Es bleibt uns der Typus [*assiesser*] resp. [*assiessier*][3] zu besprechen, der für Calvados charakteristisch ist. [*Assiesser*] ist geographisch solidarisch mit [*assière*]; es ist also aus diesem zu erklären. Und zwar ist es genau auf demselben Wege entstanden wie [*assiézer*], nur mit dem Unterschiede, daſs statt der Verba mit *z* Verba mit *s* im Stammauslaut führend gewesen sind. [*Assiessez*] etc. ist nach dem

[1] Dagegen kann das *armwe* von P. 105 als [*armoise*] oder als [*armoire*] gedeutet werden. Mit den Punkten 904 und 802 (Allier), die [*herbe d'armoire*] haben, gelangen wir in die Nähe des provenzalischen Gebietes, dem Thomas, *Rom.* VI, 261—66 seine Aufmerksamkeit geschenkt hat. [*herbe d'armoire*] (= 'Schrankkraut'!) ist interessant, weil es uns zeigt, warum *armoire* das verbreitetste unter den *z* > *r*-Beispielen ist. Die Artemisia ist mit dem Kräuterschrank des Apothekers oder des Kräutersammlers in Beziehung gebracht worden. Die Volksetymologie hat hier den Lautübergang *z* > *r* gehalten und vielleicht sogar dafür gesorgt, daſs [*armoire*] über seine Heimat hinausdrang. Ähnlich dürfte *(a)mœz* (Brombeere) als die 'reife' aufgefaſst worden sein. Die begriffliche Assoziation ist bei der Volksetymologie häufig das Sekundäre gegenüber der primären lautlichen Assoziation. Vgl. oben S. 391 *fyzjo*.

[2] Anders scheint die Sache im Süden zu liegen.

[3] P. 356, 355, 354: *s asjesi* = T. [*assiessier*]. P. 343: *s asjese*.

Muster von [*connaissez*], [*paraissez*], [*naissez*], [*croissez*], [*finissez*] etc. gebildet worden, die sich zu [*connais*], [*parais*] etc. verhalten wie [*assiessez*] zu *assieds*. Den endungsbetonten Formen, speziell der 2. Plur. Imper. folgte dann auch der Infinitiv, der sich aus einem nicht ersichtlichen Grunde zu der [*-ier*]-Klasse (T. *chargier*) geschlagen hat, soweit diese im Calvados noch existiert,[1] genau so, wie das im Osten mit [*asseter*] geschehen ist (s. unten S. 410).[2]

3. *Assire, assidre, assitre.*

Der verbreitetste Typus von Nordfrankreich ist heute [*assire*];[3] wir finden ihn im Westen und im Nordosten, auf zwei Gebieten, die hauptsächlich durch Formen des [*asseoir*]- und des [*assière*]-Typus getrennt erscheinen. Die Ausdehnung des nordöstlichen Gebietes läſst sich zwar, da der Infinitiv nicht überall abgefragt worden ist, nicht genau bestimmen, aber doch annähernd erraten: sie muſs — man beachte besonders die Punkte 217, 210 und 118 (südlich und südöstlich von Paris) — recht bedeutend sein.

Bei dieser groſsen Verbreitung des Typus [*assire*] wird sich die Frage aufdrängen, ob wir es hier nicht, wie Meyer-Lübke, *Hist. Gramm. d. franz. Spr.* S. 253 annimmt, mit Fortsetzern von lat. *assidere* zu tun haben. Diese Vermutung, die schon im Hinblick auf die übrigen romanischen Sprachen wenig Wahrscheinlichkeit für sich hat,[4] wird vollends entkräftet durch die Kritik der historischen Belege. [*Assire*] tritt zum erstenmal in einer in den Archiven von Maine-et-Loire aufbewahrten Urkunde aus dem Jahre 1231 auf.[5] Ein zweites Beispiel

[1] Ich habe auf der beigegebenen Karte die Grenze der [*-ier*]-Infinitive, soweit sie uns interessiert, mit einer schwarzen Linie bezeichnet.

[2] Die Beispiele *siessés* und *siessez* für die 2. Pers. Pl. des Imperativs, die Risop, *Konj. auf -ir* S. 18 aus den alttestamentlichen Mysterien (15. Jahrhundert; s. *Grdr.* II, 1, 1233) anführt, bedürfen der Lokalisierung.

[3] Daſs es sich wirklich um [*assire*], nicht etwa um [*assir*] handelt, geht aus dem Vergleich mit Karten wie *mourir* und *dormir* einerseits, *écrire* anderseits deutlich hervor. Im Nordosten von Frankreich (dagegen nicht in der Wallonie) würde zwar die Erhaltung des auslautenden *r* bei *mourir* und *dormir* gestatten, *assir* als ein Verbum der 2. Konjugation anzusehen. Doch schlieſsen die Konjugationsformen, die uns der Atlas und andere Quellen bieten, wenigstens für eine Anzahl von Punkten, eine derartige Auffassung aus. Vgl. *Atlas ling.* B K. 1445 (*asseyez-vous*) mit [*assiez-vous*] für Pas-de-Calais. Vgl. St. Pol: *asiõ-nu* = 'asseyons-nous', *asie-vu* 'asseyez-vous' (*Revue des Patois gallorom.* II, 113). Rouchi: *assisiez-vous* [soll wohl heiſsen *assisez-vous*] 'asseyez-vous' (Hécart, *Dict. Rouchi-Français* S. 39. Dort steht allerdings *s'assir*, was nach dem orthographischen System Hécarts auf ein Verbum der 2. Konjugation deuten würde. Vgl. aber S. 431 in einem Zitat aus den 'Chansons lilloises' *assire*). Wir dürfen aus diesen Belegen den Wahrscheinlichkeitsschluſs ziehen, daſs *assir* auch da, wo uns direkte Beweise nicht vorliegen, den Typus [*assire*] darstellt.

[4] Vgl. oben S. 374.

[5] 1231 Arch. M.-et-L., Fontev., La Roch., fen. 3, sac 8 (God. I, 446). — Indirekt weisen vielleicht auf *assire* die Beispiele für *sisent* (Ind. Pr. 6),

(God. gibt nur zwei Beispiele; auch Risop scheint aus dieser älteren Zeit sonst keins zu kennen) stammt gar erst aus dem 15. Jahrhundert.[1] Es wird wohl niemand im Ernst annehmen wollen, daſs ein so häufig gebrauchtes Verbum wie 'sitzen' zufällig erst im 13. Jahrhundert zum erstenmal in der Form *assire* belegt sei. Wir werden deshalb mit Risop[2] schlieſsen, daſs der Infinitiv [*assire*] eine sekundäre Analogiebildung darstellt, die im Anschluſs an die Konjugation der Zeitwörter auf radik. '*i + re*' entstanden ist.[3]

Die Entstehungsbedingungen für [*assire*] haben wir nun noch etwas genauer zu untersuchen, und zwar zunächst für das nordöstliche Gebiet. Hier legt sich offenbar [*assire*] über älteres [*assir*]. Der Infinitiv [*assir*] gehört zu dem bekannten wallonisch-pikardischen (normannischen) Trio *cheïr, veïr, seïr,* Formen, in denen man mit Recht lautliche Weiterbildungen von *cheoir, veoir, seoir* gesehen hat.[4] Diese Ansicht wird gestützt durch die noch heute konstatierbare geographische Solidarität der drei Infinitive. Legt man die Karten '*tomber*', '*voir*' und '*asseoir*' des *Atlas ling.* übereinander, so ergibt sich, daſs *cheïr* (heutiger Regionaltypus *keïr*) in *veïr* (heutiger Regionaltypus *vir*) und *veïr* in *seïr* (heute *assir*) enthalten ist. (S. Kartenbeilage II.)[5]

Ungefähr auf demselben Gebiet, auf dem *seïr,* später *sir,* auftritt, finden wir infolge der pikardisch-wallonischen Sonderentwicklung *iee* > *ie* noch andere charakteristische Konjugationsformen von *sedere*; ich meine:

Ind. Präs. 6: *sïent* (aus *sieent*)
Konj. Präs.: *sïe, sïes* etc. (aus *siee* etc.).[6]

sist (Ind. Pr. 3), *s'asisent* (Ind. Pr. 6), die Risop, *Konj. auf -ir* S. 17 f. aus *Guillaume de Palerne, Amadas et Ydoine* und *Vengeance* Raguidel anführt, also aus Werken, die um die Wende des 12. und im 13. Jahrhundert geschrieben worden sind. Doch ist zu bemerken, daſs einige dieser Formen vielleicht dem Präteritum angehören. Vgl. ibid. das Beispiel aus Olivier de la Marche, dem burgundischen Hofdichter des 15. Jahrhunderts.

[1] 1404 Ord. IX, 28.

[2] *Konj. auf -ir* S. 17. [3] Vgl. auch Herzog, *Zs.* XXIV, 94.

[4] Über diese Formen ist oft gehandelt worden. Vgl. mit Bezug auf die geographische Verbreitung insbesondere Herzog, *Zs.* XXIV, 93—95; G. Steffens, *Die Lieder des Troveors Perrin von Angicourt* (Roman. Bibl. XVIII), Halle 1905, S. 169 f.

[5] Dabei ist in Betracht zu ziehen, daſs das Gebiet von *keïr* durch *tomber* und durch Neubildungen nach dem betonten Präsensstamm eingeschränkt worden ist.

[6] Vgl. *Aiol et Mirabel* v. 10473: *Elies et sa feme se sient les a les*; *Ver del Juïse* v. 61. Weitere Belege bei M. Wilmotte, *Etudes de dialectologie wallonne* S. 19 (*Rom.* XVII, 556), F. Neumann, *Zur Laut- und Flexionslehre des Altfranzösischen, hauptsächlich aus pikardischen Urkunden von Vermandois,* Bonn 1878, S. 62, und Risop, *Literaturbl. f. germ. u. rom. Phil.* 1903, S. 108. Vgl. auch Friemel, *Laut- und Formenlehre zu Lognons Documents relatifs au comté de Champagne et de Brie* t. I, Hall. Diss., S. 46; Behrens, *Unorg. Lautvertretung* S. 17. 3. Pers. Sing. Konj. Präs. *sie* bei Dingeldey, *Über die Sprache und den Dialekt des Joufrois,* Gieſs. Diss., Darmstadt 1888, S. 9.

sïent und *sïe* stimmen zu *rïent* und *rïe, dïent* und *dïe* etc. Wenn wir nun noch an das Prät. *sis, sesis* (resp. *seïs*) etc. und an das Partizipium denken, so werden wir es leicht verständlich finden, wenn nicht nur [*(as)sir*] durch [*(as)sire*] ersetzt, sondern auch der Stamm *(as)si-* in der ganzen Konjugation durchgeführt wurde. Sekundär gliederte sich dann an einzelnen Orten [*assire*] den Verben mit *z* im Stammauslaut an.[1] Daher im Nordosten die beiden Konjugationstypen:

Inf.	[*s'assire*]	[*s'assire*]
Ind. Pr.	[*je m'assis*]	[*je m'assis*]
	[*nous nous assions*]	[*nous nous assizons*]
Imperf.	[*je m'assiais*]	[*je m'assizais*]
	etc.	etc.[2]

Beide Typen zeichnen sich durch ihre innere Einheitlichkeit aus: sie haben in allen Formen denselben Stammvokal. Beide schliefsen sich auch an gröfsere Gruppen der 3. Konjug. an, die erste an die Verba mit vokalisch auslautendem Stamm,[3] die zweite an die *z*-Stämme.

Diesen beiden Eigenschaften verdankt [*assire*] seine Expansionskraft; es findet sich auf einem weit gröfseren Gebiete, als wir nach den oben angedeuteten Entstehungsbedingungen annehmen sollten. Dafs Flexionsformen wandern (was a priori anzunehmen ist), habe ich in meiner Habilitationsschrift[4] S. 67 an einem konkreten Beispiele nachgewiesen. Ebendort S. 130 habe ich aber auch darauf aufmerksam gemacht, dafs Analogiebildungen sich dann besonders rasch verbreiten, wenn sie schon vorhandenen Tendenzen entgegenkommen. Das ist nun ohne Zweifel bei [*assire*] der Fall.

[*Assire*] kann sich nämlich nicht blofs auf die oben angeführten wallonisch-pikardischen Formen aufbauen; Grundlage für seine Entstehung kann auch das Partizip sein.[5] Inwieweit nun diese Entstehungsweise für das westliche Gebiet anzunehmen ist, inwieweit die Entstehungs**möglichkeit** blofs den Nährboden für die Verbreitung des östlichen [*assire*] gebildet hat, läfst sich ohne zahlreiche genau lokalisierte und genau datierte historische Belege nicht entscheiden. Dafs auf unserer Karte das östliche und das westliche Gebiet getrennt erscheinen, ist kein entscheidendes Argument für die Annahme unabhängiger Entstehung der beiden gleichlautenden Typen. Die

[1] Vgl. oben S. 387 f.

[2] Für den I. Typus vgl. Doutrepont, *Tableau et théorie de la conjugaison dans le wallon liégeois* S. 75: 'Au radical *assi* (tiré de *assir*), ajoutez les flexions verbales et vous obtenez toute la conjugaison: *ji m'assi, ji m'assya, assyère, assyant, assyou.*' Vgl. ibid. S. 106. Vgl. auch oben S. 394 Anm. 3 und L. Remacle, *Dictionnaire wallon et français*, Liège 1823, S. 29. Für den II. Typus s. Sigart, *Dictionnaire du Wallon de Mons*² S. 71: *s'assire : ej m'assis, ej m'assisoi, ej m'ai assi, ej m'assirai, qué j' m'assise, qué j' m'assisse.*

[3] Vgl. Doutrepont loc. cit. S. 91 ff.: *ji brai, nos braiyans*; *ji clô, ji clòyére*; *ji scri, nos scriyans* usf. Vgl. *Atlas ling.* K. 554 (*fermez*).

[4] *Über die assoziativen Erscheinungen* etc. [5] Vgl. oben S. 379.

trennende Zone wird durch die literarischen und die an die literarischen sich anschließsenden Typen [*asseoir*], [*s'asseyer*], [*s'assière*], [*s'assiézer*] etc. gebildet; sie kann sekundär entstanden sein.[1] Doch bemerke man, daſs das oben S. 394 f. angeführte älteste Beispiel von *assire* aus dem Westen (Maine-et-Loire) stammt. Das weist auf unabhängige Entstehung.

Für Paris ist *s'assire* schon seit dem 16. Jahrhundert belegt durch die Beispiele, die man bei Brunot, *Hist. de la langue fr.* II, 349 f. findet. Recht instruktiv ist das Zitat aus Thomas Corneille bei Nyrop, *Gramm. hist.* II, 95:

'*Je m'assieds,* etc. On dit aussi, *je m'assis, tu t'assis, il s'assit,* et ce dernier me semble plus usité. *Nous nous asseions, vous vous asseiez*; on dit aussi, *nous nous assisons, vous vous assisez, ils s'assisent.* Il me souvient qu'il n'y avoit pas longtemps que j'estois de l'Académie, lorsqu'on y proposa la conjugaison de ce verbe: M. de Serisay, qu'on appeloit *Serisay la Rochefoucault,* M. l'Abbé de Cerisy, M. Vaugelas, Ablancourt, Gombaut, Chapelain, Faret, Malleville et autres y estoient. Je ne parle que des morts: nous n'avons point eu de meilleurs Grammairiens, sur-tout Vaugelas, Cerisy et Cerisay. Il passa enfin que *je m'assieds* et *je m'assis, tu t'assieds* et *tu t'assis* se disoient également; que *il s'assied* et *il s'assit* estoient tous deux bons, mais qu'*il s'assied* estoit le meilleur: *nous nous asseions, nous nous assisons, vous vous asseiez, vous vous assisez* étoient tous deux bons, mais qu'*asseions asseiez,* étoient meilleurs. Pour la troisième personne plurielle, je ne me souviens point de ce qui en fut décidé; mais je confesse que *qu'ils s'assient* me choque, et je dirai tousjours, *ils s'asseient* si ce n'est qu'une rime ou une consonne m'oblige de dire, *assisent*; mais comme notre Auteur est pour *s'assient,* je ne le puis condamner.' (Vaugelas, *Remarques* I, 273.) Vaugelas selber fordert *ils s'assient* im Ind., *ils s'asseient* im Konjunktiv (*Rem.* I, 273 f.).

Für das Vulgärpariserische wird endlich *s'assire* auch von Nisard[2] belegt.[3] Es hat also offenbar in der Hauptstadt ein Kampf stattgefunden zwischen dem überlieferten *asseoir* und dem vulgären, wohl aus der Provinz eingeführten *assire,* wobei letzteres unterlegen ist. Aus den Doppelformen zu schlieſsen, die gerade im Südosten, Süden und Südwesten von Paris zahlreich sind,[4] setzt sich dieser Kampf in der Umgebung von Paris fort. Nur dem Einfluſs der Sprache der Gebildeten ist es zu verdanken, wenn der morphologisch

[1] Man bemerke, wie auf der Karte 1311 des *Atlas ling.* (*tomber*) ein östliches und ein westliches [*choir*]-Gebiet durch sekundäres [*tomber*] getrennt werden.

[2] *Etude sur le lang. pop. ou patois de Paris et de sa banlieue.* Paris, Franck, 1872, S. 237.

[3] Vgl. die Belege aus Vadé bei Risop, *Begriffsverwandtschaft u. Sprachentwicklung* S. 19.

[4] Dabei vergesse man nicht, daſs die Doppelformen stets zahlreicher sind, als dies der Atlas erscheinen läſst.

überlegene Typus *s'assire* nicht auch für die Reichssprache herrschend geworden ist. — Aus den oben angeführten Belegen ersieht man, daſs in Paris die endungsbetonten Formen von *assire* vorherrschend mit *z* gebildet werden [*assis* — *assizons*]. Dasselbe gilt wohl heute noch für das Gebiet südlich von Paris, wo der *Atlas ling.* B 1445 für *asseyez-vous* am Punkte 219 *asize vu* gibt. Es folgt, wenn wir nach Westen und Südwesten fortschreiten, soweit uns der *Atlas ling.* B 1445 ein Urteil erlaubt, zunächst in Maine, Anjou und dem nördlichen Poitou (Punkte 338, 339,[1] 440, 421, 328, 411, 318, 423, 433, 435, 425, 415, 447, 458, 478) [*assizez-vous*];[2] dagegen weist der westliche Teil der Provinzen Vendée, Aunis und Saintonge (P. 479, 429, 419, 521, 510, 511, 533, 512, 525, 515, 536, 527, 528, 630) [*assiez-vous*][3] auf. [*Assizez*] (P. 400, 901, 902, 802, 803, 801) charakterisiert Zentralfrankreich. Nur an einem Punkte, 506, wo auslautendes *r* in der Infinitivendung *-ir* (s. *courir, dormir, fleurir* etc.) erhalten ist, scheint *asir* der 2. Inchoativkonjugation (Typus *finir*) angeglichen worden zu sein. Der Imperativ 5 lautet dort *asise vu*.

Die Punkte 316 (Loir-et-Cher), 407 (Indre-et-L.) und 404 (Indre) zeigen die Form *asid*. Wir haben es hier mit einem Typus [*assidre*] (violett) zu tun,[4] der, geographisch mit [*assire*] solidarisch, unter Angleichung an die *-dre*-Verba zu dem Stamm *assi-* in derselben Weise gebildet worden ist wie im Frankoprovenzalischen ein *ſœdre, ſedr, tsedr, tsadr, tsidre* etc. zu einem *ſœ, ſe, tse, tsa, tsi*[5] etc., wie in derselben Gegend ein *kadr, tjydr, kydr* etc. zu einem *ka, tjy, ky* etc.;[6] wie ebenfalls im Frankoprovenzalischen, aber auf einem weiter nach Süden reichenden Gebiete, *budr, bodr, bœdr* etc. zu *bu, bo, bœ* etc. gebildet wurden.[7] Die Beispiele lieſsen sich leicht vermehren.

Für [*assitre*] (violett mit roter Umrahmung) an den Punkten 448, 459, 540 (Vendée), 503, 505 (Indre), 509 (Vienne) ist wohl *mettre* ausschlaggebend gewesen, über dessen Einfluſs auf *asseoir* weiter unten ausführlicher zu handeln ist. Und zwar ist *t*, analog dem *z*, von dem oben die Rede gewesen ist, zunächst in den endungs-

---

[1] Hier neben *asje vu*. [2] Isoliert *asje vu* in 412.

[3] Ein isoliertes [*assizez-vous*] in P. 523 (Char-Inf.).

[4] Vgl. Jaubert, *Gloss. du centre de la France* S. 47 das vollständige Paradigma:

Inf.:	*assidre* (La lettre r ne se prononce pas!).
Ind. Pr.:	*assis, assis, assit.*
	assidons, assidez, assident, assidont.
Part. Prät.:	*assis* und *assidu.*
Imperf.:	*assidais* etc.
Präteritum:	*assidis* etc.
Fut.:	*assidrai.*
Imperativ:	*assis, assidons, assidez.*

[5] Vgl. *Atlas ling.* 1311 (*tomber*).

[6] Vgl. *Atlas ling.* 365 (*cueillir*). Vgl. auch die nordöstlichen Formen.

[7] Vgl. *Atlas ling.* B 1469 (*bouillir*). Vereinzelte Beispiele trotz der Unvollständigkeit der Karte auch im Nordwesten belegt.

betonten Formen eingeführt worden, wie aus der Karte *asseyez-vous* deutlich hervorgeht, die den Imperativtypus [*assitez-vous*] auf einem bedeutend gröſseren Gebiete zeigt als den Infinitivtypus [*assitre*]. (Vgl. auf der beigegebenen Karte die gestrichelte schwarze Grenzlinie.) [*Assitre*] ist das Endresultat einer Entwicklung, die mit [*assitons, assitez, assitent, assitais* etc.] beginnt.[1]

[*Assitre*] im Dép. de la Nièvre ist wie die gleich zu besprechenden Formen unter dem Impuls des vorrückenden *asseditare* entstanden. Mit den veraltenden Infinitiven *beunître, finître, mourître, pérître*[2] etc., die auf eine alte Inchoativendung zurückgehen,[3] ist [*assître*] trotz der geographischen Übereinstimmung nicht zusammenzubringen. Die Partizipien *eſity* (105), und *ſity* (6) und das südlich und nördlich anschlieſsende [*(as)siter*], welches die geographische Verbindung mit [*assire*] herstellt, das auch hier die Grundlage gebildet hat, zeigen deutlich, daſs das *t* in [*assitre*] als stammhaft gefühlt wird.[4]

4. *Assoirter, soirter, soitre.*

Die Grenze zwischen zwei Gebieten, die verschiedene lexikologische oder morphologische Typen aufweisen, ist nie eine scharfe. Es schiebt sich zwischen sie eine Grenzzone ein, in der die beiden Typen nebeneinander existieren. Dieser Beobachtung, die wir im Terrain machen, scheinen die meist scharfen Grenzen des *Atlas ling.* zu widersprechen. Wir dürfen uns dadurch nicht irremachen lassen. Von zwei Bezeichnungen für denselben Begriff, die dem Wortschatz eines Individuums angehören, hat der eine im allgemeinen entweder momentan oder dauernd die Oberhand, wird also, wenn es sich darum handelt, ein französisches Wort in den Dialekt zu übersetzen, allein ins Bewuſstsein treten. Manchmal werden aber auch beide zugleich bewuſst: der *Atlas ling.* gibt dann die für die Grenzzonen (und für die sprachlich wenig widerstandsfähigen Gebiete) charakteristischen Doppelformen.

Zwei lexikologische (morphologische) Typen können nun aber auch bei der gewöhnlichen Sprechtätigkeit zugleich ins Bewuſstsein treten. Der eine wird dann gewöhnlich eliminiert.[5] Hier und da

---

[1] Nicht bedeutungslos mag sein, daſs gerade der Westen einige *-tre*-Infinitive besitzt, die anderswo nicht oder nur ganz vereinzelt vorkommen. Siehe die Karten *vêtir* (1381) und *déshabiller* (394) mit [*vitre*] und [*dévitre*], die Karte *tisser* (1305) mit [*têtre, titre*], die Karte *tordre* (1306) mit [*tortre*].

[2] Chambure, *Gloss. du Morvan* S. 33. Der *Atlas ling.* hat, soviel ich sehe, keine Spur von diesen Formen.

[3] Vgl. Herzog, *Zs.* XXIV, 82 u. 84; Meyer-Lübke, *Rom. Gr.* II, 157.

[4] Dasselbe hat Meyer-Lübke auch für Morv. *ſyitrə* (suivre) und Montbél. *ſatrə* (chaloir) vermutet. Vgl. das folgende Kapitel. — Zu [*(as)sitre*], [*(as)siter*] etc. s. Chambure S. 10 unter *aichiter*, S. 11 *aichiton*, S. 183 f. *chiter, chitre* (p. p. *chitu*). S. auch S. 795 *siéter* etc.

[5] Gelegentlich einmal verrät sich dem aufmerksamen Beobachter diese Eliminationsarbeit: ein halb ausgesprochenes Wort wird durch ein anderes

aber verschmelzen beide zu einer Worteinheit: es entsteht eine Kontamination. Kontaminationen haben wir also besonders in der Grenzzone zwischen zwei lexikologischen (morphologischen) Gebieten zu erwarten.[1] So werden wir uns nicht verwundern, in der Grenzzone zwischen dem *seditare*- und dem *sedere*-Typus, und zwar speziell an einigen Punkten des Nivernais, im Morvan und in Burgund, eine Reihe von Formen (grün) zu finden, die sich nur als Kontaminationen von [*(as)seoir*] + [*(as)seter*] auffassen lassen. Ich stelle sie zusammen, indem ich nach Karte 63 die Partizipien hinzusetze:

Punkt	Infinitiv	Partizip
8	*s aʃœrte*	*eʃœrte*
5	*sə ʃatr* (*s aʃitr*)	*eʃarty*
7	*s eʃœrte*	*eʃœrte*
12	*sə ʃœrte*	*ʃœrte*
6	*sə ʃœrte*	*ʃœrte*

Punkte 8 und 7 (5)[2] stellen uns den Typus *assoirter* = [*asseoir*] + [*asseter*], Punkte 12 und 6 den Typus [*soirter*] = [*seoir*] + [*seter*] dar.

In geographischem Zusammenhang mit [*assoirter*] und [*soirter*] steht der Typus [*soitre*] (grünes Dreieck), der durch folgende Formen repräsentiert wird:

Punkt	Infinitiv	Partizip
16	*s ʃœtr*	*ʃti*
5	*sə ʃatr* (*s aʃitr*)	*eʃarty*
918	*sə ʃatre*	*ʃəto*

Die Punkte 16, 5 und 918 haben nicht nur den Infinitiv [*soitre*] gemeinsam, sondern charakterisieren sich auch dadurch, daſs das Partizip nicht zum Infinitiv stimmt.

Die geographischen Bedingungen, der enge Anschluſs an [*assoirter*] und [*soirter*] legen es nahe, auch in [*soitre*], wenigstens an den Punkten 16 und 5, eine Kontamination zu sehen. Doch ist es auch, namentlich an P. 918, als analogische Neubildung nach der

---

ersetzt. *Il a man ... raté son examen*, erzählt mir ein Studienfreund; *rater* erhält hier offenbar als gefühlsstärkerer Ausdruck den Vorzug vor *manquer*. Im wesentlichen gleichartig ist ein syntaktisches Beispiel, das ich mir notiert habe: *Wüsset Dir, was für ... wi spät es isch?* fragt schüchtern ein Knabe. Er ersetzt das gut berndeutsche *Wüsset Dir was für Zit isch* durch das vornehmer klingende importierte *wi spät es isch*. Vgl. Meringer u. Mayer, *Versprechen und Verlesen* (Stuttgart, Göschen, 1895) S. 61: *Wenn ich losla ... lege* (*loslasse, loslege*); ... *diesem Schur ... Schuften* (*Schurken, Schuften*). Vgl. ib. S. 54. Daſs eine Wahl stattgefunden hat, verrät sich dem Beobachter auch in denjenigen Fällen, wo das eliminierte Wort als Nachklang auftritt: '*das ist leichter gesagt als behaup ... bewiesen*'. '*Für Kleinigkeiten hab' ich in meinem Kopf keinen Gehirn ... Raum*' (Meringer). Ich habe mir notiert: *Lueget wi si ihri Häupter uf Köpf stütze*, wo *Köpf* (= d'Chöpf) ein Beleg dafür ist, daſs vor der Wahl des ungewöhnlichen Wortes *Häupter* das gewöhnliche *Chöpf* im Bewuſstsein war.

[1] Vgl. *Archiv* CXX, 98. [2] Partizip!

2. und 3. Sing. des Indik. Präs. denkbar, wie aus den Erörterungen zu *assitre* hervorgeht.[1] Unklar ist mir die Entstehung von *se ſatre* (965) und *se ſate* (964), wozu die Partizipien *ſata, ſaty,* Imp. 2 *ſat te* an beiden Orten, Imp. 5 *ſate vœ, ſatte vo.*[2] Reste von *sedere* sind in diesem Gebiete sehr unwahrscheinlich. Dazu stimmt auch der Vokal nicht. Denkbar wäre eine Neubildung zu der Schnellsprechform *ſat te* (Imp. 2), auf die andere savoyische Formen weisen (P. 945, 933, 973, 963). Vgl. P. 972, 992, 986, 985 (Italien). Die Tendenz nach Verdumpfung des *a* vor folgendem *t* zeigt sehr deutlich auch die Karte B 1625 (*mêle-toi de ton affaire*) im Gegensatz zu *écoute le chant des rossignols* (K. 444). Wegen des *a* im Stamme vergleiche man P. 975 (Aosta): *se ſate, ſata, ſata te* und *ſatade vo.* Endlich beachte man, daſs die fraglichen Infinitive in einem Gebiete auftreten, wo sich die auslautenden, ursprünglich nachkonsonantischen Konsonanten, wenigstens in Pausastellung, besonders zäh erhalten haben.[3] Ein *ſatre* verhielt sich deshalb hier zu einem *ſat* wie ein *batre* zu einem *bat.*

5. Symptome der Konkurrenz von *sedere* und *seditare* im Südwesten Frankreichs.

Auch der Südwesten Frankreichs steht im Zeichen des Kampfes zwischen *sedere* und *seditare.*[4] Das geht schon aus der Zerrissenheit des *sedere*-Gebietes hervor, die uns das Kartenbild vor Augen führt. Es äuſsert sich aber auch darin, daſs in den Grenzgebieten zwischen *sedere* und *seditare* die beiden Verba nebeneinander auftreten (sei es, daſs die Karten des Atlas ausdrücklich Doppelformen angeben, sei

---

[1] Vgl. P. 917, hart neben 918, mit *ſot e bo* = tomber (K. 1311), das doch wohl als [*choitre à bas*] aufzufassen ist. Die Karte *suivre* (1267) zeigt Neubildungen auf [*-tre*] in 397 (Jersey), 493 und 494 (Côtes-du-N.).

[2] Vgl. Constantin u. Désormeaux S. 5 unter *achètâ* : *aſatre* für Bozel, Montagny und Moûtiers (alle in der Tarantaise) belegt. Bozel ist der Punkt 964 des Atlas. S. 98 *châtre* [= *ſatre*] für dieselben drei Punkte.

[3] Von einem Mädchen aus Tignes (oberhalb von Séez = P. 965) habe ich in Ceresole Reale gehört: *ekrit* (= écrit, Ind. Pr. 3. S.), *vert* (vert), *burt* (brutto), *fort* (fort), *n abro jat* (un arbre haut), *ʎit* (= liest, gelesen), *furneit* (fini) etc. Analoge Formen besitzen das Orcotal und die Sturatäler, soweit sie frankoprovenzalisch sind:

	verde	piace	dice	
Ceresole Reale (Orcotal):	*vərt*	*piait*	*dit*	
Noasca (Orcotal):	*vərt*	*piæt*		
Piamprato (Val Soana):	*vərt*	*piait*	*dit*	
Groscavallo (Stura):	*vərt*	*piεt*	*dit*	
Mondrone (Stura):	*vərt*	*piait*	*dit*	usf.

Zu Bonneval (zu oberst in der Maurienne, südlich von Tignes) s. Gilliéron, *Rev. des patois galloromans* I, 177 ff. Im übrigen s. *Atlas ling.*: *il va* (26), *bruit* (180), *cent* (211), *chat* (250) usf.

[4] Unter *sedere* fasse ich die Infinitive der 3., unter *seditare* die Infinitive der 1. Konjugation zusammen.

es, daſs einzelne der abgefragten Verbalformen diesen, andere jenen Typus aufweisen), oder daſs Kontaminationsformen entstehen.[1]

Ich stelle die Beispiele für diese beiden Arten der Kontakterscheinungen zusammen.

1) Doppelformen. Infinitiv:

P. 706 (Corrèze): *s asjer, s asita.*
P. 763 (H. Gar.): *s asjeta, s asejre.*

Imperativ 2. Plur.:

P. 680 (Landes): *ase̦tat bœ, asœdœt bə.*

Verschiedene Typen bei den verschiedenen, an demselben Orte abgefragten Verbalformen:[2]

P. 706 (Corrèze): *s asjer* und *s asita*; *asita*; *asitœ te*; *asita vu.*
P. 632 (Gironde): *s asite*; *asi*; *asit ty*; *asite vu.*
P. 713 (Lot): *se sejre*; *osjetat*; *sej te*; *seze bus.*
P. 722 (Lot): *se sejre*; *asjetat*; *sej te*; *aseta bus.*
P. 744 (Tarn): *ʃe ʃejre*; *ʃyetat*; *ʃej te*; *ʃjeʒe bus.*
P. 680 (Landes): *s asejdə*; *asœdyt*; *aset tə*; *ase̦tat bœ* und *asœdœt bə.*
P. 648 (Lot-et-Gar.): *s asete*; *asetyt*; *set te*; *seta bus.*
P. 669 (Gers): *s asjete*; *asjetat*; *asjet te*; *asjetab bus.*
P. 760 (H.-Gar.): *s asjeta*; *asetyt*; *asjeto te*; *asjetab bus.*
P. 679 (Gers): *s asjeta*; *asetyt*; *asjeto te*; *asjetab bus.*
P. 687 (H.-Pyrén.): *asjeta s*; *asezyt*; —; *aseteb be.*
P. 763 (H.-Gar.): *s asjeta* und *s asejre*; *asejt*; *asjeto te*; *asjeta bus.*
P. 698 (H.-Pyrén.): *asejte s*; *asjetat*; *asej te*; *asejeb bus.*
P. 773 (Aude): *s asjeta*; *asejt*; *asjeto te*; *asjeta bus.*
P. 786 (Aude): *s aseire*; *asei*; *aseto te*; *asetap pus.*
P. 787 (Aude): *s aseire*; *asei*; *asejto te*; *aseta bus.*

2) Kontaminationen:

P. 733 (Tarn-et-Gar.): Imp. 5 *sezaj bus* = **seze* + **setay.*
Vgl. 724 *asize bus,*[3] 741 *asjeta bus.*
P. 683 (Landes): Part. Prät. *asədat* = **asədyt* + **asitat.*
Vgl. 691 *asedyt,* 682 *asitat.*
P. 776 (Aude): Imp. 5 *aϑezat bus* = **aseze* + **asetat.*[4]
Vgl. 785 *seze bus,* 777 *aseta bus,* 764 *aseze bus,* 787 *aseta bus.*
P. 787 (Aude): Imp. 2 *asejto te* = **asei* + **aseto.*
Vgl. 776 *asei te,* 786 *aseto te.*

---

[1] Vgl. oben S. 399 zu *assoirter, assoitre.*

[2] Reihenfolge der aufgeführten Formen: Infinitiv, Partizip, Imperativ 2, Imperativ 5.

[3] Ich gebe zum Vergleich stets zwei Formen, die zu beiden Seiten der kontaminierten Form liegen.

[4] Die übrigen Formen haben an dem betr. Punkte *s* im Stammanlaut.

Eine Übersicht über die Begleiterscheinungen des Kampfes zwischen *sedere* und *seditare* gibt die Beilage II. Der Typus *sedere* ist hier mit blau, der Typus *seditare* mit rot bezeichnet. Grün stellt das Gebiet dar, wo Doppelformen oder Kontaminationen auftreten. Es bildet naturgemäfs Grenzzonen zwischen rot und blau. Bemerkenswert ist, dafs die Konkurrenzerscheinungen innerhalb des Provenzalischen zahlreicher sind als an der provenzalisch-nordfranzösischen Sprachgrenze,[1] mit der die Grenze zwischen dem nordfrz. *sedere*- und dem *seditare*-Gebiet ungefähr zusammenfällt. Das kommt wohl daher, dafs wandernde Formen an Sprachgrenzen, die von den Sprechenden als solche empfunden werden (und das ist für die Grenzen, die Tourtoulon und Bringuier festgestellt haben, der Fall), auf stärkeren Widerstand stofsen als innerhalb eines sprachlich allmählich sich abstufenden Gebietes. Sie branden hier gleichsam zurück. Konkurrenzformen finden wir erst dort wieder, wo das Frankoprovenzalische nach und nach in das Zentralfranzösische übergeht (s. oben Abschnitt 4).

Nachdem wir die sprachlichen Existenzbedingungen von *sedere* und *seditare* im Südwesten allgemein charakterisiert haben, bleibt uns zu untersuchen, ob die Formen, die wir zu diesen beiden Typen zusammenfassen, wirklich lateinischem *sedere* und vulgärlateinischem *seditare* genau entsprechen. Wir beginnen mit den Formen, die wir als zu *sedere* gehörig angesehen haben.

6. *Sedere* im Provenzalischen.

Das Altprovenzalische kennt für die Begriffe 'setzen',[2] 'sich setzen', 'sitzen' fünf Infinitivtypen, die der 3. Konjugation angehören. Es sind:

1. ***sezer***. a) Als Intransitivum mit der Bedeutung 'sitzen', z. B.:

> *pero anc non lai vic*
> *paupre cusso mendic*
> ***sezer** latz qui son ric;*
> Appel, *Chrest.* 76, 47 (*Peire Cardenal*).

b) Als Intransitivum mit der Bedeutung 'sich setzen' ('absitzen'), z. B.: ***Sezetz**, senhors, et aiatz patz;* Appel, *Chrest.* 104, 1 (*Epistola Sancti Stephani protomartyris*).

c) Als Reflexivum mit der Bedeutung 'sich setzen', z. B.:

> *va·s delonc Brunissen **sezer**.*
> Appel, *Chrest.* 34, 33 (*Girant de Calanso*).

2. ***seire***. Intransitiv in der Bedeutung 'sitzen':

> *en draps daurats vol **seyre**;*
> Bartsch, *Chrest.* 365, 8 (*Raimond de Cornet, La Gesta*).

---

[1] Dort Konkurrenzformen nur an den Punkten 632 und 706.

[2] Da wir im Deutschen kein bequemes Wort für die häufiger vorkommende verallgemeinernde Bedeutung des 'in eine Lage versetzens' haben, so deute ich diese im folgenden durch das französische 'placer' an.

3. ***assezer***. Den Infinitiv vermag ich nur reflexiv in der Bedeutung 'sich setzen'[1] zu belegen, z. B.:

josta lei s'anet ***asezer.*** Bartsch, *Chrest.* 221, 31.

4. ***assire*** ist die Form, in der der Infinitiv in der Troubadoursprache gewöhnlich auftritt.

a) Transitiv in der Bedeutung 'setzen', z. B.:

Si uns si presenta
Qu'ilh denh lonc se ***assire.***
P. Rogier bei Raynouard V, 219.

b) Reflexiv in der Bedeutung 'sich setzen', z. B. (fig.):

. . . l'amoros pessamens
que s'es vengutz en mon fin cor ***assire.***
Crescini, *Manualetto*2 22, 2 (*Folquet de Marseilla*).

c) Als Intransitivum in der Bedeutung 'sitzen':

quar ieu n'ai vist de cavaliers cinc cens
qu'anc no los vim sobre cavals ***assire,***
Appel, *Chrest.* 97, 41 (*Albert et Monge*).

Hier ist anzuschließen: *esser* ***assis*** = 'sitzen', z. B.:

e·l saint qe dintz ***eran assis.***
Crescini, *Man,*2 2, 125 (*Sta Fides d'Agen*).

5. ***assir***, das der *Donatz prov.* (ed. Stengel 36, 24) neben *assire* = 'asse[n]dere, obsidere' gibt,[2] wird von A. Fischer[3] dreimal im Reim belegt mit den Bedeutungen 'placer' und 'sitzen' (das Beispiel aus Gaucelm Faidit verstehe ich nicht). Wieweit die Behauptung zutrifft, daſs *assire* etwa sechsmal so oft vorkommt als *assir,* kann ich nicht kontrollieren.

Von diesen Formen bedürfen *sezer* und *assezer* keiner Erklärung. *seire* tritt nur in jüngeren Texten auf;[4] ich vermag es erst in Beispielen aus dem 14. Jahrhundert zu belegen. Eines habe ich oben angeführt;[5] ein weiteres aus dem Buche Sydracs bringt Raynouard V, 218 bei; ein drittes finde ich *Revue des langues romanes* 39, 22 (4. Serie, Bd. 9).[6] Es stammt aus dem *Libre de Memorias* des Jacme

---

[1] *Assezer* = 'sedere' *Don. prov.* ed. Stengel 35, 16 ist für die Bedeutung nicht beweisend.

[2] Vgl. auch *Prov.-ital. Gloss.* ed. Stengel 88, 5 f.: *asir* = 'assettare', *assir* = 'assidere'.

[3] *Der Infinitiv im Provenzalischen nach den Reimen der Trobadors,* Marburger Diss. 1882, S. 34.

[4] Damit fällt auch das *seire* s. m. = 'il sedere' (der Hinterteil), das Canello für v. 48 des unsauberen Liedes von Arnaut Daniel konjiziert hat, das in seiner Ausgabe die erste Stelle einnimmt. Die Erklärung des Verses durch Canello ist übrigens auch inhaltlich unbefriedigend; was Chabaneau vorschlägt (s. Canello S. 191), ist in jeder Beziehung vorzuziehen.

[5] Raimond de Cornet gehört der toulousanischen Dichterzunft an. S. Bartsch, *Grdr.* § 50 und § 52.

[6] Daneben allerdings *sezer,* s. ib. 38, 214.

Mascaro, der im 14. Jahrhundert in Béziers gelebt hat. *Seire* tritt neben *sezér* wie *veire* neben *vezér,* wie *plaire* neben *plazér,* wie *taire* neben *tazér,* wie *caire* neben *cazér,* wie *jaire* neben *jazér.* Der Anstoſs zur Bildung dieser Infinitive ging von zwei Seiten aus, einmal von den Verben auf *-re,* die eine Anzahl von Formen mit denen der *-ér*-Verba gemeinsam hatten (man vergleiche die Konjugation von *sezér* und *vezér* mit derjenigen von *creire,* die Konjugation von *plazér, tazér, cazér, jazér* mit derjenigen von *faire* und *traire*), dann aber auch vom Futurum und Konditionalis, von denen sich *-eire-* und *-aire*-Infinitive leicht abstrahieren lieſsen (man denke an *seira, veira, caira*).

Assire als einen volkstümlichen Fortsetzer des lateinischen *assidere* anzusehen, verbietet uns die Tatsache, daſs *assidere* in keiner anderen romanischen Volkssprache erhalten ist. Es zu erklären wie nordfranzösisches *assire,* geht nicht an, weil die heutigen südfranzösischen Mundarten keine Spur von einem Infinitiv *assire* aufweisen.[1] Wenn aber die assoziativen Kräfte zu der Bildung eines *assire* ausgereicht hätten, so wäre einerseits nicht einzusehen, warum dieses vor einem *seire* resp. *sieire* verschwunden wäre, das keine morphologischen Vorzüge hat, und anderseits würde man altprovenzalisch dann auch ein *sire* neben *sezer* erwarten. Ich habe mir acht Beispiele des altprovenzalischen Infinitivs *assire* notiert; dazu kommen vier Beispiele, die Raynouard V, 419, und zwei weitere, die Lévy anführt. Sehen wir näher zu, so bemerken wir, daſs alle aus Texten stammen, die in der klassischen Troubadoursprache geschrieben sind. Kein *assire* bei Flamenca, kein *assire* in der Chanson de la Croisade, keines in Daurel et Beton, um ein paar nichtklassische Texte mit zuverlässigem Glossar zu nennen, die ich gerade zur Hand habe. Dazu kommt, daſs an zehn von den obengenannten vierzehn Stellen *assire* in mehr oder weniger erweiterter und in übertragener Bedeutung gebraucht wird. Wir dürfen wohl daraus schlieſsen, daſs es im Provenzalischen wie im Italienischen eine rein literarische Form gewesen ist, die nie in die Volkssprache drang. Ein Beispiel dafür, wie vorsichtig man sein muſs, wenn es gilt, Texte sprachgeographisch zu verwenden. Wie nahe würde es auf den ersten Blick liegen, aus afrz. *assire,* prov. *assire,* ital. *assidere* ein einheitliches galloromanisch-italienisches *assidere*-Gebiet zu rekonstruieren!

Die recht selten vorkommende Nebenform *assir* kann nicht auffallen, wenn man an *dir* neben *dire, aucir* neben *aucire, rir* neben *rire, frir* neben *frire* denkt. Die nicht inchoativen Verba der *-ir*-Konjugation haben Berührungspunkte genug mit der *-re*-Konjugation, um attrahierend wirken zu können.

Die heutigen *sedere*-Formen lassen sich zu drei Gruppen zusammenfassen:

---

[1] Auch Mistral verzeichnet das Verbum nicht.

1. [*(as)seire*] resp. [*(as)sieire*].[1] Auf unserer Karte durch blaue Kreise bezeichnet.
2. [*(as)sede*] (Bearnesischer Regionaltypus). Durch einen blauen Halbkreis bezeichnet.
3. [*assete*] (Regionaltypus des Dép. du Gers). Blaue Vierecke.
   Dazu kommen einige isolierte Formen.

[*Seire*] ist bereits besprochen worden. Hier füge ich blofs bei, dafs wir auf einem grofsen Teile des Gebietes, wo [*seire*] auftritt, nämlich an den Punkten 713, 716, 727, 724, 735, 733, 744, 743, 755, nach der Karte *se coucher par terre* des *Atlas ling.* (329) auch den Typus [*dʒaire*] finden, während auffälligerweise mehr als die Hälfte der [*seire*]-Formen (vgl. besonders die Departemente Tarn und Aude) aufserhalb des [*beire*] = voir-Gebietes (K. 1408) liegen. Von *kaire* = 'tomber' (K. 1311) hat sich nur in Punkt 791 (Ariège) eine Spur erhalten; im übrigen hat [*tomber*] gesiegt.[2]

Die Beschränkung der Typen [*seire*], [*kaire*], [*beire*][3] auf das Gebiet, wo intervokales *d* zu *z* wird, die Erhaltung von *sede, kade, bede,* wo intervokales *d* bleibt (vgl. K. 1263 *suer*), läfst uns erkennen, dafs der Zusammenfall der *d*-Stämme mit den *z*-Stämmen (*krez-, sez-, kaz-, bez-* : *faz-, traz-, plaz-, taz-, dʒaz-*) die Entstehung von *seire, kaire, beire* etc. begünstigt.

Der Einflufs der Vokal + *-ire*-Gruppe auf ursprüngliches *sezer* äufsert sich auch darin, dafs zu *seire* ein starkes Partizip gebildet wird, wie es *faire, traire* und andere Verba der eben genannten Gruppe besitzen.[4] Die Karten 369 (*cuit*) und 533 (*fait*) gestatten einen detaillierten Vergleich:

	assis	fait	cuit		assis	fait	cuit
713	*osjetat*	*fa*	*ket*	755	*segyt*	*faj*	*kejt*
716	*sjes*	*fa*	*kyetʃ*	763	*asejt*	*fajt*	*kejt*
727	*sjetʃ*	*fatʃ*	*kyetʃ*	764	*sejt*	*faj*	*kojt*
722	*asjetat*	*fat*	*kets*	773	*asejt*	*faj*	*kejt*
724	*asjets*	*faj*	*kwets*	776	*asei*	*fait*	*keit*
735	*sitsyt*[5]	*fa*	*kyets*	785	*aseit*	*faj*	*keit*
744	*ʃjetat*	*faj*	*kejt*	786	*asei*	*faj*	*keit*
753	*asejt*	*faj*	*kejt*	787	*asei*	*fajt*	*kcjt*[6]

[1] Für das Provenzalische setze ich in eckige Klammern eine Form, die auch als Repräsentant anderer lautlicher Varianten dient.

[2] *caire* (Koschwitz, *Gramm. hist. de la langue des fél.* S. 157) wird literarisch sein.

[3] Stimmt für [*beire*] in der Dordogne und in der Gironde nicht.

[4] Ich notiere nach Aymeric (*Zs.* III, 357) für das Zentralrouergatische: *kuoide* (*d* < intervokales *r*), *kyetʃ*; *traide, tratʃ*. Vgl. *se sieide, osietʃ*.

[5] Zu 735 *sitsyt* vgl. unten S. 417 Anm. 1.

[6] Man beachte, dafs *cuit* aus dem Satze *Si c'était bien cuit, j'en mangerais bien* stammt, also im Gegensatz zu *assis* (*assis sous un arbre*) vor einer Pause steht. *Fait* ist aus dem Satze ... *et m'a fait saigner du nez* isoliert worden.

Nur an einem Punkte (724) macht sich die Attraktionskraft der *-ctu*-Partizipien auch bei *dʒaire* geltend. Das Partizip (K. B 1519) lautet dort *tsai*.

Die Punkte 716, 727, 724, 735 weisen die Form *(as)sieire* auf. Man mag den Diphthong durch folgendes *-ir* erklären. Doch kenne ich keine lautlichen Analogien. *Cadieira,* das Voretzsch, *Diphthongierung im Altprovenzalischen* S. 21 für Diphthongierung von *ɛ* vor *dr* > *ir* gibt, beweist nichts, da *-aria* > *ieira* hineingespielt haben kann; übrigens ist das Wort als Kulturwort sowieso verdächtig. Ebenso ungeeignet sind selbstverständlich *poupiɛido* (paupière) und *toriɛido* (tarière), die Aymeric *Zs.* III, 328 anführt. Denkbar ist auch, daſs die Diphthongierung von den *di*-Formen aus verallgemeinert worden ist. Diese Erklärung wird uns nahegelegt durch analoge Erscheinungen im Italienischen, Rätoromanischen und Rumänischen, trotzdem wir gerade bei *sedere* einen besonders starken Einfluſs der 1. Pers. Sing. des Ind. Pr. und des Konj. Pr. nicht vermuten würden.[1] Man denke immerhin an die imperativische Verwendung des Konjunktivs, wofür die Karten des Atlas recht zahlreiche Beispiele bieten.

Der bearnesische Typus macht keine Schwierigkeiten. Er findet sich auf einem Gebiete, wo die *-ēre*-Konjugation zugunsten der *-ĕre*-Konjugation fast ganz aufgegeben worden ist.[2] Bei *sédrə* in Punkt 681 und 683 (Landes) ist der erste, bei *séde* (für altes *séder*) der zweite Nachtonvokal zuerst gefallen. Über die Erhaltung von intervokalem *d* s. oben. Die Punkte 686 und 689 (*s asede* und *aseze s*) liegen auſserhalb des Gebietes der Erhaltung von intervokalem *d*, stellen aber die Entsprechung von *sede* dar und können deshalb unserem Typus zugerechnet werden. Vgl. K. *suer* (1263): *syda* an beiden Punkten.

Den Parallelismus zwischen *sedere, videre* und *cadere* finden wir auch hier wieder:

	asseoir	voir	tomber		asseoir	voir	tomber
681	*asedrə*	*bödə*	*tũmba*	686	*asede*	*bede*	*kaje!*
683	*asedrə*	*bödə*	*kadə*	692	*asede*	*bere*	*kade*
690	*asedə*	*bödə*	*tũmba*	694	*asede*	*bede*	*kade*
691	*asedə*	*bedə*	*kadə*	693	*asede*	*bede*	*kade*
685	*asedə*	*bede*	*kade*	689	*aseze*	*bede*	*kaje!*

Schwieriger ist der Typus [*assete*]. Wir stellen, um ihn beurteilen zu können, zunächst alle Formen zusammen, die uns der Atlas gibt:

---

[1] Vgl. K. 1311 (*tomber*), wo wir auf weitem Gebiet (H.-Pyrén., H.-Gar. und Gers) die Formen *kaje* und *kaʒe* finden, die nur durch Verallgemeinerung des *di*-Stammes zu erklären sind. Das gleiche gilt für *beje* im Dep. H.-Pyrén. (K. 1408 *voir*). Vgl. Zauner, *Zs.* XX, 458.

[2] Vgl. Zauner, *Zs.* XX, 456.

	s'asseoir	assis	assieds-toi	asseyez-vous
648	*s asete*	*asetyt*	*set te*	*setab bus*
658	*s asete*	*asetyt*	*aseto te*	*asete bus*
667	*s asete*	*asetyt*	*asete t*	*asete bus*
668	*s asete*	*asetyt*	*aseto t*	*asete bus*
669	*s asjete*	*asjetat*	*asjet te*	*asjetab bus*
760	*s asjeta*	*asjetyt*	*asjeto te*	*asjetab bus*
676	*asete s*	*asetyt*	*assetto t*	*aseta bus*
678	*s asete*	*asetyt*	*seto t*	*seteb bus*
679	*s asjeta*	*asetyt*	*asjeto te*	*asjetab bus*
688	*asete s*	*asezyt*	*aset te*	*asetet bus*
698	*asejte s*	*asjetat*	*asej te*	*aseyeb bus*

Es geht aus dieser Liste hervor, dafs ausschliefslich Formen der 3. Konjugation blofs die Punkte 667 und 688, vielleicht auch die Punkte 658, 668, 678[1] aufweisen. An allen übrigen Punkten ist *sedere* mit Formen von *seditare* vermischt. Das erinnert uns lebhaft an Verhältnisse, wie sie die Karte *mettre* (B 1627)[2] des *Atlas ling.* für die Departemente Ain, Rhône, Loire, Ardèche und für die Schweiz, Savoyen und Dauphiné zeigt: die beiden Typen [*mettre*] und [*bouter*] gehen hier bunt durcheinander. Die Karte gibt uns aber blofs ein zufälliges Augenblicksbild; in Wirklichkeit werden an vielen Orten beide Typen, allerdings wohl durch gewisse Bedeutungs-, Verwendungs- und Gefühlsnuancen unterschieden, die blofs die Detailforschung feststellen kann, nebeneinander existieren. Dieses Nebeneinander hat nun zu den morphologischen Kontaminationsformen [*metter,ametté*], [*boutre, boutu*] geführt. Dafs letzteres nur an einem Punkte (824) auftritt, während [*metter*] sehr verbreitet ist, wird uns nicht verwundern, wenn wir bedenken, dafs *bouter* seinem Konkurrenten als gefühlsstärkeres Wort (ursprünglich = 'stofsen, schlagen'; vgl. aleman. *gheie* und deutsch *schmeifsen*) und als Verbum der 1. Konjugation zugleich semasiologisch und morphologisch überlegen ist.

Wie im Osten das Nebeneinander von [*mettre*] und [*bouter*] zu den Kompromifsformen [*metter*] und [*boutre*], so führt im Westen die Konkurrenz von *sede* resp. *seze* mit *sjeta* zu der Kompromifsform *séte.*[3] Es fällt auf, dafs das Resultat ein Verbum der 3. Konjugation ist. Wir dürfen wohl annehmen, dafs *mete* mitgewirkt hat,[4] das sich in der Bedeutung mit *sete* berührt und in mehreren Formen (ins-

[1] *(a)seto* könnte hier, was ich allerdings nicht für wahrscheinlich halte, Konjunktiv in Imperativfunktion sein. Vgl. die Karten *dis-le-moi* (410) *dis-le-lui* (411), dagegen *suis-nous* (1268), *tiens bien* (1296) und *tiens-toi* (1297). Ich habe die genannten Punkte für die Herstellung von Beilage II nicht benutzt.

[2] Vgl. auch *mis* (K. 847).

[3] Wohl aus älterem *séter*. Mistral gibt zwar auch *assètre*.

[4] *Mete* ist zwar heute nach dem Ausweis des *Atlas ling.* im Dép. du Gers verschwunden, hat aber gewifs hier noch vor kurzem existiert.

besondere Ind. Pr. 3. Sing. und Imper. 2. Sing.) lautlich an *sete* anklingen mufste.[1] Der Anstofs zur Bildung von *sete* ist also von zwei Seiten zugleich ausgegangen, wie wir das noch in anderen Fällen konstatieren werden. Die Form *asejte* (P. 698) scheint aus **aseje* + *asjeta* entstanden zu sein. Einen Infinitiv *aseje* anzunehmen berechtigen uns die Imperativformen *asej te* und *asejeb bus*, die Existenz von *kaje* = 'tomber' an demselben Punkte und von *beje* = voir in der Nachbarschaft.[2] P. 669 *s asjete* hat den Vokal von *asjeta* bezogen.

Von einzelstehenden Formen bleiben übrig:

P. 680: *s asejde*; *asœdyt*; *aset tə*; *aseitat bœ* und *asœdat bə*.
asejde wohl kontaminiert aus *asejta* + **asede*.

P. 697: *se se*; *seut*; *se te*; *seded be*.
Vgl. K. 1408 (*voir*), 1409 (*tu vois*), 1410 (*je verrai*).
be; *bœs*; *bere*.
K. 1311 (*tomber*), 1312 (*tombée*).
ke; *keodo*.

Ich weifs für diese Formen keine befriedigende Erklärung zu geben.[3]

Zu P. 796 (*aseurœ* und *asenta*; *asegut*; *asentœ te*; *asenteu bus*) s. voir = *beure* und *beurœ*; tu vois = *beus*; tomber = *kaure*; pied (K. 1012) = *peu*; wir befinden uns hier auf katalanischem Gebiet.

Zum Schlufs weise ich darauf hin, dafs die beiden Typen *sede* und *seire* lexikologisch konservativen, also überhaupt sprachfesten Gebieten angehören, wovon man sich beim Durchblättern des *Atlas ling.* leicht überzeugt.

7. *seter* (*seta*), *setier*, *siéter*, *siter*, *assuter*, *sieta*, *sita*, *seita*.

Was ich bis jetzt als *seditare*-Typus zusammengefafst habe, läfst sich in zwei Gruppen zerlegen: die eine umfafst die Formen, die regelrecht lateinischem *seditare* entsprechen (Typus [*seter*],[4] zinnoberrot); der anderen gehören die Formen an, die sich durch allerlei lautliche Besonderheiten charakterisieren, welche im Widerspruch stehen zu dem zu erwartenden Resultate von *seditare* (Typen [*setier*], [*siéter*], [*siter*], [*assuter*], [*seita*], [*setia*], hellrot).[5]

[1] Vgl. *fatre* in Savoyen. Es ist kein Zufall, dafs auch im Südwesten die auslautenden Konsonanten, und zwar zum Teil auch nach Vokal (vgl. z. B. K. *soif*), sich unter gewissen Bedingungen bis heute erhalten haben.

[2] Die oben S. 381 ausgedrückte Ansicht, dafs *asej te* und *aseyeb bus* volksfranzösische Formen seien, ist wohl irrig. (Korrekturnote.)

[3] Die Nachbarschaft von *beje* und *kaje* und hypothetisch *seje* (s. oben) läfst vermuten, dafs von diesen Formen auszugehen ist. Hat *he* = 'faire' eine Rolle gespielt?

[4] Der Einfachheit halber gebe ich die Typen, die im Französischen und im Provenzalischen vorkommen, nur in der frz. Form.

[5] [*setia*] bespreche ich erst im folgenden Abschnitt.

[*seter*] und [*setier*]. Zum Typus [*seter*] habe ich nichts zu bemerken. Seine lautlichen Varianten erklären sich durch die Besonderheiten der lokalen lautlichen Entwicklung.[1] Dagegen fordert *aseti* eine Erklärung. Es tritt (in Ostfrankreich) in einem Gebiete auf, wo *seditare* junger Import ist;[2] dieses Gebiet fällt in das andere hinein, in dem die alte Infinitivendung *-ier* (aus Palatal + *are*)[3] in der Form *i* erhalten ist. Das legt uns den Schlufs nahe, dafs *aseta* bei seiner Wanderung nach Norden in die *-ier*-Klasse hineingeraten ist. In der Tat läfst sich *aseti* mit Ausnahme von Punkt 38, der charger = *ʃarʒe*, cracher = *kroʃe*, commencer = *kmãse*, danser = *dãse*, mangé = *mẽʒe* etc. (aber coucher = *kuʃi*) aufweist,[4] streng innerhalb der Grenzen von [*chargier*], die ich, ein für die *-ier*-Verba charakteristisches Beispiel herausgreifend, soweit sie für uns in Betracht fällt, in unsere Karte mit schwarzer Linie eingezeichnet habe.[5] Welches oder welche *-ier*-Verba attrahierend auf [*seter*] gewirkt haben, ist schwer zu sagen. Am nächsten liegt es, wegen der lautlichen Ähnlichkeit und der begrifflichen Verwandtschaft, an [*jetier*] zu denken. Dafs dieses eine Rolle gespielt hat, geht aus P. 13 hervor. Dort lautet nämlich der Infinitiv 'sich setzen' *sə ʒʃte*, das Part. Praet. 'gesetzt' *eʃta* und der Imper. 2 ('setzen Sie sich' gibt der Atlas hier nicht) 'setze dich' *ʒət tə dõ*; 'werfen' heifst *ʃta*.[6] Dank der Übereinstimmung der endungsbetonten Formen von [*jeter*] mit denen von [*seter*] sind zu den letzteren stammbetonte Formen mit *ʒ* statt *ʃ* gebildet worden. Mit anderen Worten: [*seter*] hat sich [*jeter*] vollständig assimiliert. Ganz ähnlich ist an P. 649 der K. 879 (*moudre*) *molze*

---

[1] Zu P. 963 (*aʃetə*), der als Vertreter der 3. Konj. aufgefafst werden könnte, s. *chanter* = *sãtə* (K. 233). Über die Endung *e* im Aostatal und in P. 976 gibt ebenfalls *chanter* Auskunft. Wie *ʃate* (P. 975, Aostatal) aufzufassen ist, zeigt das Partizip *ʃata*, Imper. 2 *ʃata te* und Imper. 5 *ʃatade vo*.

[2] Dafs *seditare* nach Norden vordringt, geht nicht nur aus sprachgeographischen, sondern auch aus historischen Erwägungen hervor. Für die Franche-Comté, die heute nur *seditare* kennt, ist *sedere* durch den Lyoner Yzopet (vgl. Ed. Förster S. XLI) und durch die Vegetius-Übersetzung von Priorat de Besançon (vgl. die oben angeführte Untersuchung von F. Wendelborn S. 44) belegt.

[3] Part. Prät. *ié* > *i*.

[4] Vgl. übrigens zu dem Punkte die *Notice servant à l'intelligence des cartes*: Der Befragte stammt aus Granges-du-Vol, wohnt aber in Coiffy-le-Haut, dessen Dialekt stärker mit Französisch vermischt ist.

[5] Man beachte, dafs auch P. 49 (*s eʃiti*) und P. 144 (*s'asiti* neben *s ʃite*) innerhalb der Grenze liegen.

[6] Der Gewährsmann für Esbarres (P. 13), ein Lehrer, wohnt in Vauvey (P. 110), wo der Dialekt am Aussterben ist (s. *Notice*); daher wohl die Mischung zwischen Infinitiven auf *a* und solchen auf *e*. Die Unzuverlässigkeit des Gewährsmannes, auf die schon Jud, *Archiv* CXXIV, 89 f. hingewiesen hat, beeinträchtigt natürlich die Beweiskraft der oben angeführten Formen für das Patois von Esbarres. Als individuelles Indizium haben sie aber trotzdem ihren Wert.

(eig. 'melken') an die Stelle von *mole* getreten.[1] Eine Tendenz zur Mischung der Formen von *movere* mit denen von *molere* habe ich in L'Etivaz (Waadtländer Oberland) beobachtet.[2]

Die Bedingungen zur Vermischung von [*jeter*] und [*seter*] waren überall da gegeben, wo *s* zu *f* wurde, wo in den endungsbetonten Formen der Vortonvokal fiel und das *ʒ* sich an nachfolgendes *t* assimilierte. Das war, wie der Atlas zeigt, an recht vielen Orten der Fall.[3] Doch ist zu bemerken, daſs im Osten [*jeter*] in der heutigen Form (mehrfach [*-er*] statt [*-ier*]) und in der Bedeutung 'werfen' mancherorts sekundär oder gar tertiär ist.[4] Die Karte *jeter* bedarf einer eingehenden Untersuchung.

[*siéter*], [*assuter*], [*siter*], [*seita*]. Bei oberflächlicher Betrachtung der Karte, deren Interpretation wir uns zum Ziel gesetzt haben, ist man zur Annahme geneigt, daſs das isolierte [*siéter*]-Gebiet zu beiden Seiten des Unterlaufs der Loire[5] ursprünglich mit den *(as)seditare*-Formen von Südfrankreich zusammengehangen hat, und daſs dieser Zusammenhang durch einen [*assire*]-Keil gesprengt worden ist. Dagegen spricht die historische Tatsache, daſs *seditare* in Nordfrankreich in alter Zeit nirgends belegt ist. Zudem wäre nicht einzusehen, warum der *seditare*-Typus, der dank seiner morphologischen Superiorität sonst überall im Vordringen begriffen ist, gerade hier zurückgewichen wäre.

Wir müssen uns also nach einer anderen Erklärung umsehen. Was wir oben S. 398 f. über die Entstehung des örtlich an [*siéter*] anschlieſsenden [*assitre*] festgestellt haben, gibt uns den Schlüssel an die Hand: Geradeso, wie sich auf [*assis-toi*] [*assitez-vous*], auf [*je m'assis, tu t'assis, il s'assit*] der Plural [*nous nous assitons, vous*

---

[1] Vgl. Jud, *Literaturbl. f. germ. u. rom. Phil.* 1909, Sp. 15, Anm. 4.

[2] *maudre* = moudre, *mawo* = je mouds, *mau* = mouds, *moe:* = je moulais; *lo bđa d e my* = le blé est moulu (so der Vater; der Sohn: *lo bđa d e moly*); *la grãna d e myša* = la graine (= le blé) est moulue. (Der Sohn: *la grãna d e moja;* der Vater bei anderer Gelegenheit das korrektere *molja.*) Vgl. *maure* = 'épancher le foin'; *mawo* = 'j'épanche'; *mau* = 'tu épanches'; *moe:* = 'j'épanchais'; *my* = 'épanché'.

[3] Wegen der Imminenz von [*ajeter*] (vgl. Godefroy) konnte [*jeter*] auch auf [*asseter*] wirken.

[4] Umgekehrt findet es sich in anderen Bedeutungen als 'werfen' auch in Gegenden, in denen die Karte *jeter* andere lexikologische Typen aufweist. Vgl. z. B. Bridel unter *djithâ*, Roussey, *Gloss. de Bournois* unter *djti* [= *dʒti*].

[5] Vgl. Montesson, *Vocabulaire du Haut-Maine*, 2. Aufl. (1859), S. 72: '*s'assiéter* v. réfl. = s'asseoir; ib. S. 424: *siéter* v. a. asseoir. *Siètes* est la deuxième personne du pluriel de l'indicatif de *siéter*. *Siět'-vous don' icite* (Asseyez-vous donc ici).' Die letztere Form deutet auf die Existenz von [*siètre*], das der Atlas für das Dép. de la Sarthe (auf dieses bezieht sich das Wörterbuch von Montesson) ebensowenig gibt wie *siéter*. *Assiller* v. a. 'asseoir' (Mont. S. 72) und *sier* v. a. 'asseoir' (Mont. S. 424) sind neben den oben S. 380 Anm. 3 erwähnten Typus [*assiyer*] zu stellen. Vgl. auch Jaubert S. 48 und Chambure S. 795.

vous assitez, ils s'assitent] aufgebaut hat, ist zu [*assieds-toi*] [*assiétez-vous*], zu [*je m'assieds, tu t'assieds, ils s'assied*] der Plural [*nous nous assiétons, vous vous assiétez, ils s'assiètent*] gebildet und dazu nicht der Infinitiv *assiètre*,[1] der offenbar in dem lokalen Formenschatz keinen genügenden Rückhalt fand, sondern der Infinitiv *assiéter* geschaffen worden. *assiéter* kann nur auf einem alten Paradigma [*assieds-toi, je m'assieds, tu t'assieds, il s'assied*] beruhen. Nun ist aber [*siéter*] rings von [*assire*] und zwar, soweit uns die Karte *asseyez-vous* zu schliefsen erlaubt, mit der Konjugation [*assis-toi, assizez-vous*] umgeben. Darin liegt ein sprachgeographischer Widerspruch, der sich aber löst, wenn wir bedenken, dafs [*assire*] eine sekundäre Schicht ist, die sich über die alte [*assied*]-Schicht[2] gelegt hat. Diese alte Konjugationsschicht ist es eben, die in verjüngter Form an der unteren Loire zutage tritt und dank ihrer morphologischen Auffrischung eine Mauer bildet, an der *assire* auf seinem Siegeszuge nach Westen abgeprallt ist.[3] Übrigens entdecken wir bei genauem Zusehen in der Nähe von *assiéter*, in P. 451, noch eine Spur der unverjüngten [*assied*]-Schicht; der Infinitiv [*assière*] ist dort in der Form *asjœr* neben [*assire*] erhalten. Eine Bestätigung unserer Erklärung bildet der Punkt 268 in Seine-Inf., wo uns zwar der Infinitiv nicht gegeben ist, aber wo wir ihn aus der Form des Partizips [*assiété*] erschliefsen können und der Punkt 258 mit dem Imperativ [*siétez-vous*]. Beide Formen treten in einem Gebiete auf, das sich östlich an [*assière*] anschliefst.

Was uns der Westen gelehrt, hilft uns die Verhältnisse im Osten (ich spreche zunächst nur von den Formen der Dep. Nièvre, Yonne, Aube, Meuse und Meuse-et-Moselle) besser verstehen. Auch hier haben wir einen Typus [*siéter*]; auch hier dürfen wir ihn nicht mit *seditare* identifizieren. Dafs die Bedingungen für die Entstehung von [*siéter*] vorhanden waren, das geht daraus hervor, dafs wir um [*siéter*] herum, allerdings wie im Westen vielfach durch das sekundäre [*assire*] verschleiert oder morphologisch verjüngt, Zeugen des

[1] Was hier blofse Möglichkeit war, ist in P. 371 (Seine-Inf.), wenigstens für einen Augenblick (das Part. *assis* an demselben Orte und die Isoliertheit von *assiètre* [vgl. immerhin oben S. 411 Anm. 5] deuten darauf hin, dafs sein Geltungsbereich sehr klein ist, oder dafs gar dieser Infinitiv, wie das beim einmaligen Abfragen einer isolierten Form möglich ist, der momentanen Disposition eines Individuums entsprungen ist), zur Wirklichkeit geworden. Das [*assiètre*] des Nordens entspricht genau dem [*assete*] des Südens (blau, ▭).

[2] Ich ziehe diese Bezeichnung vor, weil der alte reichssprachliche Infinitiv *asseoir* teilweise durch [*assière*] ersetzt worden ist, während [*assieds-toi*] etc. mehr Widerstand leistete.

[3] Ganz ohne Kampf ist es natürlich auch hier nicht abgegangen: P. 476 gibt nebeneinander *sə sjete, s asir* und *sə ʃuke*. P. 463 hat zwar das Part. *asyetœ*, aber die Infinitive *asir* und *asejœ* (das letztere wahrscheinlich tertiär oder quartär).

alten [*assied*]-Paradigmas finden. Ich nenne die am nächsten liegenden Punkte:[1]

183: *asjer; asi*[2]
153: *esir; esje*
117: *asjere, asite; asite*
210: *asis, asir, asjere; asi, asjere*
209: *asjere; asjeze*
206: *sjeze; sjere*
103: *asje; asje*

Die [*assied*]-Flexion ist auch der lothringischen *sedere*-Insel eigen.

Eie Entstehung von [*siéter*] im Osten zu begünstigen, kamen nun aber noch zwei Momente hinzu. Wir beobachten nämlich, dafs nach dem *Atlas ling.* in Lothringen der Begriff 'sich setzen' an mehreren Orten[3] durch [*se mettre*] + Part. Prät. oder seltener durch [*se mettre*] + Infinitiv umschrieben wird.[4] Darin äufsert sich offenbar eine gewisse Unsicherheit in der Bildung der Konjugationsformen von [*asseoir*], die zu ihrer Vermeidung geführt hat. Die schwerfällige Umschreibung [*se mettre assis*] oder [*se mettre asseoir*], die den Formenschatz von [*asseoir*] auf Infinitiv und Partizip oder auf eins von beiden beschränkt,[5] ist ein unverkennbares Symptom der Dekadenz unseres Verbums.[6] Je dekadenter aber ein Verbum ist, desto leichter unterliegt es analogischen Einflüssen. Da, wo die Umschreibung *se mettre assis* gebräuchlich ist (und das kann auch an Orten der Fall sein, von denen der *Atlas ling.* nichts derartiges verrät), wird das Partizip im Bewufstsein gehoben. Hier liegt es besonders nahe, zum Partizip (und dieses lautet in den in Betracht fallenden Gebieten mehrfach [*(as)siet*]) ein neues Verbum zu bilden. Unmifsverständlich sind die auf [*assu*][7] aufgebauten Infinitive *asyr* (P. 175), *aſyte* (P. 163) und *ahute* (P. 170), die beiden letzteren in einem Ge-

---

[1] Nach dem Semikolon steht das Partizip.

[2] Man bemerke, dafs an P. 182, der vielleicht den Kontakt mit 181 [*asjetaj*] herstellen würde, *s'asseoir* nicht gefragt wurde.

[3] Vgl. auf unserer Karte die schwarz unterstrichenen Punkte. Bemerke *se coucher* (K. 329) = *sə mot aʒœr* in P. 180.

[4] Vgl. Horning S. 97, wo auch auf die merkwürdige Umschreibung mit dem Gerundium hingewiesen wird.

[5] So kennt Hattigny, wie mir Herr Dr. Callais gütigst mitteilt, nur den Infinitiv. 'Ich setze mich' heifst *ʒe m mə ɛxar* (auch *ɛxarhi* oder *xarhi* = asseoir jus), 'ich setzte mich' *ʒe m mətor ɛxar* etc.

[6] Vgl. K. 1267 (*suivre*). Dort drückt sich die auf der Unregelmäfsigkeit des Paradigmas beruhende Unvolkstümlichkeit von *suivre*, die auf weiten Gebieten an der importierten reichssprachlichen Form zu erkennen ist (was die Gewährsleute von P. 906 und P. 972 berichten, gilt noch für viele andere; in Wirklichkeit existiert das Wort an zahlreichen Orten gar nicht), an anderen durch Umschreibungen wie [*venir avec*] (351, 906, 66), [*venir après*] (978, 972, 992) aus. Die Beobachtung liefse sich auf andere romanische Sprachen ausdehnen.

[7] So lautet das Part. Prät. in P. 167, 175, 58 und 66. Vgl. oben S. 384.

biete auftretend, wo die Umschreibung von 'sich setzen' durch *mettre* + Part. (oder Inf.) durch den Atlas bezeugt ist.[1]

Auf das zweite Moment werden wir durch die Beobachtung geführt, daſs sich [*siéter*],[2] mit Ausnahme einiger Orte im Berner Jura und der Punkte 936 und 977, die noch zu besprechen sein werden, um die äuſsersten Vorposten des nach Nordwesten vordringenden [*seter*] resp. [*setier*] lagert. Das kann kein Zufall sein; die latente Möglichkeit einer auf den betonten Präsensstamm oder auf das Partizip sich aufbauenden Neubildung [*siéter*] wurde dank dem von [*seter*] ausgehenden Impuls zur Wirklichkeit. So ist [*siéter*] gleichsam ein Kompromiſs zwischen dem morphologisch inferioren und daher unterliegenden [*assied-*] und dem morphologisch überlegenen und daher vordringenden [*seter*].

Auf dieselbe Weise wie das nördlichere [*siéter*] denke ich mir das [*siéter*] im Berner Jura (64, 72, 73, 74, 75) entstanden. Hier eine Unterlage *sedere* anzunehmen, berechtigte uns die Nähe des vogesischen *sedere*-Gebietes, von dem die genannten Punkte nur durch P. 65 getrennt sind und die Feststellung, daſs die Franche Comté früher *sedere* besaſs (vgl. oben S. 410 Anm. 2). Daſs der betonte Stamm von *sedere* im Berner Jura zu *ie* diphthongierte, ergibt sich aus dem Vergleich mit der Karte *derrière* (392). Vgl.:

	s'asseoir (62)	derrière (392)
65	*aſti*	*dari*
75	*sjete*$_r$	*derje*
74	*asjete*	*drie*
73	*asjete*	*drie*
72	*sjete*	*dri*$_e$
64	*asi*$_e$*te*	*deri*$_e$
71	*aste*	*dre*

[1] Die Möglichkeit der angenommenen Entstehungsart wird auch dokumentiert durch *se tsaita* = 'se coucher' in P. 753 (K. 329). Vgl. nördlich davon, P. 724, das Partizip *tsai* = 'couchée' (K. B 1519). Die oben angeführten Formen mögen durch anal. Femininbildungen vom Typus [*assute*] begünstigt worden sein. Vgl. [*connute*], [*cousute*], [*perdute*] auf den Karten B 1516, B 1521, 1001, speziell im Pas de Calais, vereinzelt aber auch anderswo, so [*connute*] in 412 (Maine-et-L.) und 404 (Indre), [*perdute*] in 88 (Elsaſs), wobei zu bedenken ist, daſs die Karten 1516 und 1521 nicht vollständig sind. Die K. 1312 (*tombée*) zeigt Femininbildungen mit *t* (Typus [*chute*]) besonders im Nordwesten. *conclute, finite, guérite, fouite* etc. nennt Moisy, *Dict. du pat. normand* XCI. Für das Altlothringische stellt Apfelstedt, *Lothr. Psalter* S. XLI, ohne ihre Natur zu erkennen, eine Anzahl von Beispielen zusammen: *meute, cheute(s), esmeute, commeute* (aus dem Psalter), *leuste, luste, esmute, cheute, cognutte, leutes, despourweute, esmeute, beutes* (Philippe de Vigneulles). Weitere Beispiele Risop, *Begriffsverw.* S. 20 und Anm. 2, so *essute* = [*assute*] aus *Phil. de Vigneulles*, s. dort die Verweisungen.

[2] Die Karte *assis* fügt zu dem, was uns *s'asseoir* gibt, noch die Punkte 135, 118, 128 und 230. 146 *aſetœ* wird ebenfalls = [*assiété*] zu setzen sein. Vgl. ebendort 'assiette' (K. 611) = *aſet*.

[*siéter*] besitzen endlich auch die Punkte 936 (Bernex, Kt. Genf) und 977 (Châble, Val de Bagnes im Kt. Wallis[1]), und zwar 936 (in der Reihenfolge Inf., Part., Imp. 2, Imp. 5): *asjeto, asjeta, asjeta, asjeta;* 977: *asjeto, ʃeto, ʃjeta, ʃjeta.* Da Bernex einer Gegend angehört, wo der Dialekt am Aussterben ist,[2] glaube ich *asjeto* für ein durch französisches [*assied-*] umgestaltetes **aseto* ansehen zu dürfen. Für Châble paſst freilich diese Erklärung nicht, da das Val de Bagnes noch relativ dialektfest ist. Da die dentalen und palatalen Spiranten in dieser Gegend sehr mannigfaltig und variabel sind,[3] so mag *asjeto* einer kleinen lokalen Schiebung sein Dasein verdanken.[4]

Mit der Erklärung von [*siéter*] ist auch diejenige von [*siter*][5] gegeben. Wird [*siéter*] unter dem Impuls von [*seter*] auf den betonten Verbalstamm [*sied-*] oder speziell das Partizip [*siet*] aufgebaut, so geht [*siter*] unter Mitwirkung von [*seter*] von dem Verbalstamm *si-* oder speziell dem Partizip [*sis*] aus; auch hierfür sind die geographischen Bedingungen vorhanden: [*(as)siter*] steht überall in unmittelbarem Kontakt mit [*assire*], wie aus dem Kartenbilde mit genügender Deutlichkeit hervorgeht. Charakteristisch sind die Doppelformen *aʃitr* und *aʃite* in P. 4 und bezeichnend die Lage des [*siter*]-Gebietes in Saône-et-Loire, bezeichnend deshalb, weil gerade hier reichssprachliche lexikologische Typen (und als ein solcher älteren Datums ist, wie wir wissen, *assire* zu betrachten) oft ins Frankoprovenzalische hineinreichen[6] und weil hier, wenn man den Versuch macht, Sprachgrenzen zwischen dem Frankoprovenzalischen und dem Französischen zu ziehen, die Linien zersplittern. Es ist, geographisch betrachtet, das Verbindungsgebiet zwischen dem Loire- und dem Saônebecken, das vom Canal du Centre durchquert wird und in dem das Industriezentrum Le Creusot liegt.

Nach diesem langen Umweg kehren wir nach dem Süden zurück. Auch im westlichen Teil von Südfrankreich finden wir ja [*siéter*] und [*siter*], und zwar, von einigen Grenzpunkten abgesehen, die sprachlich zu Nordfrankreich gehören, in der Form [*sieta*] und [*sita*]. Sind sie in analoger Weise zu erklären wie in Nordfrankreich?

---

[1] Es ist der Ort, der Cornus *Phonologie du Bagnard* (*Rom.* VI), 369 ff. zugrunde liegt.

[2] Vgl. Notice: 'Patois qui n'est plus parlé que par les personnes âgées.' Bernex ist nicht viel mehr als eine Wegstunde von Genf entfernt, wo der Dialekt schon längst verschwunden ist.

[3] Man bemerke die verschiedenen Notierungen *asjeto, ʃeto, ʃjeta.*

[4] Man vgl. K. 77 *avãʃe* (P. 968) gegenüber *avãhje* (977), *avãçje* (976), K. 222 entlehntes *ʃjezo* (977) gegenüber *ʃeze* (976), K. 313 *kəmèʃe* (968), *kəmĕhje* (977), *kumèçja* (976), K. 454 *ĕbraʃe* (968) gegenüber *ĕbraʃje* (977), K. 137 *bleʃa* (968) gegenüber *bleʃjo* (977), *bleʃa* (976) usf.

[5] Ich spreche zunächst nur von dem nordfranzös. [*siter*], das in drei Gruppen (Meuse und Hte-Marne — Yonne — Allier und Saône-et-L.) auftritt.

[6] Vgl. unter den Beilagen zu meiner *Sprachgeographie* Nr. V (*soif*) = K. 1237 des Atlas, Nr. VI (*blaireau*) = K. 134, ferner Atlas K. 1240 (*soixante-dix*), 1140 (*quatre-vingt-dix*).

[*Sieta*], hellrot, wie im Norden mit ⌴ bezeichnet, tritt in fünf scheinbar getrennten Gruppen auf:

1. In Dordogne und Charente (P. 610, 612, 611, 614, 615, 616, 624).
2. Lot-et-G. (647 und 657).
3. Landes (675 und 684).
4. H[tes]-Pyrén. (687, 696, 695).
5. Tarn-et-G., Tarn, H[te]-Gar., Gers, Ariège, Aude (731, 649, 741, 659, 750, 743, 752, 760, 679, 762, 763,[1] 771, 781, 772, 773, 780, 782, 783, 784, 790, 791, 792, 793, 699).

Wenn wir die Karten *assis* und *assieds-toi* herbeiziehen, so gewinnen wir für den Diphthong *ie* eine Reihe von Punkten, die aus den Gruppen 1, 4 und 5 ein zusammenhängendes Gebiet machen, das ich auf meiner Karte durch eine schwarze punktierte Linie umgrenzt habe. Isoliert bleiben die Gruppen 2 und 3.

Wie sich an den neugewonnenen Punkten die Formen, die uns der Atlas bietet, lautlich zueinander verhalten, ergibt sich aus folgender Liste, in die ich auch die Punkte aufnehme, die zwar im Infinitiv *ie*, aber in anderen Formen einen anderen Vokal aufweisen:

	Inf.	Part. Prät.	Imp. 2	Imp. 5
609	*aʃita*	*aʃito*	*aʃjetə*	*aʃita*
617	*aʃita*	*aʃita*	*aʃjato*	*aʃita*
710	*aʃjita*	*aʃit*	*aʃjetə*	*aʃita*
714	*aʃjita*	*aʃjeta*	*aʃjita*	*aʃjita*
711	*asita*	*aʃita*	*asjetɑs*	*asita*
717	*osita*	*osita*	*osjeto*	*ositab*
616	*ʃieta*	*oʃita*	—	*aʃita*
618	*oʃita*	*aʃita*	*oʃjeta*	*oʃita*
715	*osita*	*osjeta*	*osita*	*osjeto*
718	*oseta*	*osetat*	*oseto*	*osjeta*
713	*sejre*	*osjetat*	*sej*	*seze*
722	*sejre*	*osjetat*	*sej*	*seze*
649	*asjeta*	*asetat*	*asjeto*	*asjeta*
698	*asejte*	*asjetat*	*asej*	*asejeb*
763	*asjeta, asejre*	*asejt*	*asjeto*	*asjetai*$_j$
722	*sejre*	*asjetat*	*sej*	*asetɑ*$_b$
713	*sejre*	*osjetat*	*sej*	*seze*

In dieser Liste verdienen die Punkte 609, 617, 710, 711, 717 und 618 besondere Beachtung: *ie* tritt hier bloſs in der 2. Pers. Sing. des Imperativs, also in der einzigen stammbetonten Form auf, die uns der Atlas bietet; die übrigen Formen haben *i*. Daſs es sich nicht um einen Zufall handelt, beweist der geographische Zusammenhang

[1] Neben *asejre*.

zwischen den genannten Punkten. *ie* ist hier vortonig zu *i* geworden.[1] Wir dürfen wohl annehmen, daſs derselbe oder ein ähnlicher Vokalwechsel zwischen stammbetonten und endungsbetonten Formen auch anderswo vorhanden gewesen ist, wo heute Gleichförmigkeit herrscht, oder wo die diphthongierten und die nicht diphthongierten Formen regellos durcheinandergehen. Das gilt insbesondere für die Punkte 714, 616, 712 (*i* durchgeführt), 715, die in unmittelbarem geographischem Zusammenhang mit den obengenannten Punkten stehen.[2] Die Ausgleichung scheint hier nach beiden Richtungen stattgefunden zu haben; es ist anzunehmen, daſs Formen mit und ohne Diphthongierung nebeneinander hergehen (man erinnere sich stets an den Augenblickscharakter des von Edmont gesammelten Materials). P. 706 mit durchgeführtem *i*[3] gliedert sich über P. 707 mit dem Imperativ *tʃiza* (vgl. Anm. 1) an das *ie—i*-Gebiet an.[4] Damit ist die limousinische [*sita*]-Gruppe als zum Typus [*sieta*] gehörig erwiesen.

Nichts anderes als eine lautliche Variante von [*sieta*] ist auch das von der östlichen Masse getrennte kleine [*seta*]-Gebiet, das durch die Punkte 619, 628, 637, 638 und 720 gebildet wird. Das ergibt sich aus dem Vergleich mit den Karten *milieu* (856), *midi* (B 1629) und *demie* (388) des *Atlas ling.*:[5] das westliche *seta* fällt in ein gröſseres Gebiet hinein, wo *ẹ* + Palatal bei den genannten Wörtern keine Diphthongierung zeigt, sei es, daſs diese überhaupt nicht eingetreten ist, oder sei es, was mir gerade mit Rücksicht auf unsere *asseoir*-Karte wahrscheinlicher erscheint, daſs der Diphthong sekundär

---

[1] Damit finden auch die auffälligen Imperative *tʃiza* (707; wegen *a* vgl. K. *venez*) ***size*** (716, 727, 735) und ***asize*** (724) = 'asseyez-vous', die zu *ʃje* (707), ***sjej*** (716, 727, 735) und *asjej* (724) = 'assieds-toi', zu dem Infinitiv ***aʃejr*** (707), ***sjejre*** (716, 727, 735) resp. ***asjeyre*** (724) und den Partizipien ***aʃje*** (707), ***sjes*** (716), ***sjetʃ*** (727), ***asjets*** (724) nicht zu stimmen scheinen, ihre natürliche Erklärung. Wir haben es hier nicht etwa mit Resten eines alten ***assire*** zu tun: ***size*** und ***asize*** sind vielmehr die Fortsetzer von älterem ***sieze*** (resp. **asieze*), das uns der südlich anschlieſsende Punkt 744 in der Form *ʃjeʒe* noch erhalten hat. Eine Bestätigung unserer Annahme eines Vokalwechsels zwischen stammbetonten und endungsbetonten Formen bildet übrigens auch das Partizip ***sitsyt*** (735), das nichts anderes als ***sjets*** + ***yt*** ist, wobei also an das starke Partizip die Endung ***-utus*** getreten ist und den Ton an sich gezogen hat. Vortonig wurde dabei *sjets* zu ***sits***.

[2] 719 mit *aʃita, aʃitat, aʃeta, aʃeta* scheint [*sieta* > *sita*] und östlich anschlieſsendes [***seditare*** > ***seta***] zu mischen.

[3] ***asjer*** und ***asita, asita, asitœ, asita.***

[4] P. 607 (*ʃite, ʃeta, siklə,* ***sikʎe***) weist ein Sammelsurium von Formen auf, wie wir es bei Individuen finden, die Einflüssen von rechts und links unterliegen.

[5] Es ist hier nicht der Ort, die Betonungsverhältnisse und den Grad der Selbständigkeit von *mediu* in diesen Zusammensetzungen zu diskutieren und ihre Beweiskraft im einzelnen zu erörtern. Es kommt mir nur darauf an, auf die auffallende Übereinstimmung des Vokals an den fünf fraglichen Punkten im Gegensatz zu den umgebenden Punkten (s. die Liste) hinzuweisen.

wieder monophthongiert worden ist. Da kartographisch eine übersichtliche Darstellung schwer zu erreichen ist, ziehe ich vor, als Beleg eine Liste zu geben, die auch die ringsum unmittelbar anschliefsenden Punkte berücksichtigt:

	asseoir	milieu (856) (mediu; mediu tempus)	midi (B 1629)	demie (388)
619	*aʃéta*	*me*	*metsur*	*metso*
628	*aʃeta*	*met*	*metsur*	*metso*
637	*aseta*	*met*	*metsur*	*metso*
638	*aʃeta*	*mets*	*metsur*	*metso*
720	*aʃeta*	*met*	*metsur*	*metso*
616	*ʃieta*	*mitæ̃*$_m$	*metsur*	*metso*
626	*aʃita*	*mitæ̃*$_m$	*mezur*	*mez*$_o$
636	*asita*	*mitæ̃*	*medzur*	*medz*$_o$
647	*asjeta*	*mje*	*medjur*	*meju*
657	*asjeta*	*mje*	*miʒur*	*mjeʒo*
648	*aséte*	*mje*	*mjeʒur*	*mjeʒo*
649	*asjeta*	*mets*	*metsũ*$_n$	*metso*
731	*asjeta*	*mets*	*metsũn*	*metso*
722	*sejre*	*mets*	*metsũn*	*metso*
713	*sejre*	*met*	*metsun*	*metso*
712	*osita*	*me*	*metsur*	*metso*
618	*oʃita*	*mitã*$_n$	*medzur*	*medzo*

Das [*seta*] der genannten Punkte mit dem [*seta*] < *seditare* zu identifizieren, verbietet übrigens auch seine geographische Lage. Es wäre schwer denkbar, wie [*seta*] über das trennende [*sieta*] und [*sieire*] hinüber sich hier festgesetzt haben sollte.

Dank der Identifikation der limousinischen [*sita*]- und der isolierten [*seta*]-Gruppe mit [*sieta*] erhalten wir ein einheitliches, vom Dép. de la Charente bis zum Dép. de l'Aude reichendes [*sieta*]-Gebiet,[1] das im Cantal an die *seta*-Masse grenzt. Hier, in der Gegend des Dép. du Cantal, dürfte [*sieta*], ähnlich wie im Osten von Nordfrankreich, unter dem Impuls des vordrängenden *seditare* und unter Mitwirkung des gleich zu besprechenden [*setia*] auf [*sieire*] aufgebaut worden sein.[2] [*Sieire*] findet sich heute an den Punkten 716, 727, 724, 725 des Dép. de l'Aveyron, während weiter im Süden *sedere* nach den Resten, die uns der *Atlas ling.* bietet, seinen Stammvokal nicht diphthongiert oder doch wenigstens die Diphthongierung nicht verallgemeinert hat.[3] Wir müssen also annehmen, dafs das morphologisch überlegene und daher expansive [*sieta*] sich zunächst nach

---

[1] Isoliert bleiben blofs 675 und 684.

[2] Dazu stimmen P. 706 mit Inf. *asjer* neben *asita* und 707 mit den Formen *aʃe̦r*, *aʃje*, *ʃje* und *tʃiza*.

[3] Ind. Pr. 1. Sing. und Konj. Pr., von denen die Diphthongierung möglicherweise (s. oben S. 407) ausgegangen ist, fehlen dem Atlas.

Westen verbreitet, sich dann zwischen zwei sprachlich konservative Zentren hineingekeilt und nach Süden durchgedrängt habe. Man zeichne auf eine Karte die Grenzen der Gebiete ein, wo *se coucher* (K. 329), *tisser* (K. 1325) und *tomber* (K. 1311) nach dem *Atlas ling.* den Typus der 3. Konjugation erhalten haben, und man wird zwischen einem westlichen und einem östlichen konservativen Gebiet eine ähnliche jüngere Gasse finden. Des problematischen Charakters dieser Erklärung bin ich mir durchaus bewufst.

Der von *seditare* herrührende Impuls scheint nun nach Westen weitergegeben worden zu sein. Da, wo die Departemente Dordogne, Gironde und Lot-et-Garonne zusammenstofsen, erscheint nämlich ein Typus [*sita*] resp. [*siter*], in den Departementen Gironde und Landes ein Typus [*seita*]. Der geographische Zusammenhang von [*sita*] mit [*assire*] deutet darauf hin, dafs dieses als Grundlage anzusehen ist. Dies um so mehr, als der Imperativ [*assitez-vous*],[1] der Vorläufer des Infinitivs [*assiter*], dessen Verbreitung auf unserer Karte mit einer gestrichelten Linie angegeben ist, [*assire*] und [*sita*] aneinanderkettet.[2] Dazu kommt, dafs das Gebiet der unteren Dordogne und der Garonne ein Débouché für sprachliche Einflüsse von Nordfrankreich ist.[3]

Endlich ist darauf hinzuweisen, dafs [*jeter*], das auf dem in Frage stehenden Gebiet als [*ʒita*] auftritt, die Entstehung und Verbreitung von [*sita*] begünstigt haben mag.[4]

[*Seita*] in der Gironde und in den Landes[5] scheint aus dem Kontakt eines alten **seire*, das ich nicht belegen kann, aber das in der Existenz von *beire* = 'voir' in der nördlichen Gironde eine Stütze findet, mit [*sita*] und [*sieta*] entstanden zu sein (s. Beilage I).[6]

---

[1] Und damit, wie wir annehmen dürfen, alle endungsbetonten Formen.

[2] P. 518 bildet mit [*assoyez-vous*] nur eine scheinbare Unterbrechung; [*assoyez-vous*] ist zweifellos eine volksfranzösische Form (vgl. oben S. 380 f.); wenn wir tiefer graben würden, oder, ohne Bild gesprochen, wenn wir zeitlich zurückgehen könnten, so würden wir wohl auch hier *assitez-vous* finden. Die *Notice servant à l'intelligence des cartes* bemerkt zu P. 518 (Chassors, Gemeinde Jarnac): 'Il n'y a plus guère que les vieillards qui parlent le patois purement. Dans la région de Cognac-Jarnac, le patois est très mélangé de français.'

[3] Über die Verschiebung der französisch-provenzalischen Sprachgrenze in diesem Gebiet s. P. Meyer, *Rom.* VI, 633.

[4] Vgl. oben S. 410 f.

[5] Vgl. Millardet, *Etude de dialectologie landaise*, Toulouse 1910, S. 144, wo P. 28 interessant ist, der auf ein Vordringen von [*seita*] hindeutet.

[6] *asita* in 662 ist als lautliche Variante von *asejta* anzusehen. Vgl. Part.: *seitat*, Imp. 2: *seitə te*, Imp. 5: *seita bus* (dagegen P. 653: Inf. *asejta*, Part. *asitat*, Imp. 2 *asejtə te*, Imp. 5 *asejtet bœs*; P. 682: *asejta*, *asitat*, *asitə tə*, *asitat bs*). — Lautliche Variante von [*seita*] ist auch *aʃeta* in P. 549. Tendenz zum Schwunde des zweiten Elements des Diphthongs *ei* zeigt auch *meitat* (*moitié* K. B 1636). Dieselbe Tendenz erkennt man auf den Karten *asseoir*, *assis* etc. auch für den Punkt 650. — P. 606 gehört zum Typus [*sieta*]. Der Spirant hat hier das *i* des Diphthongs absorbiert. Vgl. assiette = *ʃeta*.

8. *Assetia.*

Von den im vorausgehenden Abschnitt besprochenen Infinitiven ist altprovenzalisch, soviel mir bekannt ist, nur [*seta*], und zwar in der Form *assetar* belegt.[1] Die übrigen Typen scheinen jünger zu sein, was zu der Erklärung stimmt, die ich für sie gegeben habe. Anders verhält es sich mit einigen Formen, die ich auf unserer Karte mit ⊔ auf hellrotem Grunde bezeichnet habe, und die mit altprovenzalischem *asetïar* zu identifizieren sind.[2] Für die Punkte 703 (*ʃetja*), 804 (*astje*), 805 (*asetja*) und 608 (*sitja*) ist diese Identifikation ohne weiteres klar. Weniger selbstverständlich ist sie für die Punkte 603, 605, 607, 604, die durch ihren sonderbaren phonetischen Habitus auffallen. Dieser erhält Beleuchtung durch den Vergleich mit den Repräsentanten von *cl* in den Wörtern *clé* (K. 301), *clou* (304), *boucle* (135), *cercle* (213) und *sarcler* (1191), die man in der folgenden Liste zusammengestellt findet (P. 608 füge ich zum Vergleich bei):

	603	605	607	604	608
(s')**asseoir**	*asikʎa*	*asikja*	*ʃite*	*sikʎa*	*sitja*
assis	*asikʎa*	*sikja*	*ʃeta*	*ʃikʎa*	*sita*
assieds(-toi)	*asikʎa*	*ʃjekə*	*siklə*	*ʃikʎa*	*se*$_{j}$*tja*
asseyez(-vous)	*asikʎa*	*ʃjekja*	*sikʎe*	*asikla*	*sitja*
clé (301)	*kʎa*	*kja*$_{o}$	*kʎa*$_{o}$	*kʎao*	*kʎa*$_{o}$
clou (304)	*kʎo*	*kjo*	*kʎo*	*kʎo*	*kʎo*
boucle (153)	*bukʎo*	*bukj*$_{o}$	*bukʎ*$_{o}$	*bukʎo*	*bukʎo*
cercle (213)	*serkl*$_{e}$	*serkj*$_{ə}$	*sarkʎ*$_{e}$	*serkʎ*$_{e}$	*serkʎ*$_{e}$
sarcler (1191)	*serkla*	*sarkla*	*bine*	*serkla*	*serkja*

[1] Siehe aufser den Beispielen bei Raynouard *Flamenca* ed. P. Meyer v. 1261 und 3269 und zwei späte Beispiele bei Bartsch, *Chrest. prov. Gloss.* — E. Lévy, *Petit Dict. prov.-fr.* kennt auch *sitar* = 'placer', das ich nicht belegen kann.

[2] Dieses kann ich belegen aus *Daurel et Beton* ed. P. Meyer v. 229, 250 und 986 (zu der Endung *-ier* s. Introduction p. XXXVII), *Chanson de la Crois.* ed. P. Meyer v. 3032 (also im zweiten Teil, der linguistisch hier allein in Betracht fallen kann), aus dem *Leben des hl. Alexius* v. 175 bei Suchier, *Denkmäler* S. 130, und aus dem *Lucidarius*, Bartsch, *Chrest. prov.*[4] 349, 27. Zwei Beispiele aus dem *Livre de Sydrac* (davon eines im Imp. 2 = *asitia*) und eines aus den *Leys d'amors* gibt Raynouard. Vgl. ferner Stichel, *Beiträge* S. 75 und Levy, *Zs.* XV, 544. Dazu füge ich ein Beispiel aus dem 16. Jahrhundert, das aus dem Gemeinderatsprotokoll von Riez (Basses-Alpes) stammt: '... et cascun si dejha *assetiar* en son luec' (P. Meyer, *Documents linguistiques du Midi de la France* S. 319). Dafs mit *ti* nicht etwa *dʒ* gemeint ist, geht aus den übrigen Schreibungen des Protokolls hervor. — *asetïar* mag zu *seti* gebildet worden sein, das seinerseits deverbal zu *seta* zu sein scheint (vgl. Thomas, *Rom.* 25, 392). Man denke auch an das Nebeneinander von altprov. *enferrar* und *enferriar*, *magrar* und *magriar*, *plombar* und *plombiar* (s. Thomas, *Rom.* 35, 188 f.), *quitar* und *quitiar*. Die ursprüngliche Verbreitung von *asetiar* bleibt festzustellen. Merkwürdig ist das Beispiel aus Riez. Ich möchte daraus keine sprachgeographischen Folgerungen ziehen, solange nicht andere Belege aus dem Osten dazukommen.

Es ergibt sich aus dieser Zusammenstellung, daſs der Stammauslaut der Verba für 'sich setzen' an den Punkten 603, 605, 607[1] und 604 mit den Entsprechungen von lat. *cl* übereinstimmt.[2] Der geographische Zusammenhang mit P. 608 und die Nähe von 703, 804 und 805[3] weisen auf ein ursprüngliches *sitja*. Da an eine normale Parallelentwicklung von *kl* und *tj* nicht zu denken ist (vgl. K. 905 *nettoyer*, P. 603: *netja*; P. 607: *netje*; P. 604: *netja*), so bleibt uns nichts anderes übrig, als anzunehmen, daſs [*sitja*] von der *cl*-Serie assimiliert worden ist. In welcher Weise gewisse Wörter in ihnen ursprünglich fremde homophone Serien hineingezogen werden können, haben Gilliéron und Roques in den *Mirages phonétiques*[4] gerade an dem Beispiel Kons. + *l* gezeigt. Welche von den dort S. 131 ff. erwähnten Möglichkeiten (Entlehnung aus einer anderen Mundart oder Entwicklung innerhalb einer Mundart unter Einfluſs einer höherstehenden benachbarten oder des Schriftfranzösischen) in unserem Falle zur Wirklichkeit geworden ist, läſst sich mit Sicherheit nicht sagen. Doch möchte man die Formen *sikle* in 607 und *asikla* in 604 als vorgerücktere Stufen einer Französierung von ursprünglichem *kj* (> *kʎ* > *kl*) ansehen.[5] Jedenfalls bildet die Lautstufe des mouillierten *k* (*kj*), wie wir sie in Punkt 605 finden (mouilliertes *t* fällt leicht mit mouilliertem *k* zusammen) die Basis für den Eintritt von [*sitja*] in die *cl*-Gruppe.

Zusammenfassung.

Wenn wir nun, am Schlusse unserer Untersuchung angelangt, die Geschicke des Verbums *sedere* noch einmal überschauen, so zeigt sich, daſs die galloromanischen Sprachgemeinschaften, die es vom Vulgärlateinischen ererbt hatten, den Mängeln seines isolierten Flexionssystems auf zwei Arten begegnet sind. Entweder haben sie ein

---

[1] Vgl. oben S. 417 Anm. 4.

[2] Dabei sehe ich von kleinen Unstimmigkeiten innerhalb der Formen für 'sich setzen' ab, die auf ein gewisses Schwanken in der Aussprache von mouilliertem *l* resp. *k* hinweisen, was bei einem so häufigen und daher oft in der Schnellsprechform gebrauchten Worte nicht allzusehr verwundern darf. *i* statt *e* in [*sitja*] wird sich auf ähnliche Weise erklären wie das *i*, von dem oben S. 416 ff. die Rede war. (Vgl. die Schwankungen im Stammvokal in P. 605, 607 und 608.) In den Grenzgebieten gegen [*assire*] könnte auch dieses eine Rolle gespielt haben.

[3] Das durch diese Punkte gebildete östliche Gebiet, das auf der Karte vom westlichen getrennt erscheint, kann in Wirklichkeit mit ihm zusammenhängen, sei es durch Doppelformen, sei es durch Ortschaften, die im Atlas nicht vertreten sind, oder es kann früher mit ihm zusammengehangen haben; jedenfalls dürfen uns P. 702 und 704 nicht verhindern, [*setja*] und [*sikʎa*] zu identifizieren.

[4] *Revue de philologie franç. et de litt.* XX, S. 118 ff., besonders S. 131 ff.

[5] Vgl. P. 802 auf der den *Mirages phonétiques* beigegebenen Tafel, wo das veraltete *çʎo*$_u$ allein uns erraten läſst, daſs in allen übrigen Beispielen (*clarinette, clarté, clé, cloches, clouer*) *kl* französiert ist.

morphologisch überlegenes Verbum (*seditare*) aus einem Gebiete (Südosten Frankreichs), wo es alteinheimisch war, eingeführt; und zwar ist das Bedürfnis so stark gewesen, dafs *seditare* entgegen der Expansionsrichtung des hauptstädtischen Einflusses vorgedrungen, also gleichsam flufsaufwärts geschwommen ist (weniger auffällig ist, dafs *seditare* im südlichen Teil Frankreichs von Osten nach Westen wandert). Oder sie haben auf einzelne Flexionsformen von *sedere*, auf den alten unbetonten Stamm, speziell auf die 2. Pers. Plur. des Imperativs ([*assoyer*], [*asseyer*], [*assiyer*]), oder auf einen umgestalteten unbetonten Stamm ([*siézer*], [*assiérer*], [*assiesser*], [*siéter*]), auf den alten betonten ([*assière*]) oder den umgestalteten betonten Stamm, speziell auf die 2. Pers. Sing. des Imperativs ([*assire*], [*assidre*], [*assitre*], [*assiètre*]), oder endlich auf das Partizip ([*assure*], [*assuter*], vgl. auch [*siter*]) ein neues Flexionssystem aufgebaut, das sich an kräftigere Flexionsgruppen (1. Konjugation, *-re-*, *-dre-*, *-tre*-Verba), gelegentlich auch an einzelne lautlich und begrifflich anklingende Verba (*jeter, mettre*) angliederte.

In einzelnen Grenzgebieten zwischen *sedere* und *seditare* ging die Umgestaltung von *sedere*, die überall imminent war, unter dem Impulse von *seditare* vor sich ([*siéter*], [*siter*], [*sieta*], [*seita*]); da, wo *sedere* energischeren Widerstand leistete, entstanden Kontaminationsformen ([*assoirter*], [*soitre*], [*assete*]), die von der vorausgehenden Gruppe nicht immer scharf zu trennen sind.[1]

Kompliziert werden die Verhältnisse durch volksfranzösische Typen (*assire, assoyer, asseyer*), die neben die ursprünglichen Dialekttypen treten können. In neuester Zeit hat auch das schriftsprachliche *asseoir* wieder eine Expansionstendenz. Die Folge davon ist an manchen Orten ein Hin- und Herfluten der Formen, das zu komplizierten Schichtungen führt. Eine von der Schriftsprache unabhängige Entwicklung würde vermutlich in Nordfrankreich dem älteren *assire* oder dem jüngeren *asseyer* zum Siege verhelfen. Im Süden dagegen wird *sedere* mit der Zeit gewifs vor *seditare* oder vor den unter dem Impuls von *seditare* geschaffenen Infinitiven der 1. Konjugation verschwinden.

N a c h t r a g. Mein Schüler, Herr R. Äschlimann, dem Herr Professor Merlo in liebenswürdigster Weise an die Hand ging, war so freundlich, in Pisa eine Reihe italienischer Dialektwörterbücher und Dialektmonographien durchzusehen, die mir in Bern und Zürich nicht zugänglich waren. Zu den oben S. 375 angeführten Belegen kommen hinzu: für *sedere* (resp. **sédere*): Parma (Malaspina), Mirandola (Prov. Modena, Meschieri), Modena (Maranesi), Kalabrien (Accattatis); für *seditare*: Pavia (Gambini), Crema (Prov.

[1] So kann man im Zweifel sein, ob man [*assete*] der einen oder der anderen Gruppe zuweisen will.

Cremona, Samarani), Cremona (Peri), Genua (Casaccia), Rieti (Umbrien, Campanelli), Subiaco (Mitteilung von Herrn Merlo), Agnone (Molise, Cremonese), Vasto (Anelli), Neapel (Puoti, Volpe, D'Ambra), Kalabrien (Scerbo, Accatatis); für *sedentare*: Verona (Bolognini-Patuzzi), Vicenza (Nazari), Triest (Kosovitz). Durch diese Ergänzungen wird die Darstellung, die ich oben S. 375 f. gegeben habe, nicht wesentlich verändert. Zu bemerken ist, dafs die Grenze zwischen *seditare* und *sedentare* durch die Belege aus Crema und Cremona in der lombardischen Tiefebene über die Adda hinaus (wo ich sie vermutet hatte) nach dem Oglio hin verschoben wird. Interessant ist die Form *aſſite* in Cervara, nördlich von Subiaco, deren Kenntnis ich Herrn Merlo verdanke. Es scheint hier, im Gegensatz zu dem, was ich oben S. 374 behauptet habe, ein volkstümlicher Vertreter von *assidere* vorhanden zu sein. *aſidá* in Castel Madama (bei Tivoli), das auch Noreri verzeichnet (daneben *aſizu* = 'assiso'), erklärt Merlo gewifs mit Recht als Kontamination von *assidere* + *asseditare*. Wir gewinnen damit ein hübsches Parallelbeispiel zu den Kontaminationen, die wir oben S. 402 für den Südwesten Frankreichs zusammengestellt haben. Endlich habe ich die Behauptung, das aufsertoskanische *seditare*-Gebiet scheine das Wort in der Bedeutung 'zurechtmachen' nicht zu kennen, dahin zu berichtigen, dafs sich die Bedeutungen 'zurechtmachen', 'zusammenpassen', 'zusammenfügen' etc. besonders in süditalienischen Wörterbüchern finden, ganz abgesehen davon, dafs in reflexiver Verwendung die Bedeutung 'sich senken' (von Gebäuden) recht verbreitet ist. Dabei ist freilich nicht immer mit Sicherheit zu entscheiden, wieweit diese Bedeutungen volkstümlich sind. Immerhin dürfen wir wohl nach dieser Feststellung annehmen, dafs die Bedeutung 'setzen' sich aus der Bedeutung 'zurechtsetzen, 'zurechtmachen' entwickelt hat. (Vgl. tosk. *accomodarsi*).

Bern. K. Jaberg.

Berichtigungen und Zusätze zum portugiesischen Teil von Körtings Lateinisch-romanischem Wörterbuch.

(Fortsetzung.)

3697) **fĕrrāmĕntum.** — Füge hinzu: Ptg. *ferramenta,* fem. wie *vestimenta.*

3730 a) **fīcŭs + bĭfĕra.** — Dafür l. [*fīcŭs*] *bĭfĕra.*

3738) **fīdŭs.** — Aptg. nicht *fius* (trotz Diez), sondern *fis,* das einfach aus dem Afranz. entlehnt ist.

3753 und 3755. — K. schwankt, ob er südsard. *filigresu, -a,* span. *feligrés* aus *fīlĭi ecclēsĭae* oder (mit Diez) aus *fīlĭŭs grĕgĭs* herleiten soll. Dazu ist noch, wie auch schon von anderen geschehen, ptg. *freguez* zu stellen, als dessen älteste Form ich *feegres* oder *freegres* nachweisen kann (*CM* LXV, 2). Der Ausfall des *l* im Ptg. wie auch die Gestaltung des Wortes in den anderen Sprachen weist wohl darauf hin, daſs man von dem Vokativ *fili gregis* auszugehen hat.

3760. — Merkwürdigerweise ist das span.-ptg. Verb *filtrar* erwähnt, nicht aber das Subst. *filtro* = 'Liebestrank, Filter'. Die erstere Bedeutung ist die ältere; vielleicht ist die Entwicklung so: *φίλτρον* > *filtro* 'Liebestrank'; davon *filtrar* 'seihen'; davon *filtro* 'Filter'.

3790. — Span.-ptg. *fisga* heiſst 'Fischgabel', das ptg. Wort auſserdem auch 'enge Spalte'; *fisgar* 'mit der Fischgabel fischen', dann auch 'nach etwas Verborgenem spähen', 'verspotten' (s. Moraes). Allem Anschein nach stammt *fisga* von *fīssum* zu *fĭndĕre.*

3807. — Ital. *sfacèlo* muſs = span. *esfacélo,* ptg. *esphacélo* sein, wozu die Verben *esfacelar, esphacelar.* Sie stammen von *υφάκελος, σφακελίζω*; die ital. Verben *sfracellare, sfragellare* sind vielleicht desselben Ursprungs und durch Einfluſs des lat. Stammes *frag-* umgebildet.

3830) **flēbĭlĭs.** — Span. *feble,* ptg. *febre,* mit der engumgrenzten Bedeutung 'nicht vollwichtig', sind selbstverständlich aus Frankreich entlehnt. Da aber Viterbo bereits ein Beispiel von 1372 belegt, entsteht die Frage: aus welcher Mundart?

3851) ***flōrīnŭs** ... ptg. *frolença.* — Muſs heiſsen 'altptg.'; neuer ist *florim* (Blut.).

3867) **fŏcācĭŭs** ... ptg. *fogaxa.* — Dafür l. *fogaça.*

3868) **fŏcārĭŭs.** — Statt span. *hogar,* das natürlich auf **fŏcāre* zurückgeht, sollte hier stehen span. *hoguera,* ptg. *fogueira* = Scheiterhaufen.

3889) **fŏllĭco** ... ptg. ... *fólego.* — Vielmehr *fôlego.*

3890) **fŏllĭcŭlŭs** ... span. *hollégo.* — Dafür l. *hollejo*; ihm entspricht ptg. *folhêlho*; beide weisen aber auf lat. *fŏllĭcŭlus.*

3895. — Ptg. *fontainha* ist nicht = **fontanea*, sondern = **fontãa* (< *fontāna*) + Suffix *-inha*.

3897) *forăcum. — Dazu nach Cornu ptg. *buraco* = aptg. *furaco*.

3901) fŏrăsticus. — Mit anderem Suffix span. *forastero*, ptg. *forasteiro* = fremd.

3914) fōrma. — Auch das Ptg. kennt ein gelehrtes Wort *fórma* und ein volkstümliches *fôrma*, die Form in konkretem Sinne, in die hinein oder um die herum man etwas gieſst, preſst, bildet, daher z. B. auch der Leisten.

3923. — Statt *formigueiar* schreibt man richtig *formiguear*; denn nur betontes *e* ist vor Vokal zu *ei* geworden.

3939) Fostat. — Füge hinzu: ptg. *fustão*, aptg. *fustã* (*CV* 599).

3957) *frankĭscus ... ptg. *franzes*. — Dafür l. *francez* oder *francês*.

3985) frĭgdor. — Ptg. *freidor* kenne ich nicht.

3986) frīgĭdāmen ... ptg. *friame* (mit Metath. *fiambre*). — Das erstere ist aptg., das andere ist nicht daraus entstanden, sondern aus dem Span. entlehnt.

4013) frūctŭs ... ptg. *fructo, fructa* ..., auch *fru(i)to, -a*. — Das Verhältnis der verschiedenen Formen bleibt unklar. Es ist aber ganz einfach: die ersten beiden Formen sind bloſs etymologische Schreibungen für *fruto, fruta,* und diese entstanden aus älterem *fruito, fruita,* die dialektisch noch fortbestehen.

4018) germ. *frumjan* ... ptg. *fornir*. — Dafür heute *fornecer*.

4098) fūstis ... ptg. *fusta*. — Das ist eine Art Schiff wie in den anderen Sprachen; daneben wie span. *fuste* = Schaft.

4103) găbăta. — Auch ptg. *gaveta*, Schublade.

4118. — Der span. Schreibung *gallardo* entspricht ptg. *galhardo*.

4140) gāllīnārĭŭm. — Hier fehlt seltsamerweise span. *gallinero*, ptg. *gallinheiro* 'Hühnerstall', während das aufgeführte span. *gallinería* mit einem anderen, von jenem abgeleiteten Suffix gebildet ist. Unter 4139 steht ptg. *gallihaça* statt *gallinhaça*.

4149) germ. Verbalstamm gana-. — Ptg. *gana* ist Lehnwort aus dem Span., ebenso das aptg. Verb *ganar*, wenn es wirklich existiert hat, und nptg. *ganancia* mit seiner Ableitung *ganancioso*. Dagegen gab es aptg. zwei Verben: *gãar* (wofür *ganar* vielleicht nur ungenaue Schreibung ist) und *guaanhar*, die beide, obgleich von verschiedener Herkunft, in der Bedeutung 'gewinnen' übereinkommen. Das zweite < germ. **waiđanjan* (10337); das erste entspricht dem span. *ganar*; Beispiele dafür finden sich *CM* CCXXVIII, 6 *o arer que gaaron* = 'die Schätze, die sie (bei der Plünderung) gewannen', und *CV* 965 *gaar de vosso bando* = 'auf eure Seite bringen, für euch gewinnen'. (Die Schreibung *a* für *ã* ist sehr gewöhnlich im Aptg.) Früh scheinen sich die beiden Verben vermengt zu haben, und das nptg. *ganhar* (statt **guanhar*) ist vielleicht aus dieser Vermengung hervorgegangen. Ableitungen von dem ersteren sind: nptg. *gado* (<aptg. **gãado*) = Vieh; *gança* < *gãança* (*CM*) = Gewinn.

4152. — Ganz dunkel soll nach K. span. ptg. *gago* sein, da es nicht

einmal onomatopoetisch sich deuten lasse. Im Gegenteil liegt diese Deutung sehr nahe, da das Wort nicht 'näselnd', wie K. meint, sondern 'stammelnd' heifst.

4158) **dtsch gans.** — Auch ptg. *ganso.*

4160) onomatopoetische Lautverbindung **garg.** — Neben ptg. *gargarejar* kommt *gargalejar* vor, so dafs die Ableitung von *gargalo* 'Flaschenhals' naheliegt; gleichfalls zu diesem steht in Beziehung das Verb *gargalhar* 'laut lachen', wovon *gargalhada.*

4172) arab. **ǵarrah.** — Neben span. ptg. *jarra* gibt es auch *jarro.*

4183) **gaudĕo** ... altptg. *goevir.* — Dafür l. *gouvir.* Daneben aptg. *gouvecer* und älter (*CM*) *goïr* mit dem interessanten Konj. Präs. *goya* < *gaudĕam* (*CM* XXI, 3).

4188) **gaudĭŭm.** — Füge hinzu: aptg. (*CM*) *goyo* mit der Ableitung *goyoso,* während *goivo* (aptg. = 'Freude', heute nur = 'Levkoie', eigentlich *goivo de Nossa Senhora*) Verbalsubst. zu altem *gouvir, goivir* sein mufs. Span. *joya,* ptg. *jóia* sind sicher aus dem Franz. entlehnt; *gozar* kann im Span. regelrechte Entwicklung aus **gaudiare* sein, davon dann *gozo, regocijar*: Wörter, die das Ptg. übernommen hat.

4202) **gĕlo.** — Ptg. *gelar* 'gefrieren' und *gêlo* 'Eis' sind nicht regelrecht entwickelt, wohl aber aptg. (*CM*) *geo* = 'Eis' und das noch heute ortlebende unpersönl. Verb *gear* = 'reifen', wovon *geada* = 'Reif'.

4208. — Nicht *goma,* sondern *gomo* heifst ptg. die Blattknospe.

4216) **gĕnĕrālis** — und

4216b) **gĕnĕro.** — Ptg. *geral* < aptg. *gẽeral* (*CM* CCXXXV, 16) und *gerar* < aptg. *gẽerar* (*CM*) könnten der Form nach Erbwörter sein.

4227) **gĕnŭcŭlŭm.** — Ptg. *joelho* ist aus älterem *geolho* umgestellt, dieses aus *gẽolho* (*CM*) entstanden.

4241) **gĭbbŭs** ... ptg. *gibba, geba.* — Auch *gibo* und *gebo,* das nicht nur den buckligen Menschen, sondern auch den Buckelochsen, Zebu, bezeichnet. Sollte vielleicht das Wort 'Zebu' aus dem Ptg. stammen, indem in einer asiatischen Mundart *gebo* zu ['zebu] geworden und von dort als echt orientalisches Wort in die europäischen Sprachen, u. a. auch ins Ptg. aufgenommen worden wäre?

4282) **glūs.** — Auf *glūten* (so Coelho) oder **glūtĭnem* wird man zurückführen müssen ptg. *grude* 'Leim', wovon das Verb *grudar.*

4317) **grāmen.** — Auch ptg. *grama.*

4326) **grandis** ... ptg. *grande, gran.* — Das letztere ist wohl nur aus Versehen hierher, statt unter die span. Formen, geraten. Zwar war aptg. *gran* die vor konsonantisch anlautendem Subst. gebrauchte Form, und noch Camões verwendet *grão*; heute aber sagt man nur noch in ganz bestimmten Verbindungen *grão-mestre, Grã-Bretanha.*

4339) ***grātĭo, -īre.** — Dahin, mit Inchoativsuffix, gehört ptg. *gradecer, agradecer* = 'danken', während aptg. *gracir* von *graça* abgeleitet scheint. Merkwürdig ist das aptg. *gradoar* (z. B. *CM* CCXXIV, 5; *CV* 654; *CB* 101; *CA* V. 6676), das 'Freude haben, Dank erfahren' bedeutet; anscheinend die einzige romanische Fortsetzung von *gratulari.*

4352) **grĕx, grĕgem** — soll aufser im Ital. geschwunden sein; doch ist es erhalten als Kirchenwort im span. *grey*, ptg. *grei*. Vgl. noch zu 3753.

4382) **gryllus** ... ptg. *grilho*. — Erbwortlich *grillo* = 'Grille'; *grilho*, das aus dem Span. übernommen sein mufs, wofür gewöhnlicher *grilhão*, = 'Fufsschelle'.

4443) bret. **harn**, Eisen ... ptg. *arnés*. — Vielmehr *arnês* oder *arnez*.

4477) ndl. **hangmat**. — Davon sollen frz. *hamac*, ital. *amáca*, span. *amaca*, *amahaca*, ptg. *maca* herkommen. Leo Wiener, *Z. f. r. Ph.* 33, p. 515 bemerkt darüber: '*Amac* Hängematte ist arawakisch, wenn es überhaupt ein Indianerwort ist.' Vielleicht der älteste Beleg für das Wort findet sich in einem Briefe, den der Spanier Luis Ramírez, ein Begleiter Sebastian Cabots auf der Entdeckungsreise nach dem Rio de la Plata, von dort am 10. Juli 1528 schrieb. Von einem Tupi-Stamm der Gegend von Pernambuko heifst es dort:[1] 'Su dormir dellos es en una red que llaman amaca.' Das Wort wird also hier der Tupi-Sprache zugeschrieben; jedenfalls aber kann es nicht holländisch sein, da die niederländische Schiffahrt zu jener Zeit an der Küste Südamerikas noch keine Rolle spielte.

4482) germ. **hapja** ... ptg. *facha* (viell. beeinflufst durch *fata*). — Statt *fata* wird zu lesen sein *faca*; doch ist *facha* wohl einfach ein Lehnwort aus dem afrz. *hache*.

4501. — Nicht *farapo*, sondern *farrapo* heifst ptg. der Lumpen.

4546) ***hĕrbŭlātus** ... ptg. *arboado*. — Dafür l. *arvoado*.

4569) **hīc**, hier. — Man wird das aptg. und aspan. *(h)i* = 'da' schon der Bedeutung wegen auf *ĭbi* zurückführen, so gut wie aptg. *u* auf *ŭbi*, *ti* auf *tibi* und *si* auf *sibi*.

4582) ndd. **hissen** ... ptg. *izar*. — Dafür l. *içar*.

4598) **hŏdīē + măgĭs**. — Auch aptg. ist *oymays* ganz gewöhnlich; daneben vereinzelt schon dekomponiertes *oje mays*.

4607) **hŏnŏr** ... span. ptg. *honor* u. *honra*. — Das letztere ist natürlich weibl. Verbalsubst., abgeleitet von *honrar*.

4618) **hŏrdĕum**. — Nicht nur nptg., sondern schon aptg. heifst die Gerste *cevada* (so lies statt *cevado*); *orge* kann nur Lehnwort aus dem Frz. sein.

4630) **hŏrtŭs** ... ptg. *horto*. — Neben *hôrto* ist Erbwort *hórta*; *jardim* ist natürlich frz. Lehnwort.

4635. — Statt span. *haspederia* l. *hospedería*.

4703) **Idus** — soll 'vielleicht' das Stammwort zu ptg. *idoso*, *dioso* 'alt' sein. Doch verhält sich *idoso* zu dem Subst. *idade* 'das Alter' genau wie aptg. *omildoso* (aus dem sich nptg. *humilde* erst entwickelt hat) zu *omildade* (nptg. *humildade*). Und anderseits hängt doch *dioso* offenbar mit *dia* zusammen.

4714. — Die Darstellung der ptg. Fortsetzungen von **ĭlle**, als Pers. Pron. und Art., ist weder ganz richtig noch vollständig; doch würde die Richtigstellung eher in eine Grammatik gehören. Unbedingt nötig ist

[1] *Revista do Inst. Hist. do Brasil*, XV, Rio de Janeiro 1852, p. 18.

aber, hinzuzufügen, dafs auch der Dat. Plur. *illīs* sich im span. *les*, ptg. *lhes*, aptg. auch *lhis*, erhalten hat.

4730) ĭmbĭbo. — F. hinzu: span. ptg. *embeber*. Die Ableitung *embebecer* = ptg. *embebedar*, span. *embeudar* schliefst sich an das Part. **bĭbĭtu* = 'trunken' (s. zu 1360) an.

4783) ĭmplĭco. — F. hinzu: span. *emplear*, ptg. *empregar* 'anwenden'.

4796. — S. zu 3470.

4809) ĭnānis. — Nichts haben hier zu suchen span. *enano*, ptg. *anão*, die nicht 'geringfügig', sondern 'zwerghaft, Zwerg' bedeuten. Sie stehen an richtiger Stelle 6442; nur sollte für das ptg. Fem. *anã*, nicht *anãa* geschrieben sein.

4852) *incŏrdo ... ptg. *encordoar*. — Dies ist indessen abgeleitet von *cordon*, der aptg. Form für nptg. *cordão*.

4857) ĭncrēdŭlus. — Wie verhält sich dazu und zu dem angeführten berg. *incréol* das merkwürdige aptg. *encréu* = 'Ungläubiger', das schon in den *CM* durchweg zweisilbig ist?

4895) *ĭndīrēctĭo ... span. *enderezar*, dazu das Vbsbst. *endereço*. — Mufs heifsen: span. *enderezar*, ptg. *endereçar*, dazu die Verbalsubst. *enderezo*, bzw. *endereço*. S. übrigens zu 2982.

4963) ĭngĕnĭōsŭs. — Im Ptg. ist nicht *ingenioso*, sondern *engenhoso* die gebräuchliche Form. Das Wort zeigt also erbwortliche Entwicklung, wie auch *ĭngĕnĭŭm* keineswegs, wie K. 4964 meint, im Ptg. fehlt, vielmehr *engenho* lautet mit den Bedeutungen: 1) Naturanlage, Erfindungsgabe, 2) Maschine, z. B. Zuckermühle.

4984) ĭnĭmīcŭs ... ptg. *inimigo*. — Das Wort hat gelehrte Beeinflussung erfahren: älter *imigo* < *ĩimigo*.

5016. — Prov. *ensanglentar*, frz. *ensanglanter* wird man rationellerweise nicht von **insanguinolentare*, sondern von **insanguolentare* herleiten; ebendaher kommt regelrecht ptg. *ensanguentar*, das man besser mit Bluteau *ensangoentar* schriebe.

5018. — S. zu 3479.

5033) īnsĭdiae. — Ptg. *enseia* kenne ich nicht. Wohl aber gibt es *ensejo*, Verbalsubst. zu *ensejar* < **īnsĭdiāre*. Das ptg. Verb heifst 'die Gelegenheit erspähen' und nähert sich in seiner Bedeutung genügend *desejar* 'wünschen', um zu dessen Umgestaltung aus *desiderare* möglicherweise den Anlafs gegeben zu haben.

5035) *īnsĭgno. — Das ptg. Verbalsubst. heifst *ensino*, nicht *insino*.

5052) īnsŭlă ... ptg. *insula*, *ilha*. — Das erstere ist natürlich gelehrt; volkstümlicher, doch wohl auch ein frühes Lehnwort, ist *ínsua*, *ínsoa*, das schon *CM* CCCVII, 2 vorkommt.

5060) ĭntĕgĕr — und

5061) ĭntĕgro. — Von den hier erwähnten ptg. Wörtern ist *inteiro* neuere, latinisierende Schreibung statt des älteren *enteiro*; das Part. *entrégue* ist heute keineswegs nur gerichtlicher Ausdruck; doch weist es Viterbo (im Supplem.) in juristischen Formeln des 14. Jahrhunderts mit anscheinend adverbialer Funktion, neben *entreguemente*, in der Bedeutung

'vollständig' nach, daher vermutlich < *ĭntĕgre.* Die heutige Bedeutung des span.-ptg. Verbs *entregar* 'ausliefern, aushändigen' hat schon Diez, viel besser als K., daraus abgeleitet, dafs zunächst wohl *entregar alguno de alg. cosa* geheifsen habe 'einen mit etwas versehen, eigentl. ergänzen'. In der Tat heifst *CM* CXCIII, 12 *entregado de* 'wieder in Besitz gesetzt von' oder 'entschädigt für', und mit genau entsprechender Bedeutung heifst es bei Fernão Mendez Pinto, *Peregrinação* cap. XXXV:[1] 'para se entregarem da fazenda que lhe era tomado'; endlich belegt Cortesão aus dem *Leal Conselheiro*: 'A myngua de huũ dia quer-se entregar no outro', wo die Bedeutung 'ergänzen, wieder einholen' klar zutage liegt. Aus der Grundbedeutung des Verbs 'vollständig machen, ergänzen' entwickelt sich leicht die Wendung 'jmdn. in Besitz setzen von dem, was ihm gehört' und daraus, indem das Sachobjekt zum direkten, das persönliche zum indirekten wird, 'jmdm. das ihm Gebührende ausliefern'. — Das Verbalsubst. heifst span. und ptg. *entrega.*

5097) ***ĭntŏrno.** — F. hinzu: span. ptg. *entornar* 'umdrehen, ausschütten'.

5109) **ĭntrōĭtŭs.** — F. hinzu: ptg. *entrudo* 'Karneval'.

5113) **ĭn + tŭm.** Warum steht ptg. *então* in Klammern? Es ist die regelrechte Fortsetzung von jenem; aptg. (*CM, CV*) existiert *entonce* < *ĭn tŭncce.*

5146) ***ĭpsus** ... altptg. *eiso*; neuptg. *esse.* — Ich kenne *eiso* nicht; aptg. hiefs es *esse* wie nptg., natürlich < *ĭpse*; Neutr. aptg. *esso,* nptg. *isso* < *ĭpsu.*

5164) **jăcĕo.** — Ptg. Part. nicht *jacido,* sondern *jazido.*

5171) **jăm.** — Aptg. *ya* ist, trotz Diez, schwerlich richtig oder, falls es vorkommt, doch nur ungenaue Schreibung für *ja.*

5180) **jĕnto** u. **jănto** ... ptg. *yantar,* frühstücken. — Mufs heifsen: *jantar* 'zu Mittag essen' (vgl. den Bedeutungsübergang von *cear,* zu 2067).

5198) **jūbĭlo** ... span. ptg. *jubilar,* jauchzen; sonst nur gel. W. — Das ptg. Wort ist doch sicher auch gelehrt, ebenso wie das dazugehörige Subst. *júbilo.*

5222) **jūncŭs.** — Wunderlich, dafs ptg. Ableitungen wie *junça* (< *juncĕa*) und das mir ganz unbekannte *junço* erwähnt sind, nicht aber die direkte Fortsetzung *junco* 'Rohr, Binse'.

5335) mhd. **krûse.** — Auch ptg. *crisól,* das wie das span. *crisol* aus dem Afrz. entlehnt sein dürfte.

5358) **lăbōro** ... ptg. *laborar, lav-,* Mühe, Not haben. — *Laborar,* wofür selten *lavorar,* heifst eher '(mühevoll) arbeiten'. Die erbwortliche Fortsetzung des lat. Verbs ist aber *lavrar* = 'arbeiten, verfertigen, bearbeiten', im besonderen 'das Feld bestellen'. Davon *lavrador* 'Landmann'; *lavoura* oder *lavoira* 'Landwirtschaft' scheint für das ältere *lavor* durch Suffixtausch eingetreten zu sein.

5372) ***lăctĕo.** — F. hinzu: ptg. *leitão* 'Spanferkel'.

5384) **laetŭs.** — F. hinzu: span. ptg. *ledo.*

---

[1] Ausg. Lisboa 1829, I, p. 126.

5398. — Span. ptg. *lama* heiſst nicht 'Sumpf', sondern 'Schlamm'.

5400) **lămbĕro.** — Ptg. *lambugeiro* (nicht *lumb.*) 'naschhaft' ist natürlich von *lambugem* 'Naschwerk, Köder' abgeleitet und dieses unmittelbar von *lamber* (< *lambere*) mit dem Suffix *-úgem*.

5414) **lānă** ... ptg. *lana.* — Vielmehr *lã*, älter *lãa.*

5416) **lăncĕă.** — Ptg. nicht *lanza*, sondern *lança.*

5453) altdtsch. **last** ... ptg. *lasto.* — Vielmehr *lastro* 'Ballast', wovon *lastrar* 'Ballast nehmen'.

5456) **lătĕrālĭs** ... span. ptg. *adrale.* — Gemeint ist jedenfalls das span. Subst. Plur. *adrales*, das die geflochtenen Seitenwände gewisser Wagen bezeichnet. Ptg. ist das Wort nicht, immerhin mag es irgendwo als span. Lehnwort vorhanden sein. Doch nennt Gonçálvez Viana, *Apostilas*, als ptg. Fortsetzung des lat. Wortes das in Tras-os-Montes gebräuchliche *ladral, ladraes* = 'taipal, taipaes'.

5457) **lătĕrcŭlŭs** ... span. *ladrillo*, ptg. *ladrilho.* — So nach Diez; doch ist das ptg. regelrecht nur aus **latericŭlu* herzuleiten oder mit Coelho aus **latrīcŭlu.* Im Span. lautet das Suffix regelrecht *-ijo*, daher das Wort und mit ihm wohl auch die Backsteinindustrie ursprünglich nicht in Kastilien einheimisch sein kann.

5470) **lătŭs.** — Auch ptg. *lado.*

5471) german. ***laubja** ... ptg. *loga.* — Muſs heiſsen *lója*: sicher ein Lehnwort aus Frankreich oder Italien.

5480) **laurŭs.** — Ptg. *louro* heiſst nicht 'dunkelfarbig', sondern 'blond'.

5482. — Dem span. *lozano* entspricht ptg. *loução*, nicht *louzão.*

5486) ***lăvāndă.** — Ptg. Ableitungen: *lavandeiro, -a* 'Wäscher, -in'; *lavandería* 'Wäscherei'. Auch im Span. existieren die entsprechenden Wörter.

5491) **Lazarus.** — Ptg. Ableitungen auſser *lazeira* = 'Elend, Mühsal' aptg. gleichbedeutendes *lazeiro* (*CM*) und *lazerar* 'leiden, büſsen'.

5511) **lēgĭtĭmus.** — Im älteren Ptg. noch *lídimo* < *liídimo* < *leídemo.*

5530) **lĕo.** Das Fem. heiſst ptg. *leôa*, nicht *leóa.*

5537) **leucŏĭŏn.** — Daſs ptg. *goivo* nicht daher kommt, darüber siehe zu 4188.

5540. — Statt e b n e n l. h e b e n.

5548) ***lĕvĭo** ... span. ptg. *alijar*, ein Schiff löschen. — Das wird Lehnwort sein; daneben mit der allgemeinen Bedeutung 'erleichtern, lindern' *al(l)iviar.*

5552) ***lĕvĭtŭs** ... ptg. *lévedo.* — Nach Moraes *lêvedo.* Daneben gibt es in derselben Bedeutung 'aufgegangen (vom Teig)' *lêvado* (oder *lévado*?): so Blut., während Moraes hier fälschlich *levádo* betont. Vgl. *bêbado* neben *bêbedo* < *bĭbĭtu.*

5557) ***lībĕllŭs.** — Statt ptg. *livet* l. *livel.*

5559) **līber.** — F. hinzu: span. *libre*, ptg. *livre.*

5587) **lĭgnŭm.** — F. hinzu: span. *leña*, ptg. *lenha* = 'Brennholz': ein Kollektiv, das aus dem lat. Plur. entstanden ist.

5641. — Hier ist span. *alisar* = 'glätten' erwähnt, aber nicht sein Stammwort *liso* = 'glatt'. Beide Wörter sind auch ptg.

5668) **lŏcŭs.** — Im Aptg. (*CM, CV*) kommt noch *logo* als Subst. = 'Ort' vor.

5685) **lŏngănŏn.** — Davon leitet K. mit Diez span. *longaniza* 'Wurst' ab. Im Aptg. würde **longăíça* und **longăíça* entsprechen: nun finden sich bei Viterbo *longariça* und *linguainça*: das letztere offenbar durch *lingua* beeinflufst wie das nptg. *linguiça* (**longaíça* > **langoíça*[1] > *lingoíça*). Auch von *lucanicĭa* könnte man mit Cornu ausgehen, wenn man Beeinflussung durch *longo* annimmt.

5717. — Statt ptg. *lóbrego, lóbrigo* 'dunkel' l. *lôbrego, lôbrigo.* Vom Verb *lobrigar* kann aber das Adj. nicht abgeleitet sein, da es sonst den Ton auf der vorletzten Silbe haben müfste. Wohl aber kann es, ähnlich wie *humilde* aus *omildoso* (s. zu 4703), entstanden sein aus aptg. *lubregoso* (*CM* CVI, 6) < **lugubrōsu.*

5733) **lūnă.** — Ptg. nicht *luna,* sondern *lua,* älter und noch dialektisch *lũa.*

5740) **lŭpă.** — Warum fehlt span. ptg. *loba* = 'Wölfin'?

5751) **lŭscĭnĭŏlă.** — Nicht *rouxinhol,* sondern *rouxinol* ist die gebräuchliche ptg. Form.

5766) **lȳnx.** — Ptg. nicht *onza,* sondern *onça.*

5785) **măcŭlă** — und

5788) **măcŭlo.** — Auch ptg., wie span., *mancha* 'Fleck' und *manchar* 'beflecken'. Ptg. *mágoa,* wozu *magoar,* heifst hingegen heute kaum noch 'Fleck', sondern hauptsächlich 'Kummer'.

5801) ***măgĭŭs.** — Nicht hiervon, wie K. irrtümlich sagt — schwerlich werden den Irrtum Baist und C. Michaelis begangen haben —, läfst sich span. *mego,* ptg. *meigo* herleiten, wohl aber von *magĭcus.*

5802) **māgnŭs.** — Dem span. *tamaño* < *tam magnu* entspricht ptg. *tamanho*; beide sind auch zu Subst. geworden, = 'Gröfse'. Im älteren Ptg. gab es auch *camanho* = 'wie grofs' < *quam magnu.*

5806. — Span. ptg. *mona* 'Affin' steht nicht etwa allein, sondern ist Fem. zu *mono.*

5812) **mājŏr** ... ptg. *major, mór.* — Das ist zum wenigsten ungenau: 'gröfser' heifst ptg. *maiór,* während die Nebenform *mór* < *moor* < *maor* nur noch in bestimmten Verbindungen, wie *guarda-mór* 'Oberinspektor', gebraucht wird. Daneben steht das Subst. *majór* = 'Major'.

5866) **măncĭpĭŭm.** — *Mancebo* und *manceba* sind so gut portugiesisch wie spanisch.

5888 u. 5925. Ptg. *manolho* und *manojo* werden auf **manuculum* für **manupulum* zurückgeführt, und aus *manolho* soll wieder *molho* entstanden sein. Aber *manolho* und *manojo* sind keine echt ptg. Formen; *mólho* 'Bündel' ist entstanden aus aptg. *mãolho* (*CM* CCLXXXIX, 3) und dies allerdings wohl aus *manŭcŭlum.*

5916. — Span. *mantillo, mantilla* (woher ptg. *mantilha*) nicht < **măntĭllŭm,* **măntĭllă,* sondern < *măntēllum,* wie schon bei Diez.

[1] Dieser Form entspricht das von K. angeführte katal. *llangonissa.*

5918. — Neben span. ptg. ***manto*** existiert das Fem. ***manta***, wie auch im Sizil. nach *Z.f.r.Ph.* XXXIII, p. 105.

5932. — K. bemerkt, ptg. heiſse das Tischtuch *mantees*. Das ist aptg., und anscheinend ist auch das daraus durch sog. Suffixvertauschung entstandene *mantens* nicht mehr im Gebrauch; man sagt ***toalha de mesa***.

5935) german. **marahskalk** ... ptg. *mariscal*. — Diese Form ist ganz durch die nfrz. *marechal* verdrängt worden.

5940. — Dem frz. *massepain* entspricht ptg. ***massapão***, nicht *mazapão*.

5981) **Mārtĭŭs** ... ptg. *marzo*. — Dafür l. ***março***.

5984) **martȳrĭum**. — Aptg. die erbwortliche Form ***marteiro*** und davon das Verb *marteirar* (*CM*).

6002 **māter** ... ptg. *mai*. — Vielmehr *mãi*: ebenso wie ***pai*** (fehlt 6924) für älteres *padre* = 'Vater' vermutlich eine Schöpfung der Kindersprache.

6005) *malum* **Mātĭānum** ... ptg. *mazãa*. — Dafür l. ***maçã***.

6017) **mātūrēsco**. — F. hinzu: ptg. ***(a)madurecer*** 'reifen'.

6033) **mĕdĭānus**. — F. hinzu: ptg. ***meão***, auch ***meião*** 'eine Mittelstellung einnehmend'.

6039) **mĕdĭcīnă**. — Ist als Erbwort erhalten in ptg. ***mezinha*** < aptg. *meezinha* (viersilbig in den *CM*).

6062) **mĕlĭmēlŭm** ... ptg. *marmela*. — Dafür l. ***marmelo***.

6068) ***mĕllācĕa**. — F. hinzu: ptg. ***melaço***, Mask.

6080) **mĕndīcus**. — F. hinzu: span. ptg. ***mendigo*** 'Bettler'.

6105) **mĕrcēs** ... ptg. *mercé*. — Dafür l. ***mercê***.

6111) **mĕrĕo**. — F. hinzu: span. ptg. mit Inchoativsuffix ***merecer***.

6145) ***mĕŭs** ... ptg. *meu, mia* (*ma*). — Muſs heiſsen: ***meu, minha*** < *mĩa* < *mia*. Einsilbiges unbetontes *mia* oder *ma* ist die aptg., vor dem Subst. gebrauchte Form. Die aptg. Reime beweisen übrigens, daſs vom lat. *mĕu*, nicht *mēu* auszugehen ist.

6156) **miliaria** ... ptg. *milhéira* — und

6166) **mīllĭārium** ... ptg. *milhéiro*. — Dafür l. ***milheira*** und ***milheiro*** (gespr. mit *ê*).

6162) **mīlle grānă**. — Auch im Ptg. ist ein alter Name des Granatapfels davon abgeleitet: *CV* 464 ***milgranada***, der noch heute fortlebt in der Form ***meirgada***[1] in Beira-Baixa und ***milgrada***[2] sowie dem Namen des Baumes ***mirgàdeira***[3] in Tras-os-Montes; in dieser Provinz auch ***mirgã***, ***margã***, ***meligrã***[3] unmittelbar aus ***mīlle grana***.

6183) **mĭnĭstĕrĭŭm** ... altptg. *menester*. — Die gewöhnliche aptg. Form, woraus nptg. ***mistér***, war ***mestér***: übrigens schwerlich ein einheimisches Wort.

[1] *Revista Lusitana* II, p. 250. [2] ib. IV, p. 188. [3] ib. V, p. 97.

(Fortsetzung folgt.)

S. Paulo (Brasilien). O. Nobiling.

Kleinere Mitteilungen.

Zu Goethe in England.

Dem als Faust-Übersetzer bekannten John Stuart Blackie (1809—95) verdanken wir auch die einzige englische Übersetzung von Goethes 'Jahrmarktsfest zu Plundersweilern'. Sie ist bisher übersehen worden, wenigstens erwähnen sie weder E. Oswald in seiner Bibliographie *Goethe in England and America* (2. Aufl. London 1909) noch Anna M. Stoddart in ihrer Biographie Blackies (Edinburgh 1895, 2 Bde.). Die Übersetzung erschien 1836 im VIII. Bande des *Dublin University Magazine* unter dem Titel:

THE PLUNDERSWEILER FAIR,
A NEW ETHICO-POLITICAL PUPPET-PLAY, FROM GOETHE.
BY J. S. BLACKIE, ESQ.
(Et prodesse volunt et delectare poetae.)

Blackie hat den Ton der Burleske im ganzen glücklich getroffen. Er bemüht sich, die verschiedenen Versformen des Originals getreu nachzubilden, gerät aber dabei, wie auch in seiner Faust-Übersetzung, zuweilen in arge Reimnot, die hier freilich nur wenig stört. Die folgenden Proben mögen zeigen, wieweit Blackie dem Original gerecht wird.

Mountebank.

I will proclaim it far and near,
That in this ancient borough here,
A Doctor lives — may such increase —
Who lets his colleagues live in peace.
We thank you for the licence, and
We hope your presence to command,
When we this night display our powers
Before the public on all fours.
I hope that you will like the piece,
And though our heart may not inspire us,
Our belly craves, and that will fire us.

Marktschreier.

Werd's rühmen und preisen weit und breit,
Daſs Plundersweilern dieser Zeit
Ein so hochgelahrter Doctor ziert,
Der seine Collegen nicht schikaniert.
Habt Dank für den Erlaubnisschein!
Hoffe, ihr werdet zugegen sein,
Wenn wir heut Abend auf allen Vieren
Das liebe Publicum amüsieren.
Ich hoff', es soll euch wohl behagen;
Geht's nicht vom Herzen, so geht's vom Magen.
(Weimar-Ausg. XVI, 9; 1—10.)

Gingerbread-Girl.

Ha, ha, ha!
Gingerbread,
Sweet and good,
Peppered well,
Clears the head
And clears the blood.
Gingerbread!
Ha, ha, ha!

Pfefferkuchenmädchen.

Ha, ha, ha!
Nehmt von dem Pfefferkuchen da;
Sind gewürzt, süſs und gut;
Frisches Blut,
Guten Mut;
Pfeffernüſs! ha, ha, ha!
(Weimar-Ausg. XVI, 15; 131—136.)

Haman (to himself).

Thou, who with thoughts of flame my restless spirit feedest,
Both night and day, thou who my feet securely leadest,
Sacred Revenge! that long has blest my sunless lot,
With cheering hope, in this last hour desert me not!
What boots the halo bright, that floats around my head?
The breath of the king's love wherewith my life is fed?
What boots it that to me submit an empire must,
Unless proud Mordecai lies prostrate in the dust?
In vain that I have found 'fore kings and princes grace,
If a base Jew still dares to look me in the face!

Haman (allein).

Die du mit ew'ger Glut mich Tag und Nacht begleitest,
Mir die Gedanken füllst und meine Schritte leitest,
O Rache, wende nicht im letzten Augenblick
Die Hand von deinem Knecht! Es wägt sich mein Geschick.
Was soll der hohe Glanz, der meinen Kopf umschwebet?
Was soll der günst'ge Hauch, der längst mein Glück belebet?
Da mir ein ganzes Reich gebückt zu Füfsen liegt,
Wenn sich ein einziger nicht in dem Staube schmiegt.
Was hilft's auf so viel Herrn und Fürsten wegzugehen,
Wenn es ein Jude wagt, mir in's Gesicht zu sehen?
(Weimar-Ausg. XVI, 20; 234—243.)

Die Übersetzung schliefst mit den Worten des Marktschreiers:

Tumblers and rope-dancers now should come,
But the days are getting rather short:
To-morrow, when we beat the drum,
You may expect some better sport.

Seiltänzer und Springer sollten nun kommen;
Doch haben die Tage so abgenommen.
Allein morgen früh bei guter Zeit
Sind wir mit unserer Kunst bereit.
Und wem zuletzt noch ein Päckel gefällt,
Der hat es um die Hälfte Geld.
(Weimar-Ausg. XVI, 36; 555—558.)

Was dann noch folgt, hat der Herausgeber der Zeitschrift aus religiösen Bedenken unterdrückt. Er rechtfertigt sein Verfahren in einer Anmerkung:

'Our MS. does not conclude here, but goes on with a sort of farcical lecture on the creation, by a common Showman, which, however characteristic, may be dispensed with; and in deference to religious feelings that ought to be respected, as also with the consent of the translator, we have omitted it altogether.'

Oxford. H. G. Fiedler.

Volkslieder aus der Kufsteiner Gegend.

Durch die Liebenswürdigkeit von Frl. V. Krepper in Innsbruck gelangte ich zur Kenntnis folgender Lieder, die sie durch ihren langjährigen Sommeraufenthalt in Schwoich bei Kufstein erlernt hatte.

I.

Boid i amoi gstorbn bin,
Aft müefsts mi begrabn,
Derfts aber ja beileib,
Mein Dianai nix sagn!
Sinst lafts ma do(r)scht a no nach
Und fang un z' woan;
Mir is ja vül liaber,
Sie rea(r)scht grad alloan!

Boid i amoi gstorbn bin,
Aft kimm is zur Ruah —
An Grabstoan schreibts uichi:
Do(r)scht lait deansn Bua,
Der die schean Diandaln gliabt hat,—
Er hat's a leicht kriagt, —
Jatz is er dahi —
Und was hat er dafi'?

II. 's Wu(r)schzengraberliad.

Boi der Langez unkimt
Und die Amsel schean singt,
Boi der Kucku hell schreit,
Is a lustige Zeit!
We(r)scht alles schean munter,
Mein He(r)schzal an Leib,
Wenn's droben auf der Heach
A greans Abal ogait;
Nimm i's Kerbal aufn Ruckn
Und 's Pickal an d' Hand
Und steig grad schea grad
Aufi auf d' Wand.

Fang un Wu(r)schzen 'zam toan,
Koane z' groafs, koane z' kloan,
Koane z' grean, koane z' blab,
Dafs i nöt aufsigrab!
Gar alle send z' brauchen
Für eppes gwifs guat;
Ja i kenn alle Wu(r)schzen
Und Kräutlein so guat.
Da brenn' ma oan Branntwein
Und gebn eam an Num,
Toan-d-an Spruch zu sein Gruch,
Dafs er recht gnädig wer(sch)t drum!

III.

Huier gait's decht amoi Kerschen a',
Huier send's decht amoi drun!
Dianai, boi's zeidig sen, kimst amoi,
Klaub i der's Fü(r)schtal voll un!

IV.

Und's Diandl aus 'm Landl
Mit ihrm saubern Gwandl,
Hun is uichi tandelt
An ihr'm Fü(r)schtabandl.
Nachher lacht's a bifsai, schaugt mi un
Und sagt: Du hast mir's Fü(r)schtabandl auftun!

Charlottenburg. Karl Brunner.

Münzinschrift als Zeichen der Sprachepoche.

Mit dem ersten Anjou, 1154, läſst die Geschichte der englischen Sprache das Angelsächsische enden. Sie stützt sich dabei auf schriftliche Denkmäler. Während nun aber solche nur in die Hände der allerkleinsten Minderheit der damals Lebenden kamen, hatte jedermann einmal einen Silberpfennig zu vereinnahmen. Diese Münze nannte, den Angelsachsen folgend, noch unter Stephan den Prägeort hinter der Präposition *on*. Erst (Heinrichs II. Mutter) die Kaiserin Mathilde führte 1141 dafür *de* ein. Unenglisch ist auch die Kunst ihres Gepräges; W. J. Andrew, *Numism. hist. of Stephen* in *British numism. journal* VI (1910), 182.

Berlin. F. Liebermann.

Aussprachebezeichnung 1155.

Zwei Originalurkunden von 1155—58 für den Lincolner Dom bezeichnen in dem Ortsnamen *Langeford'* (hinter der Präposition *de*, also ablativisch) die Aussprache des *e* als gesondert und des *g* als hart, indem die eine über *e* mehrfach zwei schiefe Striche setzt, die andere mehrfach Langueford' schreibt. Der Herausgeber, H. E. Salter (*Engl. hist. rev.* 1909, 312), vergleicht die Vokalbezeichnung im Ormulum.

Berlin. F. Liebermann.

Zum Vordringen des Englischen unter Anglofranzosen.

Die Juden, welche seit dem Eroberer bis 1290 in England wohnten, stammten laut geschichtlicher Nachrichten aus Frankreich und führten Namen, die, wenn nicht hebräisch, französisch lauteten, wie *Bonenfaunt, Deu-le-garde, Le Chantur.* Allein ein spätestens 1235 geborener Jude heifst *Bullok,* andere *Biscop.* Sie begannen also um 1230, wenigstens teilweise, auch Englisch zu sprechen. Aus J. M. Rigg, *Calendar of the plea rolls of the exchequer of the Jews* I, II: 1218—1274 (1905. 1910).

Berlin. F. Liebermann.

Schott. dial. *daupet* (*daupit, dawpit*).

Dieses Wort hat sich dem *E. D. D.* zufolge in den folgenden Teilen von Schottland nachweisen lassen: Perth, Renfrew, Lanark, Ayr. Seine Bedeutung ist 'silly, stupid, foolish, imbecile'; dazu kommt das Kompositum *daupit-blind* (Lanark) 'stupid and blind'.

Meines Wissens ist bis jetzt nur eine Erklärung des rätselhaften Wortes vorgeschlagen worden, nämlich die von Heinrich Mutschmann in seiner verdienstvollen Arbeit *A phonology of the North Eastern Scotch dialect* (Bonn 1909) S. 10 vorgetragene. Er leitet das Wort aus nord. *dapr* her; dies ist nach ihm zuerst zu *dapp* geworden und nachher mit der von ihm angenommenen sogenannten 'Vokalisation' zu *daup,* das seinerseits ein Verbum ergab, von welchem *daupet* das Part. Prät. ist. Die Aussprache des Wortes in der von Mutschmann behandelten Dialektgruppe ist *dāpət*; *ā* ist die regelmäfsige Entsprechung von mschott. *au.*

Gegen diese Erklärung habe ich zweierlei Einwendungen zu machen.

Einmal gehört das *r* im altwestn. *dapr* zum Stamm. Es wäre also nicht ohne weiteres auf englischem Boden fortgefallen. Dafs in norwegischen Dialekten, wo das Wort in der Regel *daper* (Aasen, Rofs) lautet, das *r* zufälligerweise fehlen kann, macht die Sache nicht besser. Wir haben es hier mit einer sehr späten Erscheinung zu tun.

Dann machen auch die Bedeutungsverhältnisse Schwierigkeiten. Das altwestn. Wort bedeutet nach Fritzner 'schwer'; sein Gegensatz

ist 'frisch, lebhaft'. Daneben steht das Verbum *dapra* 'schwer machen' (: *dapraðist honum sundit* 'das Schwimmen wurde ihm schwer') und die Adjektiva *dapreygðr* 'schwachsichtig', *daprligr* 'von betrübtem, niedergeschlagenem Aussehen, Jammer, Betrübnis erregend' (z. B. *daprlig kona, daprligr furirburðr*). Von den anderen Lexikographen wird *dapr* mit 'traurig' oder dgl. übersetzt (Cleasby-Vigfusson 'downcast, sad, dreary', Egilsson 'tristis', Jonsson 'sörgmodig, trist, bedrövet, mat, svag', Hægstad u. Torp 'tung, sorgmodig'). Das Wort ist mit nhd. *tapfer*, ndd. *dapper*, ne. *dapper* identisch; da darüber in den verschiedenen Wörterbüchern genug gehandelt ist, brauche ich auf seine Bedeutungsentwicklungen nicht weiter einzugehen.[1] Auf nordischem Gebiet scheint das Wort aufserhalb des Westnordischen nicht als Erbwort vorzukommen, da adä., dä. dial. *dapper* (Kalkar, Feilberg) 'streng, stark, hart' usw. wohl sicher niederdeutsches Lehnwort ist. Dagegen lebt das Wort, wie schon gesagt, noch in den norwegischen Dialekten: *daper* 'still, traurig, schwach' (Aasen), 'still, niedergeschlagen, unangenehm berührt, verlegen, schwach, matt, trächtig' (Rofs).

Ich erkläre *daupet* usw. aus einem mschott. **daufbit*. Ich halte dies für eine Zusammensetzung, in dessen erstem Glied ich das altn. *daufr* 'taub, stumpf', norw. dial. *dauv* 'taub, stumpf, träge', dän. dial. *døv* 'träge, stumpf' erblicke; das zweite Glied gehört zu altn. *bíta* 'beifsen'.

Nun kommt auf nordischem Gebiet tatsächlich ein entsprechendes Wort vor, und es fällt nicht schwer, *daupet* usw. aus diesem herzuleiten. In erster Linie ist dann norw. dial. *dau(v)bit* Sbst. 'einer der stumpf beifst, träger, schlaffer Mensch' (Rofs) zu erwähnen; daneben steht das Adj. *dauvbeitt* 'stumpf' (Aasen, Rofs). In dänischen Dialekten findet sich ein Sbst. *døvbider* 'ein schwerfälliges Werkzeug, das schlecht schneidet', auch von Menschen: 'Tölpel, Tolpatsch, einer der dumm und sprachlos dasteht'. In der neudänischen Schriftsprache ist dies Wort in *Dødbider* 'träger und langweiliger Mensch' mit Anlehnung an dän. *død* 'tot' (vielleicht auch unter Einflufs des ndl. *doodbidder* 'Leichenbitter') umgestaltet worden.[2]

Zuletzt ein paar Worte über die lautliche Seite unserer Etymologie. Altn. *daufr* selbst ist ins Englische entlehnt worden: in den nördlichen Dialekten ist *dowf(f)* ein nicht seltenes Wort. Es bedeutet (nach dem *N. E. D.*): 1. Als Adj. 'dull, inactive, heavy, wanting in animation, stupid; of reasons, ecuses etc.: worthless, paltry, wanting in force', aufserdem 'unfeeling, unimpressionable, dull, dismal, mourn-

[1] Kluge, *Et. Wtb.* s. v. *tapfer* findet die Vermittelung der Bedeutung des entsprechenden anord. *dapr* schwierig. Aber der Übergang 'schwer' > 'schwermütig' ist doch ebenso einfach wie 'schwer, fest, gedrungen' > 'stark, energisch, tüchtig' u. dgl.

[2] Anders, aber sicher unrichtig Nyrop, *Sprogets vilde Skud*, Kopenhagen 1882, S. 67. Das Richtige steht bei Falk u. Torp, *Et. Ordb.* s. v. *Dødbider*.

ful, sad, melancholy' usw. 2. Als Sbst. 'a dull, heavy person; a fool, a stupid person'. Der urn. Diphthong *ou* (*au*) erscheint bekanntlich in den nordischen Lehnwörtern im Englischen hauptsächlich als me. *au, ou, ǭ* (vgl. meine *Scand. Loanwords* S. 68 ff.). Durch einen reinen Zufall hat sich in *dowf(f)* der Diphthong *ou,* in *daupet* der Diphthong *au* festgesetzt, was darauf deutet, daſs die Assoziation an das Adjektiv verhältnismäſsig früh aufgehört hat, wie es auch im Nordischen einmal der Fall gewesen ist. — In mschott. **dauf-bit* war das *f* selbstverständlich stimmlos (wie in ne. dial. *dowf(f)*); es ist ja möglich, daſs *p* in *daupet* seine Stimmlosigkeit dem vorangehenden *f* zu verdanken hat.[1] Das Wort könnte auch von dem fast ähnlich bedeutenden *tawpie,* 1. Sbst. 'a foolish, giddy, awkward, idle, or slovenly girl, a foolish fellow, a blockhead', 2. Adj. 'foolish, awkward, slovenly, ill-conditioned, tawdry' oder dem davon gebildeten Adj. *taupiet* 'foolish' beeinfluſst worden sein.[2] *ə* in *dāpət* bei Mutschmann entstammt einem älteren *i*; in diesen Dialekten sind ja die unbetonten Vokale fast ausnahmslos zu *ə* geworden (Mutschmann S. 65). — Daſs *f* zwischen den beiden labialen Lauten *u* und *b* (*p*) geschwunden ist, darf uns nicht befremden.[3]

Göteborg. Erik Björkman.

Eine 'Rettung' der Marie de France.

Der altfranzösischen Fabeldichterin geschieht Unrecht, wenn ihr von ihrem letzten Herausgeber ein Vorwurf daraus gemacht wird, daſs sie in der zweiten Hälfte der Fabel vom Löwenanteil (Nr. XI) den Löwen mit der Ziege und dem Schafe auf die Jagd gehen, das erlegte Wild aber anstatt in drei in vier Teile zerlegen läſst (*Bibliotheca Normannica* Bd. VI, S. LXXIII). Das ist kein 'Fehler', wie Warnke meint, der infolge des ihm auferlegten Verzichts auf Quellen- und Parallelenuntersuchung (S. IX des Vorworts) nicht bemerkt hat, daſs die griechische Prosafassung (bei Halm Nr. 258, desgleichen die poetische des Babrios, Nr. 67) im Prinzip (bei *n* Jagdteilnehmern $n + 1$ Beuteteile) genau zu Marie stimmt. Gedeutet hat uns diese auffallende Teilung kein Geringerer als Lessing (gegen den Schluſs der vierten seiner 1759 erschienenen *Abhandlungen über die Fabel,* Bd. 7, S. 474 der 3. Lachmannschen Ausgabe), der darauf hinwies, daſs von jeder Beute bei den Alten ein Teil für den König oder für die Schatzkammer des Staates beiseitegelegt wurde. Und diese Er-

[1] Vgl. schott. *nipər* 'neighbour' bei Mutschmann S. 38 (< ae. *nēh(ȝe)būr*).

[2] Vgl. das Zitat bei Wright s. v. *daupet*: I asked a man 'what does daupet mean?' and he replied: 'A daupet person is a dullion [dull ane], a dovie or *a taupie*'.

[3] Inwieweit engl. (dial.) *dauling* 'dull, inactive', *dowly* 'dull, lonely, solitary, melancholy, sad, dismal' das nord. *daufligr* (vgl. norw. dial. *dauvleg* 'langweilig, öde') zugrunde liegt, kann ich hier nicht entscheiden. Vgl. über *dowly* Wall, *Anglia* XX, S. 96.

klärung ist zutreffend; vgl. Busolt in Iwan v. Müllers *Handbuch der klassischen Altertums-Wissenschaft* IV, 1² (1892), S. 28. In der Tat beansprucht in der altfranzösischen Fabel der Löwe den ersten Beuteteil kraft seiner königlichen Würde — genau wie in der griechischen Fassung. Ganz anders der Römer Phaedrus, bei dem der Löwe nicht wie bei den beiden griechischen Zeugen mit dem Wildesel, sondern mit Kuh, Ziege, Schaf jagt und hernach die Beute in vier Teile zerlegt: dort fehlt richtig das Argument der Herrscherstellung (dem Phaedrus ist übrigens Lessing an der angegebenen Stelle auch nicht im entferntesten gerecht geworden; doch gehört diese 'Rettung' nicht hierher). Bei Marie de France (oder ihrer Quelle) liegt also eine interessante, jedenfalls durchaus sinnreiche Kombination der Phaedrus- oder Romulus-Rezension mit der griechischen vor. Dafs Marie hier und da Berührungspunkte mit der griechischen Fabel zeige, sagt Warnke S. XLVII selbst.

Eine Bestätigung meiner Ansicht bietet eine andere, spätlateinische Fassung der Fabel (Hervieux, *Les fabulistes latins* II², 1894, S. 306). Da sind Kuh und Ziege des Löwen Jagdgefährten — d. h. es ist nur eine andere Auswahl aus der bei Phaedrus vorliegenden Dreizahl der Begleiter getroffen als bei Marie. Es werden aber auch vier Teile gemacht, und das erste Argument des Löwen ist das gleiche (*ut dominus*). Diese Version kann ja natürlich nicht identisch sein mit der von Maries Vorlage, aber sie beweist doch, dafs es damals Verbindungen gab zwischen der z. B. von dem Griechen Babrios vertretenen Fassung und der lateinisch bei Phaedrus und Romulus vorliegenden.[1]

Berlin. Alfred Tacke.

---

[1] [Dafs 'Dame Marie', die Verfasserin der *Lais*, der *Fables* und des *Purgatoire de saint Patrice*, eine Frau von Rang gewesen sein mufs, erhellt aus ihrer literarischen Bildung und auch aus der Widmung ihrer Werke: 'zu Ehren eines edeln Königs' erzählte sie ihre Novellen, und dem Grafen Wilhelm Langschwert zuliebe reimte sie ihre Fabeln. Diese gebildete, hochstehende Dame identifizierte unlängst J. Ch. Fox (*The English historical review*, 1910, 303 ff.) mit Maria, der Äbtissin von Shaftesbury, einer natürlichen Tochter des Herzogs Geoffroy IV., Plantagenet († 1151), des Vaters Königs Heinrich II. (cf. *Romania* XXXIX, p. 625). Diese Äbtissin Marie ist also die Schwester des *noble rei*, dem Marie de France ihre *Lais* gewidmet, die Tante der Könige Richard und Johann, der sie denn in einer Urkunde auch als *carissima amita mea* bezeichnet. Und Wilhelm Langschwert, Graf von Salisbury, in dessen Nähe Kloster Shaftesbury liegt, steht als natürlicher Sohn Heinrichs II. auch in verwandtschaftlichem Verhältnis zu dieser geistlichen 'Tante' Marie. Dafs diese Äbtissin mit der Dichterin Marie de France identisch sei, wird allerdings kaum sicher zu erweisen sein. Aber die Hypothese J. Ch. Fox' hat etwas Bestechendes, indem sie die Dichterin widerspruchslos in einen bedeutenden historischen Rahmen einfügt. Nun bringt das neue Aprilheft der nämlichen *Historical review* p. 317 ff., worauf Koll. Brandl mich aufmerksam macht, einen neuen Beitrag zur Frage. Es sind Mitteilungen aus 31 Klosterurkunden, die in die Jahre der Äbtissin Marie fallen, die das Schicksal

Spuren des *Licenciado vidriera* von Cervantes bei Harsdörfer.

Auf die Bedeutung, die das Lebenswerk des bekannten Stifters des 'Pegnesischen Blumenordens' und Mitgliedes der 'Fruchtbringenden Gesellschaft', Georg Philipp Harsdörf(f)er (1607—58), für die Geschichte der literarischen Einflüsse Spaniens auf Deutschland besitzt, ist schon verschiedentlich hingewiesen worden.[1] Er hatte auf seiner italienischen Reise — es war die Zeit der spanischen Vizekönige in Neapel — Wesen, Sprache und Literatur des spanischen Volkes kennen gelernt und wurde, in die Heimat zurückgekehrt, durch seine wahl- und skrupellose Ausbeutung spanischer Dichter unbewufst zu einem Vermittler spanischen Einflusses, mit dem die Literaturgeschichte zu rechnen hat. Im einzelnen ist man freilich bisher seinen Quellen noch wenig nachgegangen, und der Zweck dieser paar Zeilen ist auch nicht, darüber Untersuchungen anzustellen. Es soll vielmehr hier nur in aller Kürze eine von anderen bereits vermutete Version einer bekannten Cervantinischen Novelle bei ihm festgelegt werden.

Edmund Dorer hatte seinerzeit bei Gelegenheit einer Zusammenstellung der Cervantes-Literatur im Anhang (S. 15) seines Werkchens über *Cervantes und seine Werke nach deutschen Urteilen* (Leipzig 1881) von einer deutschen Version des *licenciado vidriera* bei Harsdörfer, und zwar in dessen *Grofsem Schauplatz jämmerlicher Mordsgeschichte* gesprochen. Auf diese angebliche Bearbeitung Harsdörfers kommt Fitzmaurice-Kelly bei Gelegenheit der Veröffentlichung[2] von Caspar Ens' lateinischer Übersetzung dieses *licenciado* zu sprechen und vermutet, mit Recht, wie wir gleich sehen werden, dafs *Harsdörfer's version must, if it exists at all, be the briefest of condensations.* Sie besteht nämlich aus nicht mehr denn zehn Zeilen und befindet sich in des *Grofsen Schauplatzes Lust- und Lehrreicher Geschichte* drittem Teile, Abschnitt LXXV, als Beispiel einer der verschiedenen möglichen Arten des Verrücktseins. Der Wortlaut ist folgender:

Man erzehlet auch von einem / der ihme eingebildet / er sey von Glass / und desswegen gebetten / dafs ihn niemand wolle anrühren oder zerbrechen /

---

ihres Klosters in jenen bewegten Zeitläuften beleuchten und zeigen, dafs sie später mit ihrem königlichen Neffen Johann in Konflikt geriet. Äbtissin Marie starb wohl zu Anfang September 1216; die älteste Urkunde, die sie in ihrer Würde zeigt, datiert von 1181. Sie hat also wenigstens 35 Jahre ihre hohe Stellung innegehabt: unter ihrem Bruder Heinrich und ihren Neffen Richard und Johann. H. M.]

[1] Tittmann, *Die Nürnberger Dichterschule*, 1847, S. 43, 193 u. passim; Gervinus, *Geschichte der deutschen Literatur* III, 298; Creizenach, *Allgemeine Deutsche Biographie* X, 645; Farinelli, *Zeitschr. f. vergl. Lit.*, 1892, S. 167 u. 186. Man vergleiche aufserdem noch: Bischoff, *Festschrift z. 250jähr. Jubelfeier des pegnesischen Blumenordens*, 1894, S. 20 u. passim; T. W. Berger, *Don Quixote in Deutschland*, Diss., Heidelberg 1908, S. 16 ff.

[2] In der *Revue hispanique* IV, 45 ff.

hat man ihn nun zufrieden stellen wollen / so hat man ihn in Stro müssen einbinden / und an statt der Speise kräfftige und nährende Säffte / mit Vorwanden sie in den Gläsern zu verwahren / einflössen müssen. Hiervon ist zu lesen 'La Novela del Licenciado vedriera, en las Novelas Exemplares del Cervantes Saavedra', auss welches Quixote auch vorgehendes erstes genommen.

Der Schlufssatz dieses Passus läfst darauf schliefsen, dafs Harsdörfer den *licenciado* nicht aus seiner sonst benutzten Quelle, dem *Amphithéâtre sanglant* des Pierre Camus — das von dieser Novelle nichts enthält — entnahm, sondern aus der Lektüre des Originals gekannt hat. Ich würde übrigens mit diesem kleinen und etwas verspäteten Nachtrag zu Fitzmaurice-Kellys Bemerkungen nicht in die Öffentlichkeit getreten sein, wenn sich nicht zugleich Gelegenheit böte, eine Notiz über die betreffende Stelle bei Harsdörfer aus einem anderen, vielbenutzten Werke zu berichtigen.

In dem Buche von Adam Schneider über *Spaniens Anteil an der deutschen Literatur des 16. und 17. Jahrhunderts* heifst es nämlich auf Seite 269: *Harsdörfer bringt in diesem Werke* (gemeint ist der obengenannte *Schauplatz*) *fünf Novellen des Cervantes auszugsweise; die 75. überschrieben 'Die Wahnsinnigen', die 115. 'Der Gegenbetrug', die 135. 'Die Regung des Gebluts' ... Die Wahnsinnigen sind, wie Harsdörfer selbst angibt, aus 'La Novela del Licenciado Vidriera' entnommen ...* Dem ist entgegenzuhalten, dafs Harsdörfer überhaupt keine Novellen bringt, also auch keine auszugsweisen, sondern lediglich kurze Beispiele für irgendeinen Leitsatz oder eine herrschende Sitte u. dgl. Des weiteren ist völlig unzutreffend, dafs Harsdörfer selbst angibt, die Wahnsinnigen seien aus der genannten Cervantinischen Novelle. Von den in Kapitel LXXV angeführten neun Beispielen von Wahnsinnigen stammt nur e i n e i n z i g e s aus dem *licenciado,* nämlich die hier bereits wörtlich zitierte, auf das kleinste Mafs reduzierte Version derselben; die übrigen acht Beispiele haben mit der betreffenden Quelle nicht das geringste zu tun. Wie aus unserem Zitat auch ersichtlich ist, geht dies ohne weiteres schon aus Harsdörfers Worten selbst hervor. Die Stelle bei Schneider müfste also folgendermafsen lauten: 'Für Kapitel LXXV des 3. Teiles seines *Schauplatzes ...,* betitelt *Die Wahnsinnigen,* hat Harsdörfer u. a. auch die Cervantinische Novelle *El Licenciado vidriera* verwendet, und zwar unter Nr. 7 als sechstes Beispiel eines Wahnsinnigen.' Zum Schlufs noch ein kleines Versehen: Harsdörfer schreibt in allen Ausgaben *vedriera* statt *vidriera,* aber nicht *vodriera,* wie Schneider betont. Doch das nur nebenbei.

München. L u d w i g P f a n d l.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Ruben G-son Berg, Svenska studier. Stockholm (P. A. Norstedt & Söner) 1910. 2 Kr. 50 Öre.

Ein neuer Beweis von der Arbeitsfreudigkeit der nordischen Neuphilologen und zugleich ein Beweis davon, daſs man sich in den nordischen Ländern mehr und mehr gegen die Tyrannei der Grammatik auflehnt: es gebe auch andere Gesichtspunkte, unter denen die Sprache gesehen werden kann, als die der immer im Rückstande gebliebenen Grammatik.

Hier handelt es sich um eine Reihe Betrachtungen über schwedische Stilistik, sie können nicht alle gleich fesselnd sein, sie sind alle sehr belehrend. Diese Essays haben ihren Vorzug durch ihre Kürze. Deshalb können sie auch anziehend auf fremde Leser wirken, wenn auch die meisten sich selbstverständlich besonders an schwedische Leser wenden, die mit Literatur und Entwicklung der schwedischen Sprache durchaus vertraut sind.

Ich sehe den Hauptwert solcher Bücher mit kleineren Essays darin, daſs eine dreiſsigseitige Abhandlung einen veranlaſst, auf das Thema selbst zurückzugreifen und weitere Austiefungen vorzunehmen.

Die interessanteste Abhandlung mag die erste sein über Sinnenanalogien bei Almqvist. Dieser A. verdient es, bei seinem Genie — das gröſste, wenn auch unordentlichste Schwedens auf literarischem Gebiete vor Strindberg — immer wieder vorgenommen zu werden. Dieser Neuromantiker (aber zugleich der erste Angreifer der Ehe als Institution), der im Anschluſs an Goethe durch sein 'Törnrosens Bok' (Buch der Dornrose) alle Phasen des Menschenlebens in einem engen Rahmen wiedergeben will, war in seinem Stil ganz eigenartig und bietet dem Sprachforscher, der für die der Sprache innewohnende Psychologie zu haben ist, ungemein vieles.

Verf. behandelt seine Farbenempfindsamkeit und weist nach, wie sehr eine solche zum Grundwesen einer Individualität gehören kann und nicht auf Sucht nach dem Sonderbaren zu beruhen braucht. Vergleicht man aber gerade seine Farbenausdrücke mit denen von Jens Peter Jacobsen, so muſs man allerdings den ungeheuren Unterschied empfinden: hier volle Beherrschung, jeder Kulturleser willigt sofort ein; dort maſslose Übertreibung, ohne jeden Zweifel als gleichzustellen mit Monomanie, die meisten Leser verhalten sich unverstehend.

'Sie war jugendlich liebenswürdig trotz ihres Alters und braunen Zerbrechlichkeit.'

'Sie haſst mit dem blassesten weiſsen Abscheu.'

Gewiſs: die Wissenschaft erkennt die sogenannte *audition colorée* an (lat. *fotismus*), d. h. auf einen Gehöreindruck folgt eine Farbenempfindung, und durch die modernen Untersuchungen über die Synästesien wird es immer klarer, daſs in verschiedenem Umfange der Mensch in diesen gebunden ist.

In einem anderen Aufsatz, gewidmet Atterbom, Begründer der schwedischen Romantik, bespricht Verf. die Reimklänge des Dichters und meint

— etwas zögernd —, er gebe etwa Beweise dafür, dafs die Häufigkeit der Versreime gewisser Vokale mit eigentümlicher Auffassung des Dichters, d. h. mit seiner besonderen Empfindsamkeit für einen Vokal, zusammenhängt und nicht einfach auf der Häufigkeit des Vorkommens der betreffenden Vokale beruht.

Eine Abhandlung behandelt Viktor Rydberg als Sprachkünstler. Die Aufgabe Rydbergs war (1873—83), die schwedische Sprache zu reinigen, vor allem die Tausende deutscher Lehnwörter auszumerzen. Mit grofser Sachkenntnis ging er ans Werk und versuchte mehrfach zum Endresultat zu kommen, aber vergebens. Die Lehnwörter trotzten ihm. Es ist wahr, er schrieb seine 'Romerske Dage' (Römische Tage), eines der pompösesten schwedischen Sprachdenkmäler, in echt nordischer Sprache ohne fremde Zusätze (aufser den unvermeidlichen Inkonsequenzen). Es blieb dies aber ein wissenschaftlicher oder vielmehr ein Gelehrtenversuch ohne wirkliches Leben. Berg sieht das Fehlerhafte an Rydbergs Gewalttätigkeit an der Sprache besonders darin, dafs er das Alte, Verlorene, Aufgegebene wiederherstellen wollte, während umgekehrt die Grundlage eines jeden sprachlichen Purismus das Ultramoderne sein müfste: das Volkstümliche zu berücksichtigen, aus der Volkssprache zu schöpfen.

Hier weist Verf. auf Strindberg hin, der in dieser Beziehung für die Gestaltung des Neuschwedischen von gewaltiger Bedeutung ist (unerkannt von der schwedischen Akademie und deren beständigem Sekretär C. D. af Wirsén, seinem besten Hasser). Er bildet zwar keine neue Formen, geschweige Wörter, führt aber die Volkssprache in die Literatur. Er ist es, der die Fischer und Bauern Schwedens zum Lesen bringt, indem er ihnen die ungeschminkte Sprache des Alltags vorsetzt. Strindberg hat von Zola gelernt.

Neben der Wirksamkeit solcher Kräfte bedeutet die Vermehrung an Neubildungen aus der Reihe der gelehrten Puristen wenig. Berg erwähnt Rydbergs *varhug* (*var* = achtgeben, *hug* = Erinnerung) für deutsches *försiktighet* (= Vorsicht). Dieses Wort hat ebensowenig in der schwedischen Sprache Bürgerrecht erhalten können als die dänische Neubildung *Ildhu* (*Ild* = Feuer, *hu* = Erinnerung) für das deutsche *Begejstring* (Begeisterung) in der dänischen.

Sehr richtig bemerkt Verf., dafs der Purismus schon aus dem Grunde in den meisten Ländern nichts zustande bringt, weil man überall noch viel zu viel in Grammatikpedanterie versunken ist. Die Sprachkritik besteht zum grofsen Teil im Nachschlagen, ob die Grammatik auch diese Konstruktion gestattet.

Berlin. Johannes Neuhaus.

Hesselmann, De korta vokalerna ι och y i Svenskan. (Untersuchungen in nordischer Lautgeschichte.) Uppsala 1910.

Diese Abhandlung ist in der Jahresschrift der Uppsala-Universität für 1909 erschienen. Nur eine Universität kann sich ein so pompöses Buch leisten. Man fragt sich aber, ob diese vornehm gedruckten 250 Seiten Grofs-Oktav und Dialektkarte eigentlich in einem vernünftigen Verhältnis stehen zur geleisteten Forschung. Gewifs, hinter diesem Buche liegt eine ungeheure Arbeit, jahrelange mühevolle Lektüre von den Manuskripten der Archive in Uppsala; aber nicht einmal mit diesem Buche ist das Ergebnis klipp und klar festgestellt, wie es sich denn mit den kurzen ι und y im Neuschwedischen verhält. Wenigstens hätte man verlangen können, dafs einem als Zugabe zu diesen schrecklich trockenen Materialzitaten zum Schlufs eine schematische Übersicht der ganzen Frage geboten wäre. Verf. hätte das um so mehr leicht machen können, als er sich ja auf dem ganzen nordischen Gebiete zu Hause erweist, und auch noch in der Ein-

leitung betont er, dafs die Arbeit 'icke har direkt filologiskt syfte', d. h. keinen direkten philologischen Zweck verfolgt.

Unzweifelhaft liegt hier ein Mifsverständnis vor. Die vielen, die nur die Resultate verwerten können, wollen bei einer Arbeit ähnlichen Schlages die Linien kräftig aufgezogen haben, damit man wirklich weifs, was nach diesen schweren 250 Seiten vorläufig als richtig zu gelten hat.

Dieselbe Frage war schon früher vom Verf. behandelt worden, von Ax. Kock in seiner 'Fornsvensk Ljudlära' und in der seit 1906 erscheinenden 'Svensk Ljudhistoria', aufserdem von Ad. Noreen in der 'Altschwedischen Grammatik' (erschienen 1904).

Die Formulierung Kocks, dafs *ι* im Neuschwedischen in geschlossener Silbe erhalten bleibt, aber in offener zu *e* wird; dafs *y* vor den Supradentalen *r l n*, vor *n m*, den Reibelauten *đ gh v s* (im Dänischen aufserdem vor *f*) zu *ö* sich entwickelt, und dafs *y* vor *mp nt*, vor *sk st nd mb* mit folgendem Sonanten verlängert worden und dadurch weiterer Veränderung entzogen wäre, scheint Verf. den Anlafs gegeben zu haben, in umfangreicher Weise der Lösung der Frage nachzugehen.

In kurzsilbigen Wörtern vom Typus *frid* (Friede) und *liva* (leben) ist der Übergang in *e* in allen schwedischen Dialekten eingetreten (aufser im Gutnischen und im Dalmål); im Typus *frid* ist er älter als im Typus *liva*. Auch schliefst Verf., dafs ein Übergang, der gröfsere geographische Verbreitung hat, älter ist als ein gleichartiger mit beschränkterer Verbreitung.

Dies mag richtig sein. Kaum richtig ist aber die Ansicht, dafs die in den niederdeutschen Lehnwörtern so verschieden auftretenden Bezeichnungen ihren Grund darin hätten, dafs die Wortformen mehreren Dialekten angehörten.

byssa ist die Form des fremden Wortes; dem Klange nach mufste das sich einbürgernde Wort *bøssa* geschrieben werden, und erst hieraus ist im Schwedischen *bössa* entstanden (dänisch geschrieben *Bøsse*). Seinem grofsen Material will Verf. entnehmen, dafs die früheste Erscheinung im Altschwedischen die ist, dafs *ι* und *y* vor *r l* + Kons. in *e* und *ö* (d. h. *ø*) übergehen.

Was die Beteiligung der Dialekte an dieser Entwicklung betrifft, so erfährt man, dafs das Neuschwedische unleugbar auf den echt schwedischen, d. h. uppländischen Mundarten aufgebaut ist, dafs das Ostschwedische sich in diesem Falle sehr verschieden verhält, und dafs die west- und südschwedischen Dialekte nur im allgemeinen dieselbe Entwicklung durchgemacht haben.

Wie schon oben angedeutet, hätte eine wenn auch ganz kurze Übersicht über die Stellung des Dänischen und Norwegischen sehr befriedigt. Für sonstiges nordisches *söner* (Söhne) hört man z. B. auf Alsen (Skovby) noch das altnordische *synir*.

Berlin. Johannes Neuhaus.

Alfred Biese, Deutsche Literaturgeschichte. Dritter Band. Von Hebbel bis zur Gegenwart. Mit 50 Bildnissen. 1.—3. Aufl. (1.—12. Tausend). München, C. H. Beck, 1911. VII, 675 S. Geb. M. 5,50.

Mit dem vorliegenden dritten Bande, der die Geschichte der deutschen Literatur seit etwa 1848 bis in die unmittelbare Gegenwart verfolgt, war Bieses Arbeit die schwierigste, aber auch die dankbarste Aufgabe gestellt. Galt es in den beiden ersten Bänden Vertrautes und immer wieder Bestätigtes nur von neuem zu prüfen und zu entwickeln, so mufsten hier Schritt vor Schritt Steine gewälzt, Gestrüpp beiseitegeräumt, Weg und Ziel erkundet werden. Ohne Hast, aber auch ohne Rast hat Biese seinen weiten, mühsamen Marsch glücklich vollendet.

In 23 übersichtliche Abschnitte ist der ungeheure Stoff ungezwungen und planvoll gegliedert. Die ersten sechs Kapitel führen von 1848 bis zum Deutsch-Französischen Kriege. Zunächst werden die politischen und sozialen Zustände Deutschlands kurz geschildert, dann die literarischen Strömungen der Zeit ausführlich betrachtet. Dabei verwebt Biese sehr geschickt die Charakteristik der kleineren Talente in die allgemeine Darstellung, während die führenden Geister sorgsame und ausführliche Sonderwürdigungen erfahren. So werden auf der einen Seite Hebbel und Otto Ludwig als Vorläufer des realistischen Dramas, auf der anderen Gustav Freytag und Friedrich Spielhagen als Vertreter des Realismus in der erzählenden Kunst in schartumrissenem Einzelporträt hingestellt. Die 'plattdeutsche Dichtung' und 'neuklassische und neuromantische Bestrebungen' bilden weitere Kapitel. Das Jahr 1870 gibt eine natürliche Grenze, Werden und Wachsen des neuen Reiches den Boden für die fernere Betrachtung. Mit besonderer Liebe schildern die sechs folgenden Abschnitte Wilhelm Raabe, Theodor Storm, Gottfried Keller, Konrad Ferdinand Meyer, Theodor Fontane und endlich die beiden Frauen Luise von François und Marie von Ebner-Eschenbach. Ihnen reihen sich vier gröfsere, allgemeinere Gruppen: Vertreter älterer Richtungen nach 1870, Die Frauenliteratur, Theaterzustände in den siebziger Jahren, Heimat- und Volksdichter in Süd- und Norddeutschland, an. Die Betrachtung der 'Krisis von 1888' führt zur Gegenwart. Ein 'Überblick über die Zeitströmungen' zeigt die treibenden Kräfte in Kunst und Leben. Friedrich Nietzsches ragende Gestalt zieht vor allen den Blick auf sich, der von ihm sich dann auf 'die Literaturrevolution der achtziger Jahre' richtet. Nachdem Biese die Leitlinien der neuen Bewegung festgelegt hat, läfst er in drei grofsen Gruppen 'das Drama der Gegenwart', 'die erzählende Dichtung der Gegenwart', 'die lyrische Dichtung der Gegenwart' in ihren Höhen, aber auch in ihren Tiefen Revue passieren. 'Rückblicke' und 'Schlufswort' folgen, denen sich ein sorgfältiges Namenregister anschliefst.

All das Lob, was den beiden ersten Bänden so reichlich gespendet wurde, kann ich angesichts dieses letzten nur wiederholen. In volkstümlicher, aber niemals trivialer Darstellung gibt Biese mit reifer, reichster Belesenheit eine warme, aber dabei keineswegs unkritische Übersicht der so vielfach verschlungenen Entwicklung. Ohne auf irgendeinem extremen literarästhetischen Standpunkt zu stehen, bekennt er in Für und Wider rückhaltlos Farbe. Nicht überall wird man ihm folgen (so gestehe ich freimütig, dafs er mir etwa Otto Erich Hartleben zu freundlich, dagegen Franzos, Schnitzler, Bahr, Schönherr allzu schroff oder summarisch zu behandeln scheint), aber immer wird man ihn mit Achtung und Vertrauen hören. Sein Buch ist ebenso als Nachschlagewerk geeignet, wie es eine zusammenhängende Lektüre fordert und verdient.

Berlin. Hans Daffis.

Karl Wildhagen, Der Cambridger Psalter (Hs. Ff. 1. 23 University Libr. Cambridge) zum erstenmal hg. mit besonderer Berücksichtigung des lateinischen Textes. I. Text mit Erklärungen. Mit dem Bildnis Richard Paul Wülkers. (Bibliothek der ags. Prosa, begründet von Ch. W. M. Grein, fortgesetzt von R. P. Wülker, hg. von Hans Hecht. VII. Band.) Hamburg, Le Grand, 1910. 416 S. M. 22.

Die Zahl der Ausgaben altenglischer Psalterglossen erhält einen erfreulichen Zuwachs durch den vorliegenden Band, dessen Herausgeber Wildhagen sich bereits durch seine Untersuchung über Eadwines Canterbury-Psalter (Morsbachs *Studien* Heft 13, vgl. *Engl. Studien* 36, 404) als trefflicher Kenner dieses Gebietes erwiesen hat.

Der *Cambridger Psalter*, überliefert in einer Hs. des 11. Jahrhunderts

(nach Wanley 'paulo ante victoriam Normannicam', vgl. Lindelöf, *Studien zu altenglischen Psalterglossen*, *Bonner Beitr.* 13, 2), enthält als lateinischen Text das Psalterium Romanum, das aber stark mit vorhieronymianischen Lesarten durchsetzt ist; er geht mit den lateinischen Texten von ABDEL (nach Lindelöfs Bezeichnung a. a. O.) auf einen gemeinsamen Urtext zurück (vgl. Wildhagen in dieser Zeitschrift CXVI, 159 ff.). Wie der Titel der Ausgabe andeutet, hat Hg. auch dem lateinischen Text seine Sorgfalt gewidmet, indem er im unteren Teil der Fufsnoten alle Abweichungen vom Psalterium Romanum gebucht und auch Varianten der übrigen lateinischen Psalter Englands und des Kontinents hinzugefügt hat (letztere auf Grund von Sabatiers grofsem Bibelwerk Bibliorum Sacrorum Latinae Versiones antiquae, 1743).

Wildhagens altenglischer Text macht mit seinem umfangreichen Variantenapparat durchaus den Eindruck aufopfernden Fleifses und peinlicher Sorgfalt. Kaum irgendwo braucht man bei der Lektüre des Textes an Versehen oder Druckfehler zu denken (auffällig ist *hall* statt *hal* Hym. 15 1 ohne Anmerkung). Die handschriftliche Überlieferung erlaubte meist ein konservatives Verfahren; Hinzufügungen einer zweiten Hand (J) sind in Petitdruck dem Text eingefügt. — Wie bereits Lindelöf a. a. O. gezeigt hat, ist die Glosse des Cambridger Psalters — ebenso wie die des Junius-Psalters — von der altmercischen Glosse des Vespasian-Psalters abhängig und behält somit im allgemeinen auch spezifisch anglische Worte bei (z. B. *nymđe*, *lēoran*, *fæs*, vgl. *Anglistische Forschungen* 17). Doch ist die Abhängigkeit etwas weniger eng als bei dem Junius-Psalter. Schon ein Blick auf den Text zeigt, dafs die vom Hg. fettgedruckten Abweichungen vom Vesp.-Ps. im Wortgebrauch ziemlich häufig sind. So ist denn auch der im Anhang gebuchte Ertrag von hier zum erstenmal belegten Worten nicht ganz unbeträchtlich. Alle abweichenden Lesarten des ae. Vesp.-Ps. verzeichnet Hg. in den Fufsnoten; auch fehlerhafte und vom Lemma abweichende Lesarten werden hervorgehoben und durch die übrigen Glossen beleuchtet, wobei, soviel ich sehe, auch unedierte Glossen berücksichtigt sind. — *mydʒie* mitiges 93, 13 wird wohl kaum zu *mīþan* zu stellen sein, da ein sw. v. **mīþian* nicht belegt ist und auch die Bedeutung trans. 'fernhalten' bedenklich wäre. Der Glossator vermengte wohl das *ʒemildʒie* seiner Vorlage mit dem *liđihʒe* anderer Glossen.

Der Dialekt der Cambridger Glosse ist spätwestsächsisch. Germ. *a* vor Nasal schwankt zwischen *a* und *o*. Auf Einflufs der altwestsächsischen Schreibung deuten häufige *ie*; da sie meist nur in der Nachbarschaft von Palatalen begegnen (d. h. graphisch für $\bar{\breve{e}} < \bar{\breve{e}}a$, z. B. *hīeh*, *īeʒe*, *ciester*), ist wohl nicht an eine altwestsächsische Zwischenvorlage zu denken. Besonders charakteristisch ist *y* für *e* in unbetonten Silben wie *dæʒys*, *nyhtys*, Part. auf *-ynde*. Doch greifen wir dem in Aussicht stehenden zweiten Bande der Ausgabe nicht vor, in dem Wildhagen über die Sprache der Glosse sowie ihre genaue Entstehungszeit usw. ausführlich handeln wird.

Von den uns bekannten ae. interlinearen Psalterglossen, die, soweit nicht selbst mercisch, wohl alle mehr oder weniger den Einflufs mercischer Urformen verraten, sind bis jetzt, abgesehen vom Cambridger Psalter, herausgegeben:

(A) *Vespasian* ed. Sweet, *O. E. T.*
(B) *Junius* ed. Brenner, *Anglist. Forsch.* 23.
(C) *Royal* ed. Roeder, Morsbachs *Studien* 18.
(E) *Trin. Coll. Camb.* (*Canterbury-Psalter*) ed. Harsley, *E. E. T. S.* 92.
(F) *Stowe* ed. Spelman, London 1640.
(I) *Lambeth* ed. Lindelöf, *Acta Soc. Scient. Fenniae* 1909.
(J) *Arundel* ed. Oess, *Anglist. Forsch.* 30.
(L) *Add. Ms.* 37517 (*Bosworth-Psalter*) ed. Lindelöf, *Mém. de la Soc. Néo-Philologique à Helsingfors* 1909.

Von der Veröffentlichung der noch nicht edierten Glossen, aus denen Proben bei Lindelöf, *Bonner Beitr.* 13, vorliegen, wird wohl noch mancherlei für die Kenntnis des Spätaltenglischen zu erwarten sein.

Heidelberg. Richard Jordan.

Konrad Schulze, Die Satiren Halls, ihre Abhängigkeit von den altrömischen Satirikern und ihre Realbeziehungen auf die Shakespeare-Zeit. (Palaestra CVI.) Berlin, Mayer & Müller, 1910.

The author bases his text of the *Virgidemiarum* on the original editions of 1597—8, whereas previous editors, e. g. Maitland (1824), Peter Hall (1839) and Grosart (1879), used the second revised editions of 1599—1602. Peter Hall did indeed adopt many readings from the first editions, but Schulze is the first to appreciate their value thoroughly. He shows that the revised editions of 1599 (The three last Bookes, Of byting Satyres) and 1602 (First three Bookes, Of Tooth-lesse Satyrs) were carelessly prepared and printed, and although the misprints, enumerated in the printer's note at the end of the edition of 1598, were corrected, yet many new mistakes crept in. Consequently, and we agree with him, he thinks the older text the more reliable.

Whereas Peter Hall largely modernizes the spelling, Schulze reprints it exactly. We cannot help thinking that even in a work of such a highly scientific nature as this, some slight concessions ought to be made to modern usage. The retention of the obsolete symbol "ſ" for "s", the use of "u" for "v" and vice versa merely serve to irritate the eye and frighten the ordinary reader. After all, the main duty of an editor is to introduce his author to as large a circle as possible, and Hall's satires are sufficiently obscure even when the spelling is thoroughly modernized.

However, these are only trifles, and for Schulze's work as a whole we have nothing but praise. He discusses Hall's familiarity with the older satirists, Juvenal, Persius, Horace, Lucian and others and systematically quotes parallel passages. These comparisons are occasionally very faint when regarded singly, but leave little room for doubt when collected. Nor was Hall influenced solely by Greek and Roman satirists. In the same careful way Schulze quotes Hall's allusions to Ariosto, Rabelais, Régnier, Skelton, Spenser, Greene, Harvey and Nash.

The main portion of the book, and the most interesting, deals with Hall's allusions to the social and political conditions of the age, and the admirable classification greatly facilitates reference to the large number of topics discussed. Foreign relations, religion, agriculture and commerce, morality, fashions and customs, science, superstition, etc. all find a place. Special attention is paid to the satirist's literary allusions — to Spenser, Marlowe, Elderton, Lodge and above all, Nash. The last section deals with contemporary notices of the satires.

A word as to the arrangement of the bibliography, which is alphabetical and covers some five pages. We should like to see some attempt at classification and prefer chronological order as a general principle. Nor is there any harm in giving the name of the library where books are consulted, together with the catalogue-number. Such information is often very welcome.

In other respects little fault can be found with this volume. It is easily the best book on the *Virgidemiarum* yet published. Schulze's arrangement of the subject-matter is admirable, his discussions clear and his conjectures always within the bounds of probability. Altogether he has made a worthy contribution to the study of English satire.

Berlin. Gilbert Waterhouse.

Heinrich Mutschmann, A phonology of the North-Eastern Scotch dialect on an historical basis. (Bonner Studien zur engl. Philologie, hg. von K. D. Bülbring, Heft I.) Bonn, Hanstein, 1909. X, 88 S. 8. (Vgl. *Archiv* CXXIV, S. 209 f.)

Der Gegenstand der vorliegenden Untersuchung ist der Dialekt von Ellis' Bezirk 39 (North Eastern Lowland), der Aberdeen-, Banff-, Elgin- und Nairnshire umfaſst und also eine ziemlich ausgedehnte Area bedeutet. Schon dieser Umstand erklärt uns die Tatsache, daſs der Dialekt nicht überall dieselben Merkmale aufweist und in mehreren Beziehungen nicht als ein einheitlicher betrachtet werden kann. Auſserdem ist selbstverständlich hier wie in allen anderen modernen englischen Dialekten mit mannigfachen, zu verschiedenen Zeiten eingetretenen Berührungen mit der Schriftsprache zu rechnen.

Sein Material hat der Verfasser aus verschiedenen Quellen geschöpft. Als Grundlage hat ihm das von Ellis und Wright gebotene Material gedient. Die Wortlisten in Wrights Dialektgrammatik wurden auſserdem unter der Leitung eines schottischen Gelehrten, der mit dem Dialekt in der Nähe von Portsoy (Banffshire) besonders vertraut war, durchgegangen; dank einem Aufenthalt von ein paar Monaten auf dem Dialektgebiet selsbt konnte der Verfasser sein Material noch weiter sichten, kontrollieren und vermehren. Wertvoll waren auch die reichhaltigen Auskünfte, die dem Verfasser von phonetisch geschulten Kennern des Dialekts zur Verfügung gestellt wurden.

In vielen Fällen ist es dem Verfasser nicht gelungen, im Dialektwörterbuch gegebene Wörter oder Ausdrücke auszuspüren; solche Wörter oder Ausdrücke hat er mit Recht fortgelassen, um dadurch die Zahl der eventuellen Fehlerquellen noch weiter herabzubringen. Überall ist das typisch Dialektische das Wesentliche gewesen; jedoch hat das Material nicht ausgereicht, um die Verbreitungsgebiete einzelner Erscheinungen innerhalb des Dialekts festzustellen, obgleich die geographische Verbreitung der Formen und Wörter überall gewissenhaft ins Auge gefaſst wird.

Wir haben es also hier nicht mit einer deskriptiven Darstellung des Dialekts zu tun; demgemäſs ist eine groſse Zahl von 'sophisticated forms of more polite speech', die uns über die Lautgeschichte des alten Dialekts nichts lernen, mit Recht fortgelassen.

Die Aufgabe des Verfassers war keine leichte; die alten schottischen Dialekte sind ja alle im Aussterben begriffen und werden mehr und mehr von 'polite Scotch' verdrängt.[1] Nur durch eine Zusammenflickung aller vereinzelten echtdialektischen Tatsachen war es dem Verfasser möglich, ein Material zu erzielen, das ihn in den Stand setzte, die innere Geschichte des Dialekts mit einiger Sicherheit zu erforschen.

Seiner historischen Darstellung hat der Verfasser das mittelschottische Lautsystem (um 1300) zugrunde gelegt; von einer vollständigen Untersuchung der mschott. Denkmäler muſste er aber begreiflicherweise absehen. Die wichtigsten Dienste haben ihm die Gedichte Alexander Scotts geleistet.

Das wertvollste und, wie ich glaube, das dauerndste Ergebnis des Büchleins liegt zweifellos in dem von Mutschmann gefundenen Lautgesetz, das er 'vocalisation' nennt. Die labialen und gutturalen Verschluſslaute

[1] Also unter dem Volke nicht von der englischen Schriftsprache; 'polite Scotch' definiert der Verfasser als 'the language of books and newspapers adapted to the Scottish idiom'. Als eine interessante Parallele könnte auf die Entstehungsweise der dänisch-norwegischen Sprache hingewiesen werden. Diese Sprache ist ja eigentlich nichts als Dänisch im Munde der Norweger.

sowie *h* (*f*?) und *m* werden nach Vokalen vor einem anderen Konsonanten oder als erster Teil der Geminata zu *u* oder *i*. Dadurch entstehen nun neue Diphthonge bzw. *ū* oder *ī*. Beispiele sind *daug* 'dog', *bābə* 'baby', *ausn* 'oxen', *laup* 'louse', die mschott. **doug*, *baube* (ae. **babba*), **ouxn*, **loup* (ae. *loppe*) zur Voraussetzung haben sollen.

Die näheren Umstände, unter welchen diese 'Vokalisierung' eintrat, sind noch nicht völlig ermittelt, und die Darstellung Mutschmanns wird wohl in manchen Einzelheiten noch zu korrigieren sein. So muſs ich die Gültigkeit des Lautgesetzes vor *m* ernsthaft bezweifeln: *sïmer* 'summer' läſst sich doch anders erklären (zunächst wohl aus mschott. **sǭmer*), und der Herleitung von *sūm* 'swim' aus **swumme* stehen noch andere lautliche Schwierigkeiten entgegen.

Die geographische Verbreitung dieses Lautwandels bleibt noch festzustellen. Beispiele scheinen sich weit auſserhalb des von Mutschmann behandelten Dialekts, sogar im Mittelland, nachweisen zu lassen. In die Schriftsprache ist das Wort *drown*, das hierhergehören soll (< an. *drukna*), schon in mittelenglischer Zeit gedrungen.[1] Der Lautwandel scheint nach Mutschmann vor der Mitte des 14. Jahrhunderts stattgefunden zu haben.

Gegen einige im Zusammenhang mit dem Lautgesetz gemachte Bemerkungen Mutschmanns habe ich zunächst folgendes einzuwenden:

Ganz verfehlt ist die Deutung Mutschmanns von *hēn* 'to spare', das er nach seinem Lautgesetz erklären will. Er sagt über dieses Wort (S. 7): "The phenomenon is, however, not confined to words containing a back vowel. The form *hēn* 'to spare', from Scand. *hegna*, shows that here the *g* turned into *i*, forming a Msc. diphthong *ei* with the preceding vowel; this *ei* appears as *ē* in the modern dialect." Mutschmann vergiſst aber, daſs *g* in nord. *hegna* schon von Haus aus eine Spirans war (vgl. Noreen, *Altisl. Gr.* § 37, b, 1). Die Entwicklung war also an. *hegna* > me. **heȝnen*, später **heinen*.[2] Für *dāpət* 'silly, stupid' möchte ich eine andere Etymologie vorschlagen; darüber wird anderswo in dieser Zeitschrift gehandelt. — Gegen Mutschmanns Etymologie von *krōk* (Kendal) 'to die (of animals)', das er (S. 11) aus ae. *cracian* 'crack, quake, resound' herleitet, spricht entschieden die Verbreitung des Wortes in den Dialekten (sogar in Somerset; s. *Dial. Dict.* s. v. *croak*); weshalb es nicht dasselbe Wort wie ne. *croak* 'to make a hoarse noise' sein kann, sehe ich nicht ein. Die Etymologie ist auſserdem lautlich unmöglich; es genüge, darauf hinzuweisen, daſs im Dialekt von Kendal **krāk* zu erwarten wäre, da hier me. *au* zu *ā* geworden ist, z. B. *drā* 'to draw', *hāthā* 'haw-thorn', *nā* 'to gnaw'.[3] Was die Bedeutungsfrage betrifft, möchte ich auf ne. (slang) *croak* sb. 'a dying speech, especially the confession of a murderer', *croaker* sb. 'a beggar, a dying person, a corpse, the flesh of an animal, which has died a natural death' (Farmer and Henley, *A Dictionary of Slang and Colloquial English*) und *croak* vb. 'to die (from the gurgling sound a person makes when the breath of life is departing)' (*Slang Dict.*, cf. *Oxf. Dict.*) hinweisen. — Über *maudlin* (S. 12), das Mutschmann mit Unrecht nach seinem Lautgesetz erklärt, hat Luick *Anglia Beibl.* XXI, S. 35 gehandelt.

---

[1] Ne. *drown* habe ich *Archiv* CI, S. 394 (vgl. *Scand. Loanwords* S. 176 u. ö.). anders zu erklären versucht. Mir scheint die Mutschmannsche Erklärung allerdings sehr ansprechend. Daſs es ein frühes altdän. **druȝna* (< *drunkna*) gegeben hat, dafür spricht aber mit Bestimmtheit das von mir angeführte altdän. *drougne*, *drovne*, *drone*.

[2] Beiläufig eine Kleinigkeit. Im Index werden sonst Dialektwörter mit der Normalschreibung des *Dialect Dictionary* verzeichnet. Demnach sollte es dort *hain*, nicht *hane* heiſsen.

[3] Vgl. Hirst, *A Grammar of the Dialect of Kendal* S. 34; *kathā* bei Hirst ist sicher Druckfehler für *hāthā*.

Im Abschnitt über die Aussprache (S. 13—17), worüber ich sonst nur Gutes sagen kann, bietet M. auch eine 'table of vowel sounds', die ein sehr irreleitendes Versehen enthält, indem dort *mid* statt *mixed* und *mixed* statt *mid* steht. In seinem Buche verwendet M. sonst sehr konsequent die Sweetsche Terminologie und Transkription. Er spricht also sonst regelrecht von z. B. *high-mixed* oder *mid-back*. In der eben erwähnten Tafel vermifst man den Laut *ǫ*, der nach S. 25 doch dem Dialekt geläufig ist.

Einige Einzelbemerkungen mögen hier Platz finden.

þïg 'to beg' (S. 19) mufs doch der Bedeutung wegen nordischen Ursprungs sein; vgl. meine *Scandinavian Loanwords* S. 223. — Interessant ist die Bedeutung von *wïn* 'to go, walk' (S. 19) aus ae. *winnan* 'toil, endure hardship, suffer'; man vergleiche ne. *travel* : frz. *travail, travailler*. — In *gït* 'get' (S. 19) soll *ï* einem ae. *e* entstammen; indessen ist auf schwed. *gitta* (< aschwed. *gita*), dän. *gide* (< adän. **gitæ*) hinzuweisen. — *ï* in *slïçt* 'dexterity' (S. 19) kann meines Erachtens ebensowenig wie in *hïçt* 'height' die lautgesetzliche Aussprache sein, sondern beruht auf dem Einflufs des Adjektivs (vgl. N. E. Sc. *hiç*), ebenso wie die neuenglische Aussprache von [*slait*], [*hait*] auf dem entsprechenden Adjektiv *sly* bzw. *high* beruht. Die lautgesetzliche Aussprache in dem von M. behandelten Dialekt wäre wohl doch **slɛçt*, **hɛçt* aus älterem **slehþ*, **hehþ(e)* mit früher Kürzung des Vokals vor *hþ* (*ht*). Mit *briçt* (*brɛçt*) 'bright' usw. stehen *slïçt*, *hïçt* nicht ganz auf einer Stufe, da in diesen Wörtern nicht ursprüngliche Kürze vorliegt.[1] Die von M. vorgeschlagene Entwicklung von *hïçt*, *slïçt* ('The vowel goes back to older *ē* which may have become *i* when shortened before *ht, hþ*') ist mir wenig wahrscheinlich. *ï* beruht meines Erachtens auf verhältnismäfsig früher Kürzung aus *ī*. Dieses *ī* scheint aufserdem einem südlicheren Dialekt zu entstammen, da in N. E. Sc. ae. *flē(a)h* als *flɛç* (S. 32) auftritt. — Dafs *ding* 'to strike' (S. 20) dem nordischen *dengja* entstammt, ist nicht so sicher; es könnte auch ein nord. Substrat mit *i* vorliegen (vgl. Björkman, *Scand. Loanwords* S. 207). — An die S. 21 gebotene Etymologie von *fatl* 'knife' ('O. E. **hwitel, -il* < wgmc. **hwitiloz*; cf. O. E. *hwettan*') glaube ich nicht. Das Wort versieht uns meines Erachtens mit einem Hinweis auf die Chronologie des Übergangs *hw-* (d. h. stimmloses *w*) > *f-* in unserem Dialekt (vgl. S. 70). Dieser Lautwandel ist erst dann eingetreten, nachdem ae. *þw-* zu *hw-* geworden war; also: *þw-* (vgl. ae. *þwitel*) > *hw-* > *f*.[2] Das Material bei Wright, *Dial. Gr.* § 243 spricht nicht gegen meine Auffassung. — Die Ausführungen über *bïl* 'bull' (S. 23, 54, 56) verstehe ich nicht ganz. Dafs das Wort im Altenglischen *ll* enthielt, ist unbewiesen.[3] Weshalb nicht von me. *bule* oder aber *bǭle* (Luick, *Unters.* S. 287) ausgehen? Übrigens sollte in Erwägung gezogen werden, ob *ŭ* nur vor *n* zu *ï* werden kann. — Zu *dïnt* (S. 24) wird mit Unrecht, wenigstens zu lakonisch, auf meine *Scand. Loanwords* S. 235 hingewiesen. — Weshalb *stǫk* 'good-natured fellow' aus nord. *stokkr* stammen soll (S. 25), ist mir nicht ohne weiteres klar. — Die Ausführungen über *badr* 'bother' (S. 25) sind sehr unklar, wenigstens nicht überzeugend. — Die Transkriptionen *dʒǫn, dʒǫk, dʒalə* usw. (S. 27) stimmen nicht mit der

[1] In der ne. Schriftsprache hätten wir in den Substantiven sicher die Aussprache [sleit], [heit] zu erwarten; [*slait*], [*hait*] beruhen auf den Adjektiven. Noch zu Ellis' Zeit existierte aufserdem noch die lautgesetzliche Aussprache [heit], reimend mit *eight, weight, freight*. Vgl. Jespersen, *Mod. Engl. Gr.* S. 67, der aber meines Wissens nirgends sagt, dafs die Schreibungen *sleight, height* sowie die ihnen zugrunde liegenden Aussprachen auf früher Kürzung vor zwei Konsonanten beruhen.

[2] Der Übergang *hw* > *f* hat nach Mutschmann S. 70 wahrscheinlich vor 1694 stattgefunden.

[3] Vgl. Jordan, *Die altenglischen Säugetiernamen* S. 171 f.

table of consonants' (S. 17), wo die Spirans mit *ȝ* bezeichnet wird. — Irreleitend ist mir die Tatsache gewesen, daſs bei M. zwei Paragraphen 72 vorkommen (S. 27 und 29). — *wap* 'fold up' leitet M. aus nord. *vappa* her (S. 28). Aber *vappa* bedeutet nach Fritzner 'gaa med vraltende Gang', und daher stammt ne. dial. *wap* 'to walk haughtily; to strut' (Bnff.); vgl. schwed. dial. *vapp* 'gå och stulta (såsom ett barn vid dess första försök att gå' (Rietz), ndd. dial. *wappen* 'schwanken, schaukeln' (Doornkaat Koolman). Über *wap* 'fold up' s. unten, wo ich eine äuſserst unsichere Vermutung gewagt habe. — *tak* 'take' (sb. 'lease of a farm') soll nach M. aus dem mschott. Imperativ stammen. Das Substantiv ist aber eher aus dem nord. *tak* Sbst. (s. Fritzner) herzuleiten. — An die S. 28 gebotene Erklärung von *saks* 'six' (nach M. < nordh. **sæx*) glaube ich nicht; vgl. Luick, *Anglia Beibl.* XXI, S. 40. — Ganz verfehlt ist M.s Etymologie von *ferli* 'wonder' (S. 31, 66), das er aus nord. *ferligr* herleitet. Dies bedeutet 'widerlich, häſslich'; auſserdem erscheint nord. *e* in N. E. Sc. als *ε*. Es liegt kein Grund vor, von der landläufigen Etymologie (ae. *fǣrlic* 'unexpected'; s. z. B. *Oxf. Dict.* s. v. *ferly*) abzuweichen. — *grīv* 'farm-overseer' (S. 38) kann doch nicht dem ae. *ȝerēfa* entstammen. Eher ist an mndd. *grēve* 'Graf, Vorsteher' zu denken; vgl. me. *greȝȝfe*, *greyue* 'herald, steward', das vielleicht durch skandinavische Vermittlung seinen Diphthong bezogen hat, aber ursprünglich sicher aus Niederdeutschland stammt. Die Bedeutung macht keine Schwierigkeiten: vgl. z. B. mndd. *dīk-grēve* 'Vorstand des Deichwesens', *licht-grēve* 'Aufseher über die Lichte, Verwalter der Einnahmen und Ausgaben'. — Hat *git* (S. 38) 'illegitimate child' mit kymr. *giten* 'a little she-goat' etwas zu tun? Vgl. ne. *kid* 'a child'. Die von M. gegebene Erklärung (aus nord. *gióta* 'gyde, udgyde') befriedigt mich jedenfalls nicht. — Die auffallende Form *fē* 'from' (S. 43); vgl. *E. D. D.* s. v. *fae*) gibt zu der Frage Anlaſs, ob nicht das erwähnte *wap* 'to fold up' aus *wrap* entstanden sein könnte. Oder ist als Zwischenstufe zwischen *wrap* und *wap* eine Aussprache mit labialisiertem *r* anzunehmen?[1] Man könnte sich ja etwa denken, daſs das Wort dem Dialekt ursprünglich nicht angehörte, und daſs das einmalige schriftsprachliche *rʷap* von den Eingeborenen als *wap* aufgefaſst wurde. Schon das *Promptorum Parv.* kennt zwar die Form (*wappyn*); aber obwohl wir erst im 16. Jahrhundert von einer Aussprache von ae. *wr-* mit mutmaſslichem labialem *r* hören, könnte der Übergang in gewissen Gegenden doch viel früher eingetreten sein. Da aber analoge Fälle fehlen, muſs ich die Frage als verzweifelt aufgeben. — *rīn* 'road in the moss' (S. 44) erkläre ich im Gegensatz zu Mutschmann und Bülbring doch aus dem Nordischen: wir müssen hier aber von der monophthongierten ostnordischen Form *rēn* ausgehen.[2] Mschott. *ē* ist hier zu *ī* geworden; vgl. Mutschmann S. 37 f. — Die Herleitung (S. 61) von *gūkə* 'gawky, silly' aus 'O. E. or Scand. **gakk-* (cf. Germ. *Geck*)' leuchtet mir nicht ein. — *sauf* 'inhale, drink' (S. 64) kann doch nicht aus nord. *sofa* 'sleep' hergeleitet werden, zumal die Annahme von 'Vokalisierung' vor *f* Bedenken erregen muſs.[3] — Die Erklärung des Ausrufes *ŋǫd!* (S. 73) aus *not god* kommt mir verdächtig vor. Ob aus *min god!* entstanden?

Was mir die Benutzung des Buches am meisten erschwert hat, ist der Umstand, daſs keine systematische Darstellung des mschott. oder ae. Ursprungs der verschiedenen Laute des Dialekts dem Leser geboten wird. M. geht von den mschott. Lauten aus, was an und für sich ja nur zu

[1] Über $wr > r^w > r$ handeln z. B. Horn, *Hist. ne. Gr.* S. 140; Mařik, *w-Schwund im Mittel- und Frühneuenglischen* S. 20.

[2] Über dies Wort habe ich in meinem Aufsatz *Zur dialektischen Provenienz der nordischen Lehnwörter im Englischen* S. 18 und Anm. 4, *Scand. Loanwords* S. 63, gehandelt.

[3] In altn. *sofa* war die Spirans überdies stimmhaft.

billigen ist. Man möchte aber auch etwas von der Kehrseite der Frage wissen. Wer das Buch für sprachgeschichtliche oder etymologische Zwecke benutzen will, der wünscht doch öfter darüber unterrichtet zu werden, was ein gegebener Laut in dem Dialekt für Quellen im Mschott. oder Ae. hat oder haben kann. M. hätte deshalb seiner Darstellung eine Tabelle der verschiedenen Laute des von ihm behandelten Dialekts mit ihren mschott. oder ae. Entsprechungen beigeben sollen.

Die Mutschmannsche Arbeit ist ein wertvoller Beitrag zur englischen Dialektforschung, die trotz allem leider noch allzusehr in den Anfängen steht. Als die erste bis jetzt erschienene streng historische Lautlehre eines lebenden schottischen Dialekts ist sie uns doppelt willkommen.

Göteborg. Erik Björkman.

Neuere Erscheinungen der 'Tauchnitz edition'.

England interessiert sich für Amerika. Das gilt auch für die Romanschreiberinnen. Wie sich zwei der modernsten Engländerinnen zum amerikanischen Kulturproblem stellen, erweisen die beiden Nachbarbände in der Tauchnitz-Sammlung Nr. 4125 und 4124, Mrs. Humphrey Ward's *Daphne; or 'Mariage à la mode'* und Elynor Glyn's *Elisabeth visits America*. Es sind recht verschieden geartete Nachbarn, die Autorinnen, und daher auch ihre Bücher; das läſst sich von vornherein vermuten. Überraschend wirkt vielmehr die teilweise Ähnlichkeit. Sie tritt nur in zwei Punkten heraus. Für den einen sind die Autorinnen nicht verantwortlich: die Bücher sind subjektiv. Das soll ja jedes gute Buch sein. Hier aber hat die Subjektivität ihre besondere Note, die Bücher sind subjektiv in weiblichem Sinne. Amerikanische Kultur soll beleuchtet werden; das geschieht, aber nur vom englischen Standpunkt aus, eigentlich vom Standpunkt der Engländerin. Der fremde Stoff wird mit der heimischen Elle gemessen. Daſs dabei die Einsicht des Lesers in amerikanische Verhältnisse zu kurz kommt, ist ein Nachteil; doch nur für den naiven Leser, der Wahrheit aus Dichtung studieren will. Der klügere Leser begehrt ja von der Dichtung nichts als Dichtung. Leider kommt aber auch dieser Leser hier nicht auf seine Kosten. Beide Bücher sind schwach, und das ist ihre andere, leidige Gemeinsamkeit.

H. Wards *Daphne* ist ein Thesen-, noch mehr ein Tendenzroman. Das ist gefährlich für den Künstler, muſs aber das Kunstwerk nicht schädigen. Es schafft sich eben schwerer in der Kunst, wenn die Idee Form gewinnen soll, als umgekehrt. Dort verläuft der Schöpfungsprozeſs allzu bewuſst, das geistige Element drängt sich indiskret vor, und es kommt schlieſslich zum bekannten Wahrspruch von der Absicht, die verstimmt. Was souveräne Hauptsache sein soll, die Dichtung, das wird unversehens Mittel zum Zweck, Illustration zum Thema. Thema in diesem Roman ist die Ehescheidung. Das junge Amerika ist für leichte Scheidung, das alte England schützt die Festigkeit der Ehe durch Schwierigkeiten einer Lösung. Der Unterschied der Völker und ihrer Kulturen drückt sich auch hierin nicht nur deutlich, sondern auch organisch aus. Mrs. Ward ist aber mit Amerika hierin nicht zufrieden. Sie schreibt einen Roman, in dem ein englischer Aristokrat eine amerikanische Erbin heiratet. Die Ehe geht, ohne daſs er oder sie gerichtsmäſsig schuldig geworden sind, in die Brüche, und darüber gehen beide, er und sie, zugrunde. Eine kokette und ehesatte Frau, seine Jugendfreundin, die einst mit ihm kurze Zeit sogar verlobt gewesen, bis sie ihn aufgegeben, weil er durch den finanziellen Ruin seines Vaters eine schlechte Partie geworden — Mrs. Chloe Fairmile sucht sich ihn in einem verwegenen Flirt einzufangen, und er ist unbesonnen genug, sich mit ihr passiv-tändelnd wieder einzulassen. Das ist alles, was Roger sich hat zuschulden kommen lassen. Es wird Daphne

hinterbracht und genügt ihr, mit dem Kinde nach Amerika zu entfliehen und dort für Amerika die Scheidung zu erlangen. Das Kind stirbt. Er ergibt sich dem Trunk, sie wird erdrückt von der Leere ihres Daseins. Nur eine Freundin hat sie, auch eine freie Amerikanerin. Die hat seinerzeit ihre Ehe — sagen wir: aufgegeben, denn ihr Mann war als Jude von der feinen Gesellschaft Neuyorks nicht rezipiert worden; dann ist sie unglücklich geworden, weil sich der Mann deshalb umgebracht hat. Diese Freundin ist jetzt sterbenskrank und katholisch geworden und rät zur Versöhnung. So reist denn Daphne nach England, findet ihren gebrochenen Mann, der dem sicheren Tode entgegengeht; doch die Versöhnung findet sie nicht. Das ist die Geschichte, und sie soll für die englisch-unlösliche Ehe gegen die amerikanisch-lösliche zeugen. Ich verstehe diese Geschichte bloſs als Dokument für die Torheit mancher Menschen, seien das nun Engländer oder Amerikaner.

Im Problem scheint mir der Roman gänzlich verfehlt. Ist er auch künstlerisch miſslungen? Gewiſs nicht in Einzelheiten. Figuren und Szenen sind oft von meisterhafter Plastik. Freilich bleiben, wenn man vom 'Heldenpaar' absieht, figural bloſs Typen übrig: die raunzende Schwiegermutter und die frivole Flirt als Familientypen, der deutsche Fachprofessor und der jüdische Kunstschacherer als Standestypen, der brave General a. D. und der brave Reverend, kreuzbrave Stockengländer als Nationaltypen, die intrigierende deutsche Nurse als technischer Romantypus. Das sind die altbekannten Puppen aus der literarischen Spielwarenhandlung, verstaubte Ladenhocker, aber bequem: man weiſs gleich, was man in der Hand hält.

Nur das Heldenpaar ist individualisiert. Er — verarmter Aristokrat, der auf Drängen der Mutter in Amerika reich heiraten will und soweit Typus — gewinnt versöhnliche Züge: er ist unbedeutend, aber gutmütig, schwach, aber anständig. So wirbt er, weil die Mutter will und die Braut paſst, zwar ohne Liebe, aber voller Neigung und in ehrlicher Absicht auf eine gute Ehe. In der Ehe hält er sich brav, unterliegt aber unklug und schwächlich dem energischen Flirt seiner einstigen Braut, wird verdächtig, ohne schuldig geworden zu sein. Nach der Trennung verfällt er als Schwächling dem Trunk, geht physisch zugrunde, ohne psychisch zu verderben. Von Mittelmaſs an geistiger und moralischer Kraft, zermürbt ihn sein Schicksal: individuell bricht er zusammen; was aber generell in ihm lebt, die aristokratische Tradition als Instinkt zum Gentleman, das bewahrt ihn vor völligem Verfall. Diese komplizierte Figur ist gut geschaut, aber technisch genommen, im Ensemble dieses Romans, ist der 'Held' künstlerisch nicht bedeutend genug herausgearbeitet. So bleibt er uninteressant, das übelste, was man einem 'Helden' nachsagen kann. Er verliert neben der 'Heldin'. Die weibliche Figur ist merkwürdigerweise der Autorin noch weniger gelungen als die männliche. Zwar ist auch sie famos angelegt. Das freie, starke amerikanische Mädchen voll bester Absichten wird mit der Verlobung ein Opfer ihrer Sinne: sie überschätzt den schönen Mann, der sie berauscht. In der Ehe und in England ist die Amerikanerin verständnislos für ihre Umgebung — vom engsten Familienkreis bis zur losesten Gesellschaftsbeziehung, und sie bleibt die taktlose Fremde. Später verschrumpft sie zum unbedeutenden Weibchen mit lächerlicher Eifersucht, die ihr das Lebensglück kostet. Zuletzt erscheint sie durch ihr Unglück geläutert und erträgt mit Würde ihr Schicksal. Die Figur ist interessant in ihren Widersprüchen. An sich sind diese nicht unmöglich, aber hier werden sie nicht glaubhaft gemacht. Die Autorin illustriert sie bloſs durch Fakten, sie arbeitet sozusagen rein fabulistisch. Das würde für ein einfaches psychologisches Problem genügen. Hier ist aber das Problem sehr verwickelt, hier müſste auch der innere Prozeſs klar zutage treten, um die Figur zu verlebendigen.

Im ganzen hat man die leidige Empfindung, dafs sich die Autorin künstlerisch nur mit dem Heldenpaar befafst hat, mit allem anderen nur Handwerksware liefert, dafs sie aber auch mit dem Heldenpaar mehr gewollt als geleistet hat.

Hat Mrs. Ward viel erstrebt und wenig erreicht, so könnte man das Gegenteil von Mrs. Glyn behaupten in bezug auf *Elisabeth visits America*. Hier hat sich's die Dichterin leicht gemacht, entschädigt aber als Kulturhistorikerin. Tote zum Leben zu erwecken ist uns Sterblichen versagt. Selbst Shakespeare hat seinem Falstaff redivivus nur zu einem Scheinleben verhelfen können. Wenn wir an Falstaff denken, so umdrängen unsere Phantasie lebensbunte Bilder, tiefsinnig aus Scherz und Ernst gewoben: zwischen die sündige Vergangenheit des versinkenden Königs und die reine Zukunft des aufsteigenden Prinzen schiebt sich mit Falstaff die Gegenwart: kernfaul, aber lustig, richtet sie sich in Erkenntnis ihres Unwerts, versöhnt durch selbstvernichtenden Witz. Diese herrliche Figur hat denn kein Geringerer ruiniert als ihr eigener Schöpfer. Er hat sie zu einer banalen Theaterpuppe verunstaltet für die bestellte Komödie der 'Merry Wives of Windsor'. Falstaff II ist die einzige Sünde, die Shakespeare auf seinem literarischen Gewissen hat. Allerdings, der Dichter kann auf mildernde Umstände plädieren: die Königin hat befohlen. Wer aber hat Mrs. Glyn befohlen? Der Backfisch Elisabeth war ein scharmantes Geschöpf — damals, als sie in England und Frankreich ihre ersten 'Visiten' gemacht hatte. Nun ist sie standesgemäfs verheiratet, eine brave Frau und Mutter zweier gesunder Kinder. Das ist ebenso löblich für sie wie langweilig für den Leser ihrer jüngsten Briefe. Und die Geschichte sollte lustig sein, denn das Ganze ist eine Eskapade der kleinen Frau, die ihrem Manne durchgeht. Natürlich nur zeitweise und in allen Ehren: mit Onkel und Tante nach Frankreich, mit Cousin und Cousine nach Amerika. Zu Hause hat es nämlich eine kleine Verstimmung abgesetzt, so dafs der Mann nach Indien auf die Jagd gefahren ist — sichtlich um der kleinen Frau ihren Trotzkopf zurechtzurücken. Die resolute Elisabeth geht aber auch auf Reisen. Dabei fügt es der Zufall, dafs ein an Brav- und Keuschheit hypermoderner Amerikaner sowie ein hypertraditioneller Marquis sie umschwärmen. Der Amerikaner — eine neue Bekanntschaft — hält sie für ein junges Mädchen und hat ernste Absichten; der Marquis — ein alter Bekannter aus der Mädchenzeit — hat ebenso ernste, nur anders geartete Hoffnungen. Sie windet sich mit Leichtigkeit durch das ungefährliche Labyrinth, sie ist ja eine anständige Frau. Weil ihr das äufserlich und innerlich so leicht wird, ist's langweilig, wie auch der Schlufs der Reise langweilt, wo sich die schnell versöhnten Gatten wiederfinden. Die Handlung des Romans ist also sehr matt ausgefallen.

Um so besser wirkt das Buch nach der kulturhistorischen Seite hin. Nicht weil uns Amerika objektiv und erschöpfend geschildert würde. Das besorgen ja Reisehandbücher und Kulturgeschichten in probater Art. Hier wird Amerika subjektiv geschildert im besten Sinne. Was eine junge und vornehme, gescheite und witzige, aber auch gutherzige Dame sehen und erfassen kann, trotz all ihrer westeuropäisch-aristokratischen und englisch-insularen Vorurteile, all das wird uns in amüsanter Anschaulichkeit vor die Augen gerückt. Und so sehen wir zwar sehr vieles und wichtiges von der amerikanischen Neukultur nicht, ja das meiste und wichtigste geht uns verloren, aber wir bekommen feine Silhouetten vom gesellschaftlichen Amerika, vom Amerika des Ostens, wo man Paris und London zu imitieren versucht, und vom Amerika des bodenständigen Westens, der sich organisch auslebt. Dabei werden die Äufserlichkeiten des Lebens hier und dort so geschickt symbolisch gefafst und dargestellt, dafs im einseitigen Reflex sich das ganze Leben der vielfach geschichteten Nation erkennbar mitspiegelt. Der unwillkürliche Vergleich mit Europa

macht uns Amerika nicht bloſs deutlicher, sondern verleiht der 'Studie' ihren amüsanten Einschlag, ohne dadurch den tiefer lagernden Ernst zu schmälern. Von Elisabeth im persönlichen Sinne spürt man freilich nichts mehr, die Individualität ist ins Typische verblaſst — ein Schaden für die Kunst, aber ein Vorzug für die 'Wissenschaft', für unsere Erkenntnis Amerikas, soweit solche das Buch vermittelt. Statt Elisabeth spricht die scharfblickende und liebenswürdige Autorin in der Reife ihres Lebens.

Standen in den beiden Frauenromanen moderne Kulturbilder im Vordergrunde des Interesses, wobei die Dichtung zu kurz gekommen, so sind es historische Kulturbilder, die Hewlitt und Hichens in ihren jüngsten Romanen entrollen. Auch hier wird die Poesie von der Milieuschilderung stark überwuchert. Man fühlt sich an die Meiningerei auf der Bühne erinnert: prächtige Bilder, interessant und wahrhaftig, aber übermächtige Bilder; das Drama wird gedrückt. — Hewlitt hat in seiner *Spanish Jade* (vol. 4060) überdies noch den Zug ins 'Melodramatische'. Er befriedigt sich seine Vorliebe für das Auſsergewöhnliche in Stoffwahl und Art der Darstellung. Den Stoff holt er sich diesmal aus Spanien. Das ist ein altes Land und konservativ, darum hat auch das heutige Spanien für einen modernen Engländer die historische Patina. Hewlitt nützt dies. Er läſst einen jungen Engländer in Spanien reisen, und dem passiert Abenteuer auf Abenteuer. Freilich, dieser Engländer ist und reist recht unmodern: ein bummelnder Kauz, trabt er fern von Touristenwegen auf seinem Klepper durchs Land. Da wird er zum Beschützer einer rassigen Vagantin. Vor Pöbelbedrängnis flüchtet er die junge und schöne Manuela hinaus in die Waldwildnis von La Huerca. Hier trifft auf das Paar Don Luis, Sohn eines Hidalgo, verbummelter Student und Liebhaber der Manuela, dem sie jüngst entflohen. Dafür will er sie ermorden. Aber sie tötet ihn. Als Manvers vom Bad ahnungslos zurückkommt, ist Manuela verschwunden. Neben der Leiche hat sie ihm eine Denkmünze zurückgelassen. Zusammen mit einem Mönch begräbt er den Toten und reitet dann nach dem nahen Valladolid. Dies sein erstes Abenteuer — zu abenteuerlich für den dürren Auszug, aber packend im suggestiven Stil Hewlittscher Darstellung. Freilich muſs man auf Ritterromanzenton gestimmt sein; wird doch das schönste Märchen läppisch, wenn man es sich als Rationalist anhört. — In Valladolid — das verschlafene Provinznest Altspaniens wird so sinnfällig geschildert, daſs man gleichzeitig staunt und gähnt — in Valladolid bringt sich Manvers, wieder ahnungslos, beim Vater des Ermordeten, beim verarmten Don Luis Ramonez, dem Granden Spaniens, in den Verdacht, er sei der Mörder. Der Alte verfolgt ihn über Segovia, wo Manvers in Gil Perez einen treuen Diener findet, nach Madrid. Hier spielt das zweite Abenteuer. Erst Straſsenbilder. Manvers sieht von ferne Manuela, die Straſse ist ihr Revier geworden. In der Straſse verwundet Tormillo, der Diener von Don Luis, auf dessen Befehl, Manvers meuchlings. Später, am Krankenlager, hört der Genesende vom treuen Diener, daſs sich Manuela freiwillig dem Gericht ausgeliefert habe, um ihn vor weiteren Racheanschlägen des Alten durch ihr Geständnis zu retten. Wir sehen, Manuela liebt ihn, er aber fühlt nur Dankbarkeit und Respekt für die herzensreine Dirne. Doch der treue Perez erglüht in Liebe.

Drittes Abenteuer: Manuela wird mitleidlos für Mord statt Notwehr verurteilt, trotz aller Bemühungen von Manvers. Den erklärt Don Luis für vogelfrei, weil sich der junge Engländer mit dem greisen Spanier nicht schlagen will.

Viertes Abenteuer: Manuela ist im Klostergefängnis. Ein Brautwerber könnte sie daraus gesetzlich erlösen. Gil Perez will das, findet aber nicht den Mut zum Geständnis seiner Liebe, da ja Manuela seinen Herrn liebt. Ein zweites, aber erfolgloses Attentat läſst der alte Grande auf den 'vogelfreien' Manvers verüben. Manuela hört davon, ihr Opfer war also vergeblich.

Nun kommt es zur abenteuerlichen Lösung: Manuela erstickt die Liebe zu Manvers, läfst sich von Perez 'erlösen', gibt sich der Rache des Alten preis. Don Luis verzeiht, Manuela heiratet, Manvers kehrt nach dem sicheren England zurück.

Eine Suite fremdartiger Bilder hat sich vor unseren Augen entrollt, fesselnd in ihrer exotischen Szenerie, bestrickend in ihrer primitiven Psychologie. Spanischer Hafs, spanische Liebe: allgegenwärtig, ohne Bedacht auf Geschehenes oder Kommendes, elementar. Verstandesmäfsige Wertung solcher Vorfälle ist ausgeschlossen, Mitgefühl stellt sich nicht ein, aber die aufgeregte Phantasie schlägt den Leser in den Bann der Romanze. Das ist Hewlitt gelungen, mehr wollte er ja wohl gar nicht. Nicht erkennen oder erfühlen soll man seine Dichtung, sondern innerlich erschauen. Als Stilist, nicht als Psycholog wollte er wirken, hat er gewirkt.

Ganz anders Hichens. *Barbary Sheep* (vol. 4121) nennt er seinen Roman — ein kurioser Titel, der aufreizt. Wie der Titel, so das Werk. Freilich, zu Beginn ist alles gewöhnlich: ein ziemlich junges, voll-aristokratisches Ehepaar, englisch-mondän; er scheinbar nichts als sportsman, sie aus unerfahrener Neugier obenhin frivol. Londoner Langweile treibt sie auf Reisen. Paris versagt, Algier ist schon zu französisch. Nun aber geht es in die Wüste, nach El-Akbara, zum 'Tor der Sahara'. Hier erwacht sein Interesse: Barbary sheep gibt es in den umlagernden Felsbergen. Auch ihr Interesse wird geweckt: von einem Spahi, der auf Urlaub nach der heimatlichen Wüste reist. Schön und verführerisch ist ihr dieser etwas französisch übertünchte Araber; ihm soll sie sein flüchtiges Abenteuer werden. Das Geplänkel beginnt. Um so mehr verstrickt sie sich in den fremdartigen Reiz der Affaire, als der Spahi erst in geschickter Diskretion um die anständige Frau herumlaviert, während der ahnungslose, weil instinktstolze Gatte nur für seine Barbary sheep Augen hat. Doch sie werden ihm durch Zufall für seine Frau geschärft. Unerwartet kehrt er heim von der Jagd, überrascht die beiden in einer vieldeutigen Situation, die der Spahi schlau zu kaschieren weifs. Es war ja noch nichts geschehen, aber der Schein hätte deutlich gegen die Frau gezeugt. Hat der Gatte wirklich nichts gemerkt, oder läfst er sich nichts anmerken? Bange Zweifel beschleichen die Frau, doch ruhig bleibt der Mann. Sie beruhigt sich endlich, er will ja wieder, zum letztenmal, hinaus nach den Barbary sheep. Und wiederum folgt die neugierige Frau den Lockrufen des Spahi. Der glaubt sich vor seinem Ziel. Aber jetzt wandelt sich in dem Barbaren der Liebhaber zum Banditen. In törichter Eitelkeit trägt sie zum letzten Rendezvous ihren kostbaren Schmuck. Der Gatte nun hat alles bemerkt, stellt den beiden eine Falle, belauert sie hinter dem Felsen am Wüstentor, das Gewehr in der Hand — die Ehenot härtet ihn zum Eherächer. Doch jetzt erkennt er die Unschuld ihres spielerischen Leichtsinns, erkennt auch die Wandlung des Spahi. Schon will er den bedrohlichen Räuber niederknallen, da bricht der Araber zusammen unter dem Dolchstofs eines wahnsinnigen Marabout. Geheilt vom Wüstenfieber ziehen Sir Claude und Lady Kitty heim nach dem gesunden London.

Dies die Fabel. Sie ist im Kern ebenso gewöhnlich wie es die Figuren sind, und mit beiden ist es das Problem des Romans. Er wäre mit 'Kolportageware' zu stigmatisieren, wenn ihn nicht sein Milieu rettete. Das allerdings ist aufsergewöhnlich, damit wuchert auch der Autor. Und er wuchert gehörig mit diesem seinen einzigen Pfunde. Der Wüstensaum wird lebendig in seiner zwiespältigen Grenznatur, in seinem faszinierenden Gemenge von menschlicher Kultur und Barbarei. Hichens wird zum Dichter, wie er diese Welt aus ihrem Boden herauswachsen läfst. Das konnte ihm nur gelingen, weil er im feinsten Realismus zeichnet, so dafs er für seine Bilder die belebende Stimmung gewinnt. Darum konnte er es auch mit den gewöhnlichsten Vorfällen, Figuren und Motiven wagen.

Sie erhalten ihre Illusionskraft vom Milieu. Hichens macht es wie der schlaue Koch, der ordinäres Fleisch mit seiner aromatischen Sauce zur Delikatesse wandelt. Ein schlechtes Stück gut inszeniert — müſste man den Roman nennen, wäre er ein Drama.

Als ein schlechtes Stück schlecht inszeniert wäre A. Conan Doyles *Mystery of Cloomber* (vol. 4138) anzusprechen. Darin überschlägt sich der Exotismus: Europa gerät hier mit Indien in Konflikt, und das mystische Indien siegt über das rationalistische Europa. Doch dieser Kampf läſst den europäischen Leser völlig kalt, denn wir verstehen diese Inder nicht. Nicht etwa, weil da Wunder geschehen. Derlei ist uns nichts Neues, es gibt ja auch ein mystisches Europa. Da ergründen wir zwar auch nicht, wodurch das Wunder wirkt, aber wir erfassen, warum und wozu es wirkt. Nicht intellektuell-technisch, sondern moralisch-funktionell verstehen wir unsere Wunder. Sie greifen uns ans Herz als im Zweck begründete Notwendigkeiten. Immer vorausgesetzt, daſs die Glaubensstärke des Autors durch seine Kunst auch in uns für die Lektüre lebendig wird. Für diese indischen Wunder aber erwärmen wir uns ebensowenig wie im Varieté für den modernen 'Zauberer' und seine verblüffenden Tricks. So haben wir hier auch für Doyle nur die eine Frage übrig: Wie verblüfft er uns? oder, richtiger: Wie sucht er zu verblüffen? Denn für mich wenigstens ist es bloſs beim Versuch geblieben, weil mich die Lektüre keinen Augenblick in Illusion versetzt hat. Darum muſste ich Doyles literarische Tricks beobachten — mit dem unbehaglichen Eindruck, daſs aller Aufwand von geschicktesten Mitteln den angestrebten Zweck nicht erreicht hat.

Das 'Mystery of Cloomber' ist eine schrittweise Enthüllungsgeschichte mit der Aufklärung am Schluſs. Das ist ein uraltes Schema. Neu ist das Raffinement der Anlage. Mit einer ganz anderen Geschichte setzt der Roman ein, gewöhnlich im Inhalt, klar in der Form bis zur Dürre eines Polizeiberichts. Die Skepsis des Lesers soll eingeschläfert werden. Dann kommt es zur eigentlichen Geschichte. In homöopatischen Dosen werden erst ihre Absonderlichkeiten verabreicht. Der Form nach gibt sich dieser Teil als Ich-Erzählung, als Bericht einer Nebenfigur des Hauptdramas. Sein Held ist uns bereits recht verdächtig geworden mit seiner nervösen Menschenscheu. Aber weil wir sonst nichts von ihm hören oder sehen, erweckt er kaum unsere Neugier, geschweige denn, daſs er sich unsere Sympathie gewänne. Nun nähern wir uns fabulistisch der Krisis. Die Ich-Erzählung bricht ab. Der Autor arbeitet von jetzt ab mit 'Dokumenten'. Ein entlassener Kutscher deponiert in breitestem Schottisch naiv-volkstümlich über seinen gewesenen Herrn; ein Arzt berichtet fachgelehrt von den Eindrücken, die ihm der Sonderling gemacht. Dazu noch ein intimer Brief seines Sohnes an dessen Freund, der auf eine baldige Krisis hindeutet. Wir glauben es nun bestimmt mit einem Geisteskranken zu tun zu haben, wären aber gern bereit, den Fall an einen Irrenarzt abzutreten. Was sollen wir Laien auch damit anfangen? Da bricht die Geschichte völlig ab. Buddhistische Priester retten sich unerklärbar aus einem Schiffbruch an unsere schottische Küste und sprechen viel über ihre Zaubermacht. Dem alten General a. D., der als junger Offizier in Indien gefochten, unserem Helden, wird das hinterbracht. Er fühlt sein Ende gekommen. Und richtig, er wird von den Indern entrückt. Sein aufgefundenes Tagebuch bringt schlieſslich die Erklärung: er hat damals in Indien einen 'Heiligen' gegen Kriegsrecht getötet.

Ein merkwürdiger Gegensatz befremdet an diesem Werke des sonst so bravourösen Autors: seine fabelhafte Geschicklichkeit im technischen Aufbau und seine unbegreiflichen Miſsgriffe in der psychologischen Verarbeitung. Mit todsicheren Effekten hantiert er dort. Sie verpuffen aber durchaus, denn hier greift er immer ins Leere. Er macht seinen Helden weder interessant noch sympathisch und gewinnt so keinerlei Teilnahme

für ihn. Die indische Wunderei vor und in der Katastrophe fällt völlig ab, denn sie soll durch 'Erklärung' unserem Verstande nahegebracht werden. Ebenso wirkungslos bleibt die Katastrophe selbst, denn sie gibt sich als moralische Vergeltung für eine Jugend'sünde' des Helden, deren Wucht wir nicht erfassen können. Der Roman ist geradezu ein Schulbeispiel für die Ohnmacht der 'Mache'.

Ganz ohne Mache und voll von Wirkung ist die die reizende — nun fehlt aber das Wort. Ein Roman ist es nicht, was Jerome K. Jerome unter dem Titel *They and I* (vol. 4147) uns geboten. Und es ist keine Geschichte. Auch keine Autobiographie, aber doch ein Ausschnitt aus seinem Leben. Jedenfalls Dichtung und Wahrheit aus seinem Leben. Dabei hält sich der Autor bescheiden im Hintergrunde. 'They' — Frau und Kinder, besonders aber die Kinder rückt er in helles Licht: Robina, die eben zum Fräulein erwächst, Dick, der 'boy', der schon Mann sein möchte, und der kindliche Backfisch Veronika. Von Handlung kaum eine Spur: der Dichter kauft ein Landhaus, das die 'Städtischen' unter drolligen Schwierigkeiten beziehen. Nur Vorfälle gibt es, scheinbar zusammenhanglos, wie sie der Alltag im gewöhnlichen Leben der middle-class bringt. Und doch ist das Ganze ein Ganzes. Aber nicht im fabulistischen Elemente liegt die Einheit. Tiefer mufs man hier nach ihr schürfen: die geistige Entwicklung der Kinder zu vollwertigen Menschen hin, das ist das Problem. Man fühlt es mehr, als man es sieht, so diskret behandelt es der Dichter in humoristischer Verschleierung. Dafs sich Jeromes Humor hier stellenweise ins Sentimentale zerweitet, mitunter auch philosophisch vertieft, liegt am persönlichen Thema, das sich sprunghaft, weil stimmungsmäfsig, nuanciert. Form im gewöhnlichen Sinne hat diese fragmentarische Familienbiographie nicht, Formen in Fülle. Alle Figuren kommen zu Wort, die Jungen und die Alten: mündlich in dramatisch verlebendigten Szenen, schriftlich in Briefen und sonstigen Aufzeichnungen. Auch Nachbarschaft und Dienerschaft spielen mit herein. So ist dieses Buch reich an Ausdrucksmitteln, fast so reich wie an tiefquellender Innerlichkeit. Es ist nicht zu kritisieren, nur zu geniefsen. Um seine Eigenart völlig zu erfassen, seine Eigenart als Jeromes Schöpfung, als ein Stück englischer Kultur, als ein Dokument germanischen Wesens, müfste man ein anderes, eben erschienenes Buch lesen. Gleich köstlich im künstlerischen und kulturellen Sinne und thematisch mit der Schilderung heranwachsender Jugend ein direktes Seitenstück sind Gyps 'Petits joyeux' im schärfsten Gegensatz so ganz pariserisch, französisch, romanisch.

Innsbruck. R. Fischer.

Sammlung vulgärlateinischer Texte, hg. von W. Heraeus und H. Morf. Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung, 1910:

3. Proben aus der sogenannten Mulomedicina Chironis (Buch II und III), hg. von Max Niedermann.
4. Kleine Texte zum Alexanderroman. Commonitorium Palladii; Briefwechsel zwischen Alexander und Dindimus, Brief Alexanders über die Wunder Indiens. Nach der Bamberger Handschrift hg. von Friedrich Pfister. Mit einem Faksimile.

Es kann doch wohl keinem Zweifel mehr unterliegen, dafs die sogenannte *Mulomedicina Chironis* des clm. 243 eine aufserordentlich wichtige Quelle für unsere Kenntnis des Vulgärlateins ist. Wenn man also die Berechtigung des Unternehmens von W. Heraeus und H. Morf zugibt — und ich glaube trotz mancher Bedenken die *Sammlung vulgärlateinischer Texte* mit Freude begrüfsen zu dürfen —, mufs man auch

die Aufnahme von Stücken aus dieser interessanten Schrift gutheifsen. M. Niedermann hat sich der Aufgabe, eine Auswahl zu treffen und in entsprechender Weise zu edieren, mit Sorgfalt unterzogen. Eine knappe Einleitung orientiert hinreichend über die Mulomedicina und ihre Stellung in der alten Literatur zur Tierheilkunde, über Abfassungszeit und Überlieferung, ihre Bedeutung für die Erforschung des Vulgärlateins und die bei der Edition befolgten Prinzipien, die nicht unwesentlich von denen Oders abweichen. Als Proben sind Buch II und III aufgenommen und durch kritische Beiträge einer ganzen Reihe von Forschern erheblich verbessert worden. Aufserdem sind am Schlufs einige kleine Abschnitte aus Vegetius zur Vergleichung beigegeben.

Bei der Natur des Textes ist es selbstverständlich, dafs der Apparat einen gröfseren Raum einnimmt, als sonst in diesen Ausgaben der Fall ist. Auch ist es nur zu billigen, dafs gelegentlich Erläuterungen gegeben werden. Natürlich kann man da über die Auswahl und Ausdehnung dieser Erklärungen streiten. Beispielsweise erscheinen mir *labacione* = *lauatione, cedito* = *cædito, spilosis* = ψίλωσις, *adhypem* = *adipem, quohire* = *cohire* weniger erklärungsbedürftig als andere Stellen, die gröfsere Schwierigkeiten bereiten.

Nicht in demselben Mafse ist das vierte Heft, *Kleine Texte zum Alexanderroman*, für die Kenntnis des späteren Volkslateins nutzbringend, doch rechtfertigen die eigentümliche Sprache, die für die Bamberger Hs. E III 14 charakteristisch ist und den Übergang zum Italienischen zeigt, sowie gelegentliche sprachliche Bemerkungen auch die Aufnahme dieser Stücke. Die vier ersten, die in der Hs. sich an Leos *historia de preliis* anschliefsen, sind bisher nur von B. Kübler in den *Rom. Forsch.* VI, 1890, S. 203 ff. publiziert, und man mufs es Pfister danken, dafs er sie leichter zugänglich gemacht hat. Als fünfte Nummer ist der Brief Alexanders an Aristoteles nach der Bamberger Fassung der *historia de preliis* beigegeben, die bedeutend von den beiden anderen Fassungen der bekannten *epistula Alexandri ad Aristotelem* abweicht und bisher nur in Landgrafs Ausgabe des Leo stand. Während sonst der Apparat ganz knapp gehalten ist, hat der Herausgeber diesem letzten Stück wegen der starken Abweichungen die Parallelstellen aus Ps. Kallisthenes usw. beigefügt. Die Bamberger Hs. ist von neuem verglichen, und es konnte sogar das wohlgeratene Faksimile einer Seite hinzugefügt werden.

Es ist zu hoffen und zu erwarten, dafs die beiden Heftchen ihren Zweck, die Kenntnis dieser entlegeneren Literaturwerke in weitere Kreise zu tragen, erfüllen werden.

Berlin. K. Strecker.

Zum dritten Bändchen sind der Redaktion noch folgende Bemerkungen zugegangen:

Der durch sein Buch 'Reliquienkult im Altertum' I (1909) gut eingeführte Verf. betritt nunmehr das Gebiet der mittelalterlichen Sagenforschung und verheifst uns ausführliche 'Untersuchungen zum Alexanderroman', die demnächst bei Teubner erscheinen sollen. Da es noch immer an kritischen Textausgaben für die umfangreiche Alexanderliteratur fehlt, deren Benutzung Germanisten, Romanisten und auch Latinisten wegen ihres grofsen Einflusses bis weit über das Mittelalter hinaus unerläfslich bleibt, so ist jeder Versuch mit Dank zu begrüfsen, der die noch immer sehr fühlbaren Lücken auszufüllen strebt. Pfister gibt in der Einleitung eine schätzenswerte Übersicht nebt vollständiger Bibliographie über die von ihm abgedruckten fünf kleineren Stücke aus der die älteste Textgestalt der *historia* des Archipresbyter Leo enthaltenden Bamberger Handschrift. Die ersten vier stellen sich als Übersetzungen aus dem Griechischen, etwa des 10. Jhs., dar, sind aber nur in diesem Kodex erhalten, aus dem sie

bereits Kübler in den *Romanischen Forschungen* VI (1890) abgedruckt hat. Die Neuausgabe empfiehlt sich durch den vergleichenden Standpunkt, da mit Recht die Parallelrezensionen aus der erweiterten Fassung der *historia de preliis* herausgezogen werden. Doch war für dies Heft Beschränkung auf das Nötigste geboten. Die Sprache der Stücke (italienische Latinität des 10. Jhs.) rechtfertigt ihre Aufnahme in die vorliegende Sammlung jedoch in geringerem Grade, da doch Mittellatein geboten wird. Das fünfte Stück ist lediglich ein sehr gedrängter Auszug des Alexanderbriefes aus der Bamberger *historia* selbst.

Für alle diese kleineren Alexandertraktate liegen andere, auch noch nicht kritisch durchgearbeitete, meist ältere Rezensionen vor. Man wird nunmehr danach streben müssen, die Urform herzustellen, was insbesondere für die *epistula Alexandri ad Aristotelem de mirabilibus Indiae* bei der Menge des handschriftlichen Materials und der vielfach unter sich und im Verhältnis zum griechischen Archetypus stark abweichenden lateinischen Fassungen keine leichte Aufgabe sein wird. In geringerem Grade gilt dies vom Briefwechsel Alexanders mit dem Brahmanenkönig Dindimus, obwohl es auch da scheint, daſs die Verhältnisse nicht so klar liegen, wie man bisher angenommen hat. So fällt es auf, daſs das von Pfister unter Nr. 3 abgedruckte Stück, die jüngere *collatio Alexandri cum Dindimo*, obwohl im Gedankengange mit der älteren, rhetorisch ausgeschmückten lateinischen Fassung getreu zusammengehend, weder so vollständig noch auch in der Reihenfolge der entwickelten Punkte so logisch konsequent ist wie die Rezension, wie sie in die Hss. der erweiterten *historia de preliis* Aufnahme gefunden hat. Letztere bietet auch eine ganze Reihe besserer Lesarten und scheint mir entschieden literarisch wertvoller zu sein. Trotzdem soll sie aus einer dem Texte von Bamberg ähnlichen Vorlage geflossen sein. Ferner habe ich finden können, daſs auch Jacobus de Vitriaco die Brahmanenantworten aus der *collatio* vollständig nach einer nicht üblen Hs. in seine *historia orientalis* (ed. Moschus, Duaci 1597, p. 200—212) aufgenommen hat. So bleibt auch für die Textkritik einiges zu tun übrig.

Pfister hat sich seiner Aufgabe mit groſser Gewissenhaftigkeit entledigt, auch als erster in den Einleitungsworten in feinsinniger Weise auf die verschiedenen Schichten bei der Bildung des antiken Alexanderstoffes (von der historischen Darstellung abstrahiert) hingewiesen, wobei er vier Gruppen unterscheidet: Volkssage, Übergang zum Alexanderroman, Einfluſs der philosophischen Betrachtung, Alexander als Gegenstand der wohl in jüdischen Kreisen entstandenen apokalyptischen Schriften. Damit sind der künftigen Forschung neue Wege gewiesen.

Möge dieser treffliche Ansatz zur Publikation sämtlicher Alexandertexte, unter denen die *historia* Leos aus Ausfelds Nachlaſs leider noch immer nicht zum Druck gelangt ist, weshalb Pfister kurzerhand sich entschlossen hat, mindestens die Bamberger (älteste) Fassung in einer neuen Gestalt uns zugänglich zu machen, bald Nachfolger finden.

Dem handlichen Heft aus der 'Sammlung vulgärlateinischer Texte', dem ein gut ausgeführtes Faksimile einer Seite der altehrwürdigen Bamberger Hs. vorgeheftet ist, ist eine möglichst starke Verbreitung, namentlich auch für Seminarzwecke, zu wünschen.

Breslau. Alfons Hilka.

Die romanische Philologie an der Berliner Universität, 1810 bis 1910. Von Alfred Risop. Sonderabdruck aus 'Romanischer Jahresbericht', Band XIV, S. 1—116. Erlangen, Junge, 1910.

Diese treffliche Schrift ist, wie der Herausgeber des *Jahresberichts* mit berechtigter Genugtuung hervorhebt, zur guten Stunde dem gelehrten

Publikum dargeboten worden. In den Tagen der Berliner Jubelfeier erschienen, kann sie als eine schöne, der Alma mater Berolinensis dargebrachte Festgabe gelten, in der umsichtigen und unbedingt zuverlässigen Art ihrer Darstellung nicht minder willkommen als die allgemeine *Geschichte der Königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin* von Max Lenz,[1] die nun durch diese historisch-kritische, bis zur Gegenwart heraufgeführte Einzelbetrachtung für die Geschichte des romanischen Unterrichtszweiges eine Ergänzung erfahren hat, wie sie sie wertvoller bisher wohl für kein anderes Lehrfach aufzuweisen vermag.

Die hundertjährige Historie der romanischen Philologie an der Berliner Universität gliedert sich in zwei Abschnitte von fast gleicher zeitlicher Ausdehnung — die Grenze bildet das Jahr 1867 —, von denen der erste die Jahrzehnte des mühsamen Werdens, des unsicheren Strebens, vorwärtszukommen, in sich begreift, der zweite ihm als die Periode der Vollendung und einer gesicherten, die gewonnene Höhe haltenden Weiterentwicklung gegenübersteht. Im ersten Jahrzehnt der Hochschule ist es schlecht um das Fach bestellt gewesen, selbst nach der praktischen Seite hin. Zwar sind bei der Gründung gleich fünf Lektoren oder Sprachmeister zur Stelle, aber schon im zweiten Semester reduziert sich ihre Zahl auf drei, und seit 1812 ist die Stimme dieser Unglücklichen, die im Lektionskatalog mit dem Fecht- und dem Reitlehrer unter einer Rubrik rangieren mufsten, gänzlich verstummt und damit dem Fache jede offizielle Vertretung an der Universität entzogen.

Auf acht Jahre. Denn erst das weitblickende und dem Gedanken einer wissenschaftlichen Behandlung der neueren Sprachen tiefes Verständnis entgegenbringende Ministerium Altenstein führt eine Wendung zum Besseren herbei. Wenn es ihm auch versagt bleiben mufs, all seine hochfliegenden Ideen verwirklicht zu sehen, sein Plan der Begründung einer Professur für romanische Sprachen, woran man bisher weit entfernt gewesen war auch nur zu denken, abgewiesen wird und der Besetzung des neuerrichteten Lehrstuhls für Literatur und schöne Wissenschaft sich zunächst unvorhergesehene Schwierigkeiten entgegenstellen — der berufene A. W. von Schlegel bleibt aus,[2] Tieck lehnt gleich ab —, so gelingt es ihm schliefslich doch, der Universität zwei tüchtige Männer zuzuführen: Karl Friedrich Franceson und Valentin Schmidt. Von ihnen hat der eine seines Amtes als vielseitiger sprachgewandter Lektor vier Jahrzehnte hindurch treulich gewaltet, der andere aber nicht nur als der erste Gelehrte des Faches eine reiche akademische Wirksamkeit ausgeübt und 'durch seinen wissenschaftlichen Ernst wie auch durch eine nicht gewöhnliche Kenntnis der romanischen Literatur der Universität vielleicht mehr Nutzen gebracht, als sie von jenen beiden Sternen am romantischen Himmel hätte erwarten können',[3] sondern er hat sich, kraft seiner lauteren und idealen Persönlichkeit, überhaupt einen Ehrenplatz in der Geschichte der romanischen Philologie erworben, für deren allgemeine Entwicklung sein Wirken von hoher Bedeutung gewesen ist.

Zu früh ist er 1831 der Universität entrissen worden. Denn noch war das Fach zu jung und an geeigneten Vertretern zu arm, die Bewertung des Spielraums, der ihm im Universitätsunterricht zuzumessen sei, zu ungleich, als dafs ihm schon damals eine Kontinuität der Entwicklung hätte beschieden sein können. Zwar erleidet das Lektorat Francesons,

---

[1] Erschienen Halle 1910. Ein Teilband steht noch aus.

[2] Dafs die Erklärung hierfür 'in der Sphäre edler Weiblichkeit' liegt, zeigt jetzt Lenz, *Gesch. d. Fr.-W.-Univ.* II, 1, S. 28. — Tieck verzichtete aus Pietät gegenüber seinem verstorbenen Lehrer und Freunde Solger. S. ebenda S. 31.

[3] Lenz, a. a. O. II, 1, S. 31.

dem sich seit 1829 das italienische Fabruccis (dies ohne Gehalt) beigesellt hat, keine Unterbrechung, aber niemand findet sich, der das wissenschaftliche Erbe Valentin Schmidts angetreten und durch weitere philologische Disziplinierung des Faches, zumal seiner linguistischen Seite, diesem die ihm gebührende Gleichstellung mit den Schwesterwissenschaften erwirkt hätte.

Unter ungewöhnlichen Umständen erfolgt 1843 die Berufung Viktor Aimé Hubers. Für ihn wird ein 'allgemein umfassendes Lehramt für neuere Philologie, Literatur und Literaturgeschichte' geschaffen, womit für ein Jahrzehnt eine engere Verknüpfung des Romanischen mit dem Englischen eintritt. Wir wissen jetzt, welch bedeutendes Talent Huber gewesen ist, wie er reiches Wissen mit reinem und ernstem Streben verband, das ihn in weniger politisch erregten Zeitläuften zu einer ersprieſslichen Berliner Lehrtätigkeit sicherlich befähigt hätte, wie sie ihm zuvor in Marburg beschieden gewesen war. So aber, wie die Verhältnisse sich zuspitzten, wurde er ein Opfer der peinlichen Doppelstellung, in die er sich, ja nicht allein aus Interesse an der neueren Philologie auf das Berliner Katheder gestellt, gedrängt sah: er erlag den feindseligen Strömungen, die sich, für den Dozenten schmerzlich genug, bis ins Auditorium hinein ihm gegenüber bemerklich machten. Seine 1851 erfolgte Demission aber bedeutet in der Entwicklungsgeschichte der romanischen Philologie an der Berliner Universität einen argen Rückschritt. Kein Nachfolger tritt an seinen Platz. 'So sank denn die Romanistik aus der selbständigen Stellung, die ihr in den vierziger Jahren zuerkannt worden war, mit Beginn der fünfziger Jahre wieder zu dem Begriff eines Teilgebietes herab, ohne daſs sie, trotz der Anerkennung ihrer hohen Bedeutung für allgemeine wissenschaftliche Erleuchtung, eine wesentliche Förderung ihres eigentlichen Inhalts erlebt hätte' (S. 80).

Die entscheidende Wendung ist erst 1867 mit der Berufung Adolf Toblers eingetreten. Damit wird aber auch gleich mit glücklichem Anstieg die Höhe der Entwicklung erklommen, die Universität Berlin endlich auch auf romanistischem Gebiete zur prima inter pares erhoben. Und Toblers Name allein füllt nun dies zweite halbe Jahrhundert der Geschichte romanischer Wissenschaft aus. Er macht die von seinem Lehrer Friedrich Diez begründete historisch-vergleichende Behandlung der neulateinischen Sprachen an der Berliner Hochschule heimisch, sichert dem Fach, dank seiner überragenden wissenschaftlichen Gröſse, die allgemeine Anerkennung 'als vollgültigem Lehrgegenstand innerhalb der Gesamtheit des Universitätsunterrichts' und verhilft ihm zur höchsten Ehre des Einzuges in die Kgl. Preuſsische Akademie. Der Ausbau der praktischen Seite des Faches wird dabei keineswegs vernachlässigt. Dem Lektorat wird 1877 in dem eben gegründeten romanischen Seminar eine neue Tätigkeit angewiesen, womit ihm eine besser als bisher fundierte akademische Stellung beschert ist.

Dem Ordinarius tritt 1879 mit Gaspary der erste Privatdozent zur Seite. —

Dies ist in kurzen Zügen die hundertjährige Geschichte des Faches, wie sie uns die aus der Fülle des Urkundenmaterials schöpfende Risopsche Schrift vor Augen führt. Zahlreiche Nebenströmungen begleiten mitunter den Hauptstrom der Entwicklung; und auch diese nach ihrer Bedeutung mit sicherem Blicke eingeschätzt wie überhaupt die Geschichte der Romanistik auf den breitesten Grund der allgemeinen Berliner Geistesentwicklung gestellt zu haben, macht das rühmliche Sonderverdienst des Verfassers aus. Er beleuchtet den Einfluſs, den die Ideenwelt der Romantik auf die Richtung der romanistischen Studien in den ersten Jahrzehnten ausgeübt hat. Er stellt fest, daſs die von chauvinistischer Deutschtümelei zunächst nicht freie Stimmung der Zeitgenossen einer raschen

Ausbildung des fremdsprachlichen, zumal des französischen Universitätsunterrichts abgeneigt sein mufste und ihr entgegenwirkte. Er sieht zu, inwieweit Universität und Schule in der Pflege romanischer Disziplinen zusammengingen. Von der Vorgeschichte des Faches handelnd, zeigt er, dafs romanische Sprachwissenschaft schon lange vor Gründung der Universität an der Berliner Akademie getrieben worden war, dafs hier gelehrte Abhandlungen entstanden, die älteste bereits 1740, die freilich, von niemandem mehr gekannt, in das neue Jahrhundert hinüberschauen 'wie einsame Monumente eines längst erloschenen geistigen Lebens'. Den aber später an der Berliner Universität herrschenden wissenschaftlichen Geist feinsinnig analysierend, erklärt er das Schwanken der Wertschätzung, welches das Fach innerhalb der philosophischen Fakultät selbst erfahren hat, wenn er darlegt, wie das am Strahl der griechischen Sonne sich erwärmende humanistische Bildungsideal sich wohl mit einer streng philologischen Behandlung der neueren Sprachen und Literaturen befreundete, wie es aber einer rein praktischen Zwecken dienenden Sprachlehre und somit der Einrichtung des Lektorats als einer dem Geiste der Universitäten fremden und schädlichen mit Geringschätzung und Argwohn lange Zeit gegenüberstand.

Der Geschichte der romanischen Philologie zu Berlin ist das Mifsverhältnis eigentümlich, das zwischen der frühen Würdigung dieser Wissenschaft seitens einzelner hervorragender Männer und einer erst so späten, ihrer Bedeutsamkeit völlig gerecht werdenden Vertretung im Universitätsunterricht besteht. Führende Geister gehören zu jenen, die, von ästhetischen oder auch rein wissenschaftlichen Interessen geleitet, dem romanischen Studiengebiet ihre anregende Teilnahme nie versagt haben. Wilhelm von Humboldt, Jacob Grimm stehen an der Spitze, glänzende Namen folgen: Leopold von Ranke, Immanuel Bekker, Lachmann, Moriz Haupt, Steinthal. Auch manchen bisher weniger bekannten Dozenten der Berliner Universität, der, ohne bestellter Vertreter des Faches zu sein, sich seiner doch in Vorlesungen annahm, hat der Verfasser als dieser Reihe der Förderer angehörig nachgewiesen, so Nikolaus Delius, der als erster in Berlin privatim über 'Vergleichende Grammatik der romanischen Sprachen' gelesen,[1] so Richard Gosche, der hier zuerst das altfranzösische Rolandslied erklärt hat.

Risop begleitet seine Ausführungen mit reichen bibliographischen Angaben und teilt die im Laufe des Jahrhunderts mehr oder weniger wechselnden Themata der romanischen Kollegien mit, die mitunter literarhistorisch nicht unwichtige Aufschlüsse über das Fortleben und den Grad der Beliebtheit eines Autors zu geben vermögen.[2] Überall erhebt sich aber die Darstellung über ein trockenes, aktenmäfsiges Buchen von Zahlen und Titeln zu lebensvoller Würdigung der einzelnen Persönlichkeiten, deren Tatkraft vor allem die Linie der Entwicklung bestimmt hat.

Für Adolf Tobler kam dem Verfasser hierbei die langjährige persönliche Erfahrung zu Hilfe. Indem er das Leben und Wirken des teuren Lehrers, für dessen innerstes Wesen er schon jüngst in seiner Gedächtnisrede[3] tiefes Verständnis gezeigt hat, mit sicheren Strichen skizzierte, hat

---

[1] Diese Vorlesung Delius' kehrte später in Bonn wieder, wo der junge Adolf Tobler zu ihren Hörern zählte.

[2] So ist es erfreulich zu konstatieren, dafs Dante, für den Lachmann ja sogar eine eigene Professur gegründet wissen wollte, seit den Tagen der Romantik, die ihn zu neuen Ehren gebracht hatte, in ununterbrochener Folge den Gegenstand von Vorlesungen gebildet hat. — Die Calderonbegeisterung der zwanziger Jahre spiegelt sich in den häufigen Kollegien Valentin Schmidts und Francesons über diesen Dichter.

[3] Im *Archiv*, Bd. 124, S. 237 ff.

er einer künftigen ausführlichen Adolf Tobler-Biographie den Weg bereitet, die zu schreiben er selbst einer der Berufensten wäre.

Es sei gestattet, diesen allgemeinen Darlegungen schliefslich noch einige ergänzende Anmerkungen zu einzelnen Punkten folgen zu lassen.

S. 13 ff. Zu den Männern der jungen Berliner Hochschule, die aus wissenschaftlich-ästhetischem Interesse ein näheres Verhältnis zu den romanischen Literaturen gewonnen hatten, gehört noch Karl Wilh. Ferdinand Solger, der von 1810 bis 1819, dem Jahre seines frühen Todes, die zweite philosophische Professur innehatte. Über ihn vgl. jetzt Lenz, *Gesch. d. Fr.-W.-Univ.* I, S. 394. Friedr. August Wolf hatte ihn auf das Spanische und Italienische hingewiesen, und wie vertraut er schon in jungen Jahren mit den poetischen Meisterwerken dieser Völker war, beweisen seine *Nachgelassenen Schriften und Briefwechsel.*[1] Hier findet man u. a. seine umfängliche 'Beurteilung der Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur von A. W. v. Schlegel' (Bd. II, S. 493—628), die sich durch Feinheit und Unbefangenheit des literarischen Urteils auszeichnet. Bemerkenswert z. B. bei der allgemeinen Calderonbegeisterung jener Tage ist sein Eintreten für Lope de Vega, den ihm Schlegel zu rasch abgetan hatte: '... Lope de Vega erhält eine zu flüchtige Erwähnung. Ein Dichter, der zu seiner Zeit das Theater so ganz beherrschte und den entschiedensten Einfluſs auf den Geschmack der Nation hatte, auch in der Tat Calderons Vorgänger war, mufste notwendig zu bedeutend sein, um mit wenigen Seiten abgefertigt zu werden' (S. 597). Wozu man übrigens ein Schreiben Tiecks an Solger vom 17. Dezember 1818 (in demselben *Briefwechsel* I, S. 696) vergleichen mag, in welchem diese mit seltsamer Wendung schliefsenden Sätze stehen: 'Ich lese immer noch fleifsig Calderon und so viele Spanier, als ich abreichen (sic) kann. Calderon ist ein vollendeter Manierist und in seiner Manier grofs und unverbesserlich; es scheint mir aber doch noch ungewifs, ob nicht Lope der gröfsere Dichter sei, wenn er auch vielleicht nur wenig oder nichts vollendet hat.'

S. 18. Immanuel Bekkers Stellung in der Geschichte der romanischen Philologie ist namentlich dadurch gekennzeichnet, dafs er mit dem provenzalischen *Fierabras* (1829) überhaupt als erster eine alte *chanson de geste* vollständig edierte. Vgl. Gröber, *Grundrifs* I², S. 72. Dieses grofse Verdienst ist auch allezeit anerkannt worden. Die Vorrede zum altfranzösischen *Fierabras* (*Anc. poètes d. l. France* t. IV, S. III) rühmt die *publication qui fut un véritable service rendu à la science;* und wenn Adolf Tobler in seiner akademischen Antrittsrede (*Berliner Sitzungsbericht* 1882, S. 722) von Bekkers 'zum Teil bahnbrechenden' romanistischen Arbeiten spricht, so meint er eben in erster Linie jene Ausgabe. Vor allen anderen aber hat der Verfasser der *Épopées françaises* diese Leistung Bekkers als eine wissenschaftliche Grofstat gefeiert: *Nous ne voudrions pas ici nous laisser aller à un enthousiasme excessif; mais, en réalité, c'était un véritable événement que ce livre de Berlin.* (Léon Gautier, *Les Épopées françaises* II², S. 718.)

S. 21. Siehe jetzt im *Jahresbericht* XI¹, S. 2 den Nachweis Stengels, dafs Jacob Grimm eine Zeitlang sogar Mitglied der Prüfungskommission für Französisch gewesen ist. J. Grimms Handexemplare altromanischer Texte (z. B. von Bekkers *Fierabras*, Méons *Nouveau recueil*, dem *Dolopathos*, dem *Théâtre français au moyen-âge*), in der Berliner Universitätsbibliothek jetzt jedem zugänglich, enthalten zahlreiche interessante Randbemerkungen, die verständnisvollste Lektüre verraten.[2] — Dafs Jacob

[1] Herausgegeben von Ludw. Tieck und Friedr. v. Raumer, Leipzig 1826. Über Solgers Verhältnis zu Tieck siehe jetzt E. Schönebeck, *Tieck und Solger*, Berliner Dissertation 1910.

[2] Handexemplare Valentin Schmidts besitzt E. Stengel; s. seinen Nachtrag a. a. O.

Grimm als erster das *il* in *öil* und *nenil* richtig erklärt hat, erfährt man aus A. Tobler, *Verm. Beitr.* I², S. 2, Anm. 2.

S. 82. Über Haupts Beziehungen zur romanischen Philologie gibt noch einige wertvolle Aufschlüsse Christ. Belgers pietätvolles, auch dem in manchem Stücke Haupt wesensverwandten Adolf Tobler[1] liebes Buch *Moriz Haupt als akademischer Lehrer,* Berlin 1879. Schon in jungen Jahren treibt er altromanische Studien und faſst den Plan, neben dem deutschen auch den französischen *Erec* herauszugeben (S. 13). Für seine vergleichende Betrachtung der Volkspoesie verwendet er auch altfranzösische Epen, so den *Roman de Roncevaux* oder den *Gérart de Viane* (S. 164, Anm. 2; S. 175). Ferdinand Wolf vertraut ihm die Druckrevision seines Buches über die Lais an (S. 274, Anm. 2). Er rezensiert Paul Heyses Dissertation *Studia Romanensia* im *Literarischen Zentralblatt* mit der bemerkenswerten Feststellung, daſs die lateinische Sprache für Schriften dieser Art ungeeignet sei (S. 308, Anm. 2). In seinen Vorlesungen über Wolframs *Parzival* spricht er eingehend über die französischen Vorlagen (S. 280 ff.). In Leipzig hat er (s. das Verzeichnis seiner Vorlesungen S. 317) dreimal altfranzösische Grammatik traktiert, aber nicht mehr in Berlin.

S. 93 ff. An Nekrologen für Adolf Tobler kämen noch die vier hinzu, die Stengel im *Jahresbericht* XI¹, S. 7 nachträgt, ferner W. Meyer-Lübke in *Germ.-rom. Monatsschrift,* Juli 1910; Eugen Lerch in *Neuphilologische Blätter,* Juni 1910; Fr. D'Ovidios *Commemorazione del socio straniero Adolfo Tobler* in der Reale Accademia dei Lincei, *Rendiconti* vol. XIX, fasc. 4°, 1910; Paul Meyer in *Romania* XXXIX, S. 412. Wie ich höre, sollen sämtliche Nachrufe für die Kgl. Bibliothek zu Berlin von G. Naetebus in einem Sammelbande vereinigt werden. — Eine ausgezeichnete Würdigung des Meisters enthält auch die Huldigungsadresse, welche die Kgl. Preuſsische Akademie der Wissenschaften ihm zum fünfzigjährigen Doktorjubiläum dargebracht hat (*Berliner Sitzungsber.* 1907, S. 756). Sie stammt aus der Feder Gustav Roethes. — Zur Geschichte des romanischen Seminars, seiner Einrichtung und Bestimmung vgl. jetzt Toblers Bericht in Lenz, *Gesch. d. Fr.-W.-Univ.* III, S. 230.

Risop konnte seine Schrift nur noch dem Andenken des teuren Mannes widmen, der sie im Leben sicherlich mit hoher Freude begrüſst hätte. Von ihren Anfängen in einem Vortrage zu hören, war ihm noch kurz vor seinem Tode vergönnt, und auf die Darlegungen mit Worten lebhafter Anerkennung einzugehen, hat er nicht versäumt — es waren die letzten, die er in dem vertrauten Kreise der 'Berliner Gesellschaft' gesprochen hat.

Berlin. Erhard Lommatzsch.

Karl Basler, Konrads von Würzburg 'Trojanischer Krieg' und Benoîts de Ste-Maure 'Roman de Troie'. (Thèse de Berlin, 1910.) 134 S.

La thèse de M. Basler traite un sujet des plus intéressants. Comparer, au point de vue du style et de la composition, le *Roman de Troie* de Benoît et le *Trojanischer Krieg* de Conrad de Wurzbourg, c'est en quelque sorte opposer l'un à l'autre l'art sobre, équilibré, classique français à l'art exubérant, romantique du moyen âge allemand, c'est rapprocher deux conceptions différentes de la poésie narrative et deux tempéraments d'écrivain foncièrement divers. Si l'auteur n'a pas réussi à donner à ce contraste le relief voulu, cela tient surtout à son manque d'objectivité.

[1] Er pflegte im Kolleg gelegentlich daraus zu zitieren, so Haupts Ansicht, die er mit der eigenen gern übereinstimmen sah, von der Wichtigkeit der Interpunktion für die Exegese. Vgl. Belger S. 142/143 mit Tobler im *Grundriß* I², S. 353.

M. Basler est sans doute jeune, il est en outre fervent patriote, au point de constater 'avec joie' que Conrad est supérieur à son modèle. Ce chauvinisme lui semblera sans doute déplacé, à lui-même aussi, quand il aura plus d'expérience. Il comprendra alors que certaines observations justes qu'il fait, noyées comme elles le sont dans un fouillis d'exclamations enthousiastes en l'honneur de son compatriote, risquent de manquer tout leur effet sur le lecteur, qui a de la peine à se défendre d'une sourde irritation.

Car, enfin, M. Basler a le droit d'aimer mieux la 'mosaïque luxuriante' du style de Conrad; comme moi, par exemple, je ne fais aucune difficulté pour avouer que mes préférences vont plutôt du côté de la sobriété si distinguée de Benoît. Mais cette différence de goût, en quoi intéresse-t-elle la science? Evidemment, la question n'était pas là. Il s'agissait d'exposer, avec calme, sans idées préconçues, ce que Conrad a retranché, ajouté ou changé à son original, et ensuite, si l'on tenait à porter sur leurs 'écritures' un jugement littéraire, dire clairement en vertu de quels principes esthétiques on préfère l'un à l'autre. Ce programme, qui s'imposait, M. Basler l'a exécuté assez maladroitement.

Voyons la comparaison. Dans la seconde partie qui commence à la p. 95[1] M. Basler semble y avoir renoncé: Conrad y est traité comme s'il avait fait œuvre originale. Ainsi 'Conrad considère les dieux grecs non pas comme des dieux; pour lui c'étaient des sorciers'. Et Benoît alors? Ne dirait-on pas que c'est une conception personnelle à Conrad?[2] A la page 113 nous lisons: 'Chez les deux poètes on lit qu'Hector, etc.'; voici donc le traducteur mis sur le même plan que son modèle. Notez encore la p. 114, où il est question de la 'générosité' comme qualité essentielle du chevalier; il était difficile de ne pas mentionner au moins que Conrad avait pu lire dans Benoît que la 'largesse' est une vertu nécessaire aux guerriers, mais voici textuellement comment l'auteur essaye d'en faire pourtant, dans la mesure du possible, une 'invention' personnelle de son protégé: 'Dans Benoît cette qualité passe presque inaperçue; par ci par là il dit bien que la *largece* appartient au chevalier, mais sans la mettre en relief. Il en est autrement chez Conrad. L'insistance qu'il met à parler de la *milte,* l'enthousiasme qu'il éprouve pour le "chevalier généreux" montre combien ce thème lui tient au cœur.'

Là où M. B. compare réellement, il essaye de prouver que Conrad a eu l'intention bien arrêtée d'apporter de l'ordre dans le récit de Benoît, de le simplifier, de retrancher ce qu'il y a d'inutile, de combler les lacunes, en un mot de faire une œuvre cohérente de ce qui, dans le texte français, n'est que la juxtaposition d'un certain nombre d'épisodes. M. B. a-t-il réussi à nous faire accepter sa conviction? Et d'abord, n'est-ce pas une façon singulière de simplifier l'original que de l'étendre démesurément (p. 31)? Et comment peut-on juger du plan de l'œuvre de Conrad, si ce que nous avons devant nous (40000 vers) n'est peut-être qu'un com-

---

[1] Du moins je le crois, car il est extrêmement difficile de se faire une idée claire du plan de l'auteur. Non seulement il jongle, d'une façon surprenante, avec des chiffres romains et autres, avec des initiales grecques et autres — tantôt la subdivision des paragraphes appelés par *a b c* est indiquée par $\alpha\,\beta\,\gamma$, etc., tantôt par des chiffres ordinaires; il lui arrive même de nommer par *c* un sous-paragraphe qui en suit deux autres indiqués par $\alpha\,\beta$ (p. 76) —, mais le lien entre la première et la deuxième partie échappe complètement au lecteur. Ajoutez qu'il n'y a pas même un index, de sorte qu'on est obligé d'en faire un pour soi, si l'on ne veut pas se perdre sans espoir.

[2] Cf. la p. 95, où d'avoir accordé un rôle à l'amour est également considéré comme 'un mérite' de Conrad, ce qui, tout de même, est un peu fort.

mencement ('vielleicht nur die Grundlage zu dem, was folgen sollte')?[1] Ne serait-il pas plus juste de reconnaître que Conrad manque de cette 'Beschränkung', dans laquelle on reconnaît le maître? D'ailleurs, les interminables digressions du poète allemand, dont M. B. lui-même nous fournit des exemples à presque toutes les pages, nous paraissent un moyen bizarre d'ordonner la matière. Voyez d'ailleurs ce que dit l'auteur à la p. 28.

Ensuite, la comparaison nous apprendrait que, contrairement à Benoît, Conrad est un grand psychologue, et ici encore je prétends qu'on n'a qu'à lire les exemples cités par M. Basler lui-même (p. 45, 110, 111, etc.), pour être plutôt convaincu du contraire. Que dire d'un observateur qui, pour embellir sa matière, supprime les traits caractéristiques de ses personnages (p. 45)? Pourtant, Conrad n'en reste pas moins, pour M. B., un 'érudit' (p. 33 et 94). On se demande si cette qualité est compatible avec les exagérations qui lui sont coutumières. Et comment concilier ce que dit M. B. à la p. 94 ('ein richtiger, natürlich auf Wahrheit beruhender Roman') avec la phrase de la p. 133: 'An Stelle wahrer Empfindungen setzt er seine geistreiche Liebesdialektik' et ce qui suit?

La comparaison de l'œuvre de Benoît avec la traduction amène M. B. à cet autre résultat que Benoît est un esprit routinier, tandis que Conrad est une 'personnalité' (p. 69). Et encore une fois, nous n'avons qu'à citer les pages 34, 48, 49, 55, 56, 69 de M. B. lui-même, pour montrer combien peu Conrad était original. D'ailleurs, il y a ceci de très curieux dans les démonstrations de M. Basler, qu'une affirmation générale est souvent suivie de preuves du contraire. Ainsi, il commence par dire que 'naturellement' (!) les descriptions du physique des héros de Conrad sont plus réussies que celles de Benoît, et le portrait d'Hélène, d'après lui, est loin d'être aussi traditionnel chez Conrad que dans l'original. Or ce portrait se compose en réalité d'une série de banalités qu'on peut lire à la p. 43.

Le fait est que M. Basler confond les mots et les idées; il semble que, pour lui, une idée n'est réellement exprimée que quand le poète la souligne deux ou trois fois. Il s'identifie tellement avec son poète que, comme lui, il veut partout des couleurs épaisses. Il va même jusqu'à appeler 'abstraite' la description pourtant assez vive de la nuit d'amour passée par Jason auprès de Médée; on se demande quels détails il lui faudrait pour trouver le tableau suffisamment concret, et en outre on est étonné, en lisant la traduction de ce passage par Conrad, de constater que celui-ci, en somme, ne fait que délayer la peinture de Benoît, au lieu de la préciser. Ce que M. B. aime surtout, c'est, nous l'avons déjà vu, la rhétorique de Conrad, qu'il oppose volontiers à la sécheresse de Benoît. Que Conrad sacrifie des nuances (même belles, d'après M. Basler, voyez p. 25), enlève à l'original des traits caractéristiques, tant mieux, pourvu qu'il remplisse les vides par des hyperboles, par les 'trésors de sa fantaisie'. 'La matière demandait impérieusement ... un art brillant d'écrire ... Benoît n'a pas ce talent. Ce n'est qu'à de rares endroits, il lui échappe une image saisissante dans le désert de ses vers. Conrad au contraire, se donne toutes les peines du monde pour agrémenter les longues descriptions de batailles par des tableaux éblouissants, dans lesquels il ne craint pas les anachronismes ni les termes vagues' (? Il y a en allemand 'Halbheiten', p. 65). Cette phrase n'a pas besoin de commentaire. Seulement, nous revoici dans le domaine du goût personnel, où je ne veux pas suivre l'auteur. Je me sens trop différent de lui et

[1] M. B. reconnaît lui-même (p. 28) qu'il ne sait pas comment C. aurait continué le fragment qui nous est resté.

trop éloigné du 'gute, etwas üppige Geschmack' de son poète. Encore si M. B. avait fait un petit effort pour comprendre l'art de Benoît, on pourrait discuter avec lui. Mais comme, à part une seule fois (p. 78), sa façon de caractériser le poète français ne consiste qu'à dire qu'il est inférieur à Conrad, il ne me reste qu'à conseiller à M. Basler de lire et d'étudier les nouvelles de Guy de Maupassant, où il apprendra peut-être qu'il existe encore une autre conception de l'art d'écrire que celle de Conrad de Wurzbourg.

Groningen. J.-J. Salverda de Grave.

Gustav Brockstedt, Von mittelhochdeutschen Volksepen französischen Ursprungs. I. Teil 1910.

Der Verfasser hat eine neue Methode entdeckt. Bekanntlich hat er in seinen *Flooventstudien* Floovent mit der *Sigurdsage* zusammengebracht und diese Theorie in seinem *altfranzösischen Siegfriedlied* (1908) dadurch gekrönt, dafs er das deutsche *Nibelungenlied* als ein Werk des französischen Flooventdichters 'erkannt' hat. Wer von diesen Entdeckungen noch nicht erfuhr, der kann das Nötige über sie aus der ersten Seite der neuen Veröffentlichung ersehen. Auf den folgenden Seiten befafst sich Brockstedt mit dem *Eckenliede* und, was ja nun nicht mehr überrascht, erklärt auch dieses als eine Nachahmung des *Floovent.* Aber nun kommt doch eine Überraschung: der *Floovent* kann die einzige Quelle nicht gewesen sein, sondern Teilen hat die 'Hreidmarerzählung der Sigurdsage' zugrunde gelegen. Also neben dem *Floovent* auch dessen Quelle. Kann das ein Zufall sein, oder hat gar der Dichter des *Eckenliedes* Sagenforschung (ich ergänze à la Brockstedt) getrieben? 'Wenn man nun nicht glauben will, dafs bereits ein mhd. Dichter Sagenkunde getrieben hat und auf diesem Wege zu der Erkenntnis der Abhängigkeit des Floovent von der Sigurdsage gelangt ist (zu einer Erkenntnis, die neuzeitlicher Forschung die Arbeit eines halben Jahrhunderts gekostet hat), dann bleibt angesichts der Berührung des Eckenliedes mit der Sigurdsage nichts anderes übrig als die Annahme, dafs der Eckenlieddichter mit dem Flooventdichter identisch ist. Denn dieser Dichter war allerdings bis ins kleinste in die Entstehungsgeschichte des Floovent eingeweiht — er hatte ihn ja selbst geschaffen. Ihm war es ein leichtes, ein Epos zu schreiben, das die Überlieferungen von Floovent und Sigurdsage in sich vereinigte. Bei jedem anderen mittelalterlichen Dichter aber würde ein derartiges Vermögen direkt ans Wunderbare grenzen.' So wörtlich auf S. 15. Es ist schwer, hier nicht satirisch zu werden, zumal dieser ganz unglaubliche angebliche Beweisgang im Laufe des Buches (so weit ich kam) wiederholt wird und S. 25 für *Virginal* wiederum angetreten wird.

Der Verfasser tritt an die Dichtungen, die er als Sagenforscher auf Inhalt und Quelle prüfen will, ohne jede Methode heran. Er hat keine Ahnung, worauf man in solchen Fragen allein einen Beweis basieren kann. Alles, was mit ein paar undeutlichen Parallelen in einen Topf geworfen wurde, stammt alsbald von einem Dichter. Immer glaubt er 'bewiesen' zu haben, was doch im besten Falle nur als 'möglich' oder 'wahrscheinlich' hingestellt werden darf; da er aber offenbar nichts weifs von der besonders gearteten Arbeit des mittelalterlichen Dichters, den Bedingungen für die Verbreitung eines mittelalterlichen Dichtwerkes, so endet er überall bei Unmöglichkeiten, findet schliefslich für die ganze mittelalterliche Dichtung, soweit sie anonym ist, einen einzigen Verfasser, eben seinen Flooventdichter. Eingebildet auf seine scheinbaren Erfolge (vgl. S. 1 des Buches, S. 15 das zitierte), unfähig, fremde Lehre anzunehmen, obgleich sie ihm auch schon in durchaus höflicher Form geboten wurde, scheint er jetzt auf einem Punkte angelangt, der eine Besprechung seiner

Arbeiten, wenigstens in einer literarhistorischen Zeitschrift, nicht mehr rechtfertigt.

Es ist zu hoffen, daſs der II. Teil dieser Betrachtung mittelhochdeutscher Volksepen nie erscheint.

München. Leo Jordan.

Angelo Monteverdi, La Leggenda di S. Eustachio. Aus *Studi Medievali* 1909, vol. III, fasc. II, p. 169 ff.

Eine fleiſsige und eingehende Arbeit. Verfasser konstatiert, daſs alle Versuche, die Personen der Legende mit geschichtlichen Figuren zusammenzubringen, scheitern (S. 10). Die okzidentalen Versionen gehen ohne Ausnahme auf die beiden lateinischen Prosalegenden und diese auf die griechische Legende zurück, mit der wir in den Orient als Entstehungsort gelangen. Im 8. Jahrh. wird die Legende von S. Johann Damascenus erwähnt.

Zu den bisher bekannten novellistischen Versionen bringt Verfasser einige neue hinzu: eine hebräische Novelle aus dem *Midrasch* (S. 20), eine Volkserzählung algerischer Kabylen (S. 22). Er konstatiert bei den mittelalterlichen Versionen Beeinflussung durch *Tausendundeine Nacht.* Doch verleugne keine von ihnen den direkten Zusammenhang mit der Legende. Diese selber geht stofflich auf den verlorenen griechischen Roman von *Apollonius von Tyrus* zurück, der uns in lateinischer Version des 6. Jahrhunderts erhalten ist. Was nicht aus diesem Abenteuerroman stammt, läſst sich (S. 28 ff.) aus anderen antiken Quellen leicht herleiten. Dazu kommt das christlich-legendarische Mäntelchen, das der heidnischen Erzählung umgehängt wurde.

Am Schlusse beschäftigt sich der Verfasser mit meinem Aufsatz im *Archiv* (CXXI, S. 341—67). Ich wagte hier nicht zu entscheiden, ob die Legende oder ein Volksmärchen die ursprüngliche Quelle gewesen sei, neigte aber dazu, die Legende aus dem Märchen abzuleiten. Monteverdis Deutung ist so einfach, daſs sie sich schon dadurch empfiehlt und wohl auch allgemein als festes Resultat angenommen werden wird.

Zu der Frage der Scheinehe, die in den abendländischen Versionen (*Wilhelmsleben, Boeve*) vorkommt und nach der Erklärung Monteverdis aus *Tausendundeine Nacht* stammt (vgl. *Archiv* CXXI, S. 344, 348), bemerkt er noch: *Ma, dice il Jordan (p. 362), la narrazione originaria doveva contenere lo pseudo-matrimonio dell'eroe (tratto rimasto immutato nella versione orientale) e la leggenda cristiana lo trasportò alla donna* ***per togliere al suo santo ogni cagion di sospetto*** (!). Der Fettdruck und das Ausrufungszeichen zeigen nur, daſs Monteverdi die Psyche des mittelalterlichen Schriftstellers und seine Psychologie verkennt. Man erinnere sich an den *Lai von Eliduc*: hier wird die Liebe des verheirateten Eliduc zu Guilliadun geschildert, ein Konflikt, der durch das Zurücktreten von Eliducs Gattin gelöst wird. Walter von Arras hat bekanntlich denselben Stoff in *Ille und Galeron* verarbeitet und in einer gewissen Tendenz umgestaltet. Unter diesen Änderungen findet sich auch die folgende: daſs Ille sich nicht in Ganor verlieben und zu ihr in Beziehung treten darf, ehe nicht Galeron, seine Gattin, für ihn verloren ist. Denn, *nemo*, d. h. der untadelhafte Ritter, *potest duplici amore ligari* (Foersters Ausgabe von *Ille und Galeron*, S. XXXI). Es entspricht also eine Entlastung des Helden in dieser Richtung der mittelalterlichen Denkweise durchaus.

In demselben Bande bringt Monteverdi eine Übersicht über alle Versionen der Legende, soweit sie sich als solche geben (*Studi Medievali* III, S. 392—498). Nach den griechischen und den lateinischen Versionen (S. 396) bespricht er hier die französischen Texte (S. 417), unter welchen sich auch dramatische befinden. Ein afr. Mysterium des 15. Jhs.

ist verloren, erhalten ist aber ein solches im Dialekt des Delphinats, das im Juni 1504 aufgeführt wurde (S. 445). Es folgen die italienischen Texte (S. 449), ebenfalls in poetischer, prosaischer und dramatischer Form. Überall wird die Frage des Zusammenhangs mit der ursprünglichen Legende aufgeworfen und gelöst, zugleich eine vollständige Bibliographie in den Anmerkungen gegeben. Im Appendix (S. 489) findet sich noch eine solche zu den spanischen, englischen, deutschen Versionen der Legende, zugleich eine Übersicht über moderne Bearbeitungen und eine solche über das Vorkommen der Eustachius-Legende in der bildenden Kunst des Mittelalters.

München. Leo Jordan.

H. Breimeier, Eigenheiten des französischen Ausdrucks und ihre Übersetzung ins Deutsche. Kochs Verlag, Leipzig u. Dresden, 1910. VIII, 72 S. 8. Preis geh. M. 1,60, geb. M. 1,90.

Es war sicherlich ein guter Gedanke, für den Schulgebrauch die wichtigsten unter den Eigenheiten der französischen Sprache zusammenzustellen, deren Übertragung deutschen Schülern erfahrungsmäſsig Schwierigkeiten macht und sie zur Miſshandlung ihrer Muttersprache verleitet. Um es aber gleich zu sagen: der gute Gedanke hat in dem hier zur Besprechung stehenden Büchlein keine völlig adäquate Verwirklichung gefunden. Es bietet zwar eine ansehnliche Fülle von nützlichen Winken und Warnungen für den in der Kunst des Übersetzens Ungeübten, leidet aber an Mängeln, die seinen Wert nicht unerheblich beeinträchtigen.

Hierher rechnet Ref. zunächst, daſs der Verfasser sich mit seinen Verdeutschungen nicht selten unnötig weit von dem französischen Text entfernt. Ist es nicht eine willkürliche Vertauschung von Substantiv und Adjektiv, wenn (S. 17) *les Français blessés* durch die französischen Verwundeten wiedergegeben wird, statt durch die verwundeten Franzosen? Warum wird (S. 14) dem Schüler empfohlen, *sa pratique* mit seine Kunden zu übersetzen? Warum soll er nicht sagen 'seine Kundschaft', zumal für 'seine Kunden' das Französische den Ausdruck *ses clients* besitzt? Nicht empfehlenswert erscheint auch die Wiedergabe von *les citoyens, ses éternels ennemis* durch die ihn stets bekriegenden Bürger, weil das Partizipium ein Element in den Gedanken hineinbringt, das im Original fehlt. Man kann doch jemandes Feind sein, ohne ihn darum notwendigerweise zu bekriegen! Geradezu fehlerhaft ist (S. 11) *Il use et parfois abuse de belles phrases* = Oft gebraucht und miſsbraucht er schöne Phrasen. Erstens bedeutet *parfois* nicht 'oft', sondern 'bisweilen, mitunter', und dann bestimmt es hier nur *abuse*, nicht auch *use*. Zu diesen und ähnlichen Ungenauigkeiten, deren vollständige Aufzählung hier unmöglich ist, kommt hinzu, daſs der Verfasser bei der Formulierung seiner Beobachtungen und der Auswahl seiner Beispiele nicht immer ganz sorgfältig verfahren ist. Auch hierfür nur einige Beispiele statt vieler. So wird S. 17 gelehrt, ein französisches Substantiv (statt: die Verbindung einer Präposition mit einem Substantiv) könne durch ein deutsches Adverb wiedergegeben werden, z. B.: *à fond*, nachdrücklich, gründlich; *en diable*, verteufelt; *à califourchon*, rittlings, usw. Ebensowenig entspricht es dem Sachverhalt, wenn es S. 20 heiſst: 'Das französische Substantiv bleibt unübersetzt, z. B. *Il composa un livre à l'usage des écoliers* = er verfaſste ein Buch für die Schüler; *Il a acheté cette victoire au prix de la mort* = er hat diesen Sieg mit seinem Tode erkauft.' Es war zu sagen: eine deutsche Präposition reicht aus zur Wiedergabe einer französischen Verbindung von Präposition mit Substantiv. Als Beleg für die Tatsache, daſs der bestimmte Artikel des Französischen im Deutschen häufig unübersetzt

bleibt, steht versehentlich: *avec un intérêt visible*, mit sichtlichem Interesse (S. 13). Daſs *avec ardeur*, eifrig, *à ce compte*, demnach, *il n'en prit qu'une partie*, teilweise (sic!), geeignete Beispiele dafür seien, daſs 'das appositive und attributive Substantiv zum Adjektiv oder Partizip wird' (S. 18—19), dürfte schwerlich einleuchten. Unter den Beispielen, die zeigen sollen, 'daſs bei den Verben der Wahrnehmung und des Erkennens der französische Dativ die deutschen Präp. in, an, bei, von vertritt', nimmt sich *Il lui parla de* ..., Er sprach mit ihm über ... (S. 30) recht seltsam aus. Wenn der Verfasser es so darstellt, als habe die französische Sprache, weil sie die Kasusendungen eingebüſst hatte, 'ihre Zuflucht zu einer strengen Ordnung der Wortfolge nehmen müssen, um zu jenem hohen Grade von Klarheit zu gelangen, der sie so sehr auszeichnet' (S. 7), wenn er also in der habituellen Wortfolge des Neufranz. sozusagen ein Verlegenheitsprodukt sieht, so verkennt er den wirklichen Hergang: nicht weil die Flexion des Nomens abstarb, erhob das Französische die Stellung Subjekt-Verb-Objekt zur herrschenden, sondern weil es allmählich zu dieser Stellung überging, gab es die Flexion als überflüssig auf. Recht bedenklich ist es, die habituelle Wortfolge als die 'grammatische' zu bezeichnen und ihr eine 'natürliche' oder 'logische' gegenüberzustellen, weil dadurch bei den Schülern die Vorstellung erweckt wird, es sei jene unnatürlich und unlogisch. Der Verfasser selbst scheint sich von dieser Auffassung nicht ganz freigemacht zu haben, da er die Inversion aus dem Bedürfnis des Franzosen erklärt, 'seine Gedanken der grammatischen Ordnung entgegen in der natürlichen Reihenfolge zu äuſsern' (S. 7), und hinzusetzt: 'Trotzdem er (der Franzose) von dieser Freiheit nur Gebrauch macht, wenn die Klarheit nicht darunter leidet — denn nur unter dieser Bedingung ist es ihm gestattet —, so macht eine solche nichtgrammatische (logische) Konstruktion doch äuſserlich fast den Eindruck des Gesuchten und des Unnatürlichen (!), weil eben dem Franzosen die Gewohnheit der regelrechten Konstruktion zur zweiten Natur geworden ist.'

Berlin. E. Pariselle.

Heinrich Bœwe et Aug. Delaunay, Manuel de lectures courantes.
Leipzig, Dürr, 1910. M. 1,40.

In erster Linie für die Oberklassen deutscher Bürger-, Mittel- und Realschulen bestimmt, enthält das Büchlein 62 einfach gehaltene Lesestücke, die den Schülern der genannten Anstalten die Kenntnis der wichtigsten Ausdrücke für die Dinge und Vorkommnisse des täglichen Lebens zu vermitteln wohl geeignet sind und auch über Land und Leute Frankreichs mancherlei Belehrendes vorzubringen wissen. — Zu Lesestück Nr. 53 sei bemerkt, daſs man im Hôtel des Invalides keine *vieux invalides en uniforme* mehr sieht *attendre du soleil une chaleur douce et allonger devant eux leurs jambes de bois* (S. 59). Seit dem Bestehen der dritten Republik ist die Zahl der Insassen des Hôtel des Invalides ständig gesunken, da die zur Aufnahme Berechtigten immer weniger Lust bezeigten, sich dem Zwange des militärisch geregelten Lebens in der Anstalt zu fügen, sondern vorzogen, das ihnen zustehende Ruhegehalt nach eigenem Gefallen und in völliger Ungebundenheit zu verzehren. So ist denn vor einigen Jahren das Hôtel des Invalides als solches geschlossen worden und, seine Räume beherbergen jetzt, soweit sie nicht den Zwecken des Musée d'artillerie und des Musée historique de l'Armée dienen, militärische Bureaus. — In dem Vocabulaire hätte bei Wörtern wie *équerre, signet, cuiller, oignon* usw., die erfahrungsmäſsig von Schülern — und nicht bloſs von diesen! — oft falsch ausgesprochen werden, die Aussprache angegeben werden sollen.

Berlin. E. Pariselle.

Paul Kiene, Der unheilvolle Konflikt. Zur Reform des französischen Sprachunterrichts. München, Otto Gmelin, 1910. 73 S. M. 1,40.

Der Satz aus der Borbeinschen Rede auf dem Kölner Neuphilologentag, daſs der oft lautgewordene Wunsch der Neuphilologen nach einer Herabsetzung der Klassenfrequenz, wenn er besondere Berücksichtigung verlangt, 'in der Praxis zu einem unheilvollen Konflikt mit den übrigen Kollegen' führt, hat den Titel zu diesem Schriftchen gegeben. Ich weiſs nicht, ob er so bekannt ist, um dies Wort als Titel zu rechtfertigen; auch der Untertitel verrät nichts von dem eigentlichen Inhalt, da wir in Deutschland nicht gewohnt sind, aus dem Verlagsort München zu schlieſsen, daſs es sich ganz speziell um bayrische Verhältnisse handelt. Immerhin sind Streiflichter auf den französischen Unterricht im allgemeinen und im besonderen den in Preuſsen geworfen, denen hier auch besondere Beachtung geschenkt werden soll.

Die eigentliche Veranlassung zur Abfassung der mit viel Überlegung oft in der Form köstlicher Aphorismen geschriebenen Broschüre war der auf der Straſsburger Philologenversammlung 1902 geäuſserte Wunsch einer Annäherung des bayrischen Lehrplans des französischen Unterrichts an den der übrigen Staaten im Sinne eines erheblich früheren Beginnes des französischen Unterrichts und einer erheblich stärkeren Stundenausstattung. Nach des Verfassers Meinung ist, so viel auch zur Gesundung dieses Unterrichts in Bayern zu tun bleibe — so Erteilung der Stunden durch Neuphilologen, nicht klassische Philologen, Abschaffung der Übersetzung ins Französische als Abschluſsprüfung nach einem Jahre, Fachaufsicht —, eine Vermehrung der Stundenzahl nicht nötig. Während man im übrigen Deutschland sich im Suchen der Vollkommenheit abzappele, habe Bayern vielmehr durch die geringe Klassenfrequenz (35 bis 45!) einen herrlichen Vorsprung. Der Verfasser hält es für möglich, wenn nur der Unterricht richtig gegeben wird, dem Schüler die Fähigkeit zu geben, allein weiterzuarbeiten. Nicht der Neusprachler entscheide, ob eine gröſsere Gewandtheit als die in Bayern erreichte wünschenswert sei im Vergleich zu den vielen anderen Dingen. Es soll nicht verkannt werden, daſs es moderne Zwecke sind, denen das Französische geopfert wird: 'Und wieder wendet sich der Blick dem Spielplatz, der Natur und Bürgerkunde zu, dankbar dem Geschick, das Bayern wenig Stunden gab und zwang, zu suchen, was notwendig ist.' Dies Notwendigste zur Gesundung des französischen Sprachunterrichts ist nach des Verfassers Meinung vor allem Lautschulung. So wichtig sie auch sein mag, so überzeugt ich selbst davon bin, daſs eine gute Aussprache die Grundlage sein muſs, so kann ich sie doch nicht für das Alleinmittel ansehen, als das sie der Verfasser preist. Wenigstens zeigen mir Erfahrungen, daſs gewisse Schüler mit auditiver Begabung nicht die Verbindung von Laut und Schrift vollziehen, die der Unterricht erstrebt, während andere mit visueller Begabung trotz schlechter Aussprache bei gutem Verständnis des Gelesenen auch die Schrift genügend beherrschen. Auch mit den vorgeschlagenen Mitteln, eine gute Lautschulung zu erreichen, kann ich mich nicht ganz einverstanden erklären; nicht nur durch Vorsprechen, durch Übung der einzelnen im Nachsprechen, besondere Übungen der Schwachen nach oder vor dem gewöhnlichen Unterricht, Teilung der Klassen scheint mir nämlich die Lösung der Frage gegeben zu sein, es ist vielmehr zu suchen, wie man in der Klasse eine Aussprache vermitteln kann, die billigen Ansprüchen genügt. Die Hilfsmittel, die uns die Phonetik an die Hand gibt, werden nicht erwähnt, das Chorsprechen wird der Nachteile wegen, die es allerdings haben kann, verworfen. Auch im übrigen mutet die Methode des Verfassers keineswegs reformerisch an; man vergleiche die erste Arbeit in UII (S. 13), das Bekenntnis, daſs die Schüler im zweiten Jahre (also OII)

Sätze lernen, Verben konjugieren, 'ohne eins der vielen französischen und deutschen Stücke kennen gelernt zu haben' (S. 14). So sehr ich auch dem Verfasser beipflichte, wenn er sagt, dafs von Anfang an zu übersetzen gleichbedeutend ist mit Verzicht auf richtige Aussprache, so kann ich doch nicht, wie er es tut, 'aus dem Deutschen zu übersetzen' mit 'ein Stück sprachlich zu verarbeiten' gleichsetzen (S. 16). Weil der Verfasser alles von der Einzelschulung, von dem Gruppenunterricht erhofft, glaubt er, dafs eine solche Teilung der Klassen nicht zu einem 'unheilvollen Konflikt' führen könne, sondern zu einer 'Beruhigung des neusprachlichen Gewissens'. Diese Forderung sollten alle Neuphilologen erheben, unklar dagegen sei der mehrfach erhobene Ruf einer Verminderung der Korrekturen, der sich 'natürlich' nur auf zu Hause von den Schülern gefertigte Aufgaben, nicht auf die Probearbeiten in der Klasse beziehen könne. Dies 'natürlich' stimmt nicht; denn es sind im wesentlichen Klassenarbeiten, wenn im Schuljahr einer preufsischen Realschule ungefähr dreifsig Arbeiten geschrieben werden (der Verfasser dagegen spricht von fünf Probearbeiten!); und auf die Anerkennung dieser besonderen Arbeit und einem entsprechenden Ausdruck durch Herabsetzung der Stundenzahl, wie das in anderen Ländern und zum Teil auch bei uns geschieht, lief der Vorschlag eines Frankfurter Oberlehrers (eine Stimme aus dem deutschen Norden nennt ihn der Verfasser S. 43) hinaus. Für uns ist eben die gröfsere Zahl der schriftlichen Arbeiten ein wenn auch nicht 'von der Natur Gegebenes', so doch eine behördliche Vorschrift. Und so ganz wollen wir doch nicht verkennen, dafs diese Übungen auch von tiefer Bedeutung für den Unterricht sein können, besonders die 'freieren Übungen' der preufsischen Lehrpläne, die ich glaube anders auffassen zu müssen, als es der Verfasser tut. Es sind Übungen gemeint, in denen der Schüler zeigen soll, dafs er schriftlich Eigenes zu gestalten vermag, und gerade sie erhöhen die Korrekturlast, erzeugen das 'Gift der Mutlosigkeit', von dem Borbein spricht. Darum eben, weil nicht Haus-, sondern Klassenarbeiten gemeint sind, trifft der Vorwurf nicht zu, dafs der herrliche Rat der Lehrpläne ('ein nicht unerheblicher Teil dessen, was früher der schriftlichen Hausarbeit zufiel, kann bei richtiger methodischer Behandlung des Unterrichts in die Schule verlegt werden', S. 73) da, wo er auf dem Papier stehe, himmelweit davon entfernt sei, auch zu leben. Als Stilprobe sei hier des Verfassers Auffassung zitiert: 'Die schriftlichen Hausaufgaben der Anfangsstufe zeugte kein natürlicher Vater, kein ewiger Gedanke rief sie herbei. Der Mangel an Einsicht, der Mangel an Gelegenheit zur Lautschulung gebar die häfslichen Kinder. Die nichtsnutzigen Bälge, die untergeschobenen, verkümmern und sterben von selbst, sowie der feige Vater, der Mangel, erschlagen ist' (S. 41).

Beachtenswert erscheint mir besonders das Kapitel 'Sorgen der Realschulen', wenn ich auch nicht der Meinung bin, dafs der Volksschullehrer wohl sich eignen möge, in den unteren Klassen der Realschule aufser Deutsch und Rechnen auch Französisch zu geben. Sollte wirklich bei uns die Schaffensfreude dahinsiechen, die Kleinen und Eifrigen der unteren Klassen könnten sie uns am ehesten wiedergeben.

Frankfurt a. M. Th. Zeiger.

Adalbert Hämel, **Der Cid im spanischen Drama des 16. und 17. Jahrhunderts.** Halle, Niemeyer, 1910. X, 169 S. 8. (Heft 25 der 'Beihefte zur Zeitschrift für roman. Philologie', hg. von G. Gröber.) Abonnementspreis M. 4,60; Einzelpreis M. 6.

Die Abhandlung, die als erstes Bändchen eines gröfseren Werkes über die Ciddramen sämtlicher europäischen Literaturen gedacht ist, baut sich nach folgendem Plane auf: eine Einleitung (S. 1—14) handelt vom Cid

in der Geschichte und in der Poesie; der nun folgende Hauptteil bespricht (S. 14—104) vierzehn spanische Dramatisierungen des Cidstoffes, und zwar, wie es S. 13 heifst, *nur diejenigen Dramen des 16. und 17. Jahrhunderts, die wirklich gedruckt wurden.* Ein Anhang bringt sodann ein Verzeichnis der (dem Verfasser) bekannten Ciddramen des spanischen Theaters (S. 107—109), ein Verzeichnis der in den besprochenen Dramen verwendeten Cidromanzen (S. 109—111) und schliefslich den Abdruck eines seltenen anonymen Ciddramas nach dem Exemplar der Hamburger Stadtbibliothek (S. 112—169).

Der Verf. dieser Studie, deren vielversprechender Titel grofse Hoffnungen wachruft, charakterisiert dieselbe selbst am besten mit dem Satze seines Vorwortes: *Es kam mir vor allem darauf an, nach den nötigen bibliographischen Hinweisen eine genaue Inhaltsangabe und Charakterisierung* (der einschlägigen Ciddramen) *zu geben und auch darzutun, wie der jeweilige Verfasser den Romanzen gegenüber sich verhalten hat.* Mehr bringt auch die Arbeit nicht. Man erwarte also von vornherein nicht, was der Titel vermuten liefs, nämlich eine in sich abgeschlossene und innerlich zusammenhängende Darstellung der spanischen Ciddramatik im 16. und 17. Jahrhundert. Was uns beschert wird, ist nur eine trockene, rein äufserliche Aufzählung einer bestimmten Anzahl gedruckter Ciddramen. Schon die Einteilung des Stoffes ist rein mechanisch; sie ordnet die Dramen *nach der zeitlichen Aufeinanderfolge der in ihnen behandelten Ereignisse* und bringt nacheinander:

1. Dramen, die die Jugendtaten des Cid behandeln;
2. Dramen, die die Kämpfe um Zamora usw. zum Inhalt haben;
3. Dramen über den Cid unter der Regierung Alfonsos VI.

Eine solche Anordnung mufste natürlich jeden inneren Zusammenhang zerreifsen und das Herausarbeiten irgendwelcher Entwicklungscharakteristika unmöglich machen. Das Natürlichste wäre doch gewesen, die einzelnen Stücke nach den zwei grofsen Perioden des spanischen Dramas, denen sie angehören, vorzunehmen; also zuerst von *Juan de la Cueva* über die Höhe *Lope's de Vega* und *Guillen's de Castro* zu *Tirso de Molina*; dann aber von *Diamante* über *Matos Fragoso* und *Zárate y Castronovo* herab zu den burlesken Ausklängen des klassischen Ciddramas in *Cáncer y Velasco* und *Quiros.* Auf diese Weise wäre auch vermieden worden, dafs, wie es mehrfach vorkommt, zwei Ciddramen ein und desselben Dichters auseinandergerissen und unter verschiedenen Kapiteln besprochen werden. Verschämte Ansätze zu dem, was der Arbeit fehlt und was sie erst zu einer *Geschichte* des spanischen Ciddramas emporheben würde, macht der Verf. in dem *kaum eine Seite* umfassenden Schlufswort, das mir von der ganzen Studie am besten gefallen hat. Mit ein paar Worten deutet er dort an, wie die Ciddramatik, nachdem sie mit Guillén de Castro den Höhepunkt erreicht hatte, langsam verfiel, wie die Gestalt des Cid nicht mehr in den Interessenkreis des ausgehenden 17. Jahrhunderts passen wollte, wie und warum die Geschichte der Ciddichtungen mit der Geschichte des spanischen Nationalgefühls, des religiösen Gefühls und des sozialen Bewufstseins eng zusammenhängt, und dergleichen treffliche Beobachtungen mehr. Gerade das ist es aber, was an der Hand der einzelnen Dramen hätte festgestellt und in fortlaufender Darstellung ausführlich hätte entwickelt werden müssen. Der Umstand, dafs der Verf. diese feinen Beobachtungen überhaupt machte, beweist uns, dafs er der richtige Mann dazu gewesen wäre, die wirkliche Geschichte der Ciddramatik zu schreiben, und dafs er offenbar die Sache ursprünglich richtig angefafst hatte und sie auch entsprechend durchgeführt haben würde, hätte ihn nicht die unglückselige Art der Einteilung seines Stoffes völlig aufs Trockene gesetzt. Vielleicht entschädigt er sich

und uns dafür in den folgenden Bändchen seines grofs angelegten Werkes. Dann würde man nämlich die betreffenden Studien auch mit Interesse von Anfang bis Ende lesen, während Arbeiten von der Art der eben besprochenen kaum über das Niveau gelegentlich benutzter Nachschlagewerke kompilatorischen Charakters hinausragen.

Soviel im allgemeinen. Nachträge und Korrekturen bibliographischer Art zu den einzelnen Abschnitten des Werkchens möchte ich mir möglichst ersparen. Sie werden, wie das so zu gehen pflegt, nicht auf sich warten lassen und in hageldichter Fülle aus den einzelnen Rezensionen auf den Verfasser niederprasseln. Dafür darf ich aber vielleicht in aller Kürze noch ein paar Anregungen für eine eventuelle Neuauflage und damit verbundene Neubearbeitung in Vorschlag bringen.

Der Satz des Vorwortes, dafs die spanischen Ciddramen gröfstenteils nur aus kurzen Notizen Schacks und Schäffers bekannt seien, mufs fallen; man könnte sonst auf die Vermutung kommen, der Verf. kenne weder die Spalte Cid in Whitneys unentbehrlichem Katalog der Ticknor-Sammlung, noch die Einleitung der Cid-Anthologie von Restori. Die historische Einleitung, die doch zugleich für alle folgenden Bändchen des Werkes als eine Art Einführung zu gelten hat, ist zu knapp und überdies unvollständig; für sie möchte ich eine Berücksichtigung der lateinischen und arabischen Quellenliteratur anregen. Fürs erstere gibt Aschbach (*De Cidi historiae fontibus*, Bonn 1834), für letztere die umfangreichste aller Cidmonographien (Malo de Molina, *Rodrigo el Campeador*, Madrid 1857) manchen Fingerzeig. Es berührt übrigens sonderbar, wenn man beide Namen in der historischen Einleitung vergeblich sucht. Desgleichen ist die Stellungnahme zur Cidfrage der bedeutenderen spanischen Geschichtschreiber vor Masdeu — auch Ausländer hätten berücksichtigt werden dürfen — mit dem einzigen Zitat aus Mariana nicht genügend charakterisiert, so dafs, alles in allem, das Bild, welches uns die Einleitung vom Cid der Geschichte entwirft, eigentlich recht schief und irreführend ausgefallen ist. Auch der Abschnitt über den Cid in der Poesie hätte etwas weniger bescheiden sein dürfen, zumal der Verf. in der Vorrede und zwar mit Recht darauf hinweist, dafs bis jetzt darüber in deutscher Sprache eine zusammenfassende Arbeit, aufser in einer tendenziös gefärbten Abhandlung, nicht existiert. Bei der Lektüre der einzelnen kritischen Besprechungen der verschiedenen Ciddramen ist mir die gar zu häufig wiederkehrende Berufung auf die Urteile von Ticknor, Schack und Schäffer unangenehm aufgefallen; etwas weniger wäre mehr! — Wie ich mir die Behandlung der Dramen sonst gewünscht hätte, habe ich eingangs dieser Besprechung bereits dargelegt. Eine Bemerkung zu S. 92: dort sagt Hämel in Bezug auf Polos Ciddrama, die einzige Notiz über dasselbe finde sich bei Schäffer (II, 272). Dem ist entgegenzuhalten, dafs bereits Ticknor (II, 70, Anm. 1) auf dieses Drama hinweist und dazu die Bemerkung macht, es sei teilweise eine Nachahmung Diamantes. Hämel läfst diese Frage leider unberührt. Was die Vollständigkeit des Verzeichnisses aller bekannten Ciddramen (der spanischen Literatur hätte noch beigesetzt werden müssen!) betrifft, das Hämel (S. 107) zusammenstellt, so wird man ihm, glaube ich, wenig Lücken nachweisen können; ich selbst habe meine bibliographischen Notizen mit Dank daraus um manches Stück vervollständigt, und vermisse nur ein einziges Drama: José Concha, *El mas heróico Español*, das nach einer Notiz bei Whitney (S. 96 u. 102) in einem Sammelband der *Comedias de diferentes Autores* enthalten ist. Ich will jedoch dem *furor bibliographicus*, in dessen Bann ich trotz allem schon wieder geraten bin, nicht weiter frönen und schliefse mit dem Wunsche, es möge uns in Bälde die am nächsten liegende Fortsetzung über den Cid im französischen Drama beschert werden.

München. Ludwig Pfandl.

Alonso Garrote (Santiago), El dialecto vulgar leonés. Notas gramaticales y vocabulario. 8° mayor. 271 y XII págs. 1909. 5 pts.

Un ex-ministro de estado que estuvo con el rey en Berlin es el prologuista. Qué relación tendrá con la filología la alta política, no lo sé. El Sr. Gullón, persona excelente, no nos dice nada de los dialectos de la nación que gobernó él. Pasemos por alto el prefacio, y vamos al texto. Este comprende: 1° antecedentes; 2° datos étnicos y geográficos; 3° fonética; 4° morfología; 5° sintaxis; 6° trozos dialectales; 7° vocabulario. El dialecto de que trata la obra es el hablado en Maragatería y tierra de Astorga, no el general, del que se han ocupado Menéndez Pidal y Gessner. Como es costumbre en España, no anda fuerte el autor en etimologías. Conténtase, v. gr. con la de Körting en *cacho*, de … ¡*caccabus!* En cambio, hace comparaciones entre los vocablos de la región y los de las colindantes. Lástima también que en la parte superior de las páginas se repita el título del libro y el nombre del autor, en vez de venir el título del capítulo. Para su estudio, no disponía el autor de documentos escritos, sino sólo del habla viva del país, como generalmente ocurre en los dialectos castellanos. Por supuesto, el autor no conoce mi estudio, ni el de Braulio Vigón, ni el de Huidobro, así es que faltan comparaciones interesantes. Para mí lo que importa es la riqueza del vocabulario, que se va perdiendo merced á la facilidad mayor de comunicaciones, y voy á dar una ligera idea de él. Comprende más de la mitad de la obra, 154 páginas.

De *ábate* hablé ya en el dialecto santanderino y en 'Maraña del Idioma'. *Abondar* es también del *Poema de Alejandro* 2343 b:

'Non podríe el medio del día *abondar*', y del *Fuero Juzgo*; ya que el autor conoce la obra de Lanchetas, pudo citarla aquí. *Abondo* es también de igual poema, 893 c:

Avíe hy grant *abondo* de diversos venados; asimismo debió mencionarse aquí á Lanchetas. *Acaloro* es toledano (Navarro Ledesma y González de los Ríos). *Acenoria* es de Salamanca; lo mencioné en la *Festschrift für A. Tobler*, 1905, Seite 297. El estudio etimólogico de *acuchar* es disparatado: 'de *acullir*, como *chano* y *chanada*, de *llano* y *llanada*'. Otro desatino es derivar *agavanza* del alemán *hagapfel* y del persa. Y otro, traer de *acuere* á *aguantar*. *Aijada* es santanderino (*Escenas Montañesas*, 62). De *aina* traté en los 'Dialectos' 23, en 'Maraña del Diccionario' 75, y no quiero volver á la carga, porque hay mucho que decir. *Ajancar*, de *germinare*, es disparate. De *alabancia*, hablé en 'Maraña del Diccionario' 7; es de los 'Milagros de N. S.' 661 d:

Puió en grand riqueza é en grand *alavancia*; además, es toledano. De *alfoz* se puede hablar mucho; sólo diré que para mí la voz es latina, no árabe; así como hay *Be-zirk*, *Kreis*, *Ring* (en Viena), hay valles y alrededores de pueblos en forma de *hoz*. Pereda siempre usa este vocablo en sentido de 'valle'.[1]

---

[1] [Unter span. *hoz* sind drei Wörter verschiedenen Ursprungs zusammengefallen, die den drei verschiedenen Bedeutungen entsprechen, welche das Wort heute hat: 1) 'Sichel'; 2) 'Gemarkung'; 3) 'Bergenge'. Das erstere ist f a l c e m. Das zweite ist ganz sicher arab. الحوز (*al-hauz*) = 'Bezirk' (cf. Dozy-Engelmann p. 116), das altspan. *alfoz* (fem.) ergeben hat, mit dem Artikel: *el* (*del alfoz*), und in solcher Verbindung zur 'Desagglutinierung' geführt hat: *dela foz* (cf. z. B. Menéndez Pidal, *Infantes de Lara*, 91 n.; 208, 1; 237, 6 und *Glosario* p. 438). Mit diesem *hoz* = 'Gemarkung', 'Bezirk' hat das *hoz* Peredas nichts zu tun. Es gehört zu 3) 'Bergenge' und ist das lateinische f o c e m (f a u c e m), das neulich von Thomas auch im prov. *fos*, neuprov. *afous*, in den Flurnamen *Lafous*, *Bonafous* erkannt worden ist. H. M.]

Allende y *alredor* están invertidos. De *alredor* hablé en las dos 'Marañas'; es de todos los dialectos, v. gr. el madrileño:

> pon de lavao y de plancha
> diez riales; añide luego
> pa gastos de endumentaria
> *alredor* de diez pesetas,
> si quiés vestir una miaja.

Al respio debe pasar á *respio*; yo lo compararía con el vizcaíno *arrapar* (mis 'Dialectos' 56). *A modo* debe ir á *modo*. *Andancio* es toledano también; y en Salamanca significa enfermedad contagiosa de los ojos. *Ansí* se lee asimismo en la comedia 'Eufemia' esc. III: 'Quiera Dios que *ansí* sea.' *Arboleada* por *alborada* es etimología vulgar, por comparación con *árbol*. *Arimar* y *argaña* están invertidos.

Argaña, que no traen ni la Academia in Pagés, es también asturiano; Aicardo (*Archiv* CXX 3/4) aduce este texto, de *El vaquero de Moraña*, acto 1º, Lope de Vega:

> Trigo blanco y sin *argaña*
> que de verlo es bendición.

Arracada viene de *hurraco*. *Arramar* eché de menos en 'Maraña del Diccionario' 16. En el *Poema del Alejandro*:

> Qui *arramar* quisier, fazlo tú referir (**59 b**),
> Fueron por toda India las novas *arramadas* (**132 b**),
> Con sabor del encalzo *arramarían* Troyanos (**695 a**),
> Fueran en tod en todo idos é *arramados* (**936 d**).

Y aquí se acabó el carbón. El libro puede figurar junto á los de Borao, Vigón, Huidobro, Rato, Baráibar, Echevarría Reyes, Granada, Teófilo Sánchez, etc.

Berlin. P. de Mugica.

Josif Popovici, Dialectele romîne (Rumänische Dialekte). IX. Dialectele romîne din Istria. Partea a 2ª (Texte și Glosar). Halle a. S., 1909. XVII, 168 S.

Unter dem Gesamttitel 'Rumänische Dialekte' hat Verf. eine Reihe von Monographien zu veröffentlichen begonnen, deren erste, 1905 erschienene, die Dialekte der Munteni und Pădureni im Hunyader Komitat behandelt. Zu dieser Arbeit, die einen schätzenswerten Beitrag zur Kenntnis des vom Volke gesprochenen Rumänisch bildet und in welcher die reichhaltige Sammlung volkstümlicher Ruf- und Familiennamen und die daran geknüpften Untersuchungen besonders hervorgehoben zu werden verdienen, gesellt sich nun die obige, die die aussterbende Mundart der Istrorumänen zum Gegenstande hat. Sie bringt nach einer Vorrede (S. V) und Einleitung (S. VII—XVII) eine Sammlung von 38 Texten (S. 1—83), von denen ein kleiner Teil von Istrorumänen niedergeschrieben und von P. in seine Lautschrift umgesetzt, alle übrigen aber von ihm selbst an Ort und Stelle aufgenommen wurden. Dem Inhalt nach sind es fast ausschliefslich Märchen. Nr. 26 und 38 geben eigene Erlebnisse der Erzähler, Nr. 37 eine Sammlung von ir. (= istrorumänischen) Sprichwörtern. Den Schlufs bildet ein 'Glossar' (S. 87—168) mit rumänischer und deutscher Übersetzung der Stichwörter und Angabe der Etymologie. In den Text sind vier Lichtdrucktafeln verstreut, die Typen ir. Bauern zeigen, und dem Glossar ist ein Bildnis von Ioan Maiorescu, dem Verfasser des ersten ir. Vokabulars, vorgesetzt.

Über das Ir. waren wir schon vor dem Erscheinen der vorliegenden Arbeit ziemlich ausreichend, wenn auch noch lange nicht erschöpfend, unterrichtet. Wir besitzen u. a. mustergültige Textaufnahmen von Weigand (in *Romania* XXI und im *I. Jahresbericht* des Leipziger rumänischen Instituts) und Pușcariu (in *Analele Academiei romîne*, Seria II, Tomul XXVIII, 64 Quartseiten!), eine recht brauchbare, wenn auch etwas kurz ausgefallene Darstellung der Grammatik von ersterem (ebenfalls in *Romania* XXI) und ein mit buchstäblicher Genauigkeit aus dem ihm zugänglichen Material zusammengestelltes Wörterverzeichnis von Byhan (im *VI. Jahresbericht* des gen. Instituts), zu dem Weigand (das.) einige Zusätze und Bartoli (in *Studj di filologia romanza* VIII 523—628) überaus umfangreiche und wertvolle Berichtigungen und Ergänzungen geliefert hat, denen P. selbst (in *Romania* XXXII und *Studj di fil. rom.* IX 714 ff.) noch mancherlei Neues hinzufügte. Dennoch müssen wir P. dafür dankbar sein, daſs er Mühe und Kosten — er hat Reise und Drucklegung aus Eigenem bestritten — nicht gescheut hat, um unsere Kenntnis des Ir. zu erweitern und zu vertiefen.

So anerkennenswert nun aber auch das Unternehmen ist, so wenig befriedigend ist die Ausführung. P. hat sich hier offenbar an eine Aufgabe gewagt, der er nicht gewachsen war. Weil es ihm, dem banater Rumänen, gelungen war, von der mit seiner Mundart nahezu zusammenfallenden Sprache des benachbarten Hunyader Gebiets eine gute Beschreibung zu liefern, glaubte er sich auch zur Erforschung des Ir. berufen, das, wenn es auch aus dem banater Rumänisch hervorgegangen sein dürfte, doch gegenwärtig von diesem kaum weniger verschieden ist als letzteres etwa vom — Vulgärlatein. Hier versagten daher auch seine Kräfte. Schon ein flüchtiger Blick auf eine beliebige Stelle der Texte läſst erkennen, daſs P. auſserstande war, das Gehörte einerseits richtig aufzufassen und anderseits die technischen Mittel zu dessen Darstellung entsprechend zu wählen und nach festen und konsequent durchgeführten Grundsätzen in Anwendung zu bringen.

Nehmen wir gleich die erste Seite. Da wird — um nur einiges zu nennen — der Laut *k*, dem kein *e* oder *i* folgt, bald durch *k*, bald durch *c* wiedergegeben: *pokle, neka, sekura, kůsę* neben *cůsița, vůcă, vůca, cuvintu, cui̯, neca* usw.; für offenes betontes *e* wird wahllos *e, ę, è, ę̀* gesetzt: *ganèi̯, gănęi̯t, ganei̯, i̯adę*; silbisches *r* wird hier (überflüssigerweise) mit diakritischem Zeichen versehen (*br̥sę*), weiterhin aber in verschiedenster Weise transkribiert: *tr̥li, trli, tⁱrli, tᵃ̆rli, tîrli, tărli* (ich wähle ein häufig vorkommendes Wort, das sich in all diesen Schreibungen nachweisen läſst); dem auslautenden unbetonten *ă* des Dr. (= Dakorumänischen) entspricht bald *ă*, bald *ę*, das nach S. XVI einen anderen Laut bezeichnet als ersteres: *vůcă, vůkę*; dasselbe Wort erscheint in mehrfacher Gestalt: *hrast, hrast, hrůst* und *hrůšt, pínes* und *pínez*; neben dem richtig abgeteilten *c-a dus* steht in derselben Zeile *c-adu-s*; die Tonstelle zu bezeichnen, wird — was gar nicht nachdrücklich genug gerügt werden kann — kaum hier und da ein schüchterner Versuch gemacht; auch mit der Interpunktion wird überaus gekargt, und Anführungszeichen werden überhaupt nicht gebraucht, so daſs man oft die gröſste Mühe hat, Anfang und Ende direkter Rede herauszufinden. Daſs es bei einer so saloppen Behandlung der Texte ohne zahllose Schreibfehler nicht abging, versteht sich von selbst. Am häufigsten fehlen die diakritischen Zeichen, oder sie stehen an unrechter Stelle, was seinen Grund darin haben könnte, daſs sie groſsenteils erst nachträglich ins Manuskript eingetragen wurden. So würde es sich auch erklären, daſs Wörter wie *vẹ́de* 'vidit' und *vedę́* 'videre', *vắl'e* 'statim' und *val'ę́* 'opus est' (letztere z. B. S. 39 ff.), wo Laute und Akzent ein Verhören gänzlich ausschlieſsen, alle Augenblicke miteinander verwechselt werden. Allein P. verwahrt sich (S. IX) ausdrücklich gegen die Annahme, daſs er auch nur

ein Jota am ursprünglichen Manuskript geändert hätte. Ist dies aber richtig — und wir haben keinen Grund, an P.s Aufrichtigkeit zu zweifeln —, dann hätte er die Arbeit anderen überlassen müssen, die über ein feineres Gehör und eine geschicktere Hand verfügen.

Die Hauptschuld an dem chaotischen Zustande der Niederschrift trägt ohne Zweifel die von P. verwendete Lautschrift. In der gewiſs löblichen Absicht, alle Feinheiten der Aussprache, alle nur erkennbaren Lautschattierungen zur Darstellung zu bringen, hat P. den Fehler begangen, ein allzu kompliziertes graphisches System zu wählen. Als ich das am Ende der Einleitung stehende, schier endlose phonetische Alphabet gewahrte, bekam ich einen gelinden Schreck. Nun kommt ja — man darf wohl sagen: glücklicherweise — etwa ein Viertel der dort aneinandergereihten Zeichen in dem Buche überhaupt nicht, eine ziemliche Anzahl von ihnen nur ganz sporadisch vor (zu der letzteren Kategorie gehören noch die in der Liste fehlenden γ und $\hat{j}$). Aber auch die regelmäſsig gebrauchten Zeichen — es sind deren etwa 45 — übersteigen bei weitem das Maſs des Zulässigen. Und das aus den verschiedensten Gesichtspunkten, von denen ich hier nur einen nennen will. Ist es schon nicht jedem gegeben, das in seiner eigenen Muttersprache Gesprochene nach dem Gehör und ohne Zuhilfenahme der Stenographie richtig nachschreiben zu können, so ist das Fixieren mundartlicher Rede, die man mit Ohr und Hand sozusagen buchstabieren muſs, in einer mit diakritischen Zeichen überladenen Schrift geradezu ein Ding der Unmöglichkeit. An dieser Klippe ist P. gescheitert und wäre es auch ein anderer, der zu solcher Leistung befähigter wäre als P., der, wie schon aus dem bisher Gesagten zur Genüge hervorgeht und sich im Verlaufe dieser Besprechung noch deutlicher zeigen wird, nichts weniger als das Zeug dazu hat, Präzisionsarbeit zu liefern.

Ist einerseits die unsaubere Gestalt, in der uns die Texte vorgeführt werden, wahrlich nicht dazu angetan, das Verständnis derselben zu fördern — ich habe mich an gar manchen Stellen vergebens den Sinn zu ergründen bemüht —, so hat P. anderseits auch nichts getan, um uns auf andere Weise den Weg zu ihrem Verständnis zu bahnen. Während Weigand sämtlichen, Pușcariu wenigstens einem groſsen Teil der Stücke eine Übersetzung beifügt, hat P. es nicht für nötig erachtet, uns dieses bei ir. Texten kaum entbehrliche Hilfsmittel an die Hand zu geben. Was aber das den Schluſs des Werkes bildende 'Glossar' betrifft, in dem der Benutzer der Texte die gewünschte Belehrung zu finden erwartet, so trägt es diesen Namen mit Unrecht. Es ist nämlich nicht etwa aus der Verarbeitung des in den Texten enthaltenen Sprachmaterials hervorgegangen, sondern auf anderem Wege entstanden — siehe weiter unten — und nimmt nur gelegentlich auf dieses Bezug. Man wird zahllose in den Texten vorkommende Wörter im 'Glossar' vergebens suchen — ich habe deren gleich im ersten, kaum zwei Seiten groſsen Stücke nicht weniger als 21 gezählt —, und auch bei denen, die im 'Glossar' Aufnahme gefunden haben, macht die proteusartig wechselnde Gestalt der Wörter in den Texten und das Fehlen der unregelmäſsigen Flexionsformen in der alphabetischen Reihenfolge des 'Glossars' das Auffinden des Gesuchten fast zur Unmöglichkeit.

Was mit dem, wie schon oben gezeigt, fälschlich als Glossar zu den Texten bezeichneten Wörterverzeichnis bezweckt wird, darüber gibt uns die Einleitung (S. IX ff.) des näheren Aufschluſs. Byhan, der keine Gelegenheit hatte, mit Istrorumänen direkt zu verkehren, muſste sich an das halten, was seine spärlichen und zum Teil recht unzuverlässigen Quellen ihm boten, und so gibt sein Vokabular, wie Bartolis Besprechung ausführlich nachweist, kein wissenschaftlichen Anforderungen auch nur halbwegs genügendes Bild von dem Wortschatz der Mundart. Von dem Wunsche beseelt, diese Lücke in unserem Wissen auszufüllen, hat nun P. das Byhansche Vokabular mit Hilfe einer Anzahl Einheimischer, die er

in dem Dorfe Susnjevizza zu Rate zog, einer Nachprüfung unterzogen und auf Grund dieser Kontrolle das seinige verfaſst, das sich im ganzen als ein kurzer, sich auf das, was dem Verfasser — ich unterstreiche — wesentlich erschien, beschränkender Auszug aus dem seines Vorgängers darstellt. Nun hat aber — was P. mitzuteilen unterläſst — schon vor ihm Bartoli genau dasselbe Kontrollverfahren eingeschlagen (siehe a. a. O. S. 547 ff.) und die Ergebnisse in seiner 105 Seiten langen Rezension verwertet. Allein: Si duo faciunt idem, non est idem. Bartoli führt uns seine Beobachtungen in eingehender Darstellung und Begründung vor, und das mit einer Sachkenntnis und Methode, einem Scharfsinn, einer peinlichen Sauberkeit und bis aufs i-Tüpfelchen gehenden Akribie, die alle in gleichem Maſse unsere Bewunderung erregen. P.s Arbeit läſst alle diese Eigenschaften vermissen. Er läſst sich überhaupt auf eine Diskussion nicht ein, sondern reiht wohlgemut, wie in einem Schulvokabular zum Bellum gallicum, Angabe an Angabe und mutet uns zu, alles auf Treu und Glauben hinzunehmen. Ein solches Vertrauen wäre indessen hier schlecht angebracht. Denn P.s Vokabular entbehrt nach jeder Richtung hin der Zuverlässigkeit, was hier im einzelnen nachgewiesen werden soll.

Ich beginne mit der Nomenklatur. Von welchen Gesichtspunkten P. bei ihrer Auswahl sich leiten lieſs oder, besser gesagt, sich leiten lassen wollte — denn bei ihm scheinen Absicht und Ausführung unvereinbare Gegensätze zu bilden —, ist völlig unklar. Auf der einen Seite haben zahlreiche — nicht alle — ungenügend bezeugte, ja sogar so fragwürdige Wörter wie etwa *abâte* (siehe dazu Bartoli a. a. O., S. 553) oder *asęra* und *ćersi* (siehe P. s. vv.) willige Aufnahme gefunden, und auf der anderen erscheinen wieder viele der gebräuchlichsten, aus allen oder den meisten Quellen zu belegende, in den Texten alle Augenblicke begegnende Vokabeln davon ausgeschlossen. So z. B. unter den Buchstaben *a*, *å* und *ă*, nach dem von mir angestellten Vergleiche, *acordęi* 'bewilligen', *áidę* 'Buchweizen', *almózinę* 'Almosen', *(a)l'úre* 'anderswo', *avríl* 'April', *arå* 'pflügen', *ať ål* 'Stahl', *(ăn)rént'e* 'voran', *ănúntru* 'hinein'; unter den anderen, wo ich nur gelegentlich nachgesehen habe, Wörter wie *cui̯* 'wem', *fatå* 'Junge werfen', *lu* (Kasuszeichen), *pås* 'gehe' und die Ordnungszahlen (*dóile*, *tréile* usw.). Daſs die von P. aufgezeichneten Texte, die ja eine weit reichere Ausbeute und — was das Wichtigste ist — ungleich zuverlässigeres Material geliefert hätten als die Angaben der ir. Gewährsmänner, keine Verwertung gefunden haben, ist bereits erwähnt worden. Ebensowenig ist dies mit den Texten Puscarius sowie mit dem von mir in Gröbers Ztschr. XXXI ff. veröffentlichten Wörterverzeichnis geschehen. Das wenige Neue, das P. gegenüber Byhan bringt und das auf dem immer bedenklichen Wege des Vokabelabfragens gewonnen wurde, bietet für diese empfindliche Lücke keinen genügenden Ersatz. — Mit der alphabetischen Anordnung hapert es gewaltig. So steht *(a)cmoće* nach *acordęi*, *antóšńac* nach *anuntęi*, *arzint* nach *aúr*, *ăns* nebst fünf anderen Wörtern nach *ărpę*, usw. — Die Schreibung der Wortformen, der P. hier mehr Aufmerksamkeit zuwenden konnte als bei der Niederschrift der Texte, ist zwar weniger inkonsequent als in diesen, aber noch lange nicht einheitlich, und weist Mängel auf, die unmöglich nur auf Versehen, sei es des Verfassers oder des Setzers, beruhen können. Ich will nur auf Schreibungen wie *mîrecę*, *mîrę* statt *mărecę*, *mărę* = *manĭca*, *manus* (vgl. dagegen die richtig geschriebenen *făntărę*, *lărę*, *părę* = *fontana*, *lana*, *panis* usw.) hinweisen, die eine bedauerliche Unkenntnis selbst der elementarsten Regeln der ir. Lautlehre verraten. Auch ist eine regelmäſsige Betonung im Vokabular ebensowenig durchgeführt als in den Texten.

Innerhalb der einzelnen Artikel bringt das Vokabular teils viel zu wenig, teils viel zu viel. Über die verschiedensten Dinge, die uns im

höchsten Grade interessieren, wird uns von P. die Auskunft versagt, und wir sehen uns genötigt, auf die Arbeiten seiner Vorgänger zurückzugreifen. Ob ein Wort in der ganzen ir. Kolonie heimisch ist oder nur in bestimmten Ortschaften — bekanntlich hat das isoliert gelegene Žejane groſsenteils einen anderen Wortschatz als die Dörfer von Valdarsa —, ob von einem Worte Varianten (wie z. B. neben *[a]cmóće* auch *[a]cmő*, *[a]hmő*) vorkommen, die nicht lediglich auf verschiedener Aussprache beruhen, wie die Formen der unregelmäſsigen Präsentia, der Dativ und Akkusativ der Personalpronomina lauten — P. verzeichnet von jenen nur die 1. Sing., von diesen nur den Nominativ —, ob ein Verb intransitiv oder reflexiv gebraucht wird: auf alle derartigen Fragen erhalten wir nur in den seltensten Fällen Antwort. Bei den Substantiven werden in der Regel Singular und Plural sowohl in der unartikulierten als in der artikulierten Form gegeben. Aber diese Regel wird fortwährend durchbrochen, bald fehlt die eine, bald die andere Form, und wir müssen uns aufs Raten verlegen, welche von beiden gemeint sei.

Nicht viel besser verhält es sich mit dem, was über die Bedeutung der ir. Wörter angegeben wird. Die Übersetzung soll zwar dem Plane nach sowohl in rumänischer als in deutscher Sprache gegeben werden, es fehlt aber bald die eine, bald die andere der beiden Übersetzungen, die rumänische namentlich dort, wo das dem ir. Worte lautlich entsprechende dr. eine andere Bedeutung hat. Doch das ist ein Mangel, den man leichter verschmerzt. Auch daſs P. das Schriftrumänische nur mangelhaft beherrscht und Deutsch noch viel weniger kann, was zum Gebrauche von Dialektwörtern, zu Umschreibungen und zu den sonderbarsten Wort- und Satzbildungen in beiden Sprachen führt — ich zitiere aufs Geratewohl: *plumbul de tun* (statt *ghĭulea* (S. 91 a), *chel* (statt *varză*) 96 b, *socoată* (statt *socoteală*) 100 a, *a nepreţui* (statt *a despreţui*) 129 a, krähen (von der Henne!) 95 b, gewachsenes Mädchen (statt erwachsenes Mädchen) 109 b, Räuberhaupt (statt Räuberhauptmann) 114 b, die Augen zumachen vor der Mütigkeit (!) des Schlafes (statt nicken) 118 b —, will ich ihm schon im Hinblick auf die vielen heiteren Augenblicke, die mir all diese Kuriositäten bereitet haben, gern hingehen lassen. Bedenklicher sind die vielen falschen Bedeutungsangaben, die sich bei einiger Aufmerksamkeit leicht hätten vermeiden lassen. Von den vielen Fällen, wo die beiden Übersetzungen einander widersprechen und nur eine von ihnen das Richtige trifft, will ich gar nicht reden. Aber ebensooft sind beide falsch. So übersetzt P. beispielsweise *băzga* mit *liliac* (= Syringa vulgaris) statt *soc* (= Sambucus nigra), offenbar durch das für beide Pflanzen gebräuchliche 'Flieder' getäuscht, das er in den Wörterbüchern fand, *caįer* mit 'Rocken' (was *furcę* heiſst) statt 'Spinnwickel', *meștel* mit 'Krautfaſs' statt 'Bütte' (S. 64 ist z. B. von einem *meștel* voll Honig die Rede), *muńit* mit 'dumm' statt 'verrückt', *nușcarle* mit 'ich weiſs nicht, wer' statt '(irgend) einer', *scąndu* mit 'Sessel' (wofür *catridę* gesagt wird) statt 'Tisch' usw.

Einen fast ebenso groſsen Raum als die Angaben über Form und Bedeutung der Wörter nehmen Bemerkungen sprachgeschichtlichen Charakters ein, die uns entweder nichts Neues sagen, also zur Förderung der Wissenschaft nichts beitragen, oder so beschaffen sind, daſs sie eher schädlich als nützlich sind. Das ist das 'viel zu Viele', von dem ich oben sprach. P. hat es sich nämlich nicht nehmen lassen, uns auch über die Gestalt, in der die ir. Wörter in den anderen drei rumänischen Mundarten auftreten, und über deren Herkunft zu belehren. Was er hier vorbringt, ist einfach aus Byhan und anderen einschlägigen Arbeiten, von Cihac bis Pușcariu, abgeschrieben, und wo ihn diese im Stich lassen, also namentlich bei den von ihm neu aufgenommenen Vokabeln, da hüllt er sich in vielsagendes Schweigen oder begnügt sich mit geheimnisvollen Andeutungen wie *'de origine croată'* (S. 154 a unter *svidoc*, dessen Etymon er übrigens

schon bei Bartoli a. a. O., S. 535 hätte finden können), *'slav.'*, *'it.'* usw. Von einem selbständigen Urteil ist kaum etwas zu merken, und wo P. eine eigene Meinung äufsert, da geschieht es in so unkritischer Weise, dafs er meist besser daran getan hätte, sie zu unterdrücken. Zur Charakterisierung von P.s Rückständigkeit auf etymologischem Gebiete möge folgendes dienen. Byhans Aufstellungen blindlings nachschreibend, leitet P. ir. *asęra*, dr. *aseáră* von *ad-seram* statt von *illa sera* oder *heri sera* (siehe mein Wtb., das zu benutzen P. für überflüssig erachtet zu haben scheint), *despre* von *de-supra* statt von *de-super*, *preste* von *per-extra* statt von *per-super* (altrum. noch *prespre*, woraus dann die jüngeren *prestre*, *preste*, *peste*), *ploi̯i* 'regnen' von *pluvere* (es ist natürlich Ableitung von *ploae* 'Regen') ab; führt er das dem Venezianischen entlehnte *sporc* direkt auf lat. *spurcus* zurück; versieht er das genügend belegte *sementia* (Pl. v. *sementium* für *sementis*) mit einem Sternchen. Für ihn ist *lumínă* nicht von *lumen* mittels des Suffixes *-ina* abgeleitet, also ein Seitenstück zu *rădăcínă*, frz. *racine*, sondern gibt jenes unmittelbar wieder; *cårigę* 'Ladung' ist trotz der auf Entlehnung hinweisenden Laute ein Postverbal von ir. *ăncărcá* 'laden'; *scalína* 'Stufe' (it. *scalina*!) leitet er von ir. *șcåla* 'Treppe' ab; in *țigåre* findet er das (auf der ersten Silbe betonte!) it. *sigaro* wieder, usw. Dafs er weniger leicht erkennbare Irrtümer nicht berichtigt, kann unter diesen Umständen nicht wundernehmen. Ich will hier nur zwei Fälle zur Sprache bringen, in denen auch Pușcariu sich noch auf falscher Fährte befindet und über die ich in meinem Wtb. nur kurze Andeutungen machen konnte. Man pflegt dr. *curát* 'rein' und das Verb *curá*, das im Altrum., Mr. (= Mazedorumänischen) und Meglenitischen 'reinigen' bedeutet, im heutigen Dr. aber nur noch in der spezifischen Bedeutung '(Wald) ausroden' vorkommt, auf lat. *cōlare* 'seihen' zurückzuführen. Dabei übersieht man jedoch, dafs der Vokal der stammbetonten Formen nicht *o* (vgl. namentlich *străcurá*, Präs. *străcór* 'seihen' aus *transcōlo*), sondern *u* ist. So dr.: *necurăția noastră tu curĭ* 'unsere Unreinheit, du reinigst sie' (nach ksl. *nečestię naša ty očistiši*) Coresi, Psalm 64, Vers 4; mr.: *s-mi curu di tine, izvur ayisitŭ* 'dafs ich durch dich gereinigt werde, heiliger Quell' Codex Dimonie 60 b (*V. Jahresb.*, S. 221). Dieser Umstand zwingt uns, das Wort nicht zu *cōlo*, sondern, wie schon Diez s. v. *sgurare* getan hat, zu *cūro* zu stellen, das auch in den Schwestersprachen (it.-dial. *curare*, *scurare*, frz. *curer*, *écurer*, *cure-dent*) in dieser Bedeutung erscheint. Das zweite Wort ist *ferecá*, Präs. *férec* 'mit Eisen', dann überhaupt 'mit Metall beschlagen'. Es lag nahe, an *fĕrrum* zu denken. Von dem Übelstande abgesehen, dafs ein *fĕrrĭco* sich weder im Lateinischen noch im Romanischen nachweisen läfst, widersetzen sich dieser Herleitung auch die Laute: *fĕrrĭco* hätte *fiérec* ergeben müssen, wie *fĕrrum fier*. Dagegen stimmt *fabrĭco* — auf das ich seinerzeit von Aurel Candrea aufmerksam gemacht wurde — nach Laut, Bedeutung und Geschichte (vgl. it. *forgiare*, span. *fraguar*, frz. *forger* usw.) aufs beste. Aus *fabricare* mufste *ferecá* werden, wie *mestecá*, *blestemá*, *fermecá* (neben älterem *blăst.*, *fărm.*) aus *mastĭcare*, **blastēmare* (für *blasphēmare*), **pharmacare* (von φάρμακον) usw.; siehe mein *Elementarbuch*, § 58. Zum Überflufs läfst sich auch noch die ältere Stufe mit *ă* (woraus ir. *a*) in der ersten Silbe belegen. Im Apostol von Voroneț wird ksl. *kovŭ* 'Schmieden' zweimal (*Apostelgesch.*, Kap. 23, Vers 16 und 30) durch *fărecare* wiedergegeben. Und in P.s Texten finde ich S. 9 folgende Stelle: *ontrat ćåce facut-a veri covåću si zăfarecăt-au mågo și cu mulęra* 'da liefs der Vater den Schmied kommen und den Zauberer mitsamt dem Weibe in Eisen schlagen' (*ză-* ist das aus dem kroat. *zakovati* herübergenommene Präfix). Das dürfte, denke ich, auch den Ungläubigsten bekehren.

Von dieser kleinen, den Lesern des *Archivs* hoffentlich nicht unwillkommenen Abschweifung zu meinem Thema zurückkehrend, möchte ich zum

Schlusse noch auf einen schweren methodischen Fehler hinweisen, den P. in seinen Etymologien begeht und der ihnen auch dort, wo gegen ihre Richtigkeit nichts einzuwenden ist, nahezu jeden wissenschaftlichen Wert benimmt. Was wir vom Etymologen vor allem verlangen, ist, dafs er uns, wo immer er es vermag, klipp und klar sage, ob ein Wort in der betreffenden Sprache erbeigentümlich oder aus einer anderen Sprache entlehnt ist, und in letzterem Falle, aus welcher Sprache es in jene hinübergenommen wurde. Die über die Zeit der Entlehnung hinausliegenden Schicksale des Wortes, deren Erforschung allerdings eins der wichtigsten Mittel zur Feststellung dieser Tatsachen ist, interessieren uns erst in zweiter Linie. Im ir. Wortschatz lassen sich zwei Schichten von Bestandteilen lateinischen Ursprungs unterscheiden, eine ältere, die unmittelbar auf das Lateinische zurückgeht, und eine jüngere, die aus dem Venezianischen stammt und den Istrorumänen zumeist durch ihre nächsten Nachbarn, die Kroaten und Slowenen, übermittelt wurde. Wenn uns nun P. — und das tut er grundsätzlich — in seinen etymologischen Angaben auch bei den Bestandteilen der letzteren Kategorie statt der unmittelbaren Quelle, dem Kroatischen, Slowenischen, Venezianischen, die äufserst erreichbare, das Lateinische, vorführt, so hat er seine Aufgabe schlecht verstanden. Was nützt es z. B., wenn P. uns mitteilt, dafs ir. *famee* 'Familie' auf lat. *familia* zurückgeht? Das wufsten wir auch ohne ihn. Worauf es uns ankam, war, zu erfahren, ob die Istrorumänen das Wort bereits aus ihrer östlichen Urheimat mitgebracht haben, es also mit dr. *fămee, femee* 'Frau', altrum. noch 'Familie', identisch oder aber — wie sich allerdings aus dem Fehlen des in Erbwörtern im Ir. erhaltenen *li* sofort ergibt — eine ganz junge Entlehnung, nämlich venez. *fameia,* ist. P.s *'famee = familia'* läfst die Frage offen und ist somit, wie alle seine anderen Gleichungen dieser Art, für unsere Zwecke unbrauchbar.

Die im Vorstehenden gemachten Ausstellungen — und es sind noch lange nicht alle, die ich zu machen hätte — möchte ich keineswegs dahin gedeutet wissen, als ob P.s Arbeit jeder Wert abzusprechen sei. Sie ist immerhin ein Baustein zum Gebäude der rumänischen Philologie, und als solcher möge sie uns willkommen sein. Ein guter Baumeister findet auch für einen schlecht behauenen Stein Verwendung.

Berlin. H. Tiktin.

Verzeichnis

der von Mitte März bis Ende Juni 1911 bei der Redaktion eingelaufenen Druckschriften.

Allgemeines.

Die Lage der aufserordentlichen Professoren an den preufsischen Universitäten. Hg. von dem Vorstand der Vereinigung aufserordentlicher Professoren Preufsens. Magdeburg, Creutzsche Verlagsbuchhandlung, 1911. 42 S. M. 1.

Folk-lore. XXI, 4 [E. Hall, The ancient hymn-charms of Ireland. — J. H. Weeks, The Congo medicine-man and his black and white magic. — Collectanea. — Correspondence. — Reviews. — Index].

Columbia University quarterly. XIII, 1. December 1910 [E. Daenell, The courses of the world's trade from the sixteenth to the twentieth century. — H. F. Osborn, Huxley on education. — F. J. E. Woodbridge, The study of philosophy. — W. G. Mac Callum, The future of medicine. — J. B. Fletcher, The department of comparative literature. — B. Matthews, University organization. — A. W. Stein, An insight. — L. F. Fuld, King's College alumni, VIII].

Marty, Anton, Zur Sprachphilosophie. Die 'logische', 'lokalistische' und andere Kasustheorien. Halle a. S., Max Niemeyer, 1910. XI, 135 S.

Roudet, L., Eléments de phonétique générale avec 23 figures dans le texte. Paris, Welter, 1910. XII, 363 S. Frs. 10. [Das Buch zerfällt in drei Teile, denen eine 'Einleitung' von 60 Seiten vorangeht, welche über die methodischen Fragen, die Geschichte der Phonetik, über die Transskription der Laute und über die physischen, physiologischen und psychischen Bedingungen der Lautsprache orientieren. Die drei Teile behandeln *'les éléments phonétiques'*, *'les combinaisons phonétiques'*, *'l'évolution phonétique'*. Der Verfasser ist kein Unbekannter. Seit Jahren ist eine Reihe experimentalphonetischer Studien von ihm erschienen, die sichere Kenntnisse und gute Methode zeigen. So war er zu dieser Synthese wohl vorbereitet. Er hat denn auch ein inhalts- und lehrreiches Buch geschrieben, das nicht nur den Stand der Forschung resümiert, sondern auch mannigfache eigene Anschauungen und Forschungsresultate vorträgt. Er behandelt die Lautvorgänge im Zusammenhang des ganzen Sprachlebens. Seine Darstellung beruht durchaus auf experimentalphonetischer Grundlage und ist die beste Zusammenfassung dieser Art, zu der auch die Linguisten gern greifen werden, die mit Rousselots *Principes* vertraut sind. Roudet berücksichtigt in erster Linie das Französische, das Englische und das Deutsche. — In der Bibliographie hätte unter den *traités généraux de phonétique* auch Passys These über die *Changements phon. et leurs caractères généraux*, Paris 1890, aufgeführt und p. 271 ff. benutzt werden dürfen: das Buch enthält neben viel Konstruiertem doch auch viel gut Beobachtetes und Anregendes. — Bei einer Neuauflage mag, was über die *mi-occlusives* (Affrikaten) und *mouillées* gesagt ist (p. 154 ff.), einer Revision unterzogen werden. Diese Laute sind 'einheitlich' — wie R. wiederholt auseinandersetzt (§ 66, 82, 85) —, und ich gehöre zu denen, die das schon vor zwanzig Jahren erklärt haben (cf. *Gött. gel. Anz.* 1889, p. 13 n.).

Aber ich vermag den Unterschied zwischen einem *k mouillé* und einem *k mi-occlusif* nicht zu erkennen. Beide sind für mich prä-(resp. medio-) palatale *mi-occlusives*: die '*mouillure*' ist ihrem Wesen nach eine '*mi-occlusion*'. Die *mouillées* sind nur eine (palatale) Unterabteilung der *mi-occlusives*. R. spricht allerdings dem, der *k mouillé* und *k mi-occlusif* nicht unterscheidet, eine *oreille peu exercée* zu. Aber der 'Streit um das Ohr' soll hier außer Betracht bleiben: man gebe uns eine objektive und scharfe Charakteristik einerseits des *k mouillé* und anderseits des *k mi-occlusif*, die wirklich faſsbare und wertvolle Unterschiede der beiden Artikulationen nachweist und dem Auge in Kurven oder Palatogrammen sichtbar macht. Auch Rousselots Darlegung (*Principes* p. 618 ff.) ist nicht überzeugend. Und doch könnte die Sache ganz einfach dadurch entschieden werden, daſs mehrere Palatogramme von *k mouillé* neben solche von *k occlusif* gesetzt würden. — Es ist überhaupt zu beklagen, daſs das Buch nicht viel mehr Abbildungen enthält. Die moderne Phonetik verlangt Anschauungsmaterial. — Zu dem, was R. am Schluſs über die Ausnahmslosigkeit der sogenannten 'Lautgesetze' sagt, verweise ich auf *Archiv* CXV, 452. Daſs heute noch die Mehrheit der Linguisten an diese 'Gesetze' glaubt, ist doch wohl nicht der Fall. H. M.]

Sammlung neugriechischer Volkslieder, übersetzt von A. Schrader. Berlin, Ledermann, 1910. 68 S.

Kirschmann, August, Antiqua oder Fraktur? (Lateinische oder deutsche Schrift?) Eine kritische Studie. (Monographien des Buchgewerbes. Bd. 1.) Leipzig, Deutscher Buchgewerbeverein, 1907. 75 S.

Neuere Sprachen.

Revue de l'enseignement des langues vivantes. Directeurs: H. Loiseau et G.-H. Camerlynck. Paris, H. Didier. XXVIII, N° 1—5, janvier—mai 1911. [Die fünf Hefte zu je vier Druckbogen enthalten unter anderem: C. Pitollet, Deux romans espagnols: 'Pepita Jiménez' et 'Doña Luz' par D. Juan Valera II. — A. Moulet, Etudiants allemands, hauptsächlich von der freistudentischen Bewegung sprechend. — Soutenance de thèse: M. Pinès, Histoire de la littérature judéo-allemande.]

Modern language notes. XXVI, 1. January 1911 [J. E. Matzke, The legend of the eaten heart. — S. Moore, A further note on the suitors in the Parliament of fowls. — C. F. Tucker Brooke, The allegory in Lyly's Endimion. — C. Brown, The Cursor mundi and the 'Southern passion'. — O. F. Emerson, A new Chaucer item. — Reviews. — Correspondence. — Brief mention]. — 2. Febr. [K. Young, A liturgical play of Joseph and his brethren. — R. T. Hill, Two O. F. lyrics hitherto unpublished. — F. Watson, Joseph Webbs and language teaching 1622. — A. L. Andrews, Old Norse notes. — W. Strunk, Textual notes in the M. E. Genesis and Exodus. — Reviews etc.]. — 3. March [P. D. Bruce, Some proper names in Laȝamon's Brut not represented in Wace of Geoffrey of Monmouth. — E. Voſs, A summary of the protestant faith in Middle Low German. — Sh. Gale Patterson, A note on borrowing from Chrestien de Troyes. — E. P. Hammond, A reproof to Lydgate. — C. H. Foster, A note on Chaucer's pronunciation of *ai*, *ay*, *ei*, *ey*. — L. M. Gay, Notes on De Boer's edition of Philomena. — S. B. Hemingway, The relation of A midsummer night's dream to Romeo and Juliet. — P. H. Phillipson, The direction of thought in the Wartburglieder of 1817. — Reviews etc.].

Die neueren Sprachen ... hg. von W. Vietor. XIX, 1. April 1911 [Ch. Bally, L'étude systématique des moyens d'expression. — M. Ehrke, Englische Realien. — Berichte. — Besprechungen. — Vermischtes].

Schweizerisches Archiv für Volkskunde. XIV, 4. 1910 [M. Reymond, Remèdes et recettes d'autrefois. — E. Wittich, Abergläubische Festgebräuche

der Zigeuner. — E. Hoffmann-Krayer, Cysatiana. — E. A. Stückelberg, Die Johannishäupter. — Miszellen. — Volkskundliche Umfragen XII. — Volkskundliche Notizen. — Bücheranzeigen. — 15. Generalversammlung. — Jahresbericht für das Jahr 1909. — Rechnung für das Jahr 1909. — L. C. Businger. — Mitgliederverzeichnis. — Register].

The journal of English and Germanic philology. X, 1. January 1911 [E. Feise, An introduction to the study of intonation. — M. C. Stewart, Barthold Heinrich Brockes' rendering of Thomson's Seasons. — A. M. Sturtevant, The relation of Loddfáfnir to Odin in the Hávamál. — L. S. Friedland, The dramatic unities in England. — R. M. Smith, Edward III. — Reviews].

Modern philology. VIII, 3. January 1911 [J. L. Lowes, Chaucer and the Miroir de mariage, II. — B. Cerf, The Franco-Italian Chevalerie Ogier, II. — W. R. Myers, The technique of bridging gaps in the action of German drama since Gottsched, II. — E. P. Hammond, Latin texts of the dance of death. — E. H. C. Oliphant, Problems of authorship in Elizabethan dramatic literature].

Revue germanique. VII, 1. Janvier-Février 1911 [E. Baldensperger, Goethe et les émigrés français à Weimar. — W. Thomas, Le sentiment de la nature dans Milton. — J. Giraud, Munet et la poésie du nord. — C. Pitollet, Pössneck, the scene of Hermann and Dorothea? — H. Ruyssen, Le théâtre anglais. — Comptes rendus critiques. — Bulletin. — Bibliographie. — Revue des revues].

Modern language teaching. VI, 8. December 1910 [Report on external school examinations in French and German. — Arrêté relatif à la nouvelle nomenclature grammaticale. — Discussion column. — Holiday course impressions. — Modern language association. — Obituary. — Correspondence. — Reviews. — From here and there. — Good articles].

Germanisch-romanische Monatsschrift. III, 2. Februar 1911 [A. Thumb, Experimentelle Psychologie und Sprachwissenschaft, II. Ein Beitrag zur Methodenlehre der Philologie. — O. Glauning, Zur Einführung in die deutsche Paläographie. — E. Ekwall, Die Shakespeare-Chronologie. — B. Wiese, Hilfsmittel zum Dantestudium. — Kleine Beiträge. — Bücherschau. — Selbstanzeigen, Vereine und Versammlungen, Neuerscheinungen, Nachrichten, Erklärung und Nachtrag]. 3. März 1911 [Th. Schmitz, Die sprachphilosophischen Untersuchungen Lotzes, I. — O. Grüters, Das Märe von der getreuen Braut. — O. Jespersen, The role of the verb. — K. Voſsler, Zur Entstehungsgeschichte der französischen Schriftsprache II. — Kleine Beiträge, Bücherschau, Selbstanzeigen, Nekrolog].

Festschrift. Wilhelm Viëtor zum 25. Dezember 1910 dargebracht. (Neuere Sprachen. Ergänzungsband.) Marburg, Elwert, 1910. 334 S. M. 7 (für Abonnenten M. 5). [Die Phonetik ist, wie zu erwarten, durch zwei wichtige Aufsätze vertreten: von Bülbring über Kehlkopfverschluſs im Wortinnern in deutschen Mundarten, und von E. A. Meyer, Untersuchungen über Lautbildung, worin der auf diesem Gebiete rühmlich bekannte Verfasser die Röntgenstrahlen zu Hilfe nimmt, um die Produktion der Laute zu verdeutlichen. Die historische Grammatik wird gepflegt von Kluge, der ags. *sâwan* und *wâwan* nicht auf got. *saian* und *waian* zurückführt, sondern auf germ. **sâgan* und **wâgan*; durch Luick, der ein Problem der ae. Grammatik, nämlich den silbischen oder nichtsilbischen Charakter nachtoniger Liquide und Nasale, feinsinnig behandelt; sowie von Franz, der im Anschluſs an Draat über den Einfluſs des Prosarhythmus auf syntaktische Formen neue Beobachtungen bringt; und Jespersen, der die Formel *for* + subj. + inf. durch neue englische Belege erläutert. Am reichsten aber sind die Beiträge literarhistorischer Natur: Siebs über Widsith, wobei allerdings die ältesten Partien dieses Gedichts, nämlich die historischen und geographischen Merkverse, für die jüngsten erklärt

werden, ohne dafs man sieht, wozu sie ein Nachdichter später eingefügt hätte; von Brie, der eine bisher übersehene Prosaschrift der Elisabethzeit, Luptons Sivqila, in ihrer Wirkung auf die Literatur der nächsten Jahrzehnte, auf Satire, Ballade, Drama und Roman studiert; von Köppel, der das Verhältnis von John Days Peregrinatis scolastica zu Spenser, Chaucer und den Gesta Romanorum aufhellt; von Ritter, der Lesefrüchte über die Literatur des 17. bis 19. Jahrhunderts bietet; von Schipper, der Shirleys Maskenspiel The triumph of peace beschreibt und teilweise übersetzt; von Schücking, der zur Entstehung von Keats 'Belle dame sans merci' ein Erlebnis als Mitanregung vermutet; von Eichler, der die Rolle König Arthurs in der englischen Volksüberlieferung verfolgt. Aufserdem hat Holthausen wieder Notizen textkritischer Art veröffentlicht, zu Beowulf, Exodus und Reimlied. Beiträge zur Gelehrtengeschichte finden wir von Stengel: Briefe von Jakob Grimm und Clemens Brentano. Aus einem Vokabular des 15. Jahrhunderts teilt Varnhagen Englisches und Lateinisches mit. Auf dem altnord. Gebiete bewegt sich O. Hoffmann mit seiner Erklärung der Runeninschrift von Tune. Sehr förderlich sind einige romanische Aufsätze: Stengel über ein neues Bruchstück des Gavin le Loherain; Wechsler, die Handlung des Misanthrop; und besonders Schneegans über die Interpolation des *Fuerre de Gadres* im altfranzösischen Roman des Eustache von Kent. Pädagogisches haben beigesteuert van Herp über die Reform des neusprachlichen Unterrichts in Belgien, und Schröer, Prolegomena zu einer Enzyklopädie und Methodologie der englischen Philologie. Es ist ein reichhaltiger Band, der dem Verfasser von Quousque tandem, dem sorgsamsten Leser der ags. Runeninschriften, dem Phonetiker Shakespeares und des Modernenglischen, zum 60. Geburtstage dargebracht wird. A. B.]

Neuphilologische Mitteilungen, hg. vom Neuphil. Verein in Helsingfors, 1910, N° 1—2 und 3—4 [T. E. Karsten, Zur Kenntnis der inchoativen Aktionsart im Deutschen, II. — H. Petersen, Deux chansons pieuses inconnues. — W. Söderhjelm, Les travaux de C. G. Estlander († 1910) dans le domaine de la philologie romane. — O. Homén, Zur Komik Molières. Zu dieser Interpretation von Molières *Misanthrope* darf ich auf die von mir vorgetragene Auffassung verweisen (*Aus Dichtung und Sprache der Romanen*, 1903, p. 205 ff. und hier CXV, 480 f.), an der ich festhalte. — Besprechungen. — Protokolle. — Eingesandte Literatur. — Mitteilungen].

Studies in language and literature in celebration of the seventieth birthday of James Morgan Hart November 2, 1909. New York, Holt & Co., 1910. VI, 520 S. [J. O. Adams: Thomas Forde's Love's labyrinth. — E. J. Bailey: George Meredith in America. — A. Blount: An elementary course in Old English. — L. Cooper, The power of the eye in Coleridge. — E. G. Cox: A Middle-Irish fragment of Bede's *Ecclesiastical history*. — A. Davis: Some Scottish influences on eighteenth century literature. — O. F. Emerson: A new note on the date of Chaucer's Knight's tale. — Ch. F. Fiske: Old English modification of Teutonic racial conceptions. — H. L. Fordham: English and the law. — A. Greene, An index to the non-biblical names in the English mystery plays. — G. H. McKnight: Alfred the Great in popular tradition. — M. J. Molloy: The Celtic rite in Britain. — B. S. Monroe: Textual notes on Layamon. — C. S. Northup: Addison and Gray as travelers. — M. W. Sampson: The plays of Edward Sharpham. — Ch. J. Sembower: A note on the verse structure of Carew. — W. Strunk: The importance of the ghost in *Hamlet*. — F. Thilly: Contemporary American philosophy].

Bouvier, B., La lecture analytique, communication présentée à la 14ᵉ assemblée générale de l'association allemande des philologues modernes à Zurich, le 18 mai 1910, o. O. u. D. 19 S. Auch erschienen in den 'Neueren Sprachen' Oktober 1910.

The Carnegie trust for the universities of Scotland. Ninth annual report (for the year 1909/10) submitted by the executive committee to the trustees on 7th February 1911. Edinburgh, University Press, 1911. 74 S. [Über £ 8000 spendet Carnegie jährlich den vier schottischen Universitäten zu Forschungszwecken. Unter den Arbeiten philologischer Art, die gegenwärtig unterstützt werden, sind zu nennen: G. Henderson: The study of survivals in belief and ritual among the Celts. — W. M. Lindsay: Abbreviations in mediaeval mss. — H. W. Meikle: Influence of the French revolution in Scotland. — L. M. Smith: The influence of Cluny on England. — J. Colville: Studies in Lowland Scots. — Th. Crockett: The French and Latin influences on, and elements in, the Middle Scots dialect. — W. Grant: A phonetic survey of the Scottish dialects as at present existing. — H. J. C. Grierson: Canon and text of Donne's poems. — G. Kitchin: Index expurgartorius Anglicanus. — G. S. Marr: Periodical essayists of the eighteenth century. — G. Schaaffs: Publication of two important mss. of the German poet G. A. Bürger, and investigation on the influence of English and Scottish ballad poetry upon him. A. B.]

Germanisch.

Loewe, Richard, Germanische Sprachwissenschaft. (Sammlung Göschen.) 2. Aufl. Leipzig, Göschen, 1911. 151 S. Geb. 80 Pf. [Das Bändchen enthält nur Laut- und Flexionlehre der altgermanischen Dialekte nebst einer Einleitung über ihren Zusammenhang mit dem Indogermanischen. Vollständigkeit ist nicht zu erwarten; dagegen läſst man sich von dem Verfasser gern über den heutigen Stand der Forschung auf dem frühgermanischen Gebiete in einigen Hauptfragen orientieren. Wenn die Sprachveränderung S. 11 f. lediglich auf die Eigenaussprache der Kinder gegenüber der der Erwachsenen zurückgeführt wird, so ist dies etwas einseitig; jeder, der in Dialektgegenden Bescheid weiſs, hat den Einfluſs verschiedener Bildungsstufen unter den Erwachsenen gewiſs noch stärker empfunden. In meinem eigenen nordtirolischen Dialekt sage ich *Stein* zum Pfarrer, *Stan* zum Handwerksmeister und *Stoan* zum Burschen auf der Straſse. Im Nonsberg reden die Bauern unter sich das Idiom *del No*, mit den Honoratioren das Trientinische, die Honoratioren aber im Gebildetenverkehr befleiſsigen sich des Florentinischen. In London um 1490 gebrauchte der höfisch gebildete Buchdrucker Caxton ein viel gelehrteres und konsequenteres Englisch als z. B. der wenig lateinkundige Sakristan von St. Mary's Church oder gar als die an Landkundschaft gewöhnten Geschäftsbuchführer der Firma Cely. Und auch solcher Bildungsunterschied bei Erwachsenen bringt nur die spontan hervordringenden Sprachneuerungen zur Herrschaft, ohne sie eigentlich zu schaffen. Die Kindersprache ist wohl in der Grammatik wie in der Literaturgeschichte auf ein bescheidenes Kapitel zu beschränken. — Auf ags. Gebiete habe ich am ehesten gegen die Behandlung des *g* etwas einzuwenden, von dem S. 52 ohne Einschränkung gesagt wird, es sei im Anlaut 'noch spirans gewesen'. Die Annahme, daſs es in *gold* und *glidan* zuerst spirans und dann wieder media geworden sei, ist umständlich, und die Verhältnisse des Palatalvorschlages sprechen direkt dagegen. Wenn man das ags. Zeichen ȝ gegen *g* ausspielt, ist zu bedenken, daſs das erstere Zeichen von den angelsächsischen Schreibern auch in lateinischen Wörtern ausschlieſslich gebraucht wird. — Northumbrisch S. 25: warum nicht auf gut Deutsch Nordhumbrisch, wenn die ganze Gegend nördlich vom Humber gemeint ist und nicht bloſs die Provinz Northumberland? A. B.]

Deutsch.

Rivista di letteratura tedesca dir. da C. Fasola. Anno IV, N. 7—12, luglio—dicembre 1910. Firenze, Seeber, 1910 [A. Faggi, Una novella filo-

sofica di A. von Humboldt. — E. Aubel, Alcuni giudizi di Nic. Tommaseo su la letteratura tedesca. — P. E. Pavolini, Un runo finno nelle poesie del Platen. — A. Carufa, Aleardi e Heine. — G. Ciardi-Dupré, Un errore tenace (nämlich die Annahme einer besonders nahen Verwandtschaft von Germanisch und Litauisch). — E. Benvenuti, Alcune relazioni fra l'Italia e l'Alemagna nel Seicento. — F. Olivero, Sul 'Buch der Bilder' di Rainer Maria Rilke. — Recensioni].

Seiler, Friedrich, Die Entwicklung der deutschen Kultur im Spiegel des deutschen Lehnwortes. 3. Teil: Das Lehnwort der neueren Zeit. 1. Abschnitt. Halle a. S., Waisenhaus, 1910. XIV, 430 S. M. 6.

Gröger, Otto, Die althochdeutsche und altsächsische Kompositionsfuge mit Verzeichnis der althochdeutschen und altsächsischen Composita. (Abhandlungen, hg. von der Gesellschaft für deutsche Sprache in Zürich, XI.) Zürich, Zürcher & Furrer, 1911. VIII, 488 S. M. 10.

Schweizerisches Idiotikon. Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache. LXVIII. Heft, Bd. VII, Bogen 37—46, enthaltend die Stämme s—h (Schluſs), s—j, s—k und s—l (bis 'vergesellschaften'). Bearb. von A. Bachmann und E. Schwyzer, J. Vetsch, E. Abegg. Frauenfeld, Huber, 1910. Sp. 578—736.

Nagl, J. W., und Zeidler, J., Deutsch-österreichische Literaturgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Dichtung in Österreich-Ungarn. 38. Lieferung bzw. 16. Lieferung des Schluſsbandes. Neuere und neueste Zeit. K. 1,20 = M. 1.

Körner, Josef, Nibelungenforschungen der deutschen Romantik. (Untersuchungen zur neueren Sprach- und Literaturgeschichte. Hg. von O. F. Walzel. N. F. H. 9.) Leipzig, Haessel, 1911. VIII, 273 S. M. 6.

Junk, Viktor, Tannhäuser in Sage und Dichtung. München, C. H. Beck, 1911. 51 S. M. 1.

Mordhorst, Otto, Egen von Bamberg und 'die geblümte Rede'. (Berliner Beiträge zur germanischen und romanischen Philologie, XLIII.) Berlin, Ebering, 1911. 144 S.

Monumenta Germaniae paedagogica. Bd. XLVII. Dokumente zur Geschichte der humanistischen Schulen im Gebiete der Bayrischen Pfalz, I. Berlin, Weidmann, 1910. XVIII, 446 S. M. 11,60.

Mathar, Ludwig, Carlo Goldoni auf dem deutschen Theater des 18. Jahrhunderts. Diss. München. Montjoie, Buchdr. P. Weiſs Erben, 1910. 218 S. M. 3.

Grantzow, Hans, Geschichte des Göttinger und des Vossischen Musenalmanachs. (Berliner Beiträge zur germanischen und romanischen Philologie, hg. von Emil Ebering 35, Germ. Abt. 22.) Berlin, E. Ebering, 1909. VI, 204 S. 8. M. 5. [In die Blütezeit der Musenalmanache führt uns die Schrift Grantzows zurück, welche die Geschichte des ältesten deutschen, des Göttinger Musenalmanachs behandelt. Sein erster Jahrgang erschien 1770, von Boie und Gotter herausgegeben in der Absicht, analog dem französischen 'Almanach des Muses' eine Sammlung der besten unter den neueren deutschen lyrischen Stücken zu bieten und dabei nach Möglichkeit bisher ungedruckte Gedichte zu publizieren. Der Almanach erschien bei Dieterich in Göttingen, sein geistiger Vater war Boie. Als letzterer 1774 Göttingen verlieſs, übertrug er seine Funktionen als Redakteur dieser Anthologie auf Voſs und begründete 1776 das 'Deutsche Museum', die gediegenste der damaligen deutschen Monatsschriften, die kürzlich (1908) von Hofstätter in einer ganz ausgezeichneten Monographie behandelt worden ist. Voſs gab nun den Almanach für 1775 als Vertreter Boies heraus, die Jahrgänge 1776—78 redigierte er allein und lieſs er, durch Klopstocks Gelehrtenrepublik dazu angeregt, zunächst im Selbstverlag, dann in Hamburg bei Bohn erscheinen. Der bisherige Verleger aber engagierte Göckingk zur Fortsetzung seines Verlagsunternehmens,

welcher den Göttinger Almanach von 1776—78 fortführte. Voſs hatte es inzwischen mit Erfolg unternommen, den Herausgeber des Konkurrenzunternehmens für seinen Almanach zu gewinnen, und so erschien der Hamburger Almanach 1779—88 unter Voſs' und Göckingks, 1789—98 und 1800 unter Voſs' alleiniger Redaktion und ist mit dem letzteren Jahrgange eingeschlafen. Den Almanach des Göttinger Verlegers leitete 1779—94 Bürger, 1795—1804 Reinhard, 1803 Sophie Mereau. — Unter den deutschen Musenalmanachen des 18. Jahrhunderts, über die die Tafel in Vogt und Kochs Literaturgeschichte 1897 bei S. 554 am schnellsten orientiert, nimmt, abgesehen vom Schillerschen, der Göttinger die hervorragendste Stellung ein, viele der jüngeren Dichter, die sich um den Göttinger Hain scharten, und zeitweise auch Goethe hatte er zu Mitarbeitern. Wer sich über diesen Almanach orientieren wollte, war bisher hauptsächlich auf die Biographien seiner Herausgeber angewiesen, besonders auf die zusammenhängenden Ausführungen in Weinholds Werk über Boie, und auf die Stellen, an denen von Herbst in seiner Voſs-Biographie, ferner in Voſs' Briefwechsel und in der Bürger-Literatur hiervon gehandelt ist. Die Geschichte des Göttinger und des Vossischen Musenalmanachs im Zusammenhang darzustellen, wie Rommel den Wiener, Koſsmann den deutschen Musenalmanach von 1833—39 und Herzog die schlesischen Musenalmanache von 1773—1823, hat nun Grantzow unternommen. Er schildert uns Gründung und Gedeihen, Fortschritte wie Stillstand, Tendenz, Redaktions- und Verlagsänderungen des Almanachs von dessen Anfängen bis zu dessen Ende, gibt auch ausführlich Nachricht von dessen französischem Vorbild und von Schmids Almanach der deutschen Musen, jenem Konkurrenzunternehmen, das die berüchtigte und 1885 von Wustmann ins richtige Licht gesetzte Leipziger Firma Dodsley & Co. seit 1770 verlegt hatte, und zeigt, daſs die Priorität vor dem letzteren dem Göttinger Almanach gebührt. G. gibt aber auch einen Einblick in die damaligen Parteiverhältnisse in der deutschen Literatur und besonders in die Beziehungen des Almanachs zu Klopstock, Wieland, Gleim u. a. Er bespricht die hauptsächlichsten Mitarbeiter, untersucht Wert und Herkunft ihrer einzelnen sowie die Verfasserschaft verschiedener chiffrierter und anonymer Stücke, zeigt hierin Vertrautheit mit den Charakteren und Fähigkeiten der wesentlichsten Beiträger und weist auf die zahlreichen, von den Herausgebern an den Gedichten vorgenommenen Änderungen hin. Auf die zeitgenössischen Rezensionen ist gebührend Rücksicht genommen; der Verfasser der Beurteilungen in der Lemgoer Bibliothek, deren scharfsinnige Kritik der Emilia Galotti durch J. Mauvillon von Bulthaupt gerühmt wurde, wird sich zwar nicht mehr ermitteln lassen, wohl aber ist die Autorschaft der Beiträge zur Allgemeinen deutschen Bibliothek durch Partheys Mitarbeiterregister feststellbar, das von G. nicht herangezogen ist und als Verfasser der von ihm auf S. 50 bei Anm. 40 genannten Kritik Eschenburg nachweist, die Rezensenten der Göttinger Anzeigen dagegen sind im Exemplar der dortigen Bibliothek meist handschriftlich hinzugefügt. Eingehend betrachtet hat der Verfasser auch den maurerischen Anhang zum Vossischen Almanach 1776, in Kap. 6 und Anh. 5 die musikalischen Beiträge, ferner die Streitigkeiten des Jahres 1775 mit dem Verleger Dieterich (der mitunter fälschlich Dietrich genannt wird), über welche im Anh. 1—4 die betreffenden Bekanntmachungen und Repliken zum Abdruck gebracht sind; in Kap. 13 über den Almanach für 1803 gelangt G. zu neuen Resultaten. Im Register habe ich einige Auslassungen bemerkt. Eine gesonderte Zusammenstellung seiner Nachträge zu Redlichs Chiffernlexikon und ein Register über alle im Göttinger und Vossischen Almanach enthaltenen Beiträge wäre eine sehr erwünschte Beigabe gewesen; letztere muſste wohl ihres Umfanges wegen unterbleiben. G. ist in seiner Arbeit der Bedeutung des Musenalmanachs vollauf ge-

recht geworden und hat einen wertvollen Beitrag zur Geschichte der deutschen Literatur und besonders der deutschen Lyrik geliefert. Mögen seine Schrift und die erwähnte von Hofstätter zur monographischen Behandlung weiterer älterer Zeitschriften anregen, besonders zu einer Geschichte der Gottschedschen, für die dessen erhaltene Korrespondenz reiches Material bietet, oder zu der erheblich schwierigeren Geschichte der Lemgoer Bibliothek, von der wir nur recht wenig wissen. Wolfram Suchier.]

Petsch, Robert, Lessings Faustdichtung. Mit erläuternden Beigaben. (Germanische Bibliothek. Hg. von W. Streitberg. 2. Abt. Untersuchungen und Texte. Bd. 4.) Heidelberg, Winter, 1911. 57 S. M. 1,20, geb. M. 1,80.

Goethes Werke. Vollständige Ausgabe in 40 Teilen. Auf Grund der Hempelschen Ausgabe neu hg., mit Einleitungen und Anmerkungen sowie einem Gesamtregister versehen von Karl Alt in Verbindung mit E. Ermatinger, S. Kalischer, W. Niemeyer, R. Pechel, R. Riemann, E. Scheidemantel und Christian Waas. Berlin, Leipzig, Wien, Stuttgart, Deutsches Verlagshaus Bong & Ko. [1910].

Berendt, Hans, Goethes 'Wilhelm Meister'. Ein Beitrag zur Entstehungsgeschichte. (Schriften der Literarhistorischen Gesellschaft Bonn. Hg. von B. Litzmann. X.) Dortmund, Fr. Wilh. Ruhfus, 1911. XII, 155 S. M. 3,50.

Meyer-Benfey, Heinrich, Das Drama Heinrich von Kleists. 1. Bd. Kleists Ringen nach einer neuen Form des Dramas. Göttingen, Hapke, 1911. XXVIII, 620 S. Geb. M. 12.

Briefe der Brüder Grimm an Paul Wigand. Veröffentlicht und erläutert von E. Stengel. Bd. III: Private und amtliche Beziehungen der Brüder Grimm zu Hessen. Marburg, Elwert, 1910. VII, 434 S. M. 6, geb. M. 6,80.

Obenauer, Karl, August Ludwig Hülsen. Seine Schriften und seine Beziehungen zur Romantik. Diss. München. Erlangen, Junge & Sohn, 1910. XII, 92 S.

Grabbes Werke. Hg. von Albin Franz und Paul Zaunert. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausg. Bd. 1—3. Leipzig u. Wien, Bibliogr. Institut [1910]. Geb. M. 6.

Lüder, Fritz, Die epischen Werke Otto Ludwigs und ihr Verhältnis zu Charles Dickens. Diss. Greifswald. Leipzig, Hoffmann, 1910. 165 S.

Hellmann, Oskar, Joseph Christian Freiherr von Zedlitz. Ein Dichterbild aus dem vormärzlichen Österreich. Leipzig 1910. 176 S.

Wagner, Alb. Malte, Das Drama Friedrich Hebbels. Eine Stilbetrachtung zur Kenntnis des Dichters und seiner Kunst. (Beiträge zur Ästhetik, XIII.) Hamburg u. Leipzig, Vofs, 1911. XII, 522 S. M. 17.

Marion Lee Taylor, A study of the technique in Konrad Ferdinand Meyers Novellen. A dissertation. Chicago, 1909, Chicago Press. 109 S. [In Amerika hat sich jetzt das Interesse an literarischer Technik vorzugsweise der einheimischen Gattung der *'short story'* zugewandt, deren Literatur man jetzt in dem lehrreichen Aufsatz von Ch. Alph. Smith in der 'Internationalen Wochenschrift' bequem übersehen kann. Von hier aus wäre für die Beurteilung unserer Romane und Novellen leicht ein neuer Forschungspunkt zu gewinnen; leider aber ist die Verf. in ihrer Erkenntnis der Grundformen moderner Prosa-Epik noch nicht einmal über die Lehre, Novelle und Roman seien nur durch den Umfang unterschieden (S. 71), hinausgekommen. Ebensowenig merkt man, dafs die in der Bibliographie verzeichneten Schriften (unter denen Kalischers vorzügliche Untersuchung sich noch nicht befindet) ihrer Arbeit etwas Wesentliches genutzt hätten. Es ist eine fleifsige Zusammenstellung über *methods of portrayal* (S. 10), Namen (S. 15), Motivierung (S. 30), Leitmotive (S. 45) usw.; am besten wird (S. 49) über die Einheitlichkeit, am schwächsten (S. 82 f.) über

den Stil gehandelt. Gute Bemerkungen, wie über die *realistic bits* (S. 65), fehlen nicht, auch beachtenswerte Einfälle kommen vor, wie, daſs Ezzelino seine (freilich ganz anders geartete) Beschäftigung mit Sterbenden dem Baron Ricasoli verdanke (S. 27). Im ganzen hört die Untersuchung doch eigentlich da auf, wo sie anfangen sollte; wenigstens wenn sie mehr als das übliche *testimonium industriae* sein will. R. M. Meyer.]

Werth, Hermann, Deutsche Grammatik für die Oberklassen höherer Lehranstalten und für Seminare. Mit einer Karte der deutschen Mundarten. Frankfurt a. M. u. Berlin, M. Diesterweg, 1911. VIII, 161 S. Geb. M. 1,80.

Harcourt, L., German for beginners. A. reader and grammar in two parts. 4th and 5th editions. Part II. Deutsches Lesebuch für Ausländer. London, Whittaker & Co. Marburg, Elwert, 1910. 230 S.

Hock, Stefan, Deutsche Literaturgeschichte für österreichische Mittelschulen. Ausg. für Realschulen. 1. Teil. Für die V. Klasse. Mit 4 Abb. Wien, Tempsky, 1911. 80 S. Geb. K. 1,20.

Hock, Stefan, Deutsche Literaturgeschichte für österreichische Mittelschulen. Ausg. für Gymnasien und Realgymnasien. 1. Teil. Für die V. und VI. Klasse. Mit 10 Abb. Wien, Tempsky, 1911. 147 S. Geb. K. 2.

Ertl, Emil, Die Leute vom blauen Guguckshaus. Für den Schulgebrauch in verkürzter Form hg. von Max Pirker. (Freytags Schulausgaben und Hilfsbücher für den deutschen Unterricht.) Leipzig, G. Freytag; Wien, F. Tempsky, 1911. 150 S. Geb. M. 1,20.

Pichou, J. E., und Sattler, F., Deutsches Lese- und Redebuch. (Direkte Methode zur Erlernung der lebenden Sprachen.) Mit vielen Illustrationen. Freiburg (Baden), J. Bielefelds Verlag, 1910. 159 S. Gebunden M. 2.

Hoffmann, E. T. A., Meister Martin, der Küfner, und seine Gesellen. Erzählung. Für den Schulgebrauch hg. von Johann Cerny. Mit 1 Abbild. (Freytags Schulausgaben und Hilfsbücher für den deutschen Unterricht.) Leipzig, G. Freytag; Wien, F. Tempsky, 1911. 106 S. Geb. M. 0,80.

Englisch.

The Scottish historical review. VIII, 2. January 1911 [Sir J. Balfour Paul, Edinburgh in 1544 and Hersford's invasion. — Jacobite songs: The *true loyalist* or *Chevalier's favourite*, 1799. With notes by Andrew Lang. — H. W. Meikle, The Glasgow merchants in the French revolution. — Sir Herbert Maxwell, The chronicle of Lanercost. — Rev. J. Wilson, Charter of the abbot and convent of Cupar, 1220. With note by Sir Archibald Campbell Lawrie. — J. Anderson, A Roman outpost on Tweedside. The fort of Newstead. — Reviews of books].

Beowulf and the Finsbury fragment: a translation into Modern English prose by John R. Clark Hall. With 25 illustrations and a map. London, Sonnenschein, 1911. LXVI, 287 S. [Die Einleitung referiert über schon vorhandene Forschungen, aus denen Hall folgende Sätze als ihm sympathisch hervorhebt: ein Dichter schrieb das Epos, abgesehen von einigen Einschiebungen; er war ein Heide, oberflächlich zum Christentum bekehrt; ein Angle, wahrscheinlich ein Merkier, ein Bearbeiter dänischen und gautischen Materials, aber nicht ein bloſser Übersetzer; tätig um 700. Die Übersetzung strebt nach peinlicher Genauigkeit, verrät aber nicht ein tiefes Eindringen in Wortkritik und Stilkunde. Der Anfang lautet: 'Lo! we have heard of the glory of the Spear-Danes' warrior-kings in days of yore — how the princes did valorous deeds! Often Scyld of the Skeaf took mead-benches away from troops of foes, from many tribes. The noble inspired awe! After he was first found helpless he met with consolation for that, increased under the heavens and throve in honour' etc. Die

Abbildungen bringen Teile der Hs., altn. Waffen und Schmucksachen, Rekonstruktionen eines Wikingerschiffes und einer Königshalle. Die Karte macht auf alle Schwierigkeiten der Beowulfgeographie aufmerksam, zeigt die Myrginger am rechten, die Hadubarden am linken Unterlauf der Elbe, die *Heathoræmas* an der Südostgrenze von Norwegen, die Ostdänen in Schonen und die Westdänen in Jütland. In mehreren Anhängen sind zusammengestellt: Realien, lateinische Lehnwörter — darunter *weall*, S. 234 —, Parallelwörter mit Widsith, sonst unbelegte Ausdrücke der Beowulf-Stammbäume, Eigennamenliste mit Erklärungen und eine ziemlich reichhaltige Bibliographie.]

Brasch, Karl, Die Namen der Werkzeuge im Altenglischen. Eine kulturhistorisch-etymologische Untersuchung. Diss. Kiel. Leipzig, A. Hoffmann, 1910. 173 S.

Zachrisson, R. E., Some instances of Latin influence on English place-nomenclature. Lund 1910. (Lunds Universitets Årsskrift N. F. Afd. 1. Bd. 7. Nr. 2.)

Ayres, Harry Morgan, Bibliographical sketch of Anglo-Saxon literature. (Columbia University in the city of New York. Department of English and comparative literature.) New York, Lewcke & Buechner, 1910. 20 S. Price 25 Cents. [Sehr eklektisch.]

Havelok. Mit Einleitung, Glossar und Anmerkungen. Hg. von F. Holthausen. 2. verm. und verb. Aufl. Mit 1 Tafel. (Alt- und mittelenglische Texte. Hg. von L. Morsbach und F. Holthausen, 1.) Heidelberg, Winter, 1910 (Neuyork, G. E. Stechert & Ko.). XII, 133 S. M. 2,40, geb. M. 3. [Die diakritischen Zeichen, aus denen der Leser die Quantität der Akzentvokale ersehen soll, sind jetzt im Text weggelassen, im Glossar jedoch geblieben. Die Einleitung ist durchaus modernisiert, das Glossar mit Rücksicht auf den Anfänger vermehrt und namentlich durch etymologische Bemerkungen wertvoller gemacht worden. All das ist sicherlich für die Ausgabe eine Verbesserung. Zu denken gibt ein Satz im Vorwort, wonach die Sprache des Gedichts wohl von Anfang an keine ganz einheitliche gewesen sei; die Frage, wie sich Schreibweise und Aussprache um 1300 zueinander verhalten haben, wird dadurch aufgerollt; leider ist Holthausen diesmal nicht näher darauf eingegangen.]

Kenyon, John Samuel, The syntax of the infinitive in Chaucer. (Chaucer Society. Second series. 44, 1905.) London, Kegan Paul, 1909. XXI, 162 S. [Kenyon hat sich redlich bemüht, die bei Chaucer vorkommenden Fälle des Infinitivs auf logische Kategorien zu bringen. Er geht aus vom Infinitiv des Zweckes, zuerst mit, dann ohne *to*; zu den ersteren rechnet er auch Fälle wie *goon sleepe, go dyne, go soupe*. Er wendet sich dann zum Infinitiv nach Substantiv, nach Adjektiv. Eine neue Einteilung folgt: der Infinitiv als Ergebnis, als Ursache, als Einräumung. Wie Einzelheiten schliefsen sich daran der absolute Infinitiv, der konditionelle Infinitiv, den der Verf. selbst aus dem Infinitiv des Zweckes herleiten will, der ergänzende, objektive und subjektive Infinitiv, endlich der Infinitiv nach impersonalen Sätzen wie *liken, seems*, als Prädikat in Fragesätzen, im Nominativ und Akkusativ mit Infinitiv u. dgl. Die Einteilungsgründe schliefsen einander nicht aus. Aber noch bedenklicher ist es, dafs sie nicht nach sprachgeschichtlichen Gesichtspunkten gewählt sind. So ist der Infinitiv ohne *to* nach *go* u. dgl. weit gesondert von dem nach *do* (S. 154), obwohl diese Fälle präpositionslosen Infinitivs nach bindevokallosem Verb genetisch zusammengehört hätten. Selbst sprachliche Fehler kommen vor; in Fällen z. B. wie *sende hym drynke, yeve us drynke* (S. 111) ist *drynke* natürlich nicht Infinitiv, sondern Substantiv. Dabei hat sich der Verf. sichtlich bemüht, sprachhistorisch zu Werke zu gehen; denn in jeder Rubrik verzeichnet er zuerst den ags. Gebrauch, wie er ihn aus Werken über ags. Literatur zu belegen vermag, dann den afrz. Gebrauch, dann den bei

Chaucer, wobei natürlich die früh-me. Eigenbildungen nicht zu ihrem Rechte kommen und dafür häufig der Eindruck französischen Syntaxeinflusses entsteht. Wo z. B. das verstärkende *forto* beim Infinitiv zuerst erwähnt wird (S. 11), wird uns gesagt, dafs dies im Ags. noch nicht zu erweisen sei, dafs aber im Afrz. *por* verstärkend vor den Infinitiv treten kann, und dann folgen Chaucerische Beispiele mit *forto* vor dem Infinitiv; tatsächlich finden wir aber solches *forto* beim Infinitiv schon bei Orm, der sonst verschwindend geringen Einflufs des Französischen aufweist, bei Laghamon und anderen Autoren der Zeit um 1200, bei denen ein so tief in die Syntax eingreifender französischer Einflufs nicht denkbar ist. Auch ist solches *forto* beim Infinitiv heutzutage in gewissen Dialekten, besonders des Nordens, beliebt; solch volkstümlicher Charakter der Fügung hätte Kenyon warnen können, den Schein des Eindringens von aufsen zu erwecken. Ein neuer Beweis, wie irreführend es ist, französischen Syntaxeinflufs auf me. Gebiete anzunehmen! Tobler pflegte, wenn die Rede auf solche Theorien kam, mit Vorliebe zu zeigen, dafs die betreffenden me. Konstruktionen in älteren Denkmälern vorkämen als die vermeintlichen frz. Vorstufen. Eine Bibliographie ist beigegeben; sie zeugt ebenfalls von dem ernsten Fleifs des Verf.; vermifst habe ich darin so grundlegende und wertvolle Werke wie Kochs 'Historische Syntax' und Leon Kellners 'Historical outlines of English syntax'. Auch aus der Dissertation über den absoluten Infinitiv bei Shakespeare von Erhard Scholz 1908 und aus der bekannten Studie über die Geschichte der Partikel *but* von Varnhagen wäre einiges zu lernen gewesen. Kenyon hat sich offenbar durch die vorliegende Schrift zunächst eingearbeitet; seiner amerikanischen Energie — er ist Professor des Englischen am Butlar College Indianopolis — harrt im Me. noch ein reiches Feld der Betätigung.]

Heyne, Herbert, Die Sprache in Henry the minstrel's 'Wallace'. Laut- und Flexionslehre. Diss. Kiel, Fiencke, 1910. 189 S.

Schumacher, Aloys, Des Bischofs Gavin Douglas Übersetzung der Aeneis Vergils, einschliefslich des von Maffeo Vegio angefügten 13. Buches, verglichen mit den Originalen und der französischen Aeneis-Übersetzung des Octavien de Saint-Gelais. Diss. Strafsburg, Du Mont Schauberg, 1910. 136 S.

Leland, John, The itinerary. In or about the years 1535—1543. Parts IX, X, and XI. With two appendices, a glossary, and general index. Edited by Lucy Toulmin Smith. London, G. Bell and Sons, Ltd., 1910. XXX, 352 S. 18 s. net. [Mit diesem fünften Bande ist die grofse Neuausgabe von Lelands Itinerar vollendet, und der Historiker, der Topograph, der Literaturforscher, der Folklorist kann diese Fundgrube wieder ausbeuten. Mifs Smith ist mit gewohnter Umsicht zu Werke gegangen, hat die Originalhss. kollationiert und, wo diese fehlen, die alten Abschriften zu Rate gezogen, hat das vom früheren Herausgeber Hearn gebotene Erläuterungsmaterial beibehalten und noch vermehrt, überall die Namen identifiziert und durch einen grofsen Index der Personen und Orte das Ganze erst recht erschlossen. Leland selbst hatte die Reste des Altertums, die er auf seinen Reisen durch England und Wales fand, als das Wichtigste zu beschreiben gesucht; uns sind seine Gegenwartsschilderungen das Wichtigste. Sie zeigen uns das britische Land, wie es um die Mitte des 16. Jahrhunderts aussah, zwischen der Reformation und dem Auftreten Shakespeares, und zwar geschildert von einem Humanisten. Drei Karten veranschaulichen die Reisen Lelands. Den Freund der mittelenglischen Literatur wird u. a. das Epitaphium Waldevi comitis interessieren, in Prosa und in Versen, das dem 2. Bande S. 130 ff. beigegeben ist. — Obwohl die fünf Bände insgesamt über 3 £ kosten, ist schleunige Bestellung notwendig, denn die nicht sehr grofse Auflage soll nahezu vergriffen sein.]

Gsell, Erwin, Richard Niccols als Ergänzer und Herausgeber des 'Mirror for magistrates'. Seine Quellen und seine Änderungen. Dissert. Strafsburg, 1910. X, 143 S. [Niccols hat die letzte Redaktion des 'Mirror' 1610 besorgt. Gsell geht zuerst den Quellen seiner Zutaten nach, dann den Änderungen, die Niccols an den früheren Teilen des *Mirror* vorgenommen hat. Grammatische und metrische Dinge sind dabei vielfach interessant, z. B. Kasusvertauschung der persönlichen Pronomina, Einsetzung von *who* für *which*, Einfügung von vormals unterdrücktem Relativ, Änderung von Partizipien, Abstrich doppelter Negation, Durchführung des *rhyme royal* und Entfernung rhythmischer Freiheiten.]

Vetter, Theodor, Der Humor in der neueren englischen Literatur. Akademischer Vortrag. Frauenfeld, Huber, 1910. 31 S. M. 1.

The chief Elizabethan dramatists excluding Shakespeare. Selected plays by Lily, Peele, Greene, Marlowe, Kyd, Chapman, Jonson, Dekker, Marston, Heywood, Beaumont, Fletcher, Webster, Middleton, Massinger, Ford, Shirley. Edited from the original quartos and folios with notes, biographies and bibliographies by William Allan Neilson. Boston, Houghton Mifflin, 1911. VI, 880 S. [30 Stücke von 18 Autoren sind hier bequem zusammengedruckt, um als Proben für die englische Dramatik um und kurz nach Shakespeare zu dienen. Am meisten berücksichtigt sind Marlowe mit Tamburlaine I., Faustus, Jew und Edward II., Fletcher-Beaumont mit 5 Stücken, Ben Jonson mit 4, Dekker mit 3. Kurze Anmerkungen und biographische Skizzen hat der Herausgeber mit kundiger Hand beigesteuert. Der Druck ist etwas klein; aber durch 'Schelling's Elizabethan drama' und die 'Cambridge history of English literature' ist offenbar in amerikanischen Schulen so viel Interesse für dieses Literaturgebiet geweckt worden, dafs die Ausgabe einem Bedürfnis entgegenkommt.]

Greg, W. W., John Phillip. Notes for a bibliography. (Reprinted from 'The library' 1910.) London, Moring, 1911. 56 S. [Phillip ist der Dichter der politischen Moralität 'Patient Grissell', die zuerst 1565/6 im Buchhändlerregister begegnet und zuerst 1909 für die Malone Society neu gedruckt wurde. Greg stellt die Flugschriften, Erbauungstraktate und Strafsenballaden zusammen, die Phillip sonst noch verfafst hat. Phillip war ein lebhafter Gegner der Papisten und Verehrer Calvins — das erklärt die Haltung seiner Komödie in Staatsfragen und in der Frauenfrage. Erst durch die Arbeiten Gregs ist Phillip eine deutliche Gestalt geworden, jeder künftige Geschichtschreiber des älteren englischen Dramas wird sich mit ihr zu beschäftigen haben.]

Early plays from the Italian, ed. with essay, introductions and notes by R. Warwick Bond. Oxford, Clarendon Press, 1911. CXVIII, 332 S. 7 s. 6 d. net. [Bond bietet Abdruck von 'Supposes', 'Bugbears' und 'Misogonus' mit Einleitungen und Anmerkungen. Beim ersten Stück war Ariost der Vater, beim zweiten Grazzini; beim dritten sehe ich aufser dem deutschhumanistischen Prodigaldrama keine italienische Quelle — eher wäre die 'Andria' des Terenz mit heranzuziehen. Anderseits fehlen Stücke von deutlich italienischer Herkunft oder Vermittlung: Mundays 'Two Italian gentlemen' als englische Bearbeitung von Pasqualigos 'Il fidele' und Gascognes 'Jocasta' als übernommen durch Dolces Zwischenübersetzung. Aber Texte sind immer willkommen, und begreiflich ist auch eine gewisse britische Empfindlichkeit, dafs ein wichtiges Stück wie 'Misogonus' bisher nur in einer deutschen Ausgabe vorlag. In der Einleitung hat Bond hauptsächlich die Frage erörtert, wie bei Ariost die italienische Komödie aus der römischen hervorwuchs und schliefslich sich abzweigte, auch den Einflufs geänderter Sitten und Theater, aber auch der Romane und literarischer Kritik. Auf den Einflufs der *commedia dell'arte,* über den Max Wolff im Shakespeare-Jahrbuch XLVI, 1 ff. beachtenswert gehandelt hat,

geht Bond leider nicht ein. Von den Anmerkungen sind die worterklärenden zu 'Misogonus' die wertvollsten; sie gehen vielfach über die meinen hinaus; trotzdem bleibt noch manches zu tun übrig. Die englische Umgangssprache mit ihren Abschleifungen und Verderbnissen wird uns erst in derlei Dramen aus der Mitte des 16. Jahrhunderts greifbar; auf den ersten Blick ist es oft unklar, ob man es mit einer Seltsamkeit der Phonetik oder der Schreibweise zu tun hat; eine prinzipielle Untersuchung darüber, wie sie Eckhardt für die Dialektpartien geliefert hat, wäre zu wünschen.]

Grosch, Wilhelm, Bote und Botenbericht im englischen Drama bis Shakespeare. Diss. Gießen. Mainz, 1911, Druck von Oscar Schneider. 126 S. [Grosch hat sich eifrig bemüht, den Unterschied zwischen dem klassischen und dem englischen nationalen Botenbericht auf Ziffern zu bringen. Er unterscheidet Botenberichte von benannten und von unbenannten Figuren, mit bekanntem und unbekanntem Inhalt. In den Mysterien findet er in der Regel lange, ununterbrochene Reden, mit Ausnahme der *Townley plays*, in denen der Botenbericht gern in kurze Fragen und Antworten aufgelöst wird. Das nationale Drama zeigt umständlich, wie der Bote abgesendet wird, die Botschaft ausführt und dann wieder zurückkehrt. Gleiches gilt für die Moralitäten. Seneca dagegen bemüht sich nicht, uns die Boten menschlich näherzubringen, und führt zugleich die Botenberichte mit großer Weitschweifigkeit aus; häufig ist dem Botenbericht sogar ein orientierender Dialog vorangeschoben, so daß für die eigentliche Botenrede mehr ein rhetorisches als ein stoffliches Interesse übrigblieb. In England haben die klassizistischen Tragödien sich ganz nach Seneca gerichtet, während die Historien der nationalen Weise treu blieben. Die Vorgänger Shakespeares im Volkstheater, Kyd, Peele und Greene, bleiben im allgemeinen auch bei der nationalen Technik, trachten aber schon gelegentlich darüber hinaus; Marlowe ringt nach mehr dialogischer Form, Shakespeare aber hat eine große Kunst des Botenberichts entwickelt, die von Grosch erst zu einem Teile herausgearbeitet worden ist.]

Booth, William Stone, The hidden signatures of Francesco Colonna and Francis Bacon. A comparison of their methods. With the evidence of Marston and Hall that Bacon was the author of Venus and Adonis. Boston, W. A. Butterfield, 1910. VII, 70 S. [Abermals ein Beitrag zur Shakespeare-Bacon-Hypothese. Aus seltsam verteilten Buchstaben in der ersten Folio soll sich ergeben, daß Bacon die Dramen schrieb, und aus Anspielungen in den Satiren von Marston and Hall, daß Bacon auch 'Venus and Adonis' verfaßte. Sogar ein 'Richard II.' wird jetzt Bacon zugemutet. Logik schwach.]

Daniel's The tragedie of Cleopatra. Nach dem Drucke von 1611 hg. von M. Lederer. (Materialien zur Kunde des älteren englischen Dramas, Bd. 31.) Louvain, A. Uystpruyst, 1911. XVI, 99 S. M. 5,60. [Dem Neudruck wird die Ausgabe letzter Hand von 1611 zugrunde gelegt, aber die Varianten aller früheren Ausgaben bis zu der ältesten von 1594 sind anhangsweise mitgeteilt. Die Einleitung orientiert zugleich über die Quelle, als die sich Norths Plutarch herausstellt, und bietet einige metrische Bemerkungen.]

Shakespeare, A midsommer nights dreame. With introduction and notes by William Henry Hudson. (The Elizabethan Shakespeare, 5.) London, George G. Harrap & Co. (1910). LII, 186 S. [Die Einleitung dieser fleißigen Ausgabe stellt die Einflüsse Lilys auf den Sommernachtstraum vollständiger und umsichtiger zusammen, als es bisher geschehen ist. Im Kapitel über die Entstehungszeit fehlen einige Gründe, die meines Erachtens immerhin beachtenswert wären; doch ist dem Ergebnis des Verfassers — 1594 — nicht zu widersprechen.]

Lodge, Thomas, The wounds of civil war. 1574. The Malone society reprints 1910.

A knock to know an honest man. 1596. The Malone society reprints 1910.

The birth of Hercules. The Malone society reprints 1911. (XI, 91 S.)

Bentzien, Werner, Studien zu Drydens 'Ödipus'. Diss. Rostock, Boldt, 1910. 100 S.

Macpherson, Charles, Über die Vergil-Übersetzung des John Dryden. Diss. Berlin, Mayer & Müller, 1910. 102 S. M. 2,20.

Happel, Friedrich, Tobias Smollett und der Humor. Diss. Marburg, Noske, 1910. 77 S.

Frankenberger, Julius, Jane Austen und die Entwicklung des englischen bürgerlichen Romans im achtzehnten Jahrhundert. Diss. Jena. Weimar, R. Wagner Sohn, 1910. VI, 117 S. [Der Verf. hat sich nicht begnügt, das Leben der Jane Austen zu erzählen und den Inhalt ihrer Werke zu skizzieren, sondern er sucht recht eingehend ihren Stil darzulegen: welche Personen und Motive sie wählte, wie sie realistisch oder moralistisch oder humoristisch sie auffaſste, wie sie monologisch, dialogisch und beschreibend darstellte, die Ichform, den Brief, den Memoirenrahmen gebrauchte und die Erzählungslinie durch Episoden und Exkurse durchbrach. Die Kunst der Romanschriftstellerin, von der Walter Scott wesentliches gelernt hat, gelangt recht hübsch zum Ausdruck.]

Blaesing, Bernhard, George Borrow. Diss. Marburg. Berlin, Ebering, 1910. 78 S.

Smith, C. Alphonso, The American short story. Berlin 1910. 30 S. (Separate print of number 51 of the 'Internationale Wochenschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik', Dezember 1910.)

Rodd, Sir Rennell, Jonischer Veilchenkranz. Im Originalversmaſs übertragen von Rose Ilse-Munk. Berlin, Verlag von Karl Curtius, 1909. VII, 86 S. [Feine Lyrik im plastischen Stil der Renaissance, formenschön und ohne Sentimentalität. Die gewichtigere Hälfte der Gedichte stammt aus dem Bändchen 'The violet crown', das in Griechenland geschrieben und 1891 veröffentlicht wurde; so viel gute Lyrik wird heute von Liebhabern in England geschrieben, daſs der Verfasser seinen verdienten Ruhm noch nicht gefunden hat. Seine Skizzen von einer attischen Nacht, von Thermopylä, von einem Sonnenuntergang in Ägina, von Arkadien, Delos, Tanagra sind vornehm empfunden und ausgemalt; die Übersetzerin hat sich ein Verdienst erworben, indem sie sie deutschen Lesern nahelegte. Ihre Übertragung gibt die Originale mit anmutiger Treue wieder; als Beispiel sei der erste Absatz von 'Hellas' angezogen:

> Nicht darum, weil der Sonnenglanz
> So warm den Süden liebt,
> Weil mancher welke Lorbeerkranz
> Hier Heldenkunde gibt;
> Nicht weil Natur als holde Braut
> Sich hier der Kunst verband,
> Nennt dich das Herz mit warmem Laut
> Der Liebe Heimatland:
> Nein, weil des Dichters Märchentraum
> Noch deine Flur umwebt,
> Uns Hain und Berg und Wogenschaum
> In Geisterfülle lebt.

Auf ähnliche Art werden uns in der zweiten Hälfte auch andere Stimmungsbilder geboten, wie 'Heimkehr aus Afrika', 'Florentinischer Abend', 'Nocturne von Chopin', 'In der Kathedrale von Chartres', die alle einen echten, wenn auch nicht sehr starken Dichter verraten.]

Collection of British authors. Tauchnitz edition:
Vol. 4235/36: A. Bennett, Clayhanger. In 2 vols.
„ 4237: Baroness Orczy, Petticoat government.
„ 4238: Mrs. Belloc Lowndes, When no man pursueth.
„ 4239: Baroness von Hutten, The green patch.
„ 4240: L. Merrick, All the world wondered and other stories.
„ 4241: V. Lee, Vanitas.
„ 4242: M. Hewlett, Rest Harrow.
„ 4243: C. F. Keary, The mount.
„ 4244: J. C. Snaith, Mrs. Fitz.
„ 4245: A and E. Castle, Diamond cut paste.
„ 4246: E. F. Benson, Account rendered.
„ 4247: E. W. Hornung, The camera fiend.

Cliffe, Arthur, Lehrbuch der englischen Sprache. Unter Mitwirkung von W. Ellmer, C. A. Hinstorff, Fr. Kraemer. 2. Teil. Übungsbuch I. (3. Klasse). Frankfurt a. M., Diesterweg, 1910. IX, 220 S. Geb. M. 2,20.

Pichou, J. E., and Nunes, F. R., Practical lessons in English. (A direct method of teaching modern languages.) With many illustrations. Freiburg (Baden), J. Bielefelds Verlag, 1911. 156 S. Geb. M. 2.

Dunstan, A. C., Englische Konversation für höhere Klassen. Leitfaden für den Unterricht im mündlichen und schriftlichen Gebrauch der englischen Sprache. Text, Anmerkungen und Fragen. Hannover u. Berlin, Carl Meyer, 1910. Geb. M. 0,80.

Chisini, G., A practical study of colloquial English as spoken by the educated classes in London. (The Chisini international system for modern languages.) Berlin, Herbig, 1911. 124 S. M. 1. Geb. M. 1,40.

Breitingers Grundzüge der englischen Sprach- und Literaturgeschichte, als 4. Auflage völlig neu bearb. von Ph. Aronstein. Zürich, Schulthefs & Ko., 1911. VI, 164 S. M. 2.

Bube, Johanna, Englisches Lesebuch für höhere Mädchenschulen, Lyzeen und Studienanstalten. In 3 Teilen. II. Teil: 9. und 10. Schuljahr. Leipzig, G. Freytag, 1911. 456 S. Geb. M. 4,50.

Choice passages from representative English and American writers. Lesebuch zur Einführung in die englische Literatur sowie in Landeskunde und Geistesleben der englisch-amerikanischen Kulturwelt. Zusammengestellt von Emil Hausknecht. Berlin, Wiegandt & Grieben, 1911. XII, 363 S. [Besonders aus der Prosa sind viele und gute Beispiele ausgewählt, von Thomas Morus bis herab zu Robert L. Stevenson. Selbst Historiker, Nationalökonomen, Naturforscher sind reichlich berücksichtigt. Durchaus keine gewöhnliche Auslese!]

Shakespeare, Julius Cæsar. With the assistance of H. P. Junker edited by Frederic W. Moorman. Text, Notes. (Teubners School texts, 1.) Leipzig u. Berlin, Teubner, 1905. 91, 66 S.

Shakespeare, Macbeth edited by Frederic W. Moorman with the assistance of H. P. Junker. Text, Notes. (Teubners School texts, 3.) Leipzig u. Berlin, Teubner, 1908. 87, 70 S.

Scott, Walter, Kenilworth. In gekürzter Fassung für den Schulgebrauch hg. von Franz Eigl. Mit einem Titelbilde und einem Plan. (Freytags Sammlung französischer und englischer Schriftsteller.) Leipzig, G. Freytag; Wien, F. Tempsky, 1911. 142 S. Geb. M. 1,40.

Sperks, Jared, The life of George Washington. Zum Schulgebrauch hg von G. Zutt. Mit einer Karte. (Französische und englische Schulbibliothek, hg. von Otto E. A. Dickmann. Reihe A. Bd. 163.) Leipzig, Renger, 1911. XIV, 101 S. Geb. M. 1,20.

Braddon, M. E., The Christmas hirelings. Für den Schulgebrauch hg. von Karl Erhardt. 2. Aufl. (Freytags Sammlung französischer und

englischer Schriftsteller.) Leipzig, G. Freytag; Wien, F. Tempsky, 1910. V, 162 S. Geb. M. 1,50. (Dazu Wörterbuch. 77 S. M. 0,60.)

Stoy, F., und Speck, H. B. G., Wörterbuch zu the Stevenson text book. (Gems of modern English literature.) Dresden, Kühtmann, 1911. 72 S.

Kipling, Rudyard, Three stories from the jungle book. Für den Schulgebrauch ausgewählt und hg. von J. Ellinger. Mit einem Titelbild. (Freytags Sammlung französischer und englischer Schriftsteller.) Leipzig, G. Freytag; Wien, F. Tempsky, 1911. 76 S. Geb. M. 1. (Hierzu ein Wörterbuch. 32 S. Kart. M. 0,30.)

Romanisch.

Romania p. p. P. Meyer. N° 157, janvier 1911. Tome XL. Ausgegeben: Ende Mai [E. Philipon, L'*ū* latin dans le domaine franco-provençal. Es ist sehr willkommen, daſs hier ein Kundiger die Zeugnisse dafür zusammenstellt, daſs lat. ū im Frankoprovenzalischen im weiten Umfang nicht *y* geworden, sondern *u* geblieben ist oder eine Palatalisierung in der Richtung nach *æ*, *œ* erfahren hat. Niemand hat bis jetzt die Belege für frankoprov. *u* < lat. ū in solcher Fülle vereinigt. Wenn aber Philipon glaubt, der erste zu sein, der die sogenannte 'Keltenhypothese' mit Hilfe des frankoprovenzalischen Lautstandes bekämpft, so ist das ein Irrtum. Die schweizerische Patoisforschung hat längst das *u* auf dem ganzen frankoprovenzalischen Gebiete der *Suisse romande* festgestellt (cf. z. B. Gauchat in Behrens' *Zeitschrift* 1903, p. 123), und im *Bulletin de dialectologie romane* I, 16 n. heiſst es: ... gerade das Frankoprovenzalische hat heute noch vielfach den alten *u*-Laut bewahrt, nicht nur im schweizerischen Hinterlande, sondern auch im mittelrhonischen Kernland. Man prüfe die Isophonen des Wandels ū > *y* an den Karten des *Atlas ling.*, und man wird sich leicht überzeugen, daſs dieser Wandel kein altes keltisches Erbteil sein kann.' Auch im *Archiv* ist die Frage schon wiederholt berührt worden: CXIX, 402; CXXIV, 407 f. Daſs *œ* übrigens auch aus *y* entstanden sein, also als Zeugnis für älteres *y* < ū gelten kann (cf. die Dialekte der Sarthe) hat Philipon nicht erwogen. — A. Thomas, Variétés bibliographiques: I. Variations sur la dernière strophe d'*Aliscans*, zu *ZfrPh.* XXXI, 17; II. Le *Liber Galteri* du trésor des Chartes; III. Le N° 10 des mss. franç. de Franc. Gonzaga; IV. La *Chase aus mesdisanz* de Raimon Vidal (1338); V. Remarques sur trois ballades politiques du temps de Charles VI; VI. Un ms. oublié, un ms. perdu, un ms. prétendu du *Débat des héraut d'armes*; VII. Trois lettres de Thomassin de Mazaugues à La Curne de Sainte-Palaye. — P. Meyer, Notice du ms. Egerton 745 du Musée britannique, 2e article. Appendice. Vie en prose de saint Edouard, roi d'Angleterre: umfangreiche Textproben mit einigen Mitteilungen aus der *Vie en vers*, d'après le ms. de Welbeck appartenant au duc de Portland. — Mélanges: P. Meyer, Fragments du *Comput* de Philippe de Thaon. — Le dit du boudin. — G. Bertoni, Una poesia provenzale infrancesata. — A. Jeanroy, Modèles profanes de chansons pieuses. — G. Schoepperle, Sur un vers de la *Folie Tristan* de Berne. — M. Roques, Anc. franç. *jobreus*. — F. Rechnitz, *Fenestre* dans le *Roman de Rou*. — E. Faral, Pour l'histoire de *Berte au grand pied* et de *Marcoul et Salomon*. — A. Thomas, Deux documents inédits sur Pierre Bersuire; Saint-Martin-Valmeroux. — Comptes rendus. — Périodiques. — Chronique].

Revue des langues romanes. LIV, 1—2, janvier — mars 1911 [L. Lambert, Chansons pastorales. — R. Thauziès, Etude sur les sources de J.-M. de Hérédia dans les sonnets des *Trophées*. — G. Bertoni, Noterelle provenzali. — C. Pitollet, Deux lettres inédites de Ch. Linné relatives à l'Espagne. — Bibliographie].

Romanische Forschungen, hg. von K. Vollmöller. XXXI, 1, ausgeg. im März 1911[1] [V. Sallentien, Handel und Verkehr in der altfranzösischen Literatur. — Fr. Stroloke, Das Tönende in der Natur bei den französischen Romantikern. — W. Bernary, Über die Verknüpfungen einiger französischer Epen und die Stellung des Doon de Laroche].

Bullettino della Società filologica romana, in Roma, presso la Società: Num. XII, 1910. 56 S. 2 Lire [Geschäftliche Mitteilungen. — C. Marchesi, Due grammatici latini del medio evo, p. 20—56: Die *Summa Magistri Boni* und die *Regulae parvae Magistri Gori de Aretio*].

Nova serie diretta da Fr. Egidi. Num. I, 1911. 85 S. 3 Lire [G. Bertoni, Intorno a due volgarizzamenti di Boezio. — C. Marchesi, Traduzioni e compendi volgari di antiche istorie nel sec. XIV. — E. Brunelli, Il quadro n° 281 della Pinacoteca di Bologna — Bibliografia (p. 47—85). — Die Hefte des *Bullettino* sollen in Zukunft von den Rechenschaftsberichten der Sitzungen entlastet werden (die gesondert als *Atti* erscheinen) und ausschliefslich fachwissenschaftliche Mitteilungen und eine Bibliographie bringen].

Kleine Texte für theologische und philologische Vorlesungen und Übungen, hg. von H. Lietzmann. Bonn, Marcus & Weber, 1911:

N° 69. Poetarum romanorum veterum reliquiae selegit Ern. Diehl. 165 S. Brosch. M. 2,50, geb. M. 3.

N° 72. Die Vitae vergilianae und ihre antiken Quellen, hg. von Dr. E. Diehl. 60 S. Brosch. M. 1,50.

Indogermanische Bibliothek. Zweite Abteilung: Sprachwissenschaftliche Gymnasialbibliothek, hg. von M. Niedermann. Heidelberg, Winter, 1911:

I. Band: Historische Lautlehre des Lateinischen von M. Niedermann. Zweite Auflage. XVII, 124 S. Kart. M. 2. [Von den früheren Auflagen dieses Buches — die vorliegende ist eigentlich die dritte — ist hier CXVI, 479 und CXXI, 432 die Rede gewesen. Wie sehr dieses treffliche Hilfsmittel eines linguistisch vertieften Unterrichts einem Bedürfnis entspricht, zeigt sein grofser Erfolg. Die deutsche Ausgabe war seit einem Jahre vergriffen, und neben ihr sind Übertragungen ins Holländische, Englische und Russische veranstaltet worden. Die nachbessernde Hand des unermüdlichen und kundigen Verfassers hat mancherlei Detail umgestaltet. Zusätze und Abstriche halten sich fast die Wage, so dafs der Umfang des Handbuches nicht nennenswert gewachsen ist. Dem Studierenden der romanischen Sprachen, insbesondere auch dem des Griechischen Unkundigen, mufs diese Anleitung zur geschichtlichen Betrachtung des Lateins nachdrücklich empfohlen werden.]

Französisch.

Zeitschrift für französische Sprache und Literatur, hg. von D. Behrens. XXXVII, 2 u. 4, der Referate und Rezensionen erstes und zweites Heft. — XXXVII, 5 u. 7 [W. Küchler, Martin Fumées Roman 'Du vray et parfait amour', ein Renaissanceroman. Ein wertvoller Beitrag zur Geschichte des französischen Romans, besonders zum Einflufs der Heliodorschen Erzählungsart, die der Franzose Fumée nachahmt, um ihr zugleich durch Mäfsigung den Anschein der Wirklichkeitstreue zu geben. Fumé tut einen Schritt auf dem Wege zum Realismus. Im einzelnen wird hübsch nachgewiesen, was Plutarch u. a. zu den 'Erfindungen' Fumées beigesteuert haben. K. hat in der Nationalbibliothek zu Paris über dem Exemplar Huets gesessen und dessen zweihundertjährige Marginalien fruchtbar gemacht und reich vermehrt. — L. Geiger, Rousseaus Bekenntnisse in ihrer

[1] Band XXVIII; XXIX, 3; XXX erscheinen später.

ersten Fassung. — M. Rösler, Sur les sources de la 'Légende des siècle': *Le Romancéro del Cid, Bivar, Le Cid exilé.* — Th. Kalepky, Vom Infinitiv mit *de* und *à* nach *commencer* und verwandten Fällen. — C. Salvioni, Wortgeschichtliches: 1) *apostume*; 2) Ancora *opiniâtre*; 3) *avachir.* — W. Tavernier, Zu Roland 3995: *tere d'Elbire*].

Revue de philologie française et de littérature, p. p. L. Clédat. XXV, 1, 1911 [D. Zevaco, L'*honnête homme* au XVIIe siècle. — G. Gaillard, De quelques formations néologiques récentes dans leurs rapports avec les modifications de la pensée et des mœurs (à suivre). — A. Déresse, Vocabulaire du patois de Villefranche-sur-Saône (à suivre). — Contes rendus. — Livres et articles signalés. — Chronique].

Bulletin du Glossaire des patois de la Suisse romande. Neuvième année, 1910, N° 3—4. Lausanne, G. Bridel [L. Gauchat, La trilogie de la vie: II. fiançailles et mariage; cf. dazu die Bemerkungen oben S. 290. — W. Pierrehumbert, Les équivalents d'*importuner* dans le parler suisse-romand. — J. Jeanjaquet, *La vieille*, chanson populaire en patois d'Hermance (Genève). — L. Gauchat, Etymologies: 1) bagnard *barnai* 'hérétique' von Bernensis; 2) bagnard *aradzo* 'sauvage' von erraticus; 3) espagnol *cordero* 'agneau' Ableitung von chorda, da das junge Tier am Strick geführt wird; 4) neuch. *agri* 'ennui' von grevem, mit Agglutination des Vokals des weiblichen Artikels].

Annales de la Société de J.-J. Rousseau. Tome sixième, 1910. Genève, Jullien [1911]. 384 S. [Zu den früheren Bänden dieser *Annales*, die zu einem Zentrum der Rousseau-Forschung geworden sind, vgl. hier CXVI, 241; CXVII, 204; CXVIII, 268; CXX, 478; CXXIV, 225; CXXV, 256. Dieser sechste Band enthält aufser der erschöpfenden Bibliographie nur eine einzige Arbeit (312 Seiten) von L.-J. Courtois: Le séjour de J.-J. R. en Angleterre (1766—67), lettres et documents inédits. Es sind die nämlichen Briefe, die inzwischen auch von Th. Dufour mit Anmerkungen herausgegeben worden sind (cf. oben p. 291), doch umfafst die Arbeit Courtois' auch des Unedierten viel mehr als die Dufoursche Broschüre. Er gibt z. B. die Briefe Davenports vollständig und fügt diejenigen einer Reihe anderer Korrespondenten Rousseaus hinzu. Im ganzen veröffentlicht er ungefähr 50 bisher ungedruckte briefliche Mitteilungen Rousseaus und vielleicht die doppelte Zahl von Briefen aus Rousseaus Bekanntenkreis. So wird seine Ausgabe zu einer eigentlichen und minuziös dokumentierten Geschichte des Aufenthalts Rousseaus in England vom Januar 1766 bis Mai 1767 und damit zu einem wichtigen Beitrag zu der endgültigen Biographie des Genfer Philosophen. Ein wenig bekanntes, aus düsteren englischen Tagen stammendes Porträt Rousseaus (von Wright) ist dem Bande beigegeben. Es stellt einen Unglücklichen dar, mit dem man Mitleid empfindet.]

Normannia, germanisch-romanische Bücherei, hg. von M. Kaluza und G. Thurau. Berlin, Felber, 1911:

Sechster Band: L. Pfandl, Abel Hugo und seine französische Übersetzung spanischer Romanzen, ein Neudruck zur Geschichte der französischen Romantik, mit Einleitung. XXXVI, 103 S.

Siebenter Band: Emilie Schomann, Französische Utopisten und ihr Frauenideal. XXIV, 256 S.

Achter Band: W. Brangsch, Philosophie und Dichtung bei Sully Prudhomme. XVI, 204 S.

La lyre d'amour, an anthology of french love poems from earliest times down to 1866, selected and annotated by Ch. B. Lewis. London, Chatto & Windus, 1911. XXIII, 262 S. Geb. 5 sh. [Von Chrétien über Clément Marot, Benserade, Chénier, Hugo und Musset zu Nadaud und Renaud führt diese Anthologie von etwa 150 Liebesliedern. Die Neueren, wie Sully Prudhomme, fehlen, weil die Verleger die Wiedergabe nicht ge-

statteten. Die Auswahl ist geschmackvoll, wenn man zugibt, daſs aus geschichtlichem Interesse auch Verskünstler wie Malherbe vertreten sein muſsten, die freilich keine Liebeslyrik, sondern nur Rhetorik vortragen. Geschmackvoll ist auch die Ausstattung des hübschen Buches.]

Dublin University French Texts:

La Satire Ménippée, edited by P. Demey. London, Swan Sonnenschein & Co., 1911. 212 S. Geb. 2/6 sh. [Eine kommentierte Ausgabe von *Extraits* aus der *Ménippée* für Unterrichtszwecke. Die Einleitung ist eine banale Kompilation; über die Konstitution des Textes ist nichts gesagt, die Anmerkungen sind von schülerhafter Planlosigkeit; ihr wissenschaftliches Niveau wird durch die etymologische Weisheit, die darin zu Worte kommt (z. B. p. 158: '*à tes dépens*, lat. damnum'; p. 78: '*posson* = boisson lat. potionem'), illustriert. Ein solches Machwerk allergeringster Schulbücherfabrikation brauchte man nicht zu exportieren!]

L'Astrée de Messire Honoré d'Urfé. Nouvelle édition. Spécimen: Première partie, livres I, II, et III. Et se vend trois francs. 120 S. [Ein ungenannter Forézien unternimmt es, die *Astrée* neu zu drucken in schöner Schrift auf gutes Papier, mit Auflösung der Abkürzungen, doch unter Bewahrung der alten Graphie. Fünf Bände zu 6 Franken soll das Ganze umfassen. Es ist die Ausgabe von 1635 zugrunde gelegt; Varianten, die sich aus der Vergleichung der Ausgaben von 1621 und 1647 ergeben, werden im Anhange mitgeteilt. Ein Verleger ist nicht angegeben. Subskriptionen auf die fünf Bände (30 Franken) nimmt die Buchhandlung J. Gamber, Paris, 7 rue Danton, entgegen.]

Nachgelassene Schriften des Grafen Gobineau, hg. von L. Schemann. Briefe. I. Briefwechsel mit A. v. Keller. Nebst einem Anhang, enthaltend den Briefwechsel Gobineaus mit W. L. Holland. Straſsburg, Trübner, 1911. XV, 206 S. M. 4. [Adalbert v. Keller tritt im Frühjahr 1842 in brieflichen Verkehr mit Gobineau, und zwar, wie der erste Brief zeigt, dadurch, daſs er Gobineau, auf den er wohl durch den Tübinger Kollegen Fallati aufmerksam gemacht worden war, seine Publikation *Li romans dou chevalier au leon, Bruchstücke aus einer vatik. Hs., Tübingen*, 1841 (cf. *Romvart* p. 512) übersandte. Das gemeinsame Interesse am Mittelalter führte die beiden Männer zusammen. Sie blieben, wie Gobineaus Briefe zeigen — es sind nur wenige Antworten Kellers vorhanden —, in herzlicher Freundschaft verbunden. Die Briefe sind für Gobineaus Biographie von Bedeutung und ein schönes menschliches Denkmal.]

Gourdon, G., Die Heilige von Domremy (Jeanne d'Arc), historisches Schauspiel in 3 Akten und 7 Bildern, in Versen. Deutsch von H. Weiske. Mit einem Vorwort von H. Suchier. Halle, Niemeyer, 1911. 64 S.

Parducci, A., Couleur de livrée. S.-A. aus dem Februarheft der *Rivista d'Italia* p. 264—78. Rom 1911. [Vornehmlich anknüpfend an die *Chanson des couleurs*, die von ihm hier CXXI, 104 n° 43 verzeichnet worden ist, gibt Parducci interessante Zusammenstellungen über Farben und Farbensymbolik besonders in der Volkspoesie.]

Klein, A., Die altfranzösischen Minnefragen. Erster Teil: Ausgabe der Texte und Geschichte der Gattung. (Marburger Beiträge zur romanischen Philologie, hg. von E. Wechſsler, Heft I.) Marburg, Ebel, 1911. 359 S. Diese Arbeit beschäftigt sich mit einem Thema, das längst eine monographische Behandlung verdient hätte; so ist sie denn sehr willkommen. Der Verf. hat ein reiches Material zusammengebracht[1] (17 Mss.

---

[1] Zu *Chastel d'amours* (p. 35; 156) ist Murets kleiner Aufsatz über das Belagerungsspiel des *château d'amour* im *Bulletin du Glossaire* VI, 33 ff. übersehen (cf. *Archiv* CXX, 483). — Ich finde auch keinen Hinweis auf Thomas' Ausgabe des prov. *Chastel d'anors*, cf. *Romania*, 1891, p. 339.

des 14.—15. Jahrhunderts und Drucke) und es in einer Gruppierung ediert, die gebilligt werden kann, und in der eine Konkordanztafel leichte Orientierung gestattet. Der Abdruck der Texte füllt S. 37—182. Die sprachlichen Anmerkungen dazu sind zum grofsen Teil wertlos. Es ist schülerhaft, zu einzelnen Sprachformen immer wieder zu bemerken: pikardisch, z. B. p. 196: *prisie*, pikard. — p. 197: *prisie*, pikard. Es verrät wenig Sachkenntnis, zu *anoy* zu erklären: 'verkehrte Schreibung für *enui*' (p. 195) und einen Reim wie *anseigne* (subst.) : *anseigne* (verb.), *amours* : *amoureux* anzufechten (ib.) oder zu dem Reim *amans* : *talent* zu bemerken: 'eine Besserung war nicht möglich', da doch einfach die (archaische) Subjektform *amant* zu setzen (cf. *triste*) wäre: ... *sont plus triste amant* : *talent*. *Penetratis* ist kein Druckfehler; das Lehnwort steht sogar bei Godefroy (p. 196). In *qui toujours agaittent* ist nicht der Plural unerklärlich, sondern dieser Plural deutet auf eine Mehrheit von Subjekten, daher zu lesen: *Car trop est pres envie et dangier qui toujours agaittent* etc. (zum Sing. des Hauptsatzes cf. Meyer, *R. Gr.* III, § 344) etc. etc. So ist sprachlich den Texten ihr Recht nicht geworden. Die den Rest des Bandes füllende Untersuchung behandelt in sechs Kapiteln den Ursprung des Spiels 'au roi qui ne ment' (Frage- und Antwortspiel) und der *demandes d'amours*, deren literarische Verwertung sowie ihr Verhältnis zum Streitgedicht und zu den 'Minnehöfen'. Die Darstellung leidet unter der prolixen Diktion des Verfassers. Bei gröfserer Knappheit und sorgfältigerem Stil hätten seine kundigen Erörterungen an Übersichtlichkeit und damit an Klarheit gewonnen. — Dafs einzelnen Minnefragen wirkliche Erlebnisse zugrunde liegen, wird man ihm, gegen G. Paris, gern zugeben. Ohne ihm in der Verknüpfung der einzelnen Erscheinungen überall beizustimmen, darf man ihm auch zugeben, dafs er den *demandes d'amours* — von denen uns keine Sammlungen begegnen, die vor 1300 fielen — die richtige entwicklungsgeschichtliche Stellung angewiesen hat, wenn er in den *partimens* und den *jeux partis* eine Stilisierung dieses erotischen Frage- und Antwortspieles sieht, das eben in der Wirklichkeit viel älter war, als seine späte Überlieferung vermuten läfst. — Der Versuch, die *cours d'amours*, die ein rein gesellschaftliches Spiel waren, zum Teil als eine Art von Ehrengerichtshöfen zu erweisen, überzeugt mich nicht, trotz der sinnreichen Interpretation, die an Andreas Capellanus' *Judicia amoris* geübt wird. — Trotz mancher Gebrechen wird sicher dieses Buch, das ein bedeutsames Problem der mittelalterlichen Kultur behandelt, bei den Fachgenossen die freundliche Aufnahme finden, die der Leiter dieser neuen 'Marburger Beiträge' ihm wünscht.]

Edens, R., Erec-Geraint. Der Chrétiensche Versroman und das wälsche Mabinogi. Rostocker Inauguraldissertation. Rostock, Universitäts-Druckerei von Adlers Erben, 1910. 150 S.

[Grojean, O.], Un nouveau manuscrit d'Antoine de la Sale. S.-A. aus dem *Annuaire 1910 des bibliophiles et iconophiles de Belgique.* 25 S. [Eine bisher unbekannte Hs. des 15. Jahrhunderts, die den *Réconfort de Madame de Fresne* und die *Journée d'onneur et de prouesse* enthält. Grojean zeigt die Bedeutung des Fundes, der z. B. gestattet, den *Réconfort* sicher dem Jahre 1457 zuzuweisen.]

Rigal, E., De Jodelle à Molière, tragédie, comédie, tragicomédie. Paris, Hachette, 1911. VIII, 302 S. Frs. 3,50. [Die drei ersten Studien dieses inhaltreichen Bandes beschäftigen sich mit dem Theater des 16. Jahrhunderts (*Les personnages conventionnels dans les comédies — La mise en scène dans les tragédies — Les trois éditions de la 'Sophonisbe' de Montchrétien et la question de la mise en scène*). Die vier folgenden gelten Corneilles Werk und behandeln seinen Anteil an der Entwicklung der französischen Tragödie (*Corneille et l'évolution de la tragédie — Le 'Cid' et la formation de la tragédie idéaliste — 'Polyeucte' et l'achèvement de la tragédie Cornélienne — 'Don Sanche d'Aragon': un retour offensif de la tragicomé-*

die). Der achte und letzte Aufsatz ist eine Ergänzung der Molière-Studien des Verfassers und gilt dem Nachweis, dafs Molière im *Etourdi* (1655) den *Parasite* (1654) seines Freundes Tristan l'Hermite nachgeahmt hat. — Die hier vereinigten Arbeiten sind zumeist alte Bekannte, welche einem in dieser bequemen Zusammenfügung neu lebendig werden. Die entwicklungsgeschichtliche Darstellung des *Polyeucte* und des *Don Sanche* war bisher nicht gedruckt und ergänzt das Bild Corneilles, das uns Rigal schon früher gegeben hat, in schönster Weise. Es sind vortreffliche, entscheidende Arbeiten, aus dem vollen geschöpft, gelehrt und geschmackvoll zugleich und mit sicherem Blick für das wirklich Wertvolle verfafst.]

Ziegler, E., Das Drama der Revolution. Berlin, Wiegandt & Grieben, 1911. 97 S. M. 2. [Eine feuilletonistische Vorführung von bekannten Mustern der Revolutionsdramatik (*Les victimes cloîtrées, Le jugement derniers des rois* etc.) mit ausführlichen Analysen der Handlung.]

Barth, P., Die Naturschilderung in Senancours *Obermann*. Tübinger Doktordissertation. Halle, Erh. Karras, 1911. 86 S. [Eine sorgfältige Arbeit, welche die stimmungsvolle, ja grüblerische, unpittoreske Naturschilderung Senancours gut beobachtet, belegt und definiert, Senancours Kunst entwicklungsgeschichtlich einfügt zwischen Rousseau und George Sand und sie scheidet von der Bernardins und Chateaubriands.[1] Bernardin wird dabei etwas zu einseitig als Maler der exotischen Natur aufgefafst. Auch er hat unseren Wald geschildert (cf. *Aus Dichtung und Sprache der Romanen*, 1903, p. 386).]

Petry, L., Paul Arène, ein Dichter der Provence. (Beiträge zur Geschichte der romanischen Sprachen und Literaturen, hg. von M. F. Mann, Heft I.) Halle, Niemeyer, 1911. XIII, 183 S. [Diese neue Sammlung romanistischer Arbeiten führt sich mit diesem ersten Hefte sehr gut ein, sowohl in Ausstattung als an Gehalt. Petrys Studie über Arène, den Novellisten, Lyriker und Dramatiker aus Sisteron, verschafft dem Leser Genufs und zeigt, wie eine solche gründlich fundamentierte Untersuchung wissenschaftlich und literarisch zugleich sein kann. Sie gliedert den Stoff, ohne ihn zu zerschneiden. Petrys Inhaltsangaben der Arèneschen Novellen sind selbst kleine Kunstwerke. Man fühlt die Liebe, mit der das nachgezeichnet ist, und auch der Schalk hat die Hand im Spiel. Von feiner Art ist der kritische Teil. Das Buch kann dem Leser Arène ordentlich liebmachen; es ist das Buch eines Künstlers über einen Künstler.]

Bézard, J., De la méthode de littéraire. Journal d'un professeur dans une classe de Première. Paris, Vuibert, 1911. 738 S. Frs. 5. [Dieses Tagebuch eines französischen Gymnasiallehrers, der in Prima den muttersprachlichen Unterricht erteilt, geht von der vielbesprochenen *Crise du français* und den schlechten Ergebnissen der Abiturientenprüfungen aus (im Juli 1910 haben nur 44 Prozent der Kandidaten bestanden). Er sieht die Ursache solcher Mifsstände insbesondere darin, dafs die Schüler zu wenig selbst lesen, und sucht die Lektüre inhaltlich oder formell mafsgebender Originaltexte in der Unterrichtsstunde selbst zu pflegen. Wie er dies durchgeführt haben will, von Descartes und Corneille bis Hugo und Sully Prudhomme, das zeigen diese Aufzeichnungen, die auch für den deutschen Lehrer viel Brauchbares enthalten.]

---

[1] Von 'St-Maurice' im Rhonetal darf man nicht als von 'St. Moritz' sprechen, sowenig als man etwa 'St-Blaise' (Neuchâtel) einfach 'Sankt Blasien' nennen darf. Solche vom Sprachgebrauch nicht autorisierten Übersetzungen von Ortsnamen führen den Leser irre. 'St. Moritz' liegt im Engadin und nicht im Rhonetal. — Wer französisches Sprachgefühl hat, wird nicht der *Dent du Midi*, sondern die Dent du Midi sagen (p. 72). Auch Klein, *Altfranz. Minnefragen* (cf. oben p. 502) verletzt dieses Sprachempfinden, wenn er von 'einem *cour d'amours*' spricht (p. 335; 341). Zu dieser Erscheinung cf. *Archiv* CXXIII, 222.

Freytags Sammlung französischer und englicher Schriftsteller. Leipzig, G. Freytag; Wien, F. Tempsky, 1910:

Röttgers, B., Recueil de poésies françaises du XIX[e] siècle, précedé d'un choix de fables de Lafontaine. Für den Schulgebrauch hg. Mit 19 Abbildungen. 309 S. Geb. M. 2,50.

Michaud, Influence et résultats des Croisades. Für den Schulgebrauch hg. von Prof. Dr. Jäde. 76 S. Geb. M. 1. Hierzu ein Wörterbuch, M. 0,30.

Les Mémoires françaises du XIX[e] siècle, morceaux choisis recueillis et annotés à l'usage des classes par M. Gratacap:

I. L'histoire. 180 S. Geb. M. 1,70.

Las Cases Mémorial de Sainte-Hélène, édition abrégée à l'usage des écoles, publiée et annotée par Dr. R. Sievers. 94 S. Geb. M. 1.

Bibliothèque française. Dresden, G. Kühtmann, 1911:

N° 93. George Sand, La petite Fadette. Für den Schulgebrauch hg. von Prof. Dr. F. Weyel. Mit Anmerkungen, Fragen und Wörterbuch in Falte. IV, 147, 17, 25, 42 S.

Diesterwegs Neusprachliche Reformausgaben, hg. von Prof. Dr. M. F. Mann. Frankfurt a. M., Diesterweg, 1911:

24. Band: Guy de Maupassant. La guerre franco-allemande annotée par Ch. Robert-Dumas et Dr. M. F. Mann. Seule édition autorisée pour les pays de langue allemande. VI, 75 S. Geb. M. 1,40. Hierzu: *Annotations*, 34 S.

22. Band: A. Thiers. Extraits historiques annotés par L. André. XVII, 64 S. Geb. M. 1,60. Hierzu: *Annotations*, 56 S.

Bœrners französisches Unterrichtswerk. Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner, 1910: Lehrbuch der französischen Sprache für höhere Mädchenschulen von Prof. Dr. O. Bœrner. Nach den preußischen Bestimmungen für das höhere Mädchenschulwesen vom 18. August 1908 völlig neu bearb. von Marg. Mittell, Schulvorsteherin in Hamburg. I. Teil. Klasse VII. Mit 8 Abbildungen im Text. 2., fast unveränderte Auflage. IV, 148 S. Geb. M. 1,40. — II. Teil. Klasse VI. Mit 3 Anschauungstafeln. V, 155 S. Geb. M. 1,80. — III. Teil. Klasse V. Mit 5 ein- u. mehrfarbigen Tafeln, 1 Textabbildung, 3 Plänen u. Karten sowie 1 Münztafel. V, 220 S. Geb. M. 2,40. — IV. Teil. Klasse IV. Mit 8 farb. Tafeln, 3 Plänen u. Karten sowie 1 Münztafel. IV, 231 S. Geb. M. 2,40.

Bœrners französisches Unterrichtswerk. Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner, 1911: Oberstufe zum Lehr- und Lesebuch der französ. Sprache. Mit besonderer Berücksichtigung der Übungen im mündlichen und schriftlichen freien Gebrauch der Sprache für Mittelschulen. Hg. von Prof. Dr. O. Bœrner und Dr. R. Dinkler. Mit 2 Tafeln, 12 Abbildungen und 1 Vollbilde im Text. V, 247 S. Geb. M. 2,60.

Grammaire Française à l'usage des Allemands par J. Oster. Cours supérieur. 2[me] édition. Dresde, G. Kühtmann, 1911. XI, 280 S.

Kleine französische Sprechschule für Deutschschweizer. Von Dr. A. Schenk. Bern, Stämpfli & Ko., 1911. 24 S. Brosch. M. 0,50.

Der französische Aufsatz. Ein Wegweiser für Studierende, Lehrer und Lehrerinnen der neueren Sprachen. Von L. Geyer. Leipzig, G. Freytag; Wien, F. Tempsky, 1911. 64 S. Brosch. M. 0,80.

La France et les Français. Lehrgang der französischen Sprache für Realschulen. Von J. Fetter und Dr. K. Ullrich. 4. Teil. 9. Auflage. Mit 12 Abbildungen, 2 Plänen von Paris und einer farbigen Karte von Frankreich. Wien, A. Pichlers Witwe & Sohn, 1910. V, 240 S. Geb. M. 2,35.

Méthode directe pour l'enseignement des langues vivantes. Premières leçons de vocabulaire et d'élocution par J. E. Pichou. Edition ornée de nombreuses illustrations. Freiburg, J. Bielefeld, 1911. 143 S. Geb. M. 2.

Teichmann, B., Französischer Anschauungsunterricht. Fünfzig Gespräche über Gegenstände. Erfurt, B. Teichmann, 1911. 116 S. M. 1,60. [Die Gespräche über Streichhölzer, Münzen, Goldfisch, Metermaſs etc. etc. sind gewiſs nützlich; die Lautschrift ist vorsündflutlich: eklohjö, bählſ-e präßehö = *éclosent belles et pressées.*]

Böddeker-Bornecque-Erzgraeber, Französ. Unterrichtswerk. Leipzig, G. Freytag, 1911:

Übungsbuch für Gymnasien, hg. von Dr. K. Böddeker, Dr. H. Bornecque, Dr. R. Erzgraeber. I. Teil: Obertertia. Mit 12 Abbildungen. IV, 104 S. Geb. M. 1,50.

Französische Schulgrammatik, hg. von Dr. K. Böddeker, Dr. H. Bornecque, Dr. R. Erzgraeber. 2. Auflage. 161 S. M. 2.

Lehrbuch der französischen Sprache für Realschulen, Realgymnasien und verwandte höhere Lehranstalten, hg. von A. Mager und H. Bornecque. Unterstufe für die ersten zwei Jahrgänge. Mit 8 Abbildungen und 1 farb. Münztafel. Wien, F. Tempsky, 1911. 169 S. Geb. M. 2,20.

Lehrbuch der französischen Sprache von G. Weitzenböck. Ausgabe für Knaben. II. Teil. A. Übungsbuch. Mit 25 Abbildungen, 1 Übersichtskärtchen von Frankreich und 1 Plan von Paris. 7. Auflage. Wien, F. Tempsky, 1911. V, 196 S. Geb. M. 2,50.

Le petit Français. Livre de lecture et de conversation sous la forme dialoguée, à l'usage des écoles secondaires d'Allemagne, des écoles normales d'instituteurs et d'institutrices, des écoles supérieures de jeunes filles et des candidats à l'examen des 'Mittelschulen' par C. Cury. Leipzig, G. Freytag; Vienne, F. Tempsky, 1911. 145 S. Geb. M. 2.

Le français parlé, recueil de morceaux récapitulant, d'une manière systematique, le vocabulaire usuel par H. Bornecque et J. Weissel Avec 33 illustrations. Vienne, F. Tempsky; Leipzig, G. Freytag, 1911 84 S. Geb. M. 1,20.

Beszard, L., Etude sur l'origine des noms de lieux habités du Maine. Thèse pour le doctorat ès lettres présentée à la Faculté des Lettres de l'Université de Nancy. Paris, Champion, 1910. XXXIX, 373 S. [Der Verf. hat vor fünf Jahren eine erste toponymische Studie aus dem Gebiet des Maine veröffentlicht (*Toponymie de l'arrondissement de Mamers*, cf. *Archiv* CXVI, 243), heute bringt er eine Bearbeitung des Ortsnamenmaterials — nur der bewohnten Orte, nicht auch der Flurnamen — des ganzen *pays manceau.* Das Buch ist eine sehr gute Leistung, gut disponiert und gut informiert. Indices und eine Karte erlauben eine rasche Orientierung. Eine historische Übersicht über die Entwicklung des Maine (d. h. des Bistums) leitet das Ganze ein, und eine zusammenfassende Darstellung der sich übereinanderschiebenden Ortsnamenschichten, eine Chronologie der Toponomastik, bildet den Schluſs. Die Phonetik ist immer noch etwas zurück; auch hat der Verf. nur zu wenigen Namen die ortsübliche Lautform notiert. 1120 *Gennes, Gesnes* ist ligur. Genava. — 1032 *Jupjour* ('Schreihahn') birgt das altfrz. *juper.* — Die Arbeit Juds über *Aune* (*Archiv* CXXI) ist ihm entgangen (zu N° 30 etc). Es würde ein groſser Gewinn sein, wenn wir solche sorgfältige und kundige Monographien zur Toponomastik recht vieler Diözesen erhielten.]

Mettlich, Prof. Dr. Jos., Die Abhandlung über *Rymes et mettres* in der Prosabearbeitung der *Echecs amoureux,* zum erstenmal herausgegeben und besprochen. Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht des Kgl. Paulinischen Gymnasiums zu Münster. Münster i. W., Aschendorffsche Buchdruckerei, 1911. 31 S. [Eine kurze Poetik aus dem Ende des 14. Jahrhunderts, die der Herausgeber nach dem Ms. der Par. NB. fonds fr. 9197 abdruckt und mit Einleitung, Übersetzung und Nachwort versieht. Der anonyme Verfasser der *Rymes et mettres* ist der älteste schriftliche Zeuge für die Herleitung des Namens 'Alexandriner' vom Alexanderroman.]

Italienisch.

Giornale storico della letteratura italiana dir. e red. da Fr. Novati e R. Renier. Anno XXIX, fasc. 170—1. Vol. LVII, fasc. 2—3 [A. Oberdorfer, Per l'edizione critica delle *Canzonette* di Leon. Giustiniano. — E. Sicardi, Per il testo del *Canzoniere* del Petrarca. — R. Ortiz, Per la fortuna del teatro alfieriano in Rumania. — Varietà: E. Pozzi, L'acenno a Ceperano nella *Divina Commedia* (*Inf.* XXVIII, 26). — G. Reichenbach, Date di nascita di umanisti. — V. Osimo, Le *Costituzioni sinodali* di Girol. Vida. — A. Butti, Le accoglienze alla *Pronéa* cesarottiana e il concorso del Mella. — E. Bellorini, Giov. Berchet imperial regio impiegato. — Rassegna bibliografica. — Bollettino bibliografico. — Annunzi analitici. — Pubblicazioni nuziali. — Comunicazioni ed appunti. — Cronaca].

Heath's Moderne Language Series. Boston, Heath & Co., 1911:

Dante Alighieri, La Divina Commedia edited and annotated by C. H. Grandgent. Vol. II: *Purgatorio.* 297 S. Geb. $ 1,25. [Was hier CXXII, 471 über den ersten Band, *Inferno,* gesagt ist, gilt auch von dieser Fortsetzung.]

Crescini, V., In commemorazione di Ant. Fogazzaro. S.-A. aus 'Atti e Memorie della R. Accademia di Padova', XXVII, 1911. 7 S.

Il Correttore Italiano. Sprachschnitzer der Deutschen beim Italienisch-Sprechen, gesammelt, berichtigt und mit Anmerkungen versehen von Pia di Mayo-Gelati. Heidelberg, J. Groos, 1911. XII, 135 S.

Spanisch.

Bulletin hispanique. XIII, 1, avril—juin 1911 [P. Paris, L'archéologie en Espagne et en Portugal, suite et fin. — G. Cirot, La chronique léonaise. — P. Duhem, Dominique Soto et la scolastique parisienne. — L. Micheli, Inventaire de la collection Ed. Favre. — G. Le Gentil, Remarque sur le style de la 'Etafeta romántica' de Pérez Galdós. — Variétés: E. Mérimée, 'El Magances'. — A. Morel-Fatio, Une lettre de l'historien D. Carlos Coloma. — Universités et enseignement. — Bibliographie. — Revue des revues. — Chronique].

Clásicos castellanos. Madrid, Ediciones de 'La Lectura', et Paris, H. Champion, 1911. 3 Pesetas (vgl. oben p. 303):

N° 3. Garcilaso, Obras. XXIV, 281. [Die Ausgabe der Gedichte (*eglogas, elegias, epístola, canciones, sonetos, canciones en versos cortos*) des *príncipe de los poetas castellanos* ist von Tomás Navarro Tomás besorgt und gibt den Text der Sevillaner Ausgabe wieder, die Fernando de Herrera 1580 veranstaltete. Es ist gewifs zu billigen, dafs dieser berühmte Druck reproduziert wird, in welchem Garcilasos Lyrik lebte und wirkte, statt eine sogenannte kritische Ausgabe zu machen.]

Pietsch, K., Zur spanischen Grammatik. S.-A. aus *Modern language notes*, April 1911. Unpaginiert; 8 S. [II.[1] Verbale Kurzformen von *poder*: *querer*; *tener*; *venir*; Imperativformen (*mia, miuste* < *mire usted*); 3. pers. plur. perf. (*hición* < *hicieon* < *hicieron*); impf. conj. Sehr interessante und lehrreiche Zusammenstellungen, die auf einer umfangreichen Lektüre beruhen und für manche Erscheinung zum erstenmal sichere oder ausreichende Belege geben.]

Portugiesisch.

O Doutor Storck e a litteratura portuguesa, estudo historico-bibliographico por J. Leite de Vasconcellos. Lisboa, typographia da Academia das sciencias, 1910. XII, 338 S. 970 reis. [Ein pietätvolles Denk-

[1] Teil I ('Vom auslautenden unbetonten *y*') ist in Gröbers *Zs.* XXXIV, 641 und XXXV, 166 erschienen.

mal, das der Freund dem Freunde gesetzt hat, und mit welchem zugleich der Portugiese dem Deutschen den Dank der Heimat abstattet, der dieser Deutsche als Literarhistoriker und als Poet von Herzen zugetan war. Als der *grande amigo dos Portuguesos*, der er war, soll Storck hier Portugal vorgestellt werden, dem Lande, von dem der Verf. resigniert sagt: *em Portugal escreve-se muito, mas estuda-se pouco*. Das Buch hat einen sehr persönlichen Charakter; es ist eine Art Chronik der engeren Familie der *lusitanophilos*, was ihm einen besonderen Reiz gibt. Der deutsche Leser wird sich des korrekten Druckes der zahlreichen deutschen Beigaben freuen: dieser Briefe von Fr. Diez, N. Delius und anderer an Storck, mancher bisher ungedruckten Übertragungen Storcks etc. Das Buch ist illustriert mit 18 Bildnissen und Faksimile.]

Rumänisch.

Friedwagner, M., Über die Volksdichtung der Bukowiner Rumänen. Inaugurationsrede, gehalten am 2. Dezember 1910. Czernowitz, H. Pardini, 1911. 33 S. [In dieser Rektoratsrede, die zugleich eine Abschiedsrede war, teilt Fr. aus dem reichen Schatz rumänischer Volkslieder, den er gesammelt hat — Worte und Weisen —, einen vollen Straufs von Proben in Übersetzung mit: Balladen, Doine, Strigaturi etc. Die deutsche Wiedergabe ist von reizender Form, und die Einleitung gibt interessante Beiträge zur Charakteristik des rumänischen Volksliedes.]

Langenscheidts Taschenwörterbücher. Berlin-Schöneberg, Langenscheidts Verlagsbuchhandlung:

Taschenwörterbuch der rumänischen und deutschen Sprache. Mit Angabe der Aussprache nach dem phonetischen System der Methode Toussaint-Langenscheidt. Erster Teil: Rumänisch-Deutsch, von Prof. Dr. G. Pop. XIV, 508 S. Geb. M. 2.

Beilage I.

[assire]

[assidre]

[assitre]

[(as)soirter]

[soitre]